DIE GRENZBOTEN: 1882

Digitized by Google

0903
.407
v.41, Pt.1

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Elizabeth Foundation.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

---

41. Jahrgang.

Erstes Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1882.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Jahrgang 1882. Erstes Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Militärwesen.

Das verflossene Jahr. S. 1.
Das Wahlrecht. S. 57.
Reichstag und Landtag im neuen Jahre. S. 201.
Die Inkonsequenz des Fürsten Bismarck. S. 257.
Der Erlaß vom vierten Januar im Reichstage. S. 293.
Das Kaisertum und unsre nationale Politik. Konrad Hermann. S. 313.
Zur Verwaltungsreform in Preußen. S. 529. 581.
Glossen eines Deutschen im Auslande. S. 612.
Die Provinz Posen und die Wiener Verträge. S. 636.

Panislamismus. S. 105.
Die Reform des englischen Parlaments. Wilhelm Hasbach. S. 153. 210.
Gambettas Rücktritt. S. 299.
Magyaren und Deutsche. S. 347.
Der Aufstand in der Herzegowina. S. 463.
Gladstone und die parlamentarische Redefreiheit. S. 481.
Gladstone und das Oberhaus. S. 563.
Ein neues Königreich. S. 577.

Die österreichischen Kuponprozesse. S. 10.
Das Scheitern des englisch-französischen Handelsvertrags. S. 109.
Der Grundkredit in Preußen. S. 135.
Friedrich List und die thüringische Eisenbahn. H. Niedermüller. S. 163.

Gambettas militärisches Programm und das deutsche Heer. S. 66.
Die Offiziere in den Händen der Wucherer. S. 285.
Die Kriegsmacht der österreichisch-ungarischen Monarchie. S. 425. 488.
Der Abschluß des Generalstabswerkes. S. 591.

Literaturwissenschaft, Schöne Literatur.

Verbotene Bücher. Aus den Zensurakten der Leipziger Bücherkommission. G. Wustmann. S. 264.
Neue Klassikerausgaben. S. 552.
Die ältesten Nathanausgaben. S. 422.
Zwei Faustkommentare. S. 229.
Zu Goethes fünfzigjährigem Todestage. S. 625.

Freiligrath in seinen Briefen. S. 598. 645.
Wilhelm Raabe. S. 341. 455.
Paul Lindau. S. 127.
Kritiklosigkeit. S. 38.
Briefe eines Unbekannten. S. 180.
Die Zukunft des deutschen Dramas. G. Hartung. S. 378.
Die Frau Bürgemeisterin. S. 494.
Duverdy contra Zola. S. 558.

Kunstwissenschaft und Kunstpflege.

Die Fortschritte in der antiken Kunstgeschichte während des letzten Jahrzehnts. Hugo Blümner. 1. S. 330. 387. — 2. S. 442. — 3. S. 539.
Vier Festreden von Julius Schnorr von Carolsfeld. S. 655.
Das Vermächtnis Anselm Feuerbachs. Adolf Rosenberg. S. 606.
Wasili Wereschagin. Adolf Rosenberg. S. 393.
Der Bau des Reichstagsgebäudes. S. 87.

Die deutsche Bühne der Gegenwart. Heinrich Bulthaupt. S. 23. 77.
Ein Abend bei den musikalischen Meiningern. S. 508.

Geschichte und Geographie.

Leopold von Rankes Römische Geschichte. S. 225.

(RECAP)
0302
.A07
v.111:pt.1
8355777
ANNEX A
1882
Digitized by Google

Athenais. S. 35.
Die Lösung der Maria Stuart-Frage. S. 117.
Die Jakobiner im Lichte der Wahrheit. 1. S. 320. — 2. S. 432.
Bunsens Freunde und die Wahrheit. S. 369.

Zur Landes- und Volkskunde Japans. S. 71.
Die Royal Geographical Society in London und die deutschen geographischen Gesellschaften. S. 171. 219.

Philosophie, Pädagogik.

Eine neue Erkenntnistheorie. S. 113.
Herrn Meyers Kinder. S. 404.

Roman.

Bakchen und Thyrsosträger. A. Niemann. S. 42. 92. 140. 187. 241. 302. 354. 411. 468. 518. 568. 617. 663.

Besprochene Bücher.

(Die mit * bezeichneten sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

*Ferd. Gregorovius, Athenais. Leipzig, Brockhaus, 1882. S. 35.
Phil. Gerstfeld, Vergleichende Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage. Leipzig, O. Wigand, 1881. S. 55.
K. Knortz, Aus der transatlantischen Gesellschaft. Leipzig, Schlicke, 1882. S. 56.
Siegfr. Samosch, Pietro Aretino und Italienische Charakterköpfe. Berlin, Behr, 1881. S. 56.
*J. J. Rein, Japan. Leipzig, W. Engelmann, 1881. S. 71.
*C. F. Heman, Die Erscheinung der Dinge in der Wahrnehmung. Leipzig, Hinrichs, 1881. S. 113.
*Ernst Bekker, Maria Stuart, Darley, Bothwell. Gießen, Ricker, 1881. S. 117.
Isabella L. Bird, Unbetretene Reisepfade in Japan. Jena, Costenoble, 1881. S. 149.
Weisheit und Witz in altdeutschen Sprüchen. Berlin, Enslin, 1881. S. 149.
*Briefe eines Unbekannten. Wien, C. Geroldś Sohn, 1881. S. 180.
R. Treitschke, Literarische Stoßvögel. Leipzig, C. Schloemp, 1882. S. 200.
*Leopold von Rankes Weltgeschichte. Leipzig, Duncker & Humblot, 1882. S. 226.
*Goethes Faust. Erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, Göschen, 1881. S. 229.
*Faust von Goethe. Herausgegeben von K. J. Schröer. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. S. 229.
K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden, Ehlermann, 1881. S. 255.
W. Bode, Rembrandts früheste Thätigkeit. Wien, 1881. S. 256.
H. Eisenhart, Geschichte der Nationalökonomik. Jena, Fischer, 1881. S. 365.
Hermann Rollett, Die Goethebildnisse. Wien, Braumüller, 1882. S. 366.
Sim. Newcomb, Populäre Astronomie. Leipzig, W. Engelmann, 1881. S. 423.
R. Schultze, Die physikalischen Kräfte im Dienste der Gewerbe. Leipzig, Frohberg, 1880. S. 478.
Ludwig Strakerjan, Von Land und Leuten. Oldenburg, Schultze, 1882. S. 479.
W. v. Humboldt, Aesthetische Versuche über Hermann und Dorothea. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1882. S. 479.
F. Röber, Das Märchen vom König Drosselbart. Iserlohn, Bädeker, 1881. S. 480.
Heinr. Bierordt, Die Kranzweihe. Heidelberg, C. Winter, 1882. S. 480.
Ch. Th. Newton, Die griechischen Inschriften. Hannover, Helwing, 1881. S. 527.
J. W. Schäfer, Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel, 1881. S. 527.
Rudolf Doehn, Beiträge zur Geschichte der nordamerikanischen Union. Leipzig, Grunow, 1881. S. 528.
*Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. Stuttgart, Cotta. Gebr. Kröner. S. 552.
*Wallroths Klassikerbibliothek. Berlin und Leipzig, E. Wallroth. S. 552.
*Der deutsch-französische Krieg 1870—1871. (Generalstabswerk.) Berlin, Mittler und Sohn, 1881. S. 591.
*Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath. Lahr, Moritz Schauenburg, 1882. S. 598.
*Anselm Feuerbach, Ein Vermächtnis. Wien, C. Geroldś Sohn, 1882. S. 606.
R. M. Werner, Lessings Emilia Galotti. Berlin, W. Hertz, 1882. S. 627.
Goethes Faust. (Fragment von 1790.) Herausgegeben von W. Holland. Tübingen, Mohr, 1882. S. 628.
Derselbe. Herausgegeben von B. Seuffert. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1882. S. 628.
Moritz Willkomm, Führer ins Reich der Pflanzen. Leipzig, H. Mendelssohn, 1881. S. 672.

Digitized by Google

Das verflossene Jahr.

Das verflossene Jahr hat ebenso wie die beiden vorangegangenen Jahre keine großen Kriege oder Revolutionen gesehen. Dennoch war es ein Jahr, welches einst eine Epoche in der Geschichte bezeichnen wird; denn gleich in den ersten Wochen desselben wurde ein bedeutungsvoller Schritt auf dem Gebiete der Arbeiterfrage getan, ein Schritt, mit welchem diese Frage eine völlig neue Richtung einschlug. Mit dem Gesetzentwurfe, den der Reichskanzler am 13. Januar dem Bundesrate vorlegte, wurde der erste Versuch gemacht, in die Reichsgesetzgebung ein sozialistisches Element einzuführen, wurde die Verpflichtung des Staates, in Angelegenheiten des arbeitenden Volkes in großem Stile positiv wirksam zu sein, thatsächlich anerkannt, wurde das Recht der Arbeiter proklamirt, vom Staate bei ihrer Sicherung gegen Unfälle in ihrem Berufe unterstützt zu werden. Und nicht genug damit, die betreffende Vorlage deutete an, daß die staatliche Fürsorge hiermit nur das erste Wort gesprochen habe, und daß weitere Maßregeln zur Beruhigung der arbeitenden Klasse über ihre Zukunft in Aussicht genommen seien. Es galt, dem Zersetzungsproceß, den die Lehre der Manchesterschule herbeigeführt hat, der die Lohnarbeiter durch die Unsicherheit ihrer Existenzbedingungen alle moralische Spannkraft verlieren und nur im Umsturz alles Bestehenden noch Hoffnung finden ließ, während er deren Arbeitgeber mehr und mehr gewöhnte, sie lediglich als Material oder Werkzeug zum Geldmachen anzusehen und zu behandeln, zunächst an einer bestimmten Stelle und dann Schritt vor Schritt weiter Einhalt zu thun, und der Reichskanzler war dem genialen Gedanken gefolgt, sich dazu des Versicherungswesens zu bedienen. Die Lösung der sozialen Frage kann nur durch Stärkung der moralischen Kraft der Beteiligten herbeigeführt werden. Nur Selbstdisziplin der betreffenden Klassen kann

Digitized by Google

zum Ziele führen, und darauf richtete sich der Plan der Regierung, indem er dem Unternehmer zwei Drittel der Versicherungsprämie für diejenigen Arbeiter auferlegte, deren Einkommen zur Zahlung einer solchen nicht ausreicht. Der Unternehmer sollte gezwungen werden, auf Verhütung oder Verminderung der Unfälle bedacht zu sein, zweckmäßige Einrichtungen zu treffen und auf Behutsamkeit beim Betriebe zu halten, und der beste Zwang war der durch die Versicherungsprämie, die bei schlechter Einrichtung und Unvorsichtigkeit des Betriebes steigen muß. Für das letzte Drittel der Prämie sollte die Armenpflege aufkommen. Das ganze Versicherungsgeschäft wurde dem Reiche zugewiesen. Bei der Beratung des Sozialistengesetzes hatte die Regierung erklärt, die Bekämpfung des Übels solle auch auf positivem Wege versucht werden, und dieses Wort wurde durch das neue Gesetz in großartiger Weise eingelöst. Es wurde damit der Anfang zur Versöhnung der Arbeiter mit dem Staate gemacht. Sie sollten einsehen lernen, daß dieser auch nützlich sei, daß er nicht blos verlange, sondern auch gebe. Es sollte mit der Unfallversicherung und der weiter ins Auge gefaßten Altersversicherung einer sozialen Revolution vorgebeugt werden, die sich in den Erfolgen der Sozialdemokratie vorbereitete und ankündigte.

In den ersten Tagen des April fand die erste Beratung der Vorlage im Reichstage statt, dann wurde das Gesetz an eine Kommission verwiesen. Bei der Debatte zeigte sich, daß der Gedanke des Reichskanzlers zunächst in den Doktrinären des Freihandels, die sich an dessen staatssozialistische Natur stießen, dann in gewissen Großindustriellen, die sich nicht „bevormunden" lassen wollten, ferner in den Partikularisten, die dem Reiche keine neuen Attribute von Bedeutung beigelegt zu sehen wünschten, endlich in einer Anzahl zaghafter Leute, die vor dem Unerprobten zurückschraken, Gegner in Menge hatte. Zuletzt wurde das Gesetz von der Mehrheit des Reichstages in einer Gestalt beschlossen, die ihm so sehr allen Wert nahm, daß die Regierung es nicht brauchen konnte. Der Reichskanzler war, so dürfen wir zu diesem Ausgang der Sache wohl sagen, im Einklang mit dem Bundesrate der einzige, welcher der Arbeiternot und der aus der Unzufriedenheit der arbeitenden Klasse hervordrohenden Revolution ein Ziel zu setzen gewillt war; die Fraktionen des Reichstages dagegen stellten sich in ein Licht, als ob sie nichts Ernstes zur Heilung des Übels thun, sondern sich nur mit dem Scheine der Hilfsbereitschaft von der dringendsten Pflicht der modernen Gesellschaft loskaufen wollten. Das Centrum nahm Anstoß an der einheitlichen Reichsversicherungsanstalt, wollte dieselbe durch Landesanstalten ersetzt sehen und fand bei den konservativen Fraktionen Unterstützung. Die Großindustrie war gegen den Staatszuschuß, da er eine dauernde Staatsaufsicht über die Industrie, wirksamer als die bisherige, zur Folge gehabt hätte, die liberalen Doctrinäre mit ihrem manchesterlichen Haß gegen die Ausdehnung der Staatsgewalt traten ihnen an die Seite, und das Centrum, sonst voll bittrer Feindschaft gegen die individualistische Wirtschaftsordnung, gewann es über sich, der

Digitized by Google

dritte im Bunde zu sein. Der Grund war leicht zu sehen. Der Staatszuschuß wäre dem Staate zu gute gekommen, dem Reiche, das sich mit demselben die Sympathie der arbeitenden Klassen gewonnen hätte, und dies mußte auf jeden Fall hintertrieben werden. Das Centrum will nicht, daß den Arbeitern eine Wohlthat vom Staate komme, sie sollen eine Verbesserung ihrer Lage nur der Kirche, den Stiftungen und den Orden Roms verdanken. Die Fortschrittspartei stellte der Regierungsvorlage einen eignen Gesetzentwurf gegenüber, der eine Erweiterung des Haftpflichtgesetzes sein wollte, aber aus der Regierungsvorlage seine Grundgedanken entnahm. Die Versicherungslast sollte nach demselben von den Unternehmern allein getragen werden, womit sowohl der Staatszuschuß als der Beitrag der Arbeiter wegfiel. Auch wollte die Partei die Arbeiter bis zur Lohnhöhe von 2000 Mark (die Regierungsvorlage sagte, bis zu 750 Mark) nur von den Unternehmern versichert wissen. Dagegen enthielt ihr Entwurf zwar die Vorschrift, daß dem Arbeiter für die Leistung der Entschädigung eine Sicherheit geschaffen werden müsse, dieselbe brauchte aber in nichts zu bestehen als in der Versicherung bei einer Privatgesellschaft, womit alle Streitigkeiten über den Schaden der Verunglückten auf den Rechtsweg verwiesen waren. Zuletzt gab es im fortschrittlichen Gesetzvorschlag noch einen Artikel, nach welchem der zur Entschädigung verpflichtete die Aufhebung oder Minderung der Rente fordern konnte, wenn die Verhältnisse sich verändert hatten. Dieser Entwurf hätte das Gegenteil von dem zur Folge gehabt, was im Interesse der Humanität und der Selbsterhaltungspflicht zu schaffen war, er hätte den Klassenhaß verschärft, statt ihn zu mildern, er hätte dem Streite zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern neue Nahrung zugeführt. Die Secessionisten verwarfen den Staatszuschuß und wollten Konkurrenz der Privatgesellschaften neben der Reichsversicherungsanstalt.

Von geringerer Bedeutung im Vergleich zu dem Versuch, einen Anfang zur Lösung der Arbeiterfrage zu machen, aber immerhin der Erinnerung wert war die Rede des Kanzlers, mit der er bei Beratung des Gesetzentwurfs über die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten Gelegenheit nahm, die Finanzverwaltung Berlins und den „Fortschrittsring," der die Regierung der Reichshauptstadt beeinflußt, einer kritischen Beleuchtung zu unterziehen. Daß die Forschrittspartei, welche mit ebenso viel sittlicher Entrüstung als Verlogenheit in der Presse wie auf der Tribüne über den Druck deklamirte, den die neuen Getreidezölle auf die ärmeren Klassen üben sollten, vermittelst ihrer Werkzeuge in der Berliner Gemeindeverwaltung die Hälfte der direkten Auflagen Berlins in Form der Mietsteuer erhob, obgleich die Unbilligkeit dieser Steuer auf der Hand lag und vom Magistrate selbst anerkannt worden war, gehörte zu den Inkonsequenzen der Partei, an die sie sich nicht gern erinnern ließ. Der Kanzler schilderte diese „ehrwürdigen" Mißstände mit der ihm eignen Deutlichkeit und führte den Nachweis, daß die Fortschrittspartei, indem sie der

Digitized by Google

Regierung die Vermehrung und Erhöhung der indirekten Abgaben verweigere, dieselbe verhindere, den Gemeinden die Last des Schulwesens abzunehmen, und die Stadt Berlin in die Notwendigkeit versetze, dem armen Manne die Miet-steuer aufzuladen, welche gänzlich beseitigt werden sollte. Als Zweck der Vor-legung des Gesetzes bezeichnete er die Befreiung der Reichsbeamten von der Willkür der Gemeindeverwaltungen und die Vermeidung des Verdachtes, „daß die Steuer eine Strafe für unsre politische Richtung sei."

Gab schon diese Rede den Herren von der Fortschrittspartei und den von ihr beherrschten Berlinern Anlaß zum Nachdenken, so eröffnete der Kanzler den Wählern der Hauptstadt, welche bisher ausschließlich fortschrittliche oder sozialis-tische Demokraten zu ihren Vertretern im Reichstage gewählt hatten, eine sehr unwillkommene Aussicht, als er bei der zweiten Beratung des Gesetzes über die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten erklärte, es werde sich zu weiterer Erörterung der Sache Gelegenheit bieten, „wenn die Frage einer Ver-legung der Reichsregierung uns amtlich beschäftigen wird." Die politischen Nachteile des gegenwärtigen Zustandes bestünden, wie er weiter zeigte, nicht blos in der äußerlichen Gefährdung der obersten Behörden und der Volksver-tretung des Reiches, sondern auch in dem Einflusse, welchen das Tagen der letztern unter einer städtischen Bevölkerung von mehr als einer Million Seelen, und die Bequemlichkeit, hier zu wohnen, auf die Zusammensetzung des Reichs-tages habe, der damit aufhöre, die Zusammensetzung der Nation richtig und sachgemäß wiederzugeben. Er schloß mit den Worten: „Wir haben zu viel Berliner im Hause." Und an andrer Stelle drückte er dasselbe noch deutlicher aus, indem er sagte: „Das deutsche Volk hat ein Recht darauf, daß der Reichstag nicht verberlinert werde"

Wenn in diesen wirtschaftlichen Fragen der Reichskanzler stets als der „Anwalt des kleinen Mannes" erschien, so war anzunehmen, daß er sich im Einklange mit der Mehrheit der Nation befand, als er ein Gesetz zu einer Ver-fassungsänderung vorschlug, durch welches zur Beseitigung des Zusammenfallens der Reichstags- und Landtagsverhandlungen zweijährige Etats- und vier-jährige Gesetzgebungsperioden eingeführt werden sollten, bei denen in dem einen Jahre der Reichstag, in dem andern die Landtage zusammengetreten wären und ein Reichstagsmandat vier Jahre gegolten hätte. Alle Welt beklagte, daß die Deutschen zu oft an die Wahlurne gehen müßten, daß die Sessionen zu rasch aufeinander folgten, und daß das Interesse an den Verhandlungen des Reichstags in stetem Abnehmen begriffen sei. Trotzdem erklärten sich die Liberalen gegen die Vorschläge, welche diesen Übelständen abhelfen sollten. Sie bildeten sich ein, die Hinausschiebung des Wahlvergnügens um zwölf Monate werde die Macht des Reichstags schädigen, und Deutschland werde decapitirt sein, wenn sein Par-lament nicht wie das englische alljährlich zusammentreten dürfte. Sie lebten in dem Irrtume, eine Volksvertretung sei um so stärker, je öfter ihr das Mandat

Digitized by Google

erneuert werden müsse, und die längere Legislaturperiode lasse der Regierung eine ihr ergebne Majorität länger zur Verfügung. Sie begriffen — natürlich — nicht, daß eine Regierung mehr Ursache hat, sich um die dauernde Übereinstimmung mit einer Majorität zu bemühen, wenn der Erfolg der Mühe lohnt, und daß eine Majorität wenig nützt, die morgen schon nach Hause geht, und statt die öffentliche Meinung zu läutern und zu lenken, vielmehr deren unklaren Stimmungen lauscht, um nur ja ihr wertes Mandat wieder zu erhalten.

Die Einheit des Reiches war unvollendet, so lange es in ihm noch Staaten gab, die nicht zum Zollverein gehörten. Daher hatte der Reichskanzler 1879 an die Senate von Hamburg und Bremen die Aufforderung zum Anschluß an denselben ergehen lassen. Die Reichsverfassung bestimmte, daß jene Staaten als Freihäfen außerhalb der Zollgrenze verbleiben sollten, bis sie selbst den Einschluß in dieselbe verlangten, und die Reichsregierung hatte in dem Glauben, letzteres werde bald geschehen, Altona und Umgegend nicht in das Zollgebiet gezogen. Als aber jetzt die Aufforderung des Kanzlers ablehnend beantwortet wurde, beantragte dieser beim Bundesrate den Einschluß Altonas und eines Teils der Hamburger Vorstadt St. Pauli in die Grenzen des Zollvereins. Hamburg stellte den Gegenantrag, St. Pauli außerhalb dieser Grenzen zu lassen, und Lasker forderte, zum Particularisten geworden, den Reichstag auf, diese Einverleibung, falls Hamburg nicht zustimme, für unvereinbar mit der deutschen Verfassung zu erklären. Darauf schlug der Reichskanzler den praktischen Weg ein, daß er den Bundesrat ersuchte, eine Zolllinie zu suchen, die den Anschluß Altonas ermögliche, und der Bundesrat fand eine solche. Hiermit hing der Streit über die revidirte Elbschifffahrtsakte zusammen, welche die Regierung in den Stand setzte, die auf der Elbe bestehende Zollgrenze zwischen Hamburg und das Meer zu verlegen. Fortschritt, Secession und Centrum erblickten darin eine Pression auf Hamburg und verlangten, daß die jetzige Zollgrenze nur vermittelst eines Gesetzes verrückt werden dürfe. Der Reichskanzler erklärte diesen Antrag für eine Überschreitung der dem Reichstage zustehenden Befugnis und rief der Opposition zu: „Glauben Sie nicht, daß irgend ein Reichstag fester steht als die Bundesratsrechte.“ Bald darauf erfolgte die thatsächliche Antwort auf das Begehren Hamburgs und seiner partikularistischen Freunde im Reichstage in Gestalt eines Bundesratsbeschlusses, durch welchen die Zollgrenze auf der Unterelbe nach Kuxhaven verlegt wurde. Hamburg war von jetzt an thatsächlich nichts andres als eine Enclave des Reichszollgebietes. Im Hinblick hierauf beeilte man sich von Seiten des Senats nachzugeben, und als der Kanzler im Hinblick auf die Rechte, die Hamburg nach der Verfassung zustehen, sehr liberale Bedingungen gewährte, kam am 26. Mai 1881 ein Vertrag zustande, nach welchem der Freistaat in den Zollverein trat. Ganz ähnliches ist in nächster Zeit von Bremen zu erwarten, so daß Deutschland in kurzem ein Zoll- und ein Handelsgebiet bilden wird.

Digitized by Google

Der Kulturkampf wurde im vergangnen Jahre zwar nicht beendigt, zeigte aber bei weitem mildere Züge als bisher, wenn auch das Centrum seine oppositionelle Stellung beibehielt. Im März betraten die Domkapitel von Paderborn und Osnabrück den Boden des Juligesetzes von 1880, wählten Bistumsverweser und zeigten deren Namen der Regierung an, die, da ihr kein Bedenken beikam, von der ihr übertragnen Vollmacht Gebrauch machte und ihnen unter Entbindung von dem vorgeschriebnen Eide die Ausübung bischöflicher Funktionen gestattete. Dagegen lehnte sie die Bestätigung des in der Diöcese Trier gewählten Bistumsverwesers de Lorenzi ab, weil er keine Bürgschaft für friedliches und gesetzliches Verhalten zu geben schien. Indes fand für die hierdurch entstandene Schwierigkeit der Papst ein Auskunftsmittel, indem er in D. Korum von Straßburg eine Persönlichkeit zum Bischof ersah, welche die Regierung als ihr genehm bezeichnen konnte, und ihn bewog, das Amt zu übernehmen. Bald darauf erfolgte die Besetzung eines zweiten durch den Tod erledigten Bischofstuhls: der allgemein für sehr gemäßigt geltende Hildesheimer Generalvikar Kopp wurde mit Zustimmung der Staatsbehörde zum Bischof von Fulda ernannt. Auch sonst wurde dem Notstande der katholischen Kirche Preußens mit den Vollmachten, die der Landtag der Regierung 1880 erteilt hatte, in großem Umfange abgeholfen. Namentlich geschah dies durch Wiederbesetzung erledigter Pfarrstellen, so daß schon Ende Januar nur noch in 3 Procent der 4604 katholischen Pfarreien Preußens die regelmäßige Seelsorge fehlte. Endlich kamen auch die 1880 abgebrochnen Unterhandlungen zwischen der preußischen Regierung und der Curie im Sommer wieder in Fluß, indem der deutsche Gesandte in Washington v. Schlözer während seines Aufenthalts in Rom zunächst durch Privatgespräche mit Würdenträgern der katholischen Kirche die Hoffnung gewann, daß in wichtigen Punkten eine Verständigung nicht unmöglich sei, und dann, vom auswärtigen Amte wieder nach Rom geschickt, den Weg zu einem Ausgleiche weiter verfolgte. Auch diese weiteren Besprechungen waren freilich nur vorbereitender Natur, sie hatten nur den Zweck, die Regierung in Berlin zu informiren. Auch handelte es sich dabei nicht um einen definitiven Frieden, sondern um Überleitung des Kampfes in einen Zustand friedfertigen Zusammenlebens, der nicht vertragsmäßig, sondern durch eine sich mehr und mehr befestigende versöhnliche Praxis geschaffen werden soll. Zu dieser Praxis wird die Regierung neue diskretionäre Vollmachten vom Landtage bedürfen. Eine derartige Vorlage wird aber vermutlich nicht eher erfolgen, als bis die versöhnliche Stimmung im Vatikan sich weiter praktisch bethätigt haben wird.

Als Hauptereignisse des letzten Jahres sind endlich noch die im Spätherbst vollzogenen Reichstagswahlen und die sich daran knüpfende Kanzlerkrisis zu verzeichnen. Das Resultat der Wahlen war eine Verschiebung des parlamentarischen Schwerpunktes nach links, eine Verstärkung der Fortschrittsfraktion und der ihr verwandten Secessionisten, eine dem entsprechende Schwächung der

Digitized by Google

Mittelgruppen und eine Erhöhung der Schwierigkeit für die Regierung, für ihre Vorlagen eine Mehrheit im Parlamente zu finden. Die Zahl der Centrumsmitglieder war im ganzen dieselbe geblieben, die der Conservativen der äußersten Rechten ebenfalls. Das Anwachsen der Oppositionsparteien war jedoch kein Zeichen, daß die Nation die wirtschaftlichen Reformen des Reichskanzlers nicht billige, sondern die Folge einer fast beispiellosen demagogischen Wühlerei von Handwerksagitatoren, welche kein Mittel zur Erreichung ihres Zweckes verschmähten, namentlich von der Lüge und Verleumdung den ausgiebigsten Gebrauch machten und dabei mit Geld aus dem Judenschatze reichlich versehen waren. Die Lage war nun die: die oppositionellen Fraktionen im Reichstage bildeten zusammen die große Mehrheit, aber keine derselben für sich umfaßte auch nur annähernd die Mehrzahl der Reichstagsmitglieder, und ebenso wenig galt dies von einer Koalition der drei liberalen Gruppen (Fortschritt, Secession und Nationalliberale), die überdies zu positiver Wirksamkeit kaum zu vereinigen waren, oder von einem Zusammentreten der Konservativen mit dem Centrum. Eine Majorität war nur zu erwarten, wenn die entschieden reichsfeindlichen Fraktionen der Elsaß-Lothringer, Polen, Welfen, Volksparteileute und Sozialdemokraten sich in einer Frage der einen oder der andern dieser beiden Allianzen anschlossen.

Angesichts dieser Lage der Dinge faßte der Reichskanzler den Entschluß, eventuell den Kaiser um seine Entlassung zu bitten, zunächst aber denselben um die Ermächtigung anzugehen, mit den beiden Seiten der sich aus dem Centrum und den Liberalen zusammensetzenden Mehrheit darüber zu verhandeln, ob sie überhaupt vereint oder getrennt bereit sein würden, die Leitung der Reichsregierung in die Hand zu nehmen. Er glaubte, zu diesem Schritte verpflichtet zu sein, ehe er sich entschloß, sein Amt angesichts einer Reichstagsmehrheit weiterzuführen, deren Opposition sich in dem Kampfe gegen seine Person concentrirte, oder mit andern Worten, er wünschte die Verantwortung für eine von schweren Krisen vielleicht nicht freizuhaltende Minoritätsregierung nicht zu übernehmen, wenn die gesammte Majorität oder ein Teil derselben sich geneigt erklärte, an das Staatsruder zu treten. Ginge aus den Verhandlungen hervor, daß die gesammte Opposition oder der klerikale oder endlich der liberale Flügel derselben dazu bereit sei, so würde der Kanzler nach den Bedingungen fragen und dieselben dem Kaiser mitteilen, und billigte dieser die Bedingungen, so würde die Weiterführung der Geschäfte vom Kanzler einem Ministerium überlassen werden, welches entweder ein klerikal-liberales Coalitionsministerium oder eine klerikale oder auch eine liberale Minoritätsregierung wäre. Der Versuch zu dieser Prüfung der Parteien konnte erst gemacht werden, wenn eine oppositionelle Abstimmung von Wichtigkeit vorlag. Der Erfolg derselben ließ sich voraussagen. Eine klerikal-liberale Coalition war kaum für die eine oder die andre Frage, geschweige denn auf die Dauer denkbar. Daß die Liberalen oder die Klerikalen sich getraut hätten, als die Minorität, die sie waren, die Erbschaft des Kanzlers

Digitized by Google

zu übernehmen, war ebensowenig zu befürchten, auch wenn man nicht daran dachte, daß opponiren leichter ist als verantwortlich regieren, und daß die Liberalen wie das Centrum bisher nur negative Gedanken und Zwecke an den Tag gelegt hatten. Insofern konnte man von vornherein keinen Augenblick im Ernste glauben, der Kanzler werde genötigt werden, zurückzutreten. Man mußte vielmehr annehmen, er werde mit der Minorität, die ihm geblieben, so lange weiter regieren, bis die oppositionelle Majorität durch ihre Opposition hinreichend bewiesen, daß sie nur Stillstand aller Reform zuwege zu bringen wisse, und dann bei geeigneter Gelegenheit den unnützen Reichstag auflösen und an die bessere Einsicht des Volkes appelliren. Man war zu dieser Voraussage umsomehr berechtigt, als die Botschaft des Kaisers, mit welcher der Reichstag eröffnet wurde, die vollständige Uebereinstimmung des Souveräns mit seinem obersten Rat in deutlichster Sprache kundgab.

Der weitere Verlauf der Dinge im **Reichstag** ist in frischer Erinnerung. Die großen Reden des Kanzlers, mit denen er die Angriffe seiner liberalen Gegner beantwortete, hallen noch nach. Darauf Ablehnung der Vorlage in Betreff des deutschen Volkswirtschaftsrats, auch durch einen Teil des Centrums, mit dem sich anscheinend ein besseres Verhältnis entwickeln wollte. Gleich darauf der Streit zwischen dem officiösen Organe des Kanzlers und dem Hauptführer der Klerikalen, für den diese einmütig Partei nahmen. Zuletzt der Antrag des Centrums, wegen Aufhebung des Gesetzes, welches Internirung und Ausweisung von Geistlichen fordert, die ohne Befugnis kirchliche Handlungen vollziehen. Nach etwa vierwöchentlicher Thätigkeit sind die Herren in die Weihnachtsferien gegangen. Man hatte sie mit keinen hochgespannten Erwartungen empfangen, und so konnten sie keine Enttäuschung hinterlassen.

Ueber das **Ausland** wollen wir uns kurz fassen. Im allgemeinen ist zunächst zu constatiren, daß unsre Stellung zwischen den fremden Mächten in der letzten Zeit sich immer mehr verbessert hat, sodaß die Erhaltung des Weltfriedens auf lange Zeit hinaus gesichert scheint. Wir erfreuen uns des besten Einvernehmens mit dem großen Doppelstaat des Donaulandes, und die Lage der Verhältnisse verbürgt die Dauer dieser Freundschaft. Wir stehen seit geraumer Zeit wieder auf gutem Fuße mit Rußland, dessen neuer Kaiser durch die Zusammenkunft mit dem unsern in Danzig seiner Geneigtheit, mit uns in Frieden zu leben, Ausdruck verlieh. Italien wünscht zu uns in nähere Beziehung zu treten. Auch der Sultan bringt der deutschen Politik sein Vertrauen entgegen und bemüht sich um deren Wohlwollen. Mögen in Frankreich die Revanchegelüste noch fortglimmen, so haben sie sich im letztverflossnen Jahre wenigstens nicht mehr so lebhaft geäußert wie früher, und es ist bei der Stellung, die das deutsche Reich einnimmt, zu hoffen, daß sie allmählich ganz erlöschen werden.

Daß in England die jetzige Regierung kein besonders inniges Wohlwollen gegen uns empfindet, hat nicht viel zu bedeuten; denn ihre Politik ist Quäkertum.

Digitized by Google

Sie hat in auswärtigen Angelegenheiten wie früher so auch im letzten Jahre wenig Ehre eingelegt. Sie hat mit dem kleinen Volke der Boers einen für England unersprießlichen Frieden schließen müssen, der einerseits wie eine Demütigung aussah, andrerseits andre widerwillige Unterthanen der Königin Victoria in Südafrika bei Gelegenheit verleiten kann, das Beispiel der Sieger in den Drachenbergen nachzuahmen. Das Ministerium Gladstone hat in Nordafrika zusehen müssen, wie Frankreich seine Herrschaft über die südliche Mittelmeerküste durch Eroberung von Tunis ausbreitete. Es hat in Afghanistan die Grenzen des angloindischen Kaisertums entblößt. Es hat mit dem Versuche, Irland auf dem Wege der Gesetzgebung zufriedenzustellen, bis jetzt so wenig erreicht, wie mit den Repressionsmaßregeln, welche diesen Versuch begleiteten und ihm folgten. Das unglückliche Land bietet vielmehr das Schauspiel traurigster Anarchie dar. Der ersehnte freihändlerische Handelsvertrag mit Frankreich endlich ist auch im letzten Jahre nicht ins Leben getreten, und es scheint, als ob derselbe überhaupt nicht zustande kommen würde.

In Frankreich brachte das verflossene Jahr neue Wahlen, deren Ergebnis die Herrschaft der republikanischen Partei noch mehr als bisher gesichert und die Gegenparteien fast mundtot gemacht hat. Noch wichtiger war, daß Gambetta nunmehr sich genötigt sah, aus der Reserve, in der er sich bisher gehalten und geherrscht, herauszutreten und als Ministerpräsident die Verantwortlichkeit für seine Politik zu übernehmen, die nach seinem Programm in gemäßigt demokratischem Sinne vorzugehen gewillt scheint. Der Krieg, den die Franzosen in Tunis führten, hatte eine starke Entfremdung zwischen dem französischen und dem italienischen Volke zur Folge. Uns durfte er gleichgiltig sein.

Rußland hatte den Tot eines Zaren zu betrauern, dem es große Wohlthaten verdankte, und dem von verruchter Mörderrotte dafür durch Dynamitbomben gedankt wurde. Auch in der nordamerikanischen Republik sah das verflossene Jahr das Staatsoberhaupt der meuchlerischen Kugel eines Elenden zum Opfer fallen, der jetzt durch simulirten Wahnsinn der Sühne für sein Verbrechen zu entgehen trachtet. Von den kleinen Staaten Europas war wenig Denkwürdiges zu verzeichnen. Griechenland erhielt endlich auf Kosten der Türkei die Vergrößerung in Thessalien und Epirus, die es, um zu gedeihen, bedurfte, wenn auch nicht die, welche es verlangte. Rumänien hatte, kaum zur Königskrone gelangt, die Anmaßung, dem österreichisch-ungarischen Nachbar in der Donaufrage Grobheiten zu sagen, und erfuhr die ihm dafür gebührende Behandlung. In Bulgarien endlich machte man die Erfahrung, daß freie Verfassungen für innerlich unfreie Völker nichts taugen, sondern zur Anarchie führen, und der junge Fürst versucht es jetzt nicht ohne gute Erfolge mit einer Art Dictatur. Es giebt jedoch viel innerlich freiere und überdies viel gebildetere Völker, bei denen eine solche Kur von der Krankheit der Demagogie und des hartnäckigen Doktrinarismus, mit milderen Mitteln unternommen, kein übles Ergebnis liefern würde.

Digitized by Google

Die österreichischen Kuponprocesse.

ie Aenderung des Wertverhältnisses zwischen Gold und Silber, welche im letzten Jahrzehnt eingetreten ist, hat — das wird heute niemand mehr leugnen — viele Unannehmlichkeiten für den geschäftlichen Verkehr mit sich gebracht. Am meisten Aufmerksamkeit haben in Deutschland und in Oesterreich wohl die Kuponstreitigkeiten der österreichischen Eisenbahngesellschaften erregt, weil hüben wie drüben der Kreis der Interessenten ein sehr großer war und weil die Entscheidungen der Gerichte so verschieden ausfielen wie selten in irgend einer Frage. Die ganze Angelegenheit ist neuerdings von dem Heidelberger Pandektisten Bekker in einer umfangreichen Schrift,*) an welche das Folgende sich anschließt, behandelt worden, und Bekkers juristische Erörterungen sind wieder wesentlich von den frühern verschieden. Die österreichischen Gerichte entschieden zu Gunsten der österreichischen Schuldner, die deutschen umgekehrt zu Gunsten der deutschen Gläubiger. Bekker giebt im großen und ganzen den Eisenbahngesellschaften Recht, geißelt aber zugleich die Haltlosigkeit der österreichischen Erkenntnisse in schärfster Weise. Wo liegt nun das Recht?

Die Ursachen der Kuponprocesse sind bekannt. Unsre Nachbarn konnten die Kapitalien zum Bau ihrer Eisenbahnen nicht im Inlande selbst auftreiben. Oesterreich war in dieser Beziehung fast ausschließlich auf das Ausland angewiesen, und nicht mit österreichischen Gulden, sondern mit Franken, Thalern und englischen Pfunden ist der weitaus größte Teil seiner Eisenbahnen gebaut und bezahlt worden. So oft daher eine neue Bahn angelegt werden sollte, mußte das Hauptaugenmerk der Unternehmer darauf gerichtet sein, das ausländische Kapital heranzuziehen. Dies war nicht so einfach wie es scheinen könnte. Um die Anziehungskraft zu erhöhen, versprach man ausdrücklich, die ausgelosten Obligationen, die fälligen Kupons nicht nur mit einer festen Summe von Gulden, sondern ebenso von Thalern und Franken einzulösen. So heißt es auf den von der Franz-Josef-Bahn ausgegebenen „Schuldverschreibungen über 200 Gulden österr. Währ. Silber, gleich 233 1/3 Gulden süddeutscher Währung, oder 133 1/3 Thaler der Thaler-Währung, oder 500 Franken“:

> Die Auszahlung der Zinsen erfolgt ohne allen Abzug für Einkommensteuer gegen Rückstellung der darüber ausgestellten Zinsenkupons nach Wahl der Besitzer entweder in Wien bei der Hauptkasse der k. k. priv. Kaiser Franz-Josef-Bahn oder der k. k. priv. österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe mit fünf Gulden

*) Ueber die Kuponsprocesse der österreichischen Eisenbahngesellschaften und über die internationalen Schuldverschreibungen. Von E. J. Bekker. Weimar, 1881. XII, 196 S.

Digitized by Google

österr. Währung in Silber, oder bei den vom Verwaltungsrate der Gesellschaft bekannt zu gebenden Bankhäusern des Auslandes und zwar in Süddeutschland mit 5 fl. 50 kr. süddeutscher Währung, an den Thalerplätzen mit 3 Th. 10 Gr. und in Paris mit Francs 12,50

und weiter unten:

Die Rückzahlung der verlosten Obligationen erfolgt sechs Monate nach der Ziehung nach Wahl des Besitzers entweder in Wien .... mit 200 fl. österr. Währ. in Silber, oder .... in Süddeutschland mit 233⅓ fl. südd. Währ., an Thalerplätzen mit 133⅓ Thaler des Thalerfußes und in Paris mit 500 Francs.

Der dazu gehörige Kupon wird bezeichnet als Zinsenkupon über 5 fl. österr. W. in Silbermünze, oder fl. 5,50 südd. W., oder 3 Thlr. 10 Gr. in Thlr.-W., oder 12 Frs. 50 Ct.

Die Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahngesellschaft hat Schuldverschreibungen ausgegeben über 300 fl. ö. W. Silber, oder 30 Pfund Sterling, oder 750 Frcs., oder 200 Thaler Vereinsmünze, oder 350 fl. südd. Währ., oder 353 fl. holl., die Kaiserin Elisabeth-Bahn über 200 Gulden ö. W. in Silber gleich 233⅓ Gulden südd. Währung oder 133⅓ Thaler in Thalerwährung; die letztere sichert ihren Gläubigern zu:

Die Auszahlung der Zinsen erfolgt .... nach Wahl der Besitzer entweder in Wien .... mit 5 fl. österr. Währung Silbermünze, oder .... im Auslande, und zwar in Süddeutschland mit 5 fl. 50 kr. südd. Währung und an den Thalerplätzen mit 3 Thaler 10 Groschen. .... Die Rückzahlung der verlosten Schuldverschreibungen erfolgt nach Wahl des Besitzers, entweder in Wien in österr. Währung effektiver Silbermünze, oder im Auslande, und zwar in Süddeutschland mit 233 fl. südd. Währung, und an den Thalerplätzen mit 133⅓ Thaler der Thalerwährung.

Das Verhältnis zwischen den einzelnen Währungen war infolge des bimetallistischen französischen Systems so beständig, daß ein irgendwie größeres Risiko für die Schulden mit solchen Zusagen nicht verbunden scheinen konnte; für den ausländischen Gläubiger aber war die Aussicht auf eine feste Summe in seiner eignen Währung und die Erhebung in seiner Heimat von großem Wert, denn es ist vielen unangenehm, mit Einkünften von schwankender Größe rechnen zu müssen. Die österreichischen Gesellschaften waren allerdings trotz alledem gezwungen, ihre Anleihen hoch zu verzinsen, nach dem Emmissionskurs etwa durchschnittlich mit sechs Procent, aber sie haben doch das nötige Kapital herangezogen und im Anfang ihre Verpflichtungen zu allseitiger Zufriedenheit erfüllt.

Aber mit der deutschen Münzreform und ihren Folgen — der Sistirung der Silberprägung in Frankreich und dem Sinken des Silberpreises — begann der Konflikt. Nach dem Münzgesetz vom 9. Juli 1873 sind alle Geldschulden von Beginn des Jahres 1876 an nur in Reichsgoldwährung zu berechnen, das Umrechnungsverhältniß ist nach Artikel 14, § 1: Ein Thaler gleich drei Mark, oder ein süddeutscher Gulden gleich $1\frac{5}{7}$ Mark.

Nach der Meinung der obersten deutschen Gerichte sind diesem Artikel auch diejenigen Geldschulden unterworfen, die vor dem Eintritt der Reichswährung auf

Digitized by Google

Silberwährung kontrahirt worden sind und in ihr zu bezahlen wären, wenn die Silberwährung noch bestünde und nicht durch die Goldwährung ersetzt wäre. Diese Bestimmung wäre also giltige Norm für alle Zahlungen, welche bis dahin in inländischer Währung in Deutschland zu leisten waren, gleichviel, ob der Gläubiger oder Schuldner Ausländer oder Inländer ist.

Andrer Meinung waren die österreichischen Schuldner. Nach der Einführung der Goldwährung in Deutschland, behaupteten sie, sei der noch vorläufig im Umlauf gelassene Thaler etwas ganz andres, nämlich ein Wertzeichen der Goldwährung geworden, er habe durch seine Gleichstellung mit drei Mark in Gold eine künstliche Werterhöhung erfahren, die je nach dem Stande des Silberkurses 15 bis 25 Prozent betrage; die Aktiengesellschaften seien aber jetzt nicht mehr gebunden, 133⅓ Thaler zu zahlen, welche unter Umständen 230 bis 250 Gulden gleichkämen, sondern nur verpflichtet, das Aequivalent von 200 Gulden zu entrichten, also etwa 321 bis 348 Mark.

Sehen wir von der strengen Rechtsfrage einstweilen ab, so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß gewisse Gründe der Billigkeit zu Gunsten der Schuldner sprechen. Erhalten haben die Oesterreicher noch nicht ganz 500 Millionen Gulden, die sie thatsächlich mit mehr als sechs Procent zu verzinsen und mit einem Aufschlag von 20 bis 25 Procent zurückzuzahlen übernommen haben. Von der Geldbezeichnung abgesehen, so sind für etwa 10 bis 11 Millionen entliehene Zollpfund Silbers jährlich etwa 666 666 Zollpfund als Zinsen, 13 bis 14 Millionen Zollpfund aber als Rückzahlungssumme zu verwenden. Weniger zahlen die Eisenbahngesellschaften auch heute nicht. Die Deutschen aber verlangen noch 15 Procent mehr, als Zuschlag für den heute gesunkenen Silberkurs. Hatten sie aber ursprünglich mehr als die obengenannten Mengen Silbers erwartet, mehr an Zinsen, mehr als Kapitalsrestitution? Die Erwartung ging zweifellos nur auf die Silberbeträge, welche den angegebenen Geldsummen zur Zeit der Emission der fraglichen Papiere entsprachen. Bei einem Emissionskurs der fünfprocentigen Obligationen von etwa 80 Procent erwartete man auf 80 Teile eingezahlten Silbers jährlich 5 Teile als Zinsen und 100 Teile als Rückzahlung, nicht mehr und nicht weniger. Jetzt verlangen die Deutschen, jährlich 5,75 bis 6,1 Teile als Zinsen zu erhalten, 115 bis 125 Teile aber als Kapitalsrückzahlung. „Erscheint es der allgemeinen Billigkeit und bona fides gemäß, dem Schuldner soviel mehr aufzuerlegen, dem Gläubiger aber soviel mehr zuzusprechen, als woran beide Parteien bei der Eingehung des Rechtsgeschäfts gedacht?“

Die Gläubiger aber bestanden wie Shylock auf ihrem Schein, sie verklagten die Gesellschaften, sie legten vorher Beschlag auf ihre Wagen, wenn sie auf deutschen Bahnen liefen und zwangen so gelegentlich die Schuldner zu zahlen. Aber eben doch nur gelegentlich, da die betreffenden Wagen bald nicht mehr über die deutsche Grenze gingen, auch durch Artikel 17 des deutsch-österreichischen

Digitized by Google

Handelsvertrags von 1878 die Beschlagnahme des Betriebsmaterials eine zeitlang verboten war, um dann durch Vereinbarung vom 31. December 1879 wieder freigegeben zu werden.

Einige Gesellschaften sind dem Konflikt aus dem Wege gegangen, sie zahlen im Auslande die ursprünglich festgesetzten Summen, so die Staatseisenbahngesellschaft und die österreichische Südbahn, deren Obligationen zum größern Teile an erster Stelle auf Francs gestellt sind, die aber beide auch Obligationen auf österreichische Silbergulden und alternativ auf Thaler (Staatsbahn) oder auf Thaler und Francs und englische Pfund (Südbahn) ausgegeben haben. Zinszahlung und Einlösung ausgeloster Stücke ist bisher in Deutschland ohne jede Beanstandung in Gold erfolgt. Ebenso hat sich Aussig-Teplitz dem deutschen Münzgesetz gefügt. Alle andern Gesellschaften aber zahlen zwar auf den Plätzen und in der Währung des Auslandes, aber nur, als ob Zinszahlung und Einlösung ausschließlich in österreichischer Silberwährung festgesetzt wäre, unter Berücksichtigung des für diese bestehenden Tageskurses.

Auf der Seite dieser streikenden Gesellschaften handelt es sich um ein Kapital von über 600 Millionen Gulden, also um einen normalen jährlichen Aufwand für Zinsen und Amortisation von über 30 Millionen Gulden. Die Mehrforderung der deutschen Gläubiger beläuft sich aber auf circa 8 Millionen Silbergulden. Man sieht, die Mehrforderung oder — wie die Deutschen behaupten — die Minderzahlung ist eine bedeutende, und es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Processe sich zahlreich einstellten. Bekker schildert vortrefflich, wie durch den Widerstreit der gerichtlichen Erkenntnisse die Parteien erst recht aufeinander erbittert wurden. Nachdem die Gerichte je für ihre Landsleute entschieden haben, ist jede Seite fest durchdrungen von dem Glauben an das eigne Recht und betrachtet das Verhalten der andern als ein widerrechtliches und, da die Nichtjuristen das leicht untereinander wirren, auch als ein böswilliges. Die Waggonarrestirungen sind den Oesterreichern sehr unbequem geworden, sie sehen darin eine dem Recht ebenso sehr wie den allgemeinen Verkehrsinteressen zuwiderlaufende Chikane; die deutschen Gläubiger schelten über Schwindel und Betrug.

Rühmt der österreichische Heißporn, daß es noch Richter in Oesterreich gebe, und schwören einzelne Deutsche, die gerade einen Arrestprozeß durchgeführt haben, ähnlich begeistert auf die Weisheit ihres Reichsoberhandels- und ihres Reichsgerichts, so liegt in all diesem Lobe klar die Verurteilung des fremden Gerichts; der Oesterreicher glaubt nicht an die deutschen Gerichte, der Deutsche erst recht nicht an die österreichischen. Die Presse hat ebenfalls meist nur Öl ins Feuer gegossen, und so ist hüben und drüben viel böses Blut erzeugt worden. Beide Teile haben sich oft in eine unnötige Hitze hineingeredet und hineingeschrieben. So heißt es in den Akten des großen Währungsprocesses der Kaiser Franz-Josef-Bahn: „Nun so sei denn der vorliegende Proceß und mit ihm eine der

Digitized by Google

vitalsten Fragen für die ökonomischen Interessen ganz Oesterreichs mit vollster Beruhigung dem richterlichen Spruche anheimgegeben ... Ob er (der klagende Kurator der Prioritätenbesitzer) sich wohl klar geworden ist über das ungeheure Attentat, das er hierdurch an den ökonomischen Interessen Oesterreichs — seines Vaterlandes verübte? ... Wir nehmen den Streit auf — den Streit nicht blos für uns, sondern für alle österreichischen Eisenbahngesellschaften, die sich in gleicher Lage wie wir befinden — den Streit für die vitalsten ökonomischen Interessen Oesterreichs ... All denjenigen aber, welche durch ähnliche Angriffe geängstigt werden, und welche die Heftigkeit derselben befangen macht, wollen wir, desjenigen gedenkend, was einst dem großen Könige von Preußen geantwortet wurde, nur noch die beruhigenden Worte zurufen: Es giebt noch Richter in Oesterreich!" Der Kläger war in diesem Falle allerdings bedeutend nüchterner. Der erhabene Standpunkt, den die Gegenseite einzunehmen versuche, komme ihr absolut nicht zu. Mit patriotisch klingenden Exklamationen sei hier nicht weiter zu kommen. Es handle sich nicht im entferntesten um ein ökonomisches Martyrium, sondern höchst einfach und prosaisch um eine Aktiengesellschaft, die ihre Schulden nicht in der Weise bezahlen wolle, wie sie kontrahirt wurden!

Wenden wir uns von den Meinungen der Parteien ab, welche oft ein erregtes Gefühl verraten und fassen wir die Urteile der beiderseitigen Gerichte genauer ins Auge. Beide verdienen die gleiche Aufmerksamkeit, da man sich sicherlich hüben wie drüben bemüht hat, die Frage so objectiv zu behandeln, wie es unter den obwaltenden Umständen irgend anging, wenn auch die grundverschiedenen Entscheidungen nicht darnach aussehen, als ob sie dazu angethan wären, den Respekt vor dem Rechte zu mehren.

Die österreichischen Gerichte bauen ihre Schlußfolgerung im wesentlichen auf einer kühnen Interpretation auf. Wenn — sagen sie — im Titel und Text der Schuldverschreibungen der Nennwert von 200 Gulden den Beträgen von 133⅓ Thalern oder 500 Francs gleichgestellt werde, so sei das nicht als ein selbständiges *Versprechen* aufzufassen, dem Gläubiger in Deutschland 133⅓ Thaler auszuzahlen, sondern nur als *Belehrung*, um dem Ausländer den damaligen Wert der Obligationen auf den ersten Blick klar zu machen. Wäre die Absicht der Eisenbahngesellschaften weiter gegangen, so hätten sie auf ihren Obligationen nicht schreiben dürfen „200 Gulden *gleich* 133⅓ Thaler oder 500 Francs" sondern „200 Gulden *oder* 133⅓ Thaler oder 500 Francs."

Daß diese von dem Handelsgericht angenommene Unterscheidung von „gleich" und „oder" ganz willkürlich und spitzfindig ist, zeigt die Praxis der Eisenbahnen selbst, in welcher die Unterscheidung gar nicht festgehalten ist. Auf den Obligationen der Elisabethbahn vom Jahre 1873 steht gedruckt zu lesen: 200 Gulden in Silber *gleich* 133⅓ Thaler; auf den dazu gehörigen Kupons aber: 5 Gulden *oder* 3 Thaler 10 Groschen. Sonach wäre den deutschen Gläubigern wenigstens betreffs der Zinszahlungen hier Recht zu geben, bei der Lemberg-Czernowitzer

Digitized by Google

Eisenbahngesellschaft aber betreffs der Kapital- wie der Zinszahlungen, da auf Obligationen und Kupons vom Jahre 1782 nur das Wort „oder" sich findet. Und ferner: Wenn die Gesellschaften nicht fest 133⅓ Thaler versprochen hatten, sondern nur das nach dem jeweiligen Kurs auf- und niederschwankende Aequivalent von 200 Gulden, warum zahlten sie denn früher immer fest 133⅓ Thaler, also meist etwas mehr, als nach dem Tageskurs der entsprechenden Wechsel auf kurze Sicht nötig war? Doch wohl, weil sie sich zu diesem Mehraufwand verpflichtet hielten; zum Verschenken waren die Verwaltungen gewiß nicht befugt. Wollen also die letzteren nicht sich selber beschuldigen, mit der Einlösung zu festem Kurs rechtswidrig vergeudet zu haben, so müssen sie die Verpflichtungen ihrer Gesellschaften anerkennen. Die Verpflichtungen aber können nur aus den bei der Emission der Papiere abgegebenen Erklärungen stammen, und derartig verpflichtende Erklärungen sind „Versprechen" und nicht „Belehrungen".

Dieser „Belehrungen" bedurften außerdem auch die Ausländer gewiß nicht, die in der Lage waren, als Abnehmer der österreichischen Effekten aufzutreten, am wenigsten die Bankgeschäfte, welche den Verkehr in diesen Papieren zu vermitteln hatten. Das k. k. Handelsgericht bezichtigt nach Bekker die Verwaltungen der österreichischen Eisenbahnen, von denen diese Emissionen ausgegangen sind, erstlich grober Unwissenheit in Beziehung gerade auf diejenigen Zustände des Auslandes, welche für die Gewährung des nachgesuchten Kredits entscheidend sein mußten, zweitens eines frivolen Leichtsinns, denn als „ordentliche Kaufleute" mußten sie wissen, daß die Klauseln, die von ihnen nur als völlig überflüssige Belehrungen gemeint gewesen sein sollen, im Auslande gar nicht anders denn als Zusagen und Versprechungen verstanden werden konnten. Der bona fides, dem Hauptprincip des modernen Handels aber widerspricht nichts mehr als eine derartig spitzfindig willkürliche Wortklauberei, die Unterscheidungen einführt, an die bei Abschluß des Vertrags niemand gedacht hat, und Auslegungen verteidigt, die allen berechtigten Erwartungen zuwiderlaufen.

Wenn es ferner in dem Erkenntnis des k. k. Obersten Gerichts- und Kassationshofes heißt: Widersinnig wäre es, anzunehmen, die angeklagte Gesellschaft habe für ein und dieselbe Darlehenssumme je nach Verschiedenheit des Einlösungsortes verschiedene, den Normalbetrag von 200 Gulden an Kapital und 5 Gulden an Zinsen für den halbjährigen Kupon sogar übersteigende Einlösungsbeträge zugesichert und zusichern wollen, so kann Bekker mit vollem Recht darauf hinweisen, daß beispielsweise die italienische Regierung ihre Rentenschulden, die Livorneser und Toskaner Eisenbahnen ihre Prioritätszinsen lange Jahre hindurch in Italien in minderwertigem Papier und im Auslande in vollwertigem Gold gezahlt haben. So ohne weiteres wäre es also nicht „widersinnig" gewesen, wenn die Österreicher in ihrer Heimat in minderwertigem Silber, im Auslande aber in Gold ausgezahlt hätten. Auch die eigene Praxis der österreichischen Gesellschaften widerstreitet dieser Behauptung: Aussig-Teplitz, Staatsbahn und Südbahn zahlen

Digitized by Google

Einlösungsbeträge, welche den Nominalbetrag von 200, bez. 5 Gulden „sogar übersteigen."

Die deutschen Gerichte — abgesehen von dem Appellationsgericht zu Kassel, welches den Österreichern im wesentlichen zugestimmt hat — haben eine ganz andre Stellung zu der Frage angenommen. Die von den Beklagten aufgestellten und von den österreichischen Gerichten gebilligten Einwendungen, daß die Beträge der Thaler- bez. süddeutschen Währung nur um der Vergleichung mit der österreichischen Gulden willen in die Verschreibungen aufgenommen, daß letztere re vera nur auf österreichische Silberbeträge gestellt und die genannten Summen der beiden andern Währungen nur unter der Voraussetzung der Fortdauer der damals infolge der Münzkonvention von 1857 bestandenen Wertgleichheit promittirt seien, werden als „nicht wahr" zurückgewiesen. Vielmehr hätten die österreichischen Gesellschaften versprochen, in Deutschland zu zahlen Thaler und süddeutsche Gulden, die Obligationen hätten also einen Erfüllungsort in Deutschland und unterstünden mithin dem deutschen Recht, da Obligationen allgemein unter dem Rechte des Erfüllungsortes ständen. Das deutsche Recht aber gebietet ausnahmslos zu zahlen für jeden geschuldeten Thaler drei Mark, für jeden Gulden ein und fünfsiebentel Mark. Richter und Gläubiger also stehen in Deutschland zusammen den österreichischen Schuldnern gegenüber.

Bekker giebt nun den deutschen Gerichten darin Recht, daß die Österreicher eine bestimmte Summe, nicht nur von Gulden, sondern ebenso von Thalern zugesichert haben. Aber er bestreitet, daß sie die betreffende Summe auch nach der Währungsreform noch schuldeten, da der Schuldner — und hierin finden wir den wertvollsten Theil von Bekkers Ausführungen — nicht immer der lex loci solutionis, im vorliegenden Falle also dem deutschen Münzgesetze, unterstehe. Das Recht des Erfüllungsortes ist nach Bekker nicht allemal dasjenige, nach welchem die einzelnen in Beziehung auf eine Schuldverbindlichkeit auftauchenden Rechtsfragen zu entscheiden sind. Die Savignysche Lehre, daß der Schuldner, der nicht das Gegenteil ausdrücklich erklärt habe, stets durch „freiwillige Unterwerfung" unter das Recht des Erfüllungsortes komme, beruhe nicht auf Realitäten, sondern auf Fiktionen, für welche Savigny selber keinen Grund anzugeben wisse. Ebenso wenig vermöchten die sorgfältigen Ausführungen von Böhlau den Satz, daß der Schuldner als solcher regelmäßig dem Recht des Erfüllungsortes untergeben sei, nicht als logische Konsequenz des Territorialprinzips zu erweisen. Nur dann sei das Recht des Erfüllungsortes maßgebend, wenn die Parteien faktisch der Gewalt des Gesetzgebers unterworfen sind oder demselben sich freiwillig unterworfen haben. Die österreichischen Gesellschaften aber unterstehen im allgemeinen nicht der legislativen Kompetenz des deutschen Reichs, und daß sie ihre Schuldverhältnisse gerade dem Reichsmünzgesetz, Artikel 14 § 2, hätten unterwerfen wollen, ist wenigstens bei den meisten nicht anzunehmen.

Digitized by Google

Die Erkenntnisse in Deutschland sind daher nach Bekker wenig befriedigend, weder die des Reichsoberhandelsgerichtes noch die im großen und ganzen damit identischen des Reichsgerichtes. „Das Reichsgericht mußte wissen, daß der Satz von der allgemein verbindlichen Kraft des Rechts des Erfüllungsortes von seinen besten Vertretern, Savigny, Böhlau, doch nur ungenügend vertheidigt worden war, daß derselbe in der deutschen Theorie und Praxis viele Gegner gefunden hatte, und auch in der internationalen Praxis (auf die es hier vorzüglich ankam) bisher nichts weniger als allgemein angenommen war ... Und wenn das Reichsgericht nach einer Prüfung, wie sie die Schwierigkeit und die Wichtigkeit dieser Sache erheischten, in der That zu einem eigenen Gedanken nicht gelangt ist, sondern alles Erforderliche in den Gründen des Reichsoberhandelsgerichts-Erkenntnisses bereits gesagt und bewiesen zu sehen vermeint hat, so entspricht dies nicht den Erwartungen, die wir an die Einsetzung eines deutschen Reichsgerichts zu knüpfen berechtigt waren."

Bekker stimmt also den Österreichern darin bei, daß ihre Versprechen und Zusagen nicht so weit gegangen seien, wie die deutschen Gläubiger behauptet und die Gerichte erkannt haben. Mit den Gerichten des deutschen Reiches aber ist er der Meinung, daß die bei den Emissionen abgegebenen und zum größten Teil den Papieren aufgedruckten Erklärungen nicht nur unmaßgebliche Urteile, nicht Belehrungen, sondern allerdings Versprechen gewesen seien. „Die Auszahlung geschieht mit 500 Francs," das heiße nach österreichischer Interpretation: Die Auszahlung geschieht nicht mit 500 Francs; auch bezögen sich die Worte gar nicht auf die Auszahlung, sondern auf die Entlehnung, und auf dasjenige, was man damals, bei der Entlehnung dem Entlehnten gleich gehalten. Außerdem werde diese Auffassung durch die Praxis der Eisenbahngesellschaften selbst Lügen gestraft, diese hätten früher nicht zu wechselndem Tageskurs, sondern zu festem Kurs ausgezahlt, obwohl sie sich dadurch eine Mehrbelastung auferlegten. Die Österreicher haben aber, wie er zugesteht, nur eine bestimmte Quantität Silber versprochen, zahlbar in der Währung des Platzes, wo die Zahlung zu fordern ist; sie haben aber nicht zugesagt, bestimmte Quantitäten Goldes zu zahlen, auch nicht ihren Gläubigern oder dem Gesetzgeber, unter welchem ihre Gläubiger stehen, zu gestatten, das Objekt der zugesagten Leistung einseitig zu ändern. Sie schulden also auch jetzt noch die ursprünglich zugesagten Quantitäten Silbers, ohne Abzug zahlbar in der Währung des Landes, wo die Zahlung zugesagt ist. Darnach sind die Ansprüche der deutschen Gläubiger, die sich auf das deutsche Reichsmünzgesetz stützen, unbegründet; die österreichischen Gesellschaften kommen aber doch den von ihnen übernommenen Verpflichtungen gegenwärtig auch nicht in vollem Maße nach. Sie zahlen so viel, wie sie zu zahlen haben würden, wenn sie ihre Zahlungen ausschließlich in österreichischer Silberwährung zugesagt hätten, und ignoriren den Zuschlag, zu dem sie sich durch das Versprechen der Einlösung zu festem Kurse an ausländischen Börsenplätzen verpflichtet hatten.

Digitized by Google

Sie müssen daher den Einlösungskurs ihrer Kupons allezeit etwas über dem Kurs der Wechsel auf kurze Sicht halten. Wie viel dies etwa betrüge, hätten die Börsenautoritäten zu arbitriren, die mit diesem sachverständigen Gutachten den verurteilenden Richterspruch zu ergänzen berufen wären.

Ganz ähnlich wie die Lage der Deutschen, ist auch die der Franzosen gegenüber den österreichischen Eisenbahngesellschaften. Auch in Frankreich ist durch Gesetz eine Änderung der Währungsverhältnisse eingetreten. Seit dem Gesetz vom 7. Germinal des Jahres 9 bestand daselbst die Doppelwährung, und hieran wurde auch durch die lateinische Münzkonvention nichts geändert. Dem Schuldner, welcher in Franken zu zahlen hatte, stand das Recht zu, sich von seiner Verpflichtung durch eine gewisse Leistung in Gold oder in Silber zu befreien, und jedermann war berechtigt, Silberbarren gegen Vergütung der Prägungskosten in Münzen prägen zu lassen. Diese französische Doppelwährung ist aber durch das auf Grund des Gesetzes vom 5. August 1876 erlassene Dekret der Regierung vom 6. August desselben Jahres, mit dem die Silberprägung für Rechnung von Privaten in Frankreich eingestellt wurde, wesentlich geändert worden. Die natürliche Folge hiervon ist, daß man sich gegenwärtig Silberfranken nicht mehr gegen Hingabe des frühern Silberquantums verschaffen kann, sondern nur gegen Erlegung des Goldagios, daß also derjenige, welcher in effektiven Francs Zahlung zu leisten hat, dadurch, daß ihm die Möglichkeit benommen worden ist, sein Silber in Francs prägen zu lassen, das den Francs derzeit anhaftende Goldagio tragen muß. Da somit die Gleichheit der in österreichischer Silberwährung angesagten Zinsen von 5 Gulden mit dem Betrage von 12,50 Francs nicht mehr besteht, so können nach der Entscheidung der österreichischen Gerichte die Bahnen auch nicht angehalten werden, ihre Kupons in Paris mit diesem Betrage einzulösen. Bekker ist in dieser Frage etwas unschlüssig; indes liegt dieselbe nach unsrer Meinung ganz wie in Deutschland, und auch die Entscheidung muß daher die gleiche sein: Zahlung des Äquivalents der Guldensumme, aber etwas über dem Tageskurs.

Anders in England. Beliebigen nationalen Währungsänderungen und Umrechnungsgesetzen ist der Ausländer gewiß nicht ohne weiteres unterworfen, aber er ist verpflichtet, soweit ähnliches nicht ins Spiel kommt, sein Versprechen zu halten. In England ist nun keine Währungsänderung eingetreten, der Ausländer, welcher eine bestimmte Summe von Pfund Sterling versprochen hat, ist darum auch heute noch zur Zahlung derselben gezwungen, so gut wie jeder, der eine Lieferung Getreide verspricht, seine Zusage erfüllen muß. Das Gold mag im Werte gestiegen sein, gleichviel; auch das Getreide muß geliefert werden, mag es kosten, was es will. Alle Bahnen, mit Ausnahme der Lemberg-Czernowitzer, haben daher auch niemals nur den Versuch einer Weigerung der Goldzahlung im vollen Betrage der Zusage gemacht, soweit letztre England angeht.

Digitized by Google

Die Lemberg-Czernowitzer Obligationen haben den Wortlaut: Schuldverschreibung über 300 Gulden ö. W. Silber, oder 30 Pfund Sterling, oder 750 Francs, oder 200 Thaler, oder 350 Gulden südd. Währ., oder 353 Gulden holländisch. Auf den Kupons steht: Interessen-Kupon über fl. 7,50 ö. W. Silber, oder 15 englische Schilling, oder 18 Francs 75 Cts., oder 5 Thaler Vereinsmünze, oder fl. 6,45 kr. südd. Währung, oder fl. 8,82½ Cts. holländisch, zahlbar ..... in Wien, Lemberg, London, Paris, Berlin, Frankfurt a. M., Amsterdam, Bukarest. Auch die österreichischen Gerichte müßten hier also die Summe von 30 Pfund, bez. 15 Schilling als Zusage auffassen, weil das Wort „oder" gebraucht ist, nicht das Wort „gleich". Die Lemberg-Czernowitzer Eisenbahngesellschaft aber muß sich bei allem vielleicht vorhandenen guten Willen dagegen spreizen, die Beträge in London unverkürzt auszuzahlen, weil sonst die ganze Masse der Obligationen sehr bald nach London wandern würde, um dort Zinsen und Kapital besser zu realisiren, als dies an einem andern Platze möglich sein würde. Teils würden die Obligationen an englische Kapitalisten verkauft, teils würden sie nur dorthin zur Erhebung gebracht werden; beides würde einer starken Belastung der Gesellschaft gleichkommen. Wirtschaftliche Gründe fehlen gewiß nicht für das jetzige Vorgehen der Bahn, gänzlich unbekümmert um ihre eigene Goldzusage auch in London nur das jeweilige Äquivalent ihrer Silberzusagen zur Auszahlung gelangen zu lassen. Dennoch enthalten sie die gröblichste Beeinträchtigung der wahren und wirklichen englischen Gläubiger, die mit vollem Rechte fordern dürfen, von den Konsequenzen der Änderung des deutschen Währungssystems unberührt und von den Streitigkeiten der Deutschen und Österreicher unter einander unbehelligt zu bleiben.

Eine eigentümliche Stellung nimmt die Klage gegen die Kaiserin-Elisabethbahn ein. Hier handelt sich's nämlich nicht um ältere Obligationen, sondern um nicht vor dem Herbst 1873 emittirte. Die Schuldverschreibungen sind zwar vom 1. Januar 1873 datirt; aber der erste mit ihnen ausgegebene Kupon lautete auf den 1. April 1874, und unbestritten ist die Emission frühestens im Herbst 1873 erfolgt. Damals aber war das deutsche Münzgesetz vom 9. Juli 1873 längst publicirt, und wenn auch der Eintritt der Reichsgoldwährung noch vertagt war, so verkündete doch bereits Artikel 14 des Gesetzes, wie es nach ihrem Eintritt mit der Umrechnung der bis dahin in Landeswährung zu erlegenden Zahlungen in Deutschland gehalten werden sollte. Wenn also die Bahngesellschaft erst jetzt ihre Schuldverschreibungen auf den deutschen Markt brachte und die oft erwähnte Verpflichtung zur Zahlung der Zinsen in deutscher Währung und an deutschen Plätzen auf einen Zeitraum bis zu neunzig Jahren auf sich nahm, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß sie diese Geldschuld in Kenntnis der gesetzlichen Umrechnungsnorm und in Unterwerfung unter dieselbe kontrahirt hat. So hat das deutsche Reichsoberhandelsgericht entschieden, dem wohl beizupflichten ist. Auch Bekker giebt zu, daß — die Richtigkeit der letzten thatsächlichen Behauptung

Digitized by Google

vorausgesetzt — das Erkenntnis unangreifbar sein würde; es läge dann eben der Fall „freiwilliger Unterwerfung" unter das Recht des Erfüllungsortes vor. Aber die Wahrheit obiger Behauptung erscheint ihm nicht sicher verbürgt. „Sie involvirt den Vorwurf eines Mangels an Ehrlichkeit, wenigstens an Rechtschaffenheit gegen die Direktion der Elisabethbahn: vor einigen Jahren habt ihr das gewollt, jetzt erklärt ihr, von euerm eigenen Wollen, von dem Sinn eurer Erklärung nichts mehr zu wissen. Das klingt beinahe, als ob der Vorwurf darauf ginge, von vornherein in der Absicht zu täuschen, gehandelt zu haben. Der Vorwurf ist ja schwer, um leichthin über ihn abzuurteilen. Weder besitze ich eine genügende Kenntnis der entscheidenden Thatsachen, noch weiß ich mir dieselbe zu verschaffen, muß es darum dahingestellt sein lassen, ob der Vorwurf die Elisabethbahn trifft oder nicht trifft."

Wie sollen nun in Zukunft ähnliche Unzuträglichkeiten wie diese Konflikte zwischen Schuldnern und Gläubigern vermieden werden? Die Frage ist nicht leicht zu lösen. Bekker hat ohne Zweifel Recht, daß die Goldprioritäten — die Sache von rein juristischem Standpunkte aus betrachtet — den Konflikten für die Zukunft auch nicht vorbeugen, wie dies wohl gar angenommen wird. Die Rechte der Gläubiger sind hier von vornherein ganz unbestimmt gelassen. Bestimmt zugesichert wird z. B. bei der Goldanleihe der Kaschau-Oderberger Eisenbahngesellschaft nur die Zahlung von Goldmünzen in Budapest. Es heißt da unter 1) nur:

> Die Auszahlung dieser Zinsen erfolgt ohne allen Abzug gegen Rückstellung des entsprechenden Zinskupons entweder an der Hauptkassa der k. k. priv. Kaschau-Oderberger Eisenbahn-Gesellschaft in Budapest oder bei den von ihrer Verwaltung eventuell zu bestimmenden und öffentlich bekannt zu gebenden Zahlstellen des In- und Auslandes.

und unter 3)

> Die Rückzahlung der verlosten Obligationen erfolgt am 1. Jänner nach der Ziehung und zwar entweder an der Hauptkassa der k. k. priv. Kaschau-Oderberger Eisenbahngesellschaft in Budapest oder bei den von ihrer Verwaltung eventuell zu bestimmenden und öffentlich bekannt zu gebenden Zahlstellen im In- und Auslande, mit 200 fl. ö. W. = 500 Franks = 405 Mark deutscher Reichswährung in effektivem Gold per Stück an den Überbringer.

Der Schuldner ist also bei diesen Goldprioritäten weder verpflichtet, im Auslande zu zahlen, noch auch in ausländischer Währung nach obigen festen Kursen zu zahlen. Das alles steht in seinem Belieben. Gezwungen ist er nur betreffs der Zahlstelle in Budapest und der Zahlung in österreichischer Goldwährung. Wie aber, wenn Österreich zum Bimetallismus übergeht? Dann muß der Gläubiger mit der betreffenden Summe von Silbergulden oder ihrem Äquivalent zufrieden sein, erst recht natürlich bei Silberwährung, und auch die Annahme von Papiergeld mit Zwangskurs darf er nicht verweigern. Wo ist dann die vielgerühmte Sicherheit der Goldprioritäten? Der Gläubiger vermeint hier etwas rechtlich

Digitized by Google

bindendes in der Hand zu haben, aus dem doch später kein Richter eine verbindliche Zusage herauszulesen vermöchte.

Um die internationalen Schuldverbindlichkeiten von allen nationalen Besonderheiten und von den Einflüssen aller nationalen Gesetzgebungen und Währungsreformen abzulösen, lag es nahe, sie nicht auf bestimmten Summen geprägten Geldes, sondern auf Gewichtseinheiten Goldes oder Silbers auszustellen. Ein Thaler kann durch eine Münzreform zu etwas ganz anderem werden, nämlich zu drei Mark in Gold, für einen Silbergulden muß ich vielleicht später einen Papiergulden auf Grund des Gesetzes annehmen. Hat mir aber der Schuldner ein Kilo Gold, das Gold gleichsam als Waare, versprochen, so ist der Inhalt der Schuld dem Einfluß der Gesetzgebung entzogen. Das scheint wohl Bekkers Gedankengang gewesen zu sein, und er kommt folgerichtig dazu, Obligationen, ausgestellt auf so und so viel Gramm Feingold, als die beste Verwirklichung des Gedankens der internationalen Schuldverschreibung zu empfehlen. Größere Stücke müßten auf ein Kilogramm oder Mehrheiten desselben lauten; kleinere auf 500 oder 200 oder 100 Gramm Feingold. Entsprechend würden die Jahreskupons auf 50, 25, 10 oder 5 Gramm Gold, bei niederen Procenten auf 40, 20, 8 oder 4 Gramm gehen. Die Emittenten hätten sich außerdem zu verpflichten, an den von ihnen bestimmten Zahlstellen die Einlösung, wie der Kupons, so dereinst der Obligationen, in der Währung des Platzes auszuführen.

Diesen Schuldverschreibungen würden als Vorzüge nachzurühmen sein: 1) Die Beseitigung aller nationalen Singularitäten ermöglicht den Absatz auf all den Plätzen, wo überhaupt in Papieren gehandelt wird. 2) Diese Ubiquität, verbunden mit der Gemeinverständlichkeit der zu Grunde liegenden Normaleinheit (des Grammes reines Goldes) sind geeignet, in den weitesten Kreisen Vertrauen zu erwecken. 3) Der juristische Grundgedanke ist ein so einfacher, daß eine klar alle Mißdeutungen ausschließende Fassung des auf die Papiere zu setzenden Textes keinen Schwierigkeiten begegnet. 4) Der Gläubiger hat die juristische Gewißheit (welche die neuen österreichischen Goldprioritäten nicht geben) nie weniger zu erhalten als das Äquivalent einer bestimmten Quantität Goldes in Landeswährung, andrerseits hat der Schuldner dieselbe Gewißheit — die, wie der Erfolg gezeigt hat, die Silberprioritäten ihm nicht gaben — auf nicht mehr als eben dies Äquivalent des Goldquantums in den Landeswährungen, auf die seine Zusage geht, belangt werden zu können. 5) Auch Währungswechsel, sei es am Orte der Emission oder der einzelnen Zahlstelle, vermögen — wenigstens nach Bekker — weder eine Minderberechtigung des Gläubigers noch eine Mehrbelastung des Schuldners herbeizuführen.

Die letztere Behauptung zeigt jedoch einen gewissen Mangel in der ganzen Betrachtungsweise des Verfassers. Seiner Stellung gemäß ist diese zu einseitig juristisch. Juristische Vorzüge würden sich diesen Obligationen gewiß nachrühmen lassen, zu Zank und Streit vor den Gerichten würden sie viel weniger Anlaß

Digitized by Google

geben, aber wirtschaftlich würden sie eben so riskant — sei es für den Gläubiger oder für den Schuldner — sein, wie die jetzt beliebten. Wenn ein Silberland solche Obligationen ausgibt, und wenn das Silber seinen alten Wert behält, das Gold aber stark im Werte steigt, wird dann nicht der Schuldner schwer gedrückt, welcher dieselben Einnahmen in Silber hat, davon aber bedeutend mehr zum Ankauf des geschuldeten Quantums Gold ausgeben muß? Wird der Gläubiger nicht ein unverdientes Geschenk erhalten? Rechtlich wird dann allerdings die Leistung des Schuldners eindeutig bestimmt sein, er wird nicht mehr einwenden können, die Goldzahlungen seien nur als Äquivalent gewisser Silberzahlungen gemeint gewesen, seien daher jetzt ihrem Nominalbetrage nach zu reduziren; aber eine gerechte Regelung ist damit nicht gefunden.

Schuldverschreibungen zwischen Ländern verschiedener Währung werden nur dann mit nationalen Schuldverschreibungen in gleicher Linie stehen, wenn die Relation zwischen Gold und Silber wieder fest wird, wie sie es fast ein Jahrhundert lang war. Auch Bekker berührt wenigstens diesen Währungsweg. „Wiederherstellung der alten Silber- und Goldrelation," schreibt er, „ist jedenfalls das zuverlässigste, vielleicht das einzige Radikalmittel." Wenn er aber hinzufügt: „Namentlich mögen die deutschen Gläubiger sich gesagt sein lassen, daß all die andern kleinen Mittelchen, Arrestlegungen u. s. w. kaum die Bedeutung symptomatischer Kuren zu beanspruchen haben," so übersieht er, daß das Gleiche sich gegen seine eigenen juristischen Vorschläge einwenden läßt. Die internationalen Schuldverschreibungen der österreichischen Eisenbahnen genügten praktisch vollständig, so lange das Band zwischen Gold und Silber nicht zerrissen war. Die juristischen Zweideutigkeiten mögen zu beseitigen sein, die wirtschaftlichen Ungerechtigkeiten sind damit nicht beseitigt. Mit der Fortsetzung einer Wertrelation zwischen Gold und Silber aber verlieren die juristischen Unklarheiten der alten Obligationen die praktische Bedeutung. Die Lösung der Frage der internationalen Schuldverschreibungen erscheint uns daher weniger von der Jurisprudenz als von der Währungspolitik zu erwarten. Wenn diese gegen die Erfahrungen des letzten Jahrzehnts nicht blind ist, sondern sich bereit zeigt daraus zu lernen, obgleich alte liebgewonnene Meinungen dabei zerrinnen wie Schnee vor der Sonne, so wird die währungspolitische Lösung nicht allzuschwer zu finden sein.

Bis dahin gilt es, die Konfliktsluft nicht zu schüren, sondern zu mildern. „Die Presse hat bisher — um mit Bekkers Worten zu schließen — mehr aufgeregt als beruhigt, wofür wir ihr keinen Dank schulden, aber bei jetziger Sachlage vermöchte gerade sie mehr als irgend eine andre Macht beizutragen zu löblicher Entwirrung und Entwicklung der Verhältnisse. Und zwar hätte sie zuerst ihr officium nobile zu üben: falschen Verdacht zu zerstreuen. Die Beteiligten müssen sich beiderseits überzeugen, daß dolus und mala fides, auf deutsch, die Absicht den andern übers Ohr zu hauen, bei keinem Teile vorhanden

Digitized by Google

gewesen. Etwas Habsucht, Eigennutz, Brutalität, Knauserei, sehr wenig kalt Blut, immerhin; aber wider Recht und Billigkeit mit schlauer Benutzung der Umstände der Gegner unehrenhaft zu verkürzen, das haben regelmäßig die Parteien nicht gewollt; und Ausnahmen bestätigen die Regel. Steht erst die gegenseitige Anerkennung der Ehrlichkeit fest, so ist auch weiterzukommen. Beide Teile haben eine gemeinsame Kalamität erst zu tragen, dann zu überwinden. Nachdem die unglücklichen Obligationen, so wie sie sind, ausgegeben und angenommen worden, nachdem dann Deutschland zur Goldwährung übergegangen, und die Relation von Silber zu Gold von 1 : 15½ gefallen war auf 1 : 19 und darunter, da war auch ein Verlust von fünf und mehr Millionen Silbergulden im Jahre für einen von beiden unvermeidlich geworden: entweder die österreichischen Schuldner mußten um soviel mehr zahlen, als sie erwartet hatten, oder die deutschen Gläubiger mußten um soviel weniger erhalten, als sie erwartet hatten. Diese böse Lage besteht heute noch, und sie wird noch länger bleiben, wenn die Deutschen und Österreicher fortfahren, einander zu bekämpfen; viribus unitis aber würde sich doch manches zur Verkürzung der Dauer thun lassen. Es wäre also die Aufgabe der Presse, vorerst die nötige Stimmung zu schaffen, beide Teile zu überzeugen, daß ein sehr komplizirter und schwer zu beurteilender Fall vorliegt, beide vor Überhebung und Überschätzung der von den eignen Landesgerichten für sie gesprochnen Urteile zu warnen. Leids haben die Deutschen den Österreichern in diesen Sachen auch schon genug zugefügt; ob das Recht auf ihrer Seite gewesen, ist sehr zweifelhaft; ob die Billigkeit, mindestens noch nicht ganz gewiß. Die österreichischen Eisenbahngesellschaften, die Vertreter eines der bedeutendsten Industriezweige des reichen Kaiserstaates aber mögen sich überlegen, daß sie besser gethan haben würden, nicht ganz so jämmerlich zu schreien, als ob es gleich ans Leben ginge, und überhaupt statt der Manieren des Kleinkrämers, der keinen Kreuzer unbesehen aus der Kasse geben darf, etwas anzunehmen von dem Wesen des großen Kaufmanns, dem sein Kredit mehr gilt als der Kassenbestand."

Berlin, im Dezember 1881. M. Sch.

Die deutsche Bühne der Gegenwart.

I. Spielweise und Inscenirung.

Nicht von alten Zeiten soll hier die Rede sein, und der Verfasser denkt nicht daran, die oftgehörte Klage über den Verfall der Schaubühne anzustimmen, die in der Regel auf Grund einer sehr trügerischen Voraussetzung laut wird: der Schwärmerei und Illusionsfähigkeit der Jugendjahre — oft leider nicht einmal der eigenen Jugendjahre. Täuscht uns schon die eigene Erinnerung über den Wert

Digitized by Google

dessen, was uns bei der ersten Bekanntschaft mit der Welt der Bretter ergriff, so werden wir noch weit öfter durch andre getäuscht, die, vielleicht ein langes Leben hindurch mit dem vielgestaltigen und buntscheckigen Organismus des Theaters vertraut, kurz vor Sonnenuntergang zur Feder greifen und in ausgiebigen Memoiren der entschwundenen Zeit und sich selbst ein Denkmal setzen. Gehen solche Aufzeichnungen von Theaterleitern und Kritikern aus, so mag ihnen immer noch eine gewisse Sachlichkeit eignen; giebt aber der Schauspieler selbst einen Abriß seines Wirkens, eine Schilderung der Charaktere, mit denen er in Berührung gekommen, der Kreise, in denen er gelebt, so kann man sicher sein, daß das Standesbewußtsein sich in selbstgefälligstem Lichte bespiegelt und auch das Unbedeutendste interessant zu färben und zu etwas Wichtigem aufzubauschen bemüht ist. Die „Komödiantenfahrten" der Karoline Bauer sind noch in aller Erinnerung: gewandt geschriebene Feuilletons, aber so aufgeblasen, so durch und durch romanhaft, unecht und unwahr, daß es des Nachspiels, das auf dem Grabe dieser alten, intriganten Person bedauerlicherweise aufgeführt wurde, für das aufmerksame Auge nicht bedurft hätte, um sie als das, was sie sind, zu kennzeichnen. Und mit solchen Schauspielereien wurde ein großer Teil unseres lesenden Publikums unterhalten und über die künstlerische Bedeutung der guten alten Zeit belehrt! Auch besser gesinnte Autoren nützen der Kunst mit dem Schwelgen in den Reminiscenzen großer Genüsse wenig. Eine schauspielerische Meisterleistung ist leider weder mit dem Griffel noch mit der Feder zu bannen, und die Gegenwärtigen immer und immer auf Ludwig Devrient und Seydelmann, auf Anschütz und Josef Wagner verweisen, müßte diese ganz und gar verwirren und verbittern, wenn sie nicht gelegentlich in den Zeitungen der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre nachblätterten und sich überzeugten, daß die damaligen Recensenten auch an diesen Meistern das Siegfriedsmal zu finden gewußt haben.

Alles in allem, scheint nun zwar so viel gewiß zu sein, daß die eigentlich tragischen Schauspieler heutzutage ausgestorben sind. Wenigstens existiren meines Wissens keine, die auf dem großen Kothurn nicht irgendwie stranchelten. In dieser Beziehung war das vielangefeindete und in der Vorbereitung und der Ensembleleistung entschieden ungenügende Münchener Gesammtgastspiel vom Sommer 1880 überaus lehrreich. Sei es, daß eine gewisse Befangenheit, deren sich auch der vollendetste Routinier vor einem neuen, kritisch gestimmten Publikum nicht zu erwehren vermag, die schauspielerischen Gaben der berufenen Künstler beeinträchtigte — gewiß war doch, daß neben vielem Vortrefflichen, das besonders auf dem zweiten und dritten Plan geleistet wurde, die ersten tragischen Aufgaben keineswegs ohne Rest in die Erscheinung traten. Frau Wolter, die doch für die erste Tragödin der Deutschen gelten soll, ist zwar in den Momenten der fesselnden Leidenschaft von einer hinreißenden naturalistischen Gewalt, aber die vollendete Ausmeißelung des Formellen ihres Spiels läßt sie fast immer ver-

Digitized by Google

missen, Verse spricht sie schlecht, und so lange eine Rolle die Höhe nicht erreicht hat, vermag sie, anscheinend selbst noch nicht interessirt, auch das Publikum nicht zu interessiren. Der einzige, wahrhaft zwingend wirkende Künstler aber, Sonnenthal, erreichte und erreicht immer noch seine glänzendsten und überzeugendsten Erfolge nicht in solchen Charakteren, die die stärkste innere und äußere Anspannung der Kraft verlangen, die sich voll ausgeben und das Schicksal energisch herausfordern, wie Macbeth, Othello, Karl Moor, sondern in einer Reihe bizarrer, melodramatisch, sensationell wirkender Gestalten wie Wilbrandts Fabricius, Daudets Risler aîné. Sucht und findet er aber seine Aufgaben im Revier der klassischen Tragödie, dann sind es nicht die ganzen, sondern die halben Charaktere, in denen er durch die Wahrheit seiner Kunst ergreift und jeden Gedanken an eine bessere Lösung des psychologischen Problems zurückweist. Sein Clavigo, sein Hamlet, sein Heinrich der Sechste sind einige seiner berühmtesten Schöpfungen. Er liebt die problematischen Naturen; selbst der Prinz von Homburg, für den ihm der jugendliche, traumselige Timbre der Stimme abgeht, reizt ihn und giebt ihm Gelegenheit zu einer interessanten Verkörperung dieser schwierigen und eigentlich nur durch ein verwandtes Naturell ganz zu deckenden Rolle. Ist schon diese Thatsache und der Umstand, daß Sonnenthal im richtigen Gefühl seiner Kraft dem Umkreis des Tragischen, des „großen, gigantischen Schicksals“ selbst fernbleibt, interessant, so ist es für Beurteilung dessen, was die Stärke der modernen Schauspielkunst bildet, noch interessanter, zu wissen, daß Sonnenthal, ein in Wien vergötterter, von der deutschen Kritik so ziemlich übereinstimmend begeistert anerkannter Künstler den Gipfel seines Könnens in der Tragödie erst erreicht hat, nachdem er sich im Konversationsstück zur Vollendung ausgebildet. Also unser erster Tragöde mußte es erst lernen, sich auf dem Parquet zu bewegen, ehe er farbiges Kostüm erfolgreich anlegen konnte.

In dieser Thatsache liegt der Abriß einer Geschichte unseres ganzen modernen Schauspielwesens. Der realistische Zug, der mit den dreißiger Jahren unsre Literatur zu beherrschen anfing und der, anfänglich noch mit jung-romantischen Elementen versetzt, diese mehr und mehr verließ, das Gefallen an dem vor aller Augen liegenden, Wirklichen, das die politischen und sozialen Interessen und Kämpfe unseres Jahrhunderts nur immer mehr steigerten, setzte sich, wie auf allen Gebieten der Kunst, natürlich auch auf der Bühne fest, und fester als irgendwo sonst. Weder Iffland noch Kotzebue waren in dem Maße realistisch, d. h. bloße Kopisten oder Photographen der Wirklichkeit, wie es Benedix und der treffliche Töpfer, wie es die modernen Lustspieldichter bis auf L'Arronge und Moser-Schönthan waren und sind. Jene schlugen noch immer ein gewisses Pathos und in ihren Farcen einen karrikirten Ton an, der sich von vornherein als absichtliche Uebertreibung zu erkennen gab — diese weisen einen künstlerischen Dialog, sehr oft auch eine künstlerische Führung der Handlung mit wenigen Ausnahmen ab, und wo sie selbst in dem Kultus des Realen versagten,

Digitized by Google

da setzten die Franzosen ein, die mit ihren Konversations- und Ehebruchsdramen auch die deutschen Bühnen eroberten und unsern Dichtern und Schauspielern den Weg wiesen. Sie erweckten nur, was in unserm Bühnenleben und seiner Literatur dunkel schlummerte. Man wollte von dem Ton einer gesteigerten Empfindung nichts mehr wissen, denn das Zeitalter wußte nichts davon. Wie es in der Unterhaltung und der Korrespondenz unbequem und unbeliebt wurde, starke Gefühle, originelle Gedanken zu äußern, wie das gesellschaftliche Maß und die gute Sitte auch die bürgerlichen Schichten mehr und mehr durchdrang, stimmte man auch auf dem Theater alles auf das Niveau des Gewöhnlichen und der Etikette herab. Alle kleinen Zufälligkeiten des Lebens kopiren zu können, galt als ein Triumph der Natürlichkeit. Die Deklamationsmanier der Weimarer Schule war längst in Mißkredit geraten — man bemühte sich darum, so einfach wie möglich zu sprechen. Diese Wendung läßt sich nicht von oben herab tadeln, sie lag in den Verhältnissen, und daß gegen Auffenberg, Raupach und alle Nachahmer der Schillerschen Diktion, die nur den Tonfall des großen Dichters, nicht aber den Glanz und die Kraft seiner Sprache, geschweige denn seine stilvolle Charakteristik nachzuahmen verstanden, eine Reaktion notwendig war, wird niemand leugnen mögen, der sich mit diesem Zweige unsrer Literatur je eingehend beschäftigt hat. So hat sich denn nach und nach der Konversationston ausgebildet, den wir heute auf jedem Theater, selbst dem kleinsten, gut entwickelt, wenn nicht zur höchsten Meisterschaft gesteigert finden. Es giebt kaum eine mittlere Bühne, die nicht unsre neueren Lustspiele mit einer durch die langjährige Uebung in diesem Genre erlangten Routine frisch und natürlich darzustellen vermöchte. Der Bonvivant und die Naive sind nirgends ganz schlecht, und man braucht gar nicht einmal das meisterliche Ensemble des Thalia-Theaters in Hamburg aufzusuchen, um eine gute Aufführung eines Moserschen oder Rosenschen Lustspiels zu sehen. Es ist keine Frage, daß die so erlangte Sicherheit auch denjenigen Werken zu Gute kommt, die, mehr als bloße Eintagsfliegen, doch in der modernen Gesellschaft spielen und darum die Beachtung und die tadellose Wiedergabe ihrer Formen erforden. In den tiefsten Niederungen des Schwankes hat sich Sonnenthals Talent wohl nie getummelt; aber er war ein ausgezeichneter „Graf Waldemar“ und „Marquis von Villemer.“ Vor dem ausschließlichen Verweilen in dieser Sphäre bewahrte ihn der Genius des Burgtheaters und gewiß auch sein eigener — glücklicherweise! darf man hinzufügen. Denn so interessant es auch ist, eine Bühne wie das frühere (nicht das jetzige) Residenztheater in Berlin mit dem französischen Sittendrama eine Spezialität pflegen zu sehen, die in Herrn Keppler ihren hervorragendsten Vertreter fand, und die ein Ensemble zeitigte, das dem großen Muster des Théâtre français eifrig nachstrebte, so schlägt doch die einseitige Pflege dieser Richtung das schauspielerische Talent in zu schwere Ketten. Als einziges Genre ist das Konversationsstück für eine erste Kraft nicht würdig genug. Weder das Théâtre français noch das

Digitized by Google

Burgtheater in Wien treiben einen so beschränkten Kultus. Dort spielt man neben Sardou und Augier Viktor Hugo, Molière und Racine, hier hat die Schauspielerin, die heute die Gräfin Terzky spielt, morgen die geizige Geheimrätin in L'Arronges „Wohlthätigen Frauen" zu geben, und Herr Hartmann, der morgen einen schüchternen Liebhaber zu spielen hat, glänzt übermorgen vielleicht als König Heinrich der Fünfte. Nur als Etappe ist das Salonstück und Lustspiel für den großen Künstler unsrer Tage unentbehrlich. Wer sich ohne allen Zwang im modernen Kleide bewegen gelernt hat, wer dem Publikum den Ton und die Gesten des täglichen Lebens bietet, über deren Wahrheit jeder Theaterbesucher ein kompetenter Richter ist, der ist mit der größten Wahrscheinlichkeit vor der Gefahr bewahrt, in der Tragödie zu bramarbasiren und die breitspurige, hohle Spielweise anzunehmen, die die jugendlichen Liebhaber, die Karlos, Melchthal und Mortimer der Provinzialtheater auszeichnet. Es ist eine ganz tüchtige Probe, jedes Gefühl, jeden Affekt, jede kleine Wortphrase erst auf die simple Form zu reduziren, die sie in der Alltäglichkeit annehmen. Unsre Mimik ist überreich an kleinen, sprechenden Zügen, wir haben Bewegungen des Kopfes, der Arme, der Hände, die deutlicher als lange Wortreihen sprechen, tausenderlei Nüancen im Klang und Fall unsrer Stimme, die wir mit Worten gar nicht zu umschreiben vermögen. Hat der Schauspieler über dies unerschöpfliche Arsenal seiner Mittel im modernen Drama erst völlig freie Verfügung erlangt, dann wird er, vor eine ernste, stilvolle Aufgabe gestellt, dieselben zu Rate ziehen, und wenn er wirklich die Fähigkeit des tragischen Künstlers besitzt, von dem blos Zufälligen der Wirklichkeit das Gesetzmäßige, Notwendige des Künstlerischen zu sondern, von dem Soccus auf den Kothurn zu steigen, auch in der reinen Welt, wo die unsterblichen Gebilde der Kunst wandeln, wahr bleiben.

Leider ist nun aber dieser Schritt nur wenigen möglich gewesen. Die meisten modernen Schauspieler sind durch die Ausbildung des Lustspieltons an eine nonchalante, saloppe Sprechweise gewöhnt worden, die sie nicht zu überwinden vermögen oder die sie wohl gar mit Fleiß in die Tragödie übertragen. Mit dem Ton ist die Geste verloren gegangen, und anstatt ihr Gefühl voll auszugeben, moderiren sie alles und beschränken sich auch stimmlich nur auf ein stilles, sanftes Säuseln. Dies abscheuliche „Dünnetum" ist der Kardinalfehler fast aller Aufführungen großer Dramen in Deutschland, und ist er auch aus der Entwicklung des Theaterwesens sehr leicht zu erklären, so ist er doch nicht minder gefährlich als der pomphafte Deklamationston, für dessen Kultus man Weimar und seine goldnen Tage verantwortlich gemacht hat, und leider zugleich sehr schwer ausrottbar, denn der Geschmack des großen gebildeten Publikums kommt ihm entgegen. Seitdem mit der finanziellen auch die bürgerliche Stellung des Schauspielers sich glücklicherweise mehr gehoben hat, ist es für den wohlwollenden Theaterbesucher eine gewisse Genugthuung, in dem Künstler auch den gebildeten und salonfähigen Mann zu schätzen, und merkt man ihm außerhalb der Bühne oder auf

Digitized by Google

derselben an, daß er Manieren hat, so hat er bei der Hälfte schon gewonnenes Spiel. Daß die schauspielerische Begabung sich durch keine Bildung erzwingen läßt, wird dabei vollständig übersehen; man will lieber den gebildet redenden, maßvollen, d. h. entsetzlich matten Franz Moor als den Dämon, der uns mit der Erzählung seiner Vision bis ins innerste Mark ergreift. Man verehrt den feinfühligen Schauspieler, der es mit der Leidenschaft glimpflich nimmt, aber man verabscheut das kräftige Talent, das des Guten zu viel thut. Eine junge Sängerin mit ausländischem Namen, die von einem Impresario, der die Lärmtrommel vor ihr rührte, geführt, vor einigen Jahren zwei oder drei Opernrollen in italienischer Sprache recht schwächlich traktirte, erntete in einer gebildeten Gesellschaft begeistertes Lob, weil sie als Margarete in der Gounodschen Oper so „ladylike" aufgetreten sei. Kann man sich, wenn dies möglich ist, wundern, daß die Vertreter des Heldenfachs, die am meisten versucht sind, Stimme und Empfindung zu zeigen, sich diesen Wink der eleganten Welt besonders zu Herzen nehmen und um jeden Preis so matt und conventionell wie möglich sind? Noch ganz kürzlich hatte ich Gelegenheit im Hoftheater zu Stuttgart, einer nicht sonderlich accreditirten Kunststätte, eine Aufführung der „Geschwister" zu sehen, in der die Marianne in den gewöhnlichsten Soubrettenmanieren gehalten und der Wilhelm so unglaublich marklos und lau gespielt und gesprochen wurde, daß man sich sagen mußte, der Darsteller könne von dem überleidenschaftlichen Inhalt seiner Rolle keine Ahnung haben — wenn man nicht wüßte, daß er den Doktortitel trüge und demnach doch wohl mehr als ein gewöhnlicher Routinier sein müsse. Oder gelten wohl gar die „Geschwister" für ein Konversationsstück? Dann war jedenfalls die Konversation jener Tage eine andre als die unsrige. Aus jedem Worte der kleinen Dichtung quillt ein Strahl jenes lebhaften Gefühls, welches Leben und Literatur der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durchflutete, die zurückgehaltene Empfindung will jeden Augenblick die Dämme brechen, und wo sie hervorstürzt, da wird sie zu Zeiten, wie in dem Monolog Wilhelms, in welchem er sich die Reihe der Verlassenen vorführt, deren Herz er mit leichtsinnigen Gefälligkeiten aufschloß, maß- und fesselos. Und diese Fülle der Gesichte denke man sich in ganz gewöhnlichem Tone glatt und verständig vorgetragen! In Mannheim gab ein oft gerühmter Schauspieler den Don Cesar in West-Moretos „Donna Diana." Er hatte eine schöne, imposante und trefflich spielende Partnerin und in den jungen Prinzen zwei liebenswürdige Gefährten; er selbst aber gab in langsamstem Tempo, erregungslos, die prächtige Erzählung des Turniers zum Besten, phlegmatisch war er am Anfang und blieb es am Ende, und wenn der Held die Maske der Verstellung endlich abwirft und befreit, beglückt ausruft: „So laß mich denn, du göttliche, dir sagen, daß alle meine Pulse für dich schlagen," selbst da kam unser Cesar nicht aus seiner gleichgiltigen Gemütsruhe, und kaum hörbar verhauchten seine letzten Worte hinter dem Gehege der Zähne. Das sind nur einige Beispiele, die jeder Kenner der Bühne

Digitized by Google

aus eigner Erfahrung vermehren kann; auf den Höhen der Kunst sind sie so gut wie in ihren Niederungen zu finden. Noch bis vor kurzer Zeit hatte das große Talent des Herrn Barnay, von dem in den Zeitungen viel die Rede ist, derselben schlechten Manier seinen Tribut gezollt und dafür von den Kritikern des Münchener Gesammtgastspiels wenig Dank geerntet. Die erste Hälfte seines Leontes im „Wintermärchen“ und der ganze „Macbeth“ waren an seiner konventionellen Behandlung der Rollen zu Grunde gegangen. Streng und herb, aber gerecht hatte der Tadel sich am meisten gegen ihn gewandt. Wer aber etwa darüber Gewissensbisse empfunden haben sollte, möge sich nur beruhigen, denn die harte Schule ist der Kunst des Herrn Barnay nur zustatten gekommen. Ich sah ihn vor einigen Wochen wieder: ein vortrefflicher „Graf Waldemar,“ ein in den „Piccolomini“ und zum Theil auch im „Tod“ bedeutender Wallenstein, ein leidlicher Coriolan. Die letzte Rolle ganz zu erschöpfen vermag er nicht, dazu fehlt ihm die Größe und Stärke des Naturells, die immer vermißt werden würde, selbst wenn die Durcharbeitung, die sich erkennen läßt, besser, einheitlicher wäre; aber er zeigte das mit dem glücklichsten Gelingen gekrönte Streben, auch die Formen der Tragödie breit und stilvoll zu gestalten und die höheren Aufgaben auf das Postament zu stellen, das sie, um über die Menge emporzuragen, beanspruchen. Daß der Wallenstein noch manchen Bruch zeigte, beweist nicht viel, denn das Riesenproblem dieses Charakters hat bis jetzt noch jedem Darsteller die Grenzen seines Könnens gezeigt. Es ist schon immer etwas, den gebietenden Feldherrn, den verschlossenen, hinterhältigen Diplomaten und den Mystiker überzeugend wiederzugeben und zu verschmelzen, und das vermag Herr Barnay jetzt. So würde sich denn auch an ihm die Konversationsmanier zuletzt nur als eine gute Schule bewähren — ob für die Dauer, das hat er freilich noch zu beweisen.

Hat somit der Kultus des Konversationsstückes für die Spielweise nur einen gewissen und zwar problematischen Wert, so hat er sich dagegen für die Inscenirung als eminent wichtig und förderlich erwiesen. Man kannte noch vor zwanzig Jahren nur den allerdürftigsten Hausrat auf dem Theater; ein Kanapee, ein Tisch, Stühle, so viel sich Personen setzten sollten — das war alles. Prinzip war, nur das allernotwendigste an Möbeln und Requisiten vorzuführen. Eine weise Ökonomie, wie wir sie heute nur noch in den Bilderhumoresken von Wilhelm Busch finden, beherrschte den Regisseur. Sieht man bei Busch einen Stock, so weiß man, daß jemand ihn zum Schlagen gebrauchen, einen Spiegel, so weiß man, daß er zertrümmert werden wird. Nichts ist umsonst da, alles dient einem künstlerischen Zwecke. So bot auch die Regie dem Auge nur Dinge, deren praktische Verwendbarkeit sofort in die Augen sprang. Dazu wurde die Parole: Bahn frei! ausgegeben. Nur an den Kulissenseiten und an der Wand des Hintergrundes wurden verstellbare Dinge gelitten. Der ganze mittlere Bühnenraum war frei und gestattete dem Schauspieler die größtmögliche Bewegung. Wie anders heute!

Digitized by Google

Wir bekommen mit dem modernen Zimmer eine geschlossene Dekoration, Gardinen und Rouleaux vor den Fenstern, den Teppich auf dem Boden; der Kronleuchter oder die Lampen brennen, im Kamin flackert das Feuer, auf dem Tische summt der Samowar; Gemälde an den Wänden, die Pendule vor dem Trumeau; die Möbel sind geschmackvoll arrangirt, der ganze Raum ist ausgefüllt. Man kümmert sich nicht mehr darum, ob der Schauspieler, sitzend oder stehend, dem Publikum den Rücken kehrt, alles ist zwanglose Natürlichkeit. Schüchtern griffen diese Neuerungen auch in das Gebiet des großen Dramas über. Ende der sechziger Jahre war es noch eine fast überall verbreitete Tradition, das Schauspiel im „Hamlet“ im Bühnenhintergrunde, den ein stattlicher Vorhang schloß, sich abspielen zu lassen, in modernen Gartenkulissen, von Darstellern, die von allen Kostümkünsten unsrer Tage profitirt hatten. Der Hof saß an der rechten oder linken Kulissenreihe, also rechtwinklich zur Bühne, so unbequem und sinnwidrig wie möglich; aber man ließ es geschehen, es war der steife Stil der Tradition. Da erwog vielleicht ein wagehalsiger Regisseur, daß dies Arrangement im Grunde ebenso unsinnig wie unmalerisch sei, er verlegte die kleine Bühne an die Seite und ließ den Hof sich halbkreisförmig darum gruppiren; die Gartendekoration entfernte er, das Kostüm der Darsteller des kleinen Stückes beschränkte er auf bloße Andeutungen: der Versuch überraschte, aber er glückte, denn seine Vorzüge leuchteten sofort ein. In London hatte Charles Kean mit den Shakespearischen Dramen eine neue Art von Galavorstellungen entrirt, die zunächst wohl den Zweck hatten, das Publikum durch äußere Reize anzulocken, deren mise-en-scène aber auf demselben Gedanken der Detailausarbeitung beruhte. Eine Nachahmung bot die Haasesche Direktion in Leipzig Anfang der siebziger Jahre mit dem „Kaufmann von Venedig.“ Das Unternehmen fand wohl Widerspruch, weil man von dem Kultus der Außendinge eine Ablenkung von dem poetischen Kern der Dichtung fürchtete, man bestritt ihm auch die Neuheit, denn Immermanns glorreiche Theaterleitung in Düsseldorf habe schon, vielleicht mit weniger Aufwand, ähnliches geboten. Da brach der Herzog von Meiningen mit der ersten Cäsar-Aufführung in Berlin für das neue Prinzip Bahn. Mochte sich immerhin ein lebhafter Streit über den künstlerischen Wert dieser eigenartigen Vorstellungen entspinnen, mochte man das dekorative Element zu aufdringlich, die schauspielerischen Leistungen zu schwach finden, Thatsache ist doch, daß der oberste Leiter des herzoglichen Ensembles dem deutschen Publikum etwas für uns völlig originelles bot und daß er den Schlendrian der alten Inscenirung für immer unmöglich machte. Er brachte Fluß in die Gruppen und Massen, traf den Geist einer Dichtung mit bewundernswerter Feinheit und schuf für diesen Geist das malerische Kleid, er motivirte jede Bewegung, wenn es sein mußte, durch die Zuthat eigener scenischer Erfindung, und die Verdienste, die er sich damit erworben, wären schon groß genug, auch wenn sich zu ihnen nicht die Sorgfalt gesellt hätte, die in Meiningen auf die Ausarbeitung auch der schauspielerischen Leistung und die

Digitized by Google

ausreichende Vertretung auch der kleinsten Rolle gewandt wird. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß das jetzige Personal einer verbessernden Auffrischung bedürftig ist: Herr Weilenbeck, Herr Hellmuth-Bräm, Fräulein Pauli sind noch unersetzt — der Fleiß der guten Talente erreicht nicht alles, was er will. Das epochemachende des Auftretens der Meininger liegt auch keineswegs in der Güte der Einzelleistungen, so tüchtige Schauspieler die Gesellschaft besitzt. In der Ausbildung des Ensembles, in der Kunst der Inscenirung aber sind ihre Neuerungen so durchgreifende gewesen, wie sie die Geschichte des Schauspiels kaum je erlebt hat. Es war schließlich nur das Arrangement des Salonstücks auf die Tragödie übertragen, aber mit wie malerischem Sinn, mit wie feinem Stilgefühl, mit welch scharfem Blick für alles wesentliche der Dichtung wurde diese Übertragung ausgeführt! Wer mäkeln will, mag immer noch sagen, daß Shakespeares „Was Ihr wollt", Kleists „Prinz von Homburg", Schillers „Tell" keiner dekorativen Hilfe bedürfen, wenn es nicht zuverlässig wahr wäre, daß eine schlechte Regie uns auch den Genuß der schönsten Poesie verkümmern, die Wirkung des kraftvollsten Dramas abschwächen kann. Es ist natürlich völlig gleichgiltig, ob Julia Imperiali eine veritable venetianische Tasse zum Munde führt, ob die Seidenstoffe in Fiescos Gemächern echt sind; nur der kleinliche Sinn kann solche Fragen zu beantworten versuchen. Jedenfalls sind nicht die Meininger schuld, wenn ein Neugieriger sie stellt. Denn sie verstehen es gerade, alles Dekorative zu einer Gesammtwirkung zu vereinigen, die nur die Oberflächlichkeit verkennen und in ihre Teile auflösen kann. Jetzt sind sieben Jahre seit ihrem ersten Erscheinen in der Reichshauptstadt verflossen, und wenn etwas, so beweisen die Schößlinge, die ihre Kunst hier und dort treibt, die Bedeutung und Nachhaltigkeit ihres Erfolges. Selbst die Hofburg hat trotz des Naserümpfens der Wiener Kritik in die Meininger Bahnen einlenken müssen. Dingelstedt war selbst ein viel zu kluger Regisseur, als daß er von dem Neuen, das sie boten, das Gute nicht hätte aufnehmen sollen. Der letzte poetische Zauber der Inscenirung gehört freilich den Meiningern ausschließlich an. Die übrigen Theater müßten erst einen Meister der malerischen Regiekunst, wie Meiningen ihn besitzt, den ihren nennen, um so unaussprechlich reizvolle Wirkungen zu erzielen, wie sie von dem Frauengemach der Hermione, dem Schafschurfest, der Gerichtsscene des „Wintermärchens" ausgehen. Mögen aber auch diese wundervollen Effekte selten bleiben, genug, daß alle unsre Bühnenvorstände dem alten geradlinigen, dürftigen Regiewesen Valet sagen mußten, und daß sie mit der Art, wie die Meininger ihre scenischen Einrichtungen vornehmen, und die zu allem übrigen auch noch den Vorzug einer Einschränkung der störenden Verwandlungen mit sich bringt, ein Mittel fanden, eine glänzende Reihe dramatischer Meisterwerke mit neuer theatralischer Wirkung dem Publikum vorzuführen. Die Aufführung von Shakespeares „Was Ihr wollt" ist nach dieser Richtung bezeichnend, und es sollte im Interesse der Meininger liegen, dies ihr vortreffliches Muster in ihren neuen Produktionen nachzuahmen,

Digitized by Google

statt durch eine Fülle wechselvoller Bilder zu imponiren, die nur durch ein beständiges Fallen des Zwischenvorhangs und lange störende Pausen erkauft werden können.

In dieser Konzentration des Interesses auf das Drama mehr als die einzelne schauspielerische Leistung, in dieser Pflege des Ensembles liegt auch das stärkste Gegengewicht gegen die aufdringliche Virtuosität, die immer noch auf Gastspielreisen zieht und ein sonst urteilsfähiges Publikum über den Wert ihrer Leistungen täuscht. Sie wird freilich nicht verschwinden, so lange das Publikum sich nicht selbst von ihr abwendet. Es braucht sich nicht feindlich gegen die Gäste zu verhalten, nur etwas kühler und kritischer als üblich. Die eigentlichen Meister des Virtuosentums und der Reklame können mit dem Gelde auch den Weihrauch nicht entbehren; wird dieser kärglicher angezündet, dann nehmen wohl auch die wahnsinnigen Gagenforderungen dieser Sterne ab, die in jeder Beziehung ein wirtschaftlicher Skandal sind. Ist auch Amerika in diesem Punkte das meistbietende Land, so hat doch auch Deutschland seine strahlenden Beispiele aufzuweisen. Die gute Kraft darf natürlich immer besser honorirt werden als die schlechte, und reiht sie sich organisch in das fremde Ensemble ein, so wird sie willkommen sein, und man wird ihr die schauspielerischen Freuden, die sie uns bereitet, danken. Wird sie aber in einer Weise gefeiert wie die Französin Sarah Bernhardt (sei sie selbst eine Rachel) in Wien, empfängt eine vielköpfige Menge sie schon am Bahnhof mit Hurrarufen, beschäftigt sich die Presse schon lange vor ihrem Auftreten mit ihrem Hunde und ihren Toiletten, dann sollte man doch mit einem Erröten der Scham auf die vielen schaffenden Meister blicken, die ihr bürgerliches Dasein über eine sehr bescheidene Sphäre nicht zu heben vermocht haben und nach deren Woher und Wohin niemand fragt. Warum will die reproduzirende Kunst vor der produzirenden etwas voraus haben? Sie hat kein Recht dazu, und diejenigen ihrer Jünger, die es verlangen, haben besonders Unrecht. Wer der Reklame sich bedient, wird sie wohl auch bedürfen. Wenn doch die Presse diesen eiteln Menschen und ihren Vorkämpfern ihre Fürsorge versagte! Seit drei Jahren ist nun schon fast in allen Zeitungen von der ehemaligen Wiesbadener Hofopernsängerin Fräulein Hedwig Rolandt die Rede, die eine Koloratursängerin ohnegleichen sein soll. Man erfuhr, welche Rollen sie neu studirt, welche Engagementsanträge sie erhalten und abgelehnt, wo sie ihre Sommerfrische genieße, welche Huldigungen ihr bei ihrem Abschied von Wiesbaden gebracht worden seien, welche Poeten sie besungen, kurz alles, alles mit unheimlicher statistischer Genauigkeit. Sind denn Lucia von Lammermoor, die Rosine des „Barbier von Sevilla“ die höchsten Probleme der Menschheit, und steigt man auf der Koloraturkette und den Staccati der Königin der Nacht direkt in den Himmel? Wären diese Leistungen selbst tadellos und stieße die Künstlerschaft des Fräulein Rolandt nicht auf die Bedenken der tonangebenden Kritik, was wäre es denn Großes? Ein Hoftheater würde sich ihrer schleunigst

Digitized by Google

wieder versichern, und man würde froh sein, wenn man sie hören könnte. Aber diese alberne Buchführung über die Geschicke einer Sängerin, zu deren Revier die gewaltigen Aufgaben der Donna Anna und des Fidelio nicht gehören, die mehr durch zierliche Technik als durch dramatische Größe ausgezeichnet ist, bleibt Deutschlands unwürdig.

Dergleichen Geschmacklosigkeiten gehören übrigens zu den Vorzügen, welche die Oper unsrer Tage vor dem Schauspiel genießt. Es giebt eine stattliche Anzahl vortrefflicher Sänger, aber der Geist des künstlerischen Ensembles, die sinnvolle Kunst der Regie, die im Schauspiel eine völlige Umwälzung und Läuterung hervorgerufen, bleibt der Oper, fast möchte man sagen grundsätzlich fern. Die italienische opera seria ist lange begraben, aber der gehäufte, kalte Prunk ihrer Aufzüge dominirt auf unsern großen Hofbühnen noch immer, und noch immer walten die Regisseure ihres Amtes nach den Normen, die von Alters her feststehen. Die innere Unwahrheit der meisten Libretti, die haarsträubende Versifikation der Übersetzungen der französischen und italienischen großen und, wenn man will, tragischen Opern macht es zwar begreiflich, daß die Sänger sich um den Sinn der Werke, in denen sie auftreten, oft blutwenig kümmern und daß sie mehr darauf bedacht sind, sich selbst von der besten Seite zu zeigen und dem Publikum etwas vorzusingen, anstatt sich nach ihren Mitspielenden umzusehen. Aber man sollte doch denken, daß Richard Wagners Bemühungen reichlichere Früchte hätten tragen müssen. Sind unsre Manricos und Edgardos einmal vor eine wirkliche Spielaufgabe gestellt, wie sie die französische opéra comique bietet, dann sind sie meistens ratlos. Und doch wäre es ein Glück, wenn die leichtern Allüren dieses Genres mehr kultivirt würden; sie könnten dazu führen, aus dem guten Sänger auch einen guten Darsteller zu machen und wie das Salonstück zur Tragödie aus ihren heitern Reichen in die ernstere Luft der klassischen Oper hinüberzuleiten. Die Regie freilich müßte diesen Weg mitmachen und in der Schule der Meininger etwas lernen. Die Oper verschlingt mit dem für sie noch unentbehrlichen Ballet in Deutschland Millionen. Eine oberflächliche, schaulustige Menge wird über die Inscenirung des „Tannhäuser," des „Lohengrin," der „Hugenotten" und der „Afrikanerin" auf unsern großen Hoftheatern vor Entzücken außer sich sein. Aber dieselbe Verwaltung, die vielleicht den „Rienzi" mit allen möglichen Chikanen ausstattet, denkt nicht daran, einem unvergänglichen Meisterwerke, wie es der „Don Juan" ist, eine besondre scenische Sorgfalt zu widmen. Diese würde freilich nicht darin bestehen, daß man in der Ballscene ein verdoppeltes corps de ballet Mennet tanzen ließe und „Kaffee, Chokolade, Limonade und Konfekte" in natura verabreichte. Noch immer geht Mozarts herrliche Schöpfung selbst auf gut sitnirten Theatern (mit wenigen Ausnahmen) in dem alten wüsten Arrangement in Scene, das nichts als ein Conglomerat verschiedener Begebenheiten und Auftritte ist, die zusammenhangslos nebeneinander stehen. Noch immer weiß man nicht, wo Elvira

Digitized by Google

zum erstenmale erscheint, wie Don Juan und Leporello in ihre Nähe kommen, noch immer wird das wunderbare Sextett des zweiten Aktes in irgend einem undefinirbaren Zimmer gesungen, noch immer fehlen im Finale des ersten Aktes die so leicht, so wohlfeil zu beschaffenden drei kleinen Orchester, durch deren Mitwirkung die Musik und die Scene erst verständlich wird. Und doch fehlt es nicht an sorgfältigen Textbearbeitungen und Essays über die Oper (von Wolzogen, Gugler, Grandauer u. a.), die für den scenischen Connex die besten Vorschläge machen, welche denn auch wenigstens von einigen unsrer großen Theater acceptirt sind. Unglaublich viel bleibt überall noch zu thun. Susanne setzt dem Pagen im „Figaro" ein Häubchen auf. Der Graf erscheint, der Page flüchtet ins Nebenzimmer, die geängstete Gräfin gesteht nach längerem Zögern die Verkleidung des Pagen ein, der „bloße Arme, offene Haare trage und aus Scherz in Weiberkleidern stecke." Und dies alles um des Häubchens willen, das der kecke Knabe sicherlich längst beseitigt haben würde, wenn er nicht schon den Sprung zum Fenster hinaus auf des Gärtners Blumentöpfe gethan hätte? Es ist eben Tradition, und so ist es noch manches andre, was endlich fallen muß, wenn die Oper mit dem Schauspiel, dem sie in mancher Beziehung und jedenfalls in der Gunst des Publikums überlegen ist, gleichen Schritt halten will. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Geister des „Hans Heiling" ungestraft vor den Lampen stehen und in das Publikum hinaussingen durften: „Rüstig geschafft mit stetiger Kraft," ohne während dessen auch nur eine Hand zu rühren. Man erträgt es nicht mehr geduldig, die Wache im „Fidelio" Pizarros Arie starr und steif in gerader Linie unter dem Gewehr mit der Stelle: „Er spricht von Tod und Wunde" accompagniren zu hören — Worte, die darauf hinweisen, daß die Soldaten die Köpfe zusammenstecken und in Gruppen, flüsternd, dem musikalischen Monolog ihres Gouverneurs folgen. Man verlangt wie im Schauspiel so auch in der Oper Wahrheit der Vorgänge, nicht die platte Kopie der Alltäglichkeit, sondern stilisirte Wirklichkeit, die Wahrheit der Kunst, die aus dem bunten Schwall der Begebenheiten nur das Wesentliche heraushebt und dies nach den Gesetzen der Schönheit sich vollziehen läßt. Die Berufenen mögen sich regen. Hier gilt es nicht ein verlorenes Eldorado wieder zu gewinnen, hier handelt sichs um ganz neue Ziele der Kunst, deren Erreichung der Bühne einen Gewinn bringen wird, welchen die „gute alte Zeit" zuverlässig noch nicht kannte.

Heinrich Bulthaupt.

Digitized by Google

Athenais.

eit die Popularisirung der Wissenschaft — dank aller Flachheit, aller wüsten Spekulation und allem Schwindel, welche damit verbunden worden — in ziemlichen Verruf geraten ist, geschieht es selten, daß eine vorzügliche historische Spezialstudie in anziehender und vollendeter Form vor das Publikum tritt. Eine Fülle der Forschung, feiner Charakteristik und durchdringenden Urteils wird in Schriften niedergelegt, welche über die engsten Fachkreise keinen Schritt hinaus gelangen und selten ein paar Schritte darüber hinaus mittelbar wirken. Es kommt darauf an, ob man diesen Zustand als den gesundesten und erfreulichsten erachtet oder umgekehrt eine Gefahr vielleicht für die historische Literatur und ganz gewiß für die historische Bildung des größern Publikums in demselben erblickt. Wer das letztre thut, hat seit Jahren jede gute historische Monographie, die zugleich ein fesselndes Buch ist und den Reiz künstlerischer Darstellung nicht verschmäht, mit Freuden begrüßt, dies aber freilich nur in längern Pausen vermocht. Eine dieser seltner und seltner gewordenen Arbeiten bietet Ferdinand Gregorovius in dem kleinen, aber vorzüglichen Buche „Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin,“*) der Geschichte jener athenischen Philosophentochter, „welche als die byzantinische Kaiserin Eudokia durch ihren Geist und ihre Erlebnisse berühmt gewesen ist.“ Athenais-Eudokia war die Gemahlin des Kaisers Theodosius II., der dem Namen nach von 408—450 nach Christus über das oströmische Reich herrschte, und ihre Biographie ruft uns eines der denkwürdigsten Frauenschicksale vor Augen, von denen die Geschichte zu berichten weiß.

Zwar ehe wir uns ganz der Freude über das vortreffliche Werk eines der wenigen im guten Sinne vornehmen Schriftsteller überlassen, welche die Literatur der Gegenwart zählt, sollten wir mit dem Verfasser der „Athenais“ ernstlich hadern. „Ich wundre mich,“ heißt es in seiner Vorrede, „daß von unsern heutigen Dichtern, welche gerade Zustände und Zeiten, die vom modernen Bewußtsein am weitesten abgelegen sind, mit so vielem Geschick und Erfolg in sogenannten kulturhistorischen Romanen dargestellt haben, keiner an Athenais sich versucht hat, und doch hat Kingsley in seiner «Hypatia» gezeigt, wie dankbar für einen reflektirenden Dichter eben diese Epoche des im Christentum untergehenden Hellenismus sein kann.“ Was um des Himmels willen fällt Gregorovius bei? Warum malt er den Teufel an die Wand und beschwört uns zu ägyptischen und ostgotischen, altnordischen und römischen Romanen noch einen

*) Athenais. Geschichte einer byzantinischen Kaiserin von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882.

Digitized by Google

byzantinischen Hofroman, aller echt poetischen Erfindung und Gestaltung bar, unerquicklich durch die Hereinnahme fremdartiger Vorstellungsweisen, welche dem Verfasser doch nicht voll aufgegangen sind! Freilich, der Roman, den Gregorovius ausdrücklich nennt, Kingsleys „Hypatia," stellt die Sache anders — gegen eine Schöpfung von dem wahrhaft poetischen Gehalt und der künstlerischen Durchführung der „Hypatia" ist nichts zu erinnern, und wenn sie einen noch entlegeneren Stoff behandelte. Glaubt aber Gregorovius im Ernste, daß für federfertige Romanfabrikanten Kingsleys Werk das Muster abgeben würde? Liegt nicht die Gefahr näher, daß der interessante Stoff sofort aufgegriffen und verarbeitet wird? Für die „Erfindung" würde wahrscheinlich der alte und vergessene, seiner Zeit aber hoch gehaltene historische Roman der wackern Leipziger Kaufmannsgattin Benedicte Naubert: „Eudoxia, Gemahlin Theodosius des Zweiten" (Leipzig, 1805), der auch Gregorovius nicht zu Händen gekommen zu sein scheint, mehr als ausreichen; für die weitern Zuthaten möchte dann die geistreiche und große Perspektiven öffnende Skizze selbst sorgen, deren Vorwort eine so verhängnißvolle Aufforderung enthält.

Hoffentlich verhindert der gute Erfolg, den die kleine Monographie unsers Autors beim gebildeten Publikum haben wird, die Gestaltung eines archäologischen Romans. Die Abhandlung hat „aus allen Quellen geschöpft, um auf dem Hintergrunde der Zeit die Gestalt der Athenaïs in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit erscheinen zu lassen. Die Natur dieser Quellen aber ist eine solche, daß nur eine Skizze daraus hervorgehen konnte." Der Verfasser führt den Leser zuerst in das Athen des fünften Jahrhunderts nach Christus. Die hehre Stadt der Pallas Athena war noch immer „das Ziel für die ideale Sehnsucht und die Wißbegierde ausländischer Jugend. Dort studirt zu haben galt als ein beneidenswertes Glück, welches überall in der Welt auf Ehre und Bewunderung Anrecht gab." Noch lehrten in der Akademie und auf dem „Throne der Sophisten" heidnische Philosophen und Rhetoren und überlieferten die Wissenschaft des Altertums, „aus der freilich kein das Bewußtsein der Menschheit entzündender und kein den Geist der Welt reformirender Gedanke mehr ausgehen konnte." Als die Tochter eines dieser heidnischen Gelehrten, des Leontius, war Athenaïs um 400 geboren, in der Wissenschaft der untergehenden Welt unterrichtet, mit der Bildung des Neuplatonismus genährt, „durchaus als griechische Heidin erzogen. Aber die junge Heidin Athenaïs hat nie mehr einen jener prachtvollen Festaufzüge zu Ehren ihrer Namensgöttin mit Augen gesehen, es sei denn in den Skulpturen des Phidias am Friese der Zelle des Parthenon. Sie hat nie mehr ihr Gebet im Tempel der Musen am Ilissos oder in denen der Athene Polias und Parthenos vor den Bildnissen der hehren Göttin dargebracht, obwohl diese zu ihrer Zeit noch nicht entfernt worden waren." Die strengen Edikte der neuen christlichen Kaiser wandelten das Heidentum mehr und mehr in einen ganz esoterischen Kultus um, aber die eigenste Bedeutung desselben lag eben

Digitized by Google

nicht in den Kulthandlungen, sondern in der Bewahrung einer unsterblichen Bildung. Wie viel davon noch in die Seelen der Menschen übergehen konnte, wird uns ewig dunkel bleiben, denn in den großen Kämpfen der Weltgeschichte finden die überwundenen Minoritäten selten einen Wortführer, der völlig klar machte, was sie bewegt. Gewiß ist, daß Athenais, als sie nach dem Tode ihres Vaters nach Byzanz verschlagen, dort irgendwie (nach der Erzählung der byzantinischen Geschichtschreiber) als Bittende in den Kaiserpalast gelangt war, die Gunst der damals allmächtigen Schwester des Kaisers Theodosius II., der jungfräulichen Pulcheria, einer eifrigen Christin, und die Neigung des jungen Kaisers gewann, daß sie ihrer Bekehrung zur Staatsreligion keinen Widerstand entgegensetzte und sich unmittelbar vor ihrer Vermählung taufen ließ. „In der Stefanskirche zu Constantinopel wurde diese heilige Handlung vom Patriarchen Attikus vollzogen. Athenais nahm als Christin die stolzen Namen Älia Eudokia an.“ Ihre Vermählung mit Theodosius II. erfolgte bestimmt im Jahre 421, und von diesem Zeitpunkte an läßt sich die Geschichte der schönen Kaiserin in gewissen Einzelheiten verfolgen. Gregorovius stellt sie in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben, im Intriguengewirr und im blendenden Prunk des byzantinischen Kaiserpalastes, im Zusammenhange mit den historischen Vorgängen ihrer Zeit, die zumeist dunkle, unheilvolle, durch und durch unerquickliche waren, dar. Er schildert ihre Wallfahrt nach Jerusalem im Jahre 438; „eine unberechenbare Verkettung der Lebensschicksale hatte sie aus den Olivenhainen ihrer Vaterstadt Athen zu den Palmen der fernen Stadt Davids und Salomos geführt. Beide wunderbaren Städte bezeichneten für sie den Ausgangspunkt und den Endpunkt ihres Lebens, und beide waren die entgegengesetzten Pole der menschlichen Kultur.“ Bald nach ihrer Rückkehr aus Palästina nach Constantinopel erlag die Kaiserin Eudokia, deren Jugendschönheit nicht mehr den Sieg über alle gegen sie gerichteten Ränke davon tragen konnte. Sie wurde gestürzt und mußte es nach den Verhältnissen jener Zeit und des byzantinischen Hofes noch als Glück erachten, daß sie weder hingerichtet, noch vergiftet, noch in eines der üblichen Bußklöster gesteckt wurde, sondern Erlaubnis erhielt, sich nach Jerusalem in eine Art ehrenvoller Verbannung zurückzuziehen. Zwischen 441 und 444 verließ sie die Kaiserstadt für immer und nahm ihren dauernden Wohnsitz in der heiligen Stadt, noch immer mit reichen Einkünften, noch immer in den theologischen Kämpfen einflußreich und bis an ihren Tod literarisch thätig. Aber freilich stand ihre äußere Situation mit der jahrzehntelang gewohnten im herben Gegensatz. „Ihr Leben in dem öden, heißen Jerusalem kann nur ein trauriges gewesen sein. Sie entbehrte dort alles dessen, woran sie gewöhnt war, des Glanzes und der Fülle der großen Welt, des Zusammenhangs mit den Strömungen der Gegenwart, mit der Wissenschaft und Kunst und des Umganges mit bedeutenden Menschen.“ Und doch würde dies alles wenig zu besagen, haben vermöchten wir aus dem ganzen Zusammenhange der Dinge oder aus dem von Gregorovius übersetzten Bruchstücke einer Dichtung der

Digitized by Google

Kaiserin Athenais-Eudokia, „Cyprianus und Justina“ betitelt, die Überzeugung zu gewinnen, daß in ihrer Seele die neue Religion besser Wurzel geschlagen als die absterbende alte, die sie in früher Jugend verlassen. Aber nach allem muß man eben hieran zweifeln. Es ist fast unmöglich, sich in die innern Zustände dieser byzantinischen Menschen hineinzudenken. Gregorovius stellt Athenais-Eudokia so dar, daß wir eine uneingestandne, ihr selbst selten zum Bewußtsein kommende Hinneigung zu der Welt ihrer Jugend und ersten Bildung immer voraussetzen müssen. Wenigstens spricht die wundersame Scene in Antiochien, wo die Kaiserin im Senatspalast die Bürgerschaft versammelt und dort eine poetische Lobrede auf die berühmte Stadt hält, entschieden dafür, daß sie mit allen theologischen Studien in der neuen Welt nie heimisch ward. Jedenfalls sind ihr Leben, soweit es der Biograph aufzuhellen vermag, ihr wundersames Glück und ihr Ende typisch für eine Zeit großer Umwälzungen, rätselvoller Uebergänge und Neubildungen. In diesem Sinne stellt Gregorovius die athenische Philosophentochter und oströmische Kaiserin dar, und sicher wird sein vortrefflich geschriebenes kleines Buch das Interesse größerer Leserkreise gewinnen.

Kritiklosigkeit.

Eine literarische Neujahrsbetrachtung.

Die Gewohnheit der Neujahrsbetrachtungen gilt für so antiquirt wie die Sitte der Neujahrswünsche. Sie hat auch keinen Sinn, da wo sie auf die Betonung der eignen Vortrefflichkeit und höchstens auf das berühmte „Morgen wieder luschtik!“ weiland Seiner Majestät des Königs Jerome von Westphalen hinausläuft. Wer sich an dreihundert und vierundsechzig Tagen unsträflich findet, wird auch am ersten Januar nicht mit sich zu hadern haben, und umgekehrt liegt verzweifelt wenig an frommen Vorsätzen, die nur für die ersten vierundzwanzig Stunden des Jahres gelten sollen. Indes bleibt es doch gewiß, daß nach alter Gewohnheit der Jahresanfang ein verehrliches Publikum für „Rückblicke“ und „Ausblicke“ empfänglich findet, und so fehlen sie auch in der beliebten Form zwangloser Plaudereien dem modernen Feuilleton nicht, das sich als eine literarische Macht fühlt oder wenigstens ankündigt.

Ernster gestimmte Naturen haben seit Jahren in unsrer Literatur wie im Publikum die wachsende Kritiklosigkeit beklagt. Wer das Wort nur äußerlich nimmt und sich an die Thatsache hält, daß vielleicht nie zuvor so viel „pikante,“ „schneidige,“ „vernichtende“ Kritiken geschrieben worden sind als im letzten Jahrzehnt, der mag leicht die Klage für eine jener Phrasen erachten, die in der Presse Curs haben. Die naheliegende Erkenntnis, daß die sämmtliche Kritik,

Digitized by Google

welche nicht von dem Wunsche und dem Vermögen ausgeht, der Literatur im höhern Sinne zu dienen, welche nicht mit festen, wenns sein muß, strengen, aber sich gleichbleibenden und überall angewandten Maßstäben die literarischen Produktionen prüft, gar keine Kritik ist, kommt wenigen. Die Existenz einer Kritik, welche für wissenschaftliche und literarische Leistungen aller außerhalb einer bestimmten Clique stehenden die höchsten und für die Genossen des eignen Kreises die niedersten Ansprüche stellt, einer Kritik, welche durch ihre Erörterungen und Urteile weder die Wahrheit noch den guten Geschmack fördern, sondern einfach verblüffen, Aufsehen erregen und dem Kritiker als Staffel in seinem Berufe und seiner amtlichen Karriere dienen soll, einer Kritik, bei welcher es sich wesentlich darum handelt, eine Reihe von Vorgängern als „Ignoranten" oder „Dilettanten" zu brandmarken oder einfach selbst nur als „verfluchter Kerl" zu erscheinen, einer Kritik, welche die sämmtlichen Gehässigkeiten des politischen Parteikampfes auf das Gebiet der Literatur und der Kunst überträgt, welche die gediegne Schöpfung pöbelhaft beschimpft, wenn sie vom Fraktionsgegner stammt, und das verächtliche Machwerk angreift, wenn es aus dem Ringe der Gesinnungsgenossen kommt — bessert am Übel der Kritiklosigkeit wahrlich nichts, sondern vermehrt dasselbe. Es wäre unermeßlich viel gewonnen, wenn erst einmal die Verwechslung dieser soeben kurz charakterisirten Kritik mit derjenigen aufhörte, der es noch wahrhaft Ernst um die Dinge, um die Prinzipien (wohlgemerkt um die ästhetischen und literarischen), um die Ehre und Würde der Literatur zu thun ist. Und es würde noch viel mehr gewonnen sein, wenn innerhalb des gebildeten Publikums, dem es doch an Selbstachtung nicht gebricht, zunächst so viel Besinnung erwachen wollte, um sich Wahrheiten an solchen Stellen zu verbitten, wo sie einfach Unwahrheiten, freche, gröbliche Unwahrheiten sind.

Da läuft zum Exempel durch eine ganze Reihe von Zeitungen ein Aufsatz: „Die Toten des Jahres 1881," der in kurzer Uebersicht darüber belehrt, welche Verluste Wissenschaft, Literatur und Kunst im Verlaufe des verflossenen Jahres erlitten haben. Die Namen werden aufgezählt und kurze Charakteristiken hinzugefügt. Unter den namhaften Toten, welche die deutsche Literatur zu verzeichnen hat, steht der kosmopolitische Nachtwächter von einst, Franz Dingelstedt obenan. Nachdem von ihm gerühmt worden, „daß er einer jener Dichter gewesen, welche mit Eifer und Erfolg für die Sache der Freiheit gegen die philisterhafte Alltäglichkeit eintraten," wird mit katonischer Strenge hinzugefügt: „Als Schriftsteller anregend, fesselnd und immer geistreich, fehlte ihm doch die sittliche Würde, welche allein dauernde und große Erfolge zu erzielen vermag." Man traut seinen Augen nicht, wenn man dergleichen in Feuilletons liest, in denen für gewöhnlich doch jene „zeitgemäße" Literatur gepflegt wird, deren letzte Eigenschaft sittliche Würde ist. Wir haben keinen Beruf, den verstorbenen Hofburgtheaterdirektor und Dichter um seiner Grundtendenzen willen hoch zu preisen. Wo der Maßstab aus den großen Tagen unsrer Literatur oder auch nur der,

Digitized by Google

den man von Platen, Uhland und Rückert entnimmt, noch Geltung hat, da darf das herbe Urteil vom Mangel der sittlichen Würde stehen. Aber wo man die Schauspiele des Herrn Hugo Burger als geistvolle Spiegelbilder modernen Lebens und Empfindens bewundert, wo man das „Herrenrecht“ und die „Verliebten Wagnerianer“ Spitzers als Blüten der modernsten Novellistik feiert, wo die „pikanten“ Feuilletons in Ansehen stehen und Herr Arnold Wellmer für einen um die historische Wahrheit verdienten Memoirenschriftsteller gilt, da sollte man doch billigerweise über Franz Dingelstedt nicht so zu Gericht sitzen. Diese Erhabenheit ist einfach kritiklos, und kritiklos ists auch vom Publikum, dergleichen ernsthaft hinzunehmen und sich wohl gar einzubilden, daß da wieder einmal ein „treffendes Wort“ gesagt worden sei.

Die Kritiklosigkeit wird durch tausend moderne Angewohnheiten gefördert, unter denen diejenige die schlimmste ist, die Literatur jeden Tag „neu“ anheben zu lassen. Es war gewiß ein unerfreulicher und dabei durch und durch falscher Gedanke des seligen Gervinus, der deutschen Literatur mit dem Jahre 1832 das Recht zur Weiterentwicklung abzusprechen. Aber der Wahrheit, daß nur gewisse Zeiten den produktiven Geist rein fördern und in glorreiche Bahnen drängen, daß ohne einen großen idealen Zug innerhalb der Gesellschaft keine höchsten Kunstwerke entstehen können, stand der Literarhistoriker mit aller Morosität doch näher als die Verkünder der Modernität, nach denen es genügt, poetische Illustrationen zu irgend einer Modephilosophie zu liefern oder sich mit einer kleinen Originalität (Spezialität) endlos zu wiederholen, um als Bahnbrecher einer „neuesten“ Literaturära gepriesen zu werden. Zur Zeit ist das Bahnbrechen an den „pessimistischen“ Lyrikern und Didaktikern, von denen in ähnlicher Weise eine Umwälzung der gesammten geistigen und sittlichen Grundlagen unsrer Dichtung ausgehen soll, wie dies anfangs der vierziger Jahre von den politischen Lyrikern verkündet wurde. Da man, wenn man sich auch sonst um die ganze Geschichte unsrer Literatur nicht kümmern will, doch wenigstens wissen könnte, daß die damalige Herrlichkeit ausgegangen ist wie das Hornberger Schießen, so ist es doch baare Kritiklosigkeit, immer wieder im höchsten Tone von Erscheinungen und Bestrebungen zu orakeln, von denen mindestens erst abgewartet werden muß, ob sie entwicklungsfähig im höhern Wortsinne sind.

Kritiklosigkeit, und zwar Kritiklosigkeit der unbegreiflichsten Art giebt sich aber, wie in der Überschätzung kleiner und nichtiger Richtungen, auch in der gänzlichen Nichtbeachtung großer und wichtiger Wandlungen in den geistigen Zuständen kund. Das Anwachsen einer spezifisch katholischen und zwar im äußersten Sinne katholischen Literatur, ein Anwachsen, welches bereits seit vielen Jahrzehnten ersichtlich ist, kommt der herrschenden Feuilletonkritik höchstens dann einmal zum Bewußtsein, wenn es sich um eine witzige Feuilletonnotiz, eine Burleske handelt. Von der Stärke und Bedeutung und von den möglichen Einwirkungen der riesig anschwellenden ultramontanen Belletristik nimmt man an

Digitized by Google

Stellen kaum Notiz, wo man doch glaubt, das literarische Leben der Nation in seiner ganzen Ausbreitung und Erscheinungsfülle zu übersehen. Man hat sich mit wichtigeren Strömungen als mit der „Nachromantik" zu beschäftigen und ahnt gar nicht, daß diese Nachromantik ihrerseits inzwischen verzweifelt realistisch geworden ist und, wie ein Blick in Janssens „Deutsche Geschichte" belehren kann, sehr methodisch vorgeht.

Auf gut Glück haben wir ein paar Beispiele herausgegriffen. Daß sich dieselben stark vervielfältigen ließen, ist keinem wirklichen Freunde der deutschen Literatur verborgen. Die Zahl dieser Freunde wird als unablässig abnehmend betrachtet. Wenn sie es ist, so trägt daran die herrschende Kritiklosigkeit, und hier meinen wir die des Publikums selbst so gut als die der Zeitungen, einen Teil der Schuld. Der Fall ist wohl denkbar, daß ganze Gruppen wirklicher Leser, empfänglicher Naturen nach und nach zurückgescheucht worden sind, da ihnen fort und fort wahllos die mittelmäßigsten und nichtigsten Produkte als wunder was für Leistungen aufgeredet wurden und noch werden. Man braucht nur die Reclame zu betrachten, welche für einzelne Werke (auch für wirklich gute Schöpfungen, die es nicht nötig hätten, wenigstens nicht haben sollten!) in Scene gesetzt wird, um zu wissen, daß das gebildete Publikum bis zur Stunde völlig passiv einem Treiben gegenübersteht, welches darauf berechnet ist, jedes eigentliche Urteil mit der Zeit auszuschließen. Liese nicht tief unter der äußerlich sichtbaren Flut der Tageskritik, der Tagesstimmung und des Tageserfolgs eine unsichtbare, aber starke Strömung privaten Urteils, von Mund zu Munde vermittelter Kritik, so wäre der gegenwärtige Zustand unserer Literatur jedenfalls noch weit heilloser, als er es ist. Das Beste, was man der deutschen Literatur wünschen kann, bleibt, daß dies private Urteil gebildeter und noch wahrhaften Anteil nehmender Minoritäten wiederum zum öffentlichen Ausdruck komme und der Anarchie der Kritiklosigkeit in doppeltem Sinne, nach oben und unten, entgegentrete. Nach oben, indem es sich gegen die kritiklose Scheinkritik erhebt, deren Zweck einfach die persönliche Verherrlichung des Kritikers ist und deren letztes Ziel der Krieg aller gegen alle und die gegenseitige Zerfleischung sein würde, wie sie ja auf ein paar wissenschaftlichen Gebieten schon seit längerer Zeit trefflich im Gange ist. Nach unten, indem sich die thatsächlich noch vorhandne Bildung kräftig gegen die Herrschaft der hohlen phrasenhaften Reclame der Literaturvertretung durch Leute erhebt, deren ganze Literaturkenntniß nicht über gestern zurück und über das Weichbild von einem halben Dutzend Zeitungen hinausreicht, indem man anfängt, die Consequenz und Zuverlässigkeit bestimmter Wortführer aufs schärfste ins Auge zu fassen. Publikum und Produktion würden sich gleichmäßig gut dabei stehen, wenn das Zeitalter der literarischen Kritiklosigkeit seinem Ende zuneigte. Gewisse Anzeichen lassen es hoffen!

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Erstes Kapitel.

Sokrates und Xanthippe.

Hippias. Dein Freund scheint mir ein ungebildeter Mann zu sein.

Sokrates. Das ist er auch, mein lieber Hippias. Ein ganz ungebildeter Mann und um nichts sich kümmernd als das Wahre.

Doktor Stahlhardt saß in seinem Arbeitszimmer und lachte laut. Er fuhr über seinen kahlen Schädel mit einer Geberde des Behagens hin, als wollte er alle Thorheit der Welt abwischen von der Stätte der Gedanken, strich durch seinen langen, grauen Bart, blickte mit den kleinen Augen, aus denen eine wahre Flut von Humor hervorleuchtete, zum offenen Fenster hinaus nach den ziehenden Wolken und lachte herzlich und anhaltend.

Da öffnete sich die Thür, und eine Dame trat herein, welche einen verwunderten Blick auf den Lachenden heftete. Sie war ebenso schön, wie der Gelehrte häßlich, und sein eselfarbener Rock, sein ganzer Anzug war ebenso altmodisch, nachlässig und fadenscheinig, wie ihre Toilette modern, sorgfältig gewählt und von Neuheit glänzend.

Nachdem sie ihn eine Weile betrachtet hatte, ohne daß er sonderlich Notiz von ihr genommen hätte, wich der Ausdruck der Verwunderung bei ihr einer eigentümlichen Miene, die der geduldigen Nachsicht mit den bekannten Sonderbarkeiten eines anderartigen Wesens zu entstammen schien, sie ging auf ihn zu, drückte einen Kuß auf die gewaltige, vorspringende Stirn und sagte:

Nun, mein altes Männchen, was lachst du denn so für dich allein?

Digitized by Google

Dr. Stahlhardt war inzwischen wieder ernst geworden, nickte ihr freundlich zu, antwortete aber nicht.

Die Dame zog einen der einfachen Rohrstühle, die in dem dürftig möblirten Gemache standen, neben den polirten, ungepolsterten Arbeitssessel des Gelehrten, legte ihre wohlgepflegte, volle Hand auf seine Schulter und wiederholte in einschmeichelndem Tone ihre Frage.

Ach, sagte er, mir fiel da etwas ein.

Dir fiel etwas ein? fragte sie. Willst du mir nicht sagen, was?

Er antwortete mit einem leichten Brummen, das in milder Form ausdrücken sollte, er wolle unbehelligt sein.

Sag es mir doch, wiederholte sie noch einmal, sag mir doch, warum du lachtest, damit ich auch lachen kann.

Wenn ich dächte, daß du auch darüber lachen würdest, hätte ich es dir schon gesagt, erwiederte er.

Ein Blitz des Aergers zuckte aus ihren dunkelblauen Augen hervor, und die schmalen, roten Lippen verzogen sich.

Ich verstehe überhaupt nicht, sagte sie, wie ein vernünftiger Mensch für sich allein lachen kann.

Der Gelehrte stieß ein schwaches Grunzen aus.

Ich bin wirklich der Fröhlichkeit nicht abgeneigt, fuhr sie fort, während ihre Wangen sich mit lebhafterem Rot färbten; ich verstehe auch einen Witz sehr gut, obgleich du das zu bezweifeln scheinst. Ich glaube sogar, daß ich öfter lache als du. Aber wie man lachen kann, wenn man allein ist, das ist mir unfaßbar.

Daran eben kannst du schon erkennen, liebe Clara, daß wir beiden über ganz verschiedene Dinge lachen.

Nicht wahr, sagte sie rasch, du über ungeheuer tiefe Dinge, ich über Frivolitäten.

Nun, nun, sagte er.

O, wenn du es mir nicht sagen willst, so weiß ich es schon: du hast über mich gelacht.

Bah!

Ich kenne dies Lachen, es hat etwas beleidigendes für mich. Du lachst stets über mich. Aber ich bitte mir wenigstens aus, daß du mir Rede stehst.

Mein liebes Kind, sagte der Gelehrte, indem er sich erhob und nach seinem Hute griff, es ist heute ausnahmsweise so schönes Wetter, daß ich gern noch eine kleine Promenade machte, um mich des frischen Grüns zu erfreuen.

Die Röte auf den von Leidenschaft erregten Zügen der schönen Frau machte einer plötzlichen Blässe Platz. Sie kämpfte ihre Bewegung nieder und sagte nach einer Pause mit ruhiger Stimme: Bitte, geh nicht fort, Ephraim, das kann ich nicht ertragen.

Digitized by Google

Ich will nicht die Frau sein, fuhr sie fort, als er an der Thür umkehrte und sich wieder in den Sessel setzte, ich will nicht die zänkische Frau sein, die ihren Mann aus dem Hause treibt.

Er fuhr mit seiner knochigen Hand leise über ihr üppiges, tiefblondes Haar und sagte: Zur Belohnung dafür, liebe Clara, und zugleich zu deiner Beruhigung will ich dir auch Antwort auf deine erste Frage geben. Siehst du dies kleine Buch?

Und darüber gerietest du so in Heiterkeit?

Dies kleine Buch enthält die Erläuterungen, welche mein ehemaliger philosophischer Freund zu Kants Kritik der reinen Vernunft geschrieben hat.

Warum ist denn das lächerlich?

Liebe Clara, ich lachte, weil ich bei Lektüre dieser Erläuterungen so recht deutlich sah, wie fest die Menschen in der ihnen angebornen Haut stecken.

Clara zuckte ungeduldig die Schultern.

Er ist ein großer Freund der Philosophie, fuhr der Alte fort. Er hat den Spinoza erklärt, den Descartes, den Baco, ja sogar den Plato. Ich glaube, er will sie alle einschlachten, die Denker der Menschheit. Rock, Hose und Weste schneidet er sich aus der Metaphysik. Er walzt die Ideen platt wie Kuchen und präsentirt sie dem großen Publikum säuberlich auf einem Brett. Er kennt den Streit zwischen Plato und dem Dionys, und giebt dem letztern Recht. Er hat die Gespräche des Sokrates mit den Sophisten gelesen und steht im Herzen auf Seiten der Sophisten. Das ist es, was mich lachen machte.

Ja, bemerkte sie kalt, du findest an allen Gelehrten etwas auszusetzen, aber ich sehe immer noch nicht das große Werk, das dich selbst berühmt und reich gemacht hätte.

Die Sophisten nämlich, sagte Dr. Stahlhardt, seinen eindringlichen Blick fest auf ihr Gesicht richtend, waren solche Leute, die durch die Wissenschaft reich und berühmt wurden. Sie waren Doktoren und Professoren, Konsistorialräte, Studienräte, Regierungsräte, Staatsräte, Legationsräte und Geheimräte im alten Griechenland. Im Knopfloch ihres Chiton trugen sie den lakedämonischen Löwenorden, den athenischen Fuchsorden, den Stierorden von Theben und das goldne Lamm von Arkadien. Aber um die Wahrheit kümmerten sie sich nicht. Sokrates dagegen war ein Mann, den sein Freund Alkibiades mit den Silenen vergleicht, wie sie die Bildhauer verfertigten, rohe Figuren mit Hirtenpfeifen oder Flöten. Diese plumpen und lächerlichen Gestalten konnten geöffnet werden, und inwendig bargen sie Götterbilder. So sagt auch mein Freund Rabelais, den du nicht lesen magst, wer Sokrates nur mit den Augen betrachtet habe, der würde wohl keine Zwiebelschale für ihn gegeben haben, so häßlich sei sein Körper gewesen, so lächerlich seine Manieren, so stier sein Blick, so einfältig sei er in seinen Sitten gewesen, so bäurisch in seiner Tracht, so arm an Geld und Gut, so unglücklich bei den Weibern, so untauglich zu jedem Amte der Republik.

Digitized by Google

Und immer habe er gelacht, sich mit jedem gemein gemacht und seine göttliche Weisheit allezeit versteckt. Aber hätte man diesen Silen geöffnet, so hätte man gefunden: einen übermenschlichen Verstand, bewunderungswürdige Tugenden, unbesiegbaren Mut, unvergleichliche Enthaltsamkeit, eine gewisse innere Befriedigung, vollkommene Sicherheit seiner selbst und eine unglaubliche Verachtung alles dessen, um was die Menschen wachen, laufen, sich mühen, seefahren und kämpfen.

Die Dame empfand ein sichtbares Mißfallen an dieser Schilderung und gab sich keine Mühe, es zu verbergen. Das Bild, welches von Sokrates entworfen wurde, imponirte ihr durchaus nicht, und Rabelais war ihr widerwärtig. Sie beklagte tief den plebejischen Sinn ihres Mannes.

Das sind lauter Stiche auf mich, entgegnete sie, aber ich möchte wohl einmal diese Wahrheit kennen lernen, von der du so viel Wesens machst. Wenn sie etwas wert wäre, so würde sie doch auch wohl zu etwas führen. Es wird doch alles seinem Werte nach gewürdigt in der Welt, und ich habe immer das Gerede über mangelnde Anerkennung von Seiten der Welt für ein testimonium paupertatis der Einfalt und Ungeschicklichkeit gehalten. Muß man sich denn nur immer ablehnend verhalten? Ist denn alles nichts? Sind denn alle die berühmten Männer der Wissenschaft, die in hohen, angesehenen Stellungen sind, Sophisten, die sich um die Wahrheit nicht kümmern?

Meine geliebte Clara, sagte der kahlköpfige Mann, behaglich schmunzelnd und den Bart streichelnd, du weißt vielleicht selbst nicht, wie gut du sprichst, und wie sehr ich dafür dankbar sein muß, daß du dir die Mühe giebst, mich immer von neuem wieder auf den rechten Weg zu weisen, indem du hier in meinem kleinen Arbeitszimmer die Rolle des ganzen großen Publikums übernimmst und in deiner einzigen, kleinen, wohlgebildeten und verführerischen Person alles das repräsentirst, was der Teufel Christo auf dem hohen Berge zeigte.

Die schöne Dame ward so von Aerger bewegt, daß ein Zittern ihren Körper durchflog. Aber so mächtig war doch die Gewalt der Persönlichkeit ihres Mannes, daß sie wiederum die Leidenschaft, von der sie durchtobt ward, bezwang und nach einer Weile mit demütigem und schmeichelndem Tone sagte: Du bist ein so gescheidter Mann, daß ich natürlich keine Disputation mit dir führen kann. Wenn ich dergleichen sage, so ist es ja doch nur in dem Gefühl der Entrüstung darüber, daß ein Mann wie du, der klüger und besser ist als alle, die ich kenne, nicht so gewürdigt wird, wie er müßte. Und das ist auch kein selbstsüchtiges und kleinliches Gefühl, denn du mußt mir selbst zugestehen, daß du für deine Mitmenschen mehr leisten könntest, wenn du in einer hohen Stellung wärest, wo du deinen Ideen zum Wohle andrer Nachdruck geben könntest. Ein unbekannter Gelehrter kann die größten und tiefsten Wahrheiten lehren — niemand achtet darauf. Aber ein hochgestellter Mann, oder auch nur ein weitbekannter Schriftsteller übt eine große Macht aus. Du kannst der Wahrheit nur dann

Digitized by Google

nützen, wenn die Leute dir auch glauben, und sie glauben nur demjenigen, der allgemein verehrt wird. Die Menschen sind einmal so, daß sie nach dem Schein gehen, und wer ihnen segensreich werden will, darf deshalb den Schein nicht verachten. Ich weiß sehr wohl, daß alle äußere Stellung nur Tand ist und daß es auf die Wahrheit allein ankommt, aber wenn ich sehe, daß die Wahrheit nicht durchschlägt, wenn ihr die Reklame fehlt, so halte ich es für die Pflicht eines bedeutenden Mannes, Reklame zu machen. Das ist wohl nicht schön gesagt, aber ich weiß mich einmal nicht so auszudrücken, wie es dir passen würde. Ich will nur sagen, daß jemand, der wirken will, zunächst dem Urteile der Welt zu Gefallen sein sollte, und dann, wenn er so gestellt ist, daß er alles sagen darf, dann mit seiner wahren Meinung hervortreten sollte. Denn dann wird man ihm auch solche Dinge glauben, die ihm als Niedrigstehendem nur Verachtung eintragen würden.

Eva, Eva, entgegnete er lächelnd, hast du nach sechsundzwanzigjähriger Ehe noch nicht gemerkt, daß ich deine Aepfel nicht nehme?

Sag mir nicht so bittere Dinge. Ich bin dir immer eine treue Gattin gewesen und habe dir und unsern Kindern durch meine von dir verachtete Weltklugheit oft genützt.

Wie wollte ich das leugnen? sagte er freundlich und fuhr wieder zärtlich über ihr Haar hin.

Du heiratetest mich, als ich so arm war wie eine Kirchenmaus, und du dachtest in deinem Edelmute nicht an die Nachteile, die eine so elende Partie dir bringen mußte. Ich fürchte fast, du hättest mich nicht genommen, wenn ich nicht eine gar so sehr des Mitleidens würdige Figur gespielt hätte. Bist du doch so wenig angreifbar für gewöhnliche irdische Empfindungen! Es schien dir nicht einmal recht zu sein, als ich einiges Vermögen erbte und als wir in den Stand gesetzt wurden, unser Leben bequemer einzurichten. Du behieltest immer deine alte Einfachheit bei, als wären wir die ärmsten Leute. Ich will darüber nicht mit dir streiten, aber daß wir unsern Kindern eine bessere Zukunft sichern können, das muß dich doch auch freuen.

Ob das Leben des Menschen ein besseres oder schlechteres war, das sieht man, wenn er stirbt.

Clara zuckte unmutig.

Es muß dir doch lieb sein, sagte sie, daß unser Alfons in eine vornehme Carrière gekommen ist, und du kannst nicht verlangen, daß auch er wie du und Ephraim ein Weltweiser sei. Du hast immer etwas auf Alfons, aber mir ist es lieb, daß er ist, wie er ist, lebenslustig und energisch. Ein braver Mann kann er darum doch bleiben, wenn er auch ein flotter Offizier ist.

Der Gelehrte wiegte den Kopf.

Alfons ist ein schwankendes Rohr, sagte er, und er ist vielen Verführungen ausgesetzt.

Digitized by Google

Alfons hat ein gutes Herz.

Ein gutes Herz? So? Ich lege auch Wert auf den Kopf.

Alfons hat einen sehr guten Kopf.

Das ist deine Meinung. Ich finde aber, daß sein Charakter nicht günstig balancirt ist. Auf die Grundsätze kommt es an.

Alfons hat die besten Grundsätze.

O ja, aber jeder Wind bläst sie fort.

So träfe uns die Schuld. Wir haben ihn erzogen. Aber ich denke doch, wir haben keine Mühe versäumt, ihn gut zu erziehen!

Liebe Clara, es stünde schlimm um die Eltern, wenn sie für ihre Kinder so verantwortlich wären, wie du meinst. Beruhige du dich darüber. Der Charakter ist dem Menschen angeboren, und keine Erziehung kann daran etwas ändern. Nur äußerliche und unbedeutende Eigenschaften lassen sich erlernen, im ganzen aber wird ein unnützer Mensch immer unnütz, und ein tüchtiger immer tüchtig bleiben.

Und Alfons ist ein tüchtiger Mensch, sagte die Mutter mit leuchtenden Augen. Er hat das beste, was ein Mann haben kann, er hat Ehrgeiz, und mit Stolz kann ich sagen, daß er den von mir geerbt hat.

Der Gelehrte sah sie mit einem traurigen Lächeln an.

O, wie ich wünschte, daß du auch etwas Ehrgeiz hättest, fuhr sie fort. Du hast alles, was dir eine glänzende Laufbahn sichern könnte. Alle Menschen, die dich kennen lernen, sind entzückt von deinem Geiste, obwohl du sie so abstoßend behandelst, daß sie gar nicht wagen, sich dir zu nähern. Haben wir nicht in der Literatur die besten Verbindungen? Wolltest du nur einmal etwas schreiben, was den Leuten gefiele, es würde sofort berühmt gemacht werden. Es brauchte nicht einmal etwas besonderes zu sein — im Gegenteil. Alle diese Sachen, die jetzt so viel Glück machen, wenn du sie näher ansiehst, ist nicht viel dahinter, und ich wundere mich oft, daß die Menschen sie lesen. Und selbst im Staatsdienst! Noch jetzt, wenn du nur wolltest, könntest Du in die glänzendste Position kommen; das weiß ich aus sicherer Quelle.

Wirklich?

Du kannst dich darauf verlassen. Du brauchtest es nur auszusprechen, so würde man dir eine Professur der National-Oekonomie geben. Mein Bruder Balduin hat es mir mehr als einmal gesagt.

Der Alte lachte. Denkst du nicht daran, was der chinesische Weise sagt:

Reichthümer und Ehren sind wie ein lustiger Traum der fünften Nachtwache;
Beförderung des Verdienstes gleich einer vorüberschwebenden Wolke.
Nimm nicht ein goldenes Halseisen, deinen Nacken darein zu stecken,
Noch ein Schloß von Edelstein, die Kette an deinem Fuß damit zu verschließen.

Ach laß den weisen Chinesen und sei vernünftig! Balduin wäre der Mann, uns thätig zu helfen. Er hat so viel Einfluß und die freundlichste Gesinnung

Digitized by Google

gegen dich. Es hat mich oft verdrossen, daß du ihn mit solchem Hohn, mit solcher abweisenden Kälte behandelst, während er dir stets liebevoll entgegenkam. Ich bewundere seine Gutmütigkeit, daß er trotzdem immer mit Achtung und Wohlwollen von dir spricht und zu jeder Gefälligkeit bereit ist.

Habe ich je eine Gefälligkeit von ihm angenommen?

Du freilich nicht, und ich auch nicht, wenn auch . . .

O sprich nur aus. Ich weiß es wohl, er ist es, der dein Herzblatt Alfons protegirt. Er und vielleicht auch noch ein anderer, der große Macht im Staate besitzt. Ich hätte nicht gedacht, daß die Verwandtschaft so aufblühen und gewaltig werden würde. Potztausend, jetzt sind Reichstags-Mitglieder, Aufsichtsrats-Präsidenten, Fürsten der Börse unsre Vettern!

Du hast dich nicht darüber zu beklagen. Ich dächte, du wüßtest, welche Schwierigkeiten es gemacht hat, Alfons zum Offizier ernennen zu lassen. Du darfst es mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß deine israelitische Abstammung nicht förderlich war. Wenn du selbst unsre einflußreichen Konnexionen verschmähst, so sollen sie doch den Kindern zu Gute kommen. Du denkst wohl nicht daran, welche Aussichten unsre Kinder durch eben diese Verbindungen haben.

Was für Aussichten meinst du?

Habe ich es dir nicht schon oft auseinandergesetzt und dich gebeten, mit Balduin gemeinsam vorzugehen, damit unsre Hoffnungen sich realisiren? Es ist meiner Meinung nach hohe Zeit, etwas zu thun, damit unsre Familien sicher gestellt werden. Der Onkel Lovendal feiert in wenigen Monaten seinen siebzigsten Geburtstag, und er leidet an der Gicht. Wenn er stirbt und wir leer ausgehen, so ist es deine Schuld.

Meine liebe Clara, die Ansprüche, die du an eine Erbschaft des Onkels Lovendal erheben zu können vermeinst, sind durchaus vager Natur.

Durchaus nicht! Du kannst es vor jedem Gericht beschwören, daß ihm dein Vater tausend Thaler geliehen hat, und daß er versprochen hat, sie ihm mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen. Wenn ich nun berechne, in welcher Weise der Onkel Lovendal seine Geschäfte betreibt, so sind jetzt aus den tausend mindestens fünfhunderttausend Thaler geworden. Die soll er uns hinterlassen oder keine Ruhe im Grabe finden!

Was das für thörichte Reden sind! entgegnete der Alte. Wir wissen gar nicht, ob Lovendal das Geld nicht schon längst an meinen Vater zurückgezahlt hat. Und mit solchen Phantasien, die nur auf Geldgier und auf die Verehrung vor dem ungeheuren Lovendalschen Vermögen gegründet sind, machst du dir das Leben schwer und reizest Alfons zu kavaliermäßigem Auftreten an, das ihn schließlich noch zu Grunde richten wird. Ich sage dir ein für alle Male, ich will von der Geschichte nichts wieder hören. Ich will kein Geld von Lovendal erben, denn es ist der Schweiß von Millionen armer Menschen, den er in goldene Millionen verwandelt hat, und Balduin mit seinen Bankspekulationen und politischem

Digitized by Google

Phrasentum ist mir viel zu erbärmlich, als daß ich mit ihm gemeinsam irgend etwas unternehmen möchte.

Das ist wieder einmal der ganze Stubengelehrte und Bücherwurm, der alles außer seinem Foliantenstaub verachtet! rief Clara mit bitterm Lachen. Wie kannst du so hochmütig sein! Was verlachst du Männer, die erreicht haben, was du niemals erreichen wirst! Als deine Schwester Rahel sich mit Balduin verlobte, war er so unbedeutend wie du, ein einfacher Referendar. Und, wie du sagst, jetzt ist er Reichstags-Abgeordneter und Präsident eines Aufsichtsrats. du bist noch immer, was du damals warst, du beschäftigst dich mit Philosophie und sogar mit Phrenologie.

Sogar mit Phrenologie? Was willst du damit sagen?

Damit will ich sagen, daß du nichts erreichen wirst. Die Phrenologie wird niemals etwas machen.

Mich däucht doch, liebe Clara, du selbst hättest mir des öftern gesagt, daß du von der Wahrheit der Phrenologie überzeugt wärest, weil du die Erfahrung gemacht hättest, daß bei allen deinen Bekannten die Beobachtungen zuträfen, die du an ihren Köpfen gemacht hättest.

Frau Clara warf ihm einen mitleidigen Blick zu.

Aber liebster Ephraim, sagte sie, das ist ja eben der Grund, warum die Leute nichts davon wissen wollen. Schon die Philosophie ist unpopulär, die Phrenologie aber ist es noch viel mehr. Und auf diese beiden Fächer mußtest du dich gerade werfen! Glaubst du denn, es sei angenehm für die Menschen, daß es eine Wissenschaft gibt, mittels deren man ihnen ihre Charaktere von außen ablesen kann, während sie ihr ganzes Leben lang sich bemühen, für tugendhaft und edel zu gelten?

Du bist aber eine entsetzliche Pessimistin, Clara, während du noch vorhin so optimistische Ansichten äußertest und meintest, es würde in der Welt alles nach seinem Werte gewürdigt. Nein, ich denke höher von den Menschen. Wenn auch die große Menge nichts von dieser wichtigen Sache wissen will, so werden sich doch unter den Aerzten und Naturforschern Männer finden, die ihre Bedeutung einsehen. Laß mich nur erst mein Werk fertig haben, worin ich ihnen beweise, daß alle ihre Gehirn- und Geistesstudien ohne Erfolg bleiben müssen, so lange sie nur ein einziges Gehirn kennen anstatt die Gehirne in ihrer Verschiedenheit zu beobachten.

Frau Clara schüttelte den Kopf. Dies unglückselige Werk! sagte sie. Es wird dir den letzten Rest von Achtung unter den Gelehrten rauben. Daß du die Welt theoretisch so gut und praktisch so gar nicht kennst! Ich sehe dich noch in deiner Unterhaltung mit dem Ministerial-Direktor des Cultus-Ministeriums, von dem ich wußte, daß er dir eine Professur anbieten wollte; da mußtest du Unglücksmensch auf die Phrenologie kommen und sagen, ein starker Hinterkopf deute auf Stärke der tierischen Triebe. Der Mann hatte selbst den

Digitized by Google

dickſten Hinterkopf, den ich je geſehen habe. Du aber dachteſt natürlich gar nicht daran.

Der Alte lachte.

Und du bildeſt dir ein, fuhr Frau Clara fort, die Aerzte und Naturforſcher werden ſich freuen, wenn du ihnen nachweiſeſt, daß ſie in ihren wichtigſten Unterſuchungen auf dem falſchen Wege ſind? Haſt du denn nur gar nichts gelernt aus dem Streite, den Scheve mit den Männern der Wiſſenſchaft hatte? Scheve war viel praktiſcher als du, und auch er hat nichts erreicht als Hohn. Ich bitte dich flehentlich, Ephraim, laß ab von deinem Suchen nach der Wahrheit! Es macht uns alle unglücklich. Sieh Irrwiſchs an. Deine Schweſter lebt in den glänzendſten Verhältniſſen, ſie hat einen der geſuchteſten Salons der Stadt, für ſie und ihre Kinder gibt es nichts unerreichbares von allem Schönen, was die Welt bietet.

Das iſt ja eine glückliche Familie.

Du meinſt das ironiſch, aber ich finde, daß es in der That ſo iſt. Irrwiſchs ſind glücklich. Sie ſind ganz andre Leute als wir.

Wenn Sie nur andre Schädel hätten! ſagte der alte Gelehrte nachdenklich.

Ach, bah! rief Clara, Unſinn! Bei ſo viel Geld kommts auf den Schädel nicht mehr an. Und, offen geſtanden, ich finde es nicht hübſch von dir, daß du immer etwas auf ſie bringen willſt. Und überhaupt finde ich es lächerlich, wenn jemand aus einer dunkeln Ecke heraus wie eine Eule die Welt verachtet. Ich verachte ſie nicht. Mir iſt es nicht gegeben. Ich geſtehe, daß ich gern vornehm und reich wäre. Ich bin auch der Meinung, daß deine Philoſophie im Grunde nur ein armſeliges Troſtmittelchen iſt, gut für Leute, die es zu nichts gebracht haben, aber verächtlich für einen energiſchen Geiſt.

Aber nun, ſagte der Gelehrte, ſich erhebend, iſt es doch wohl Zeit, ſpazieren zu gehen. Die ſchöne Zeit verrinnt, ſchon ſinkt die Sonne.

Willſt du mich denn wahnſinnig machen? rief ſie. Das iſt ſo deine Manier! Erſt bringſt du mich in die höchſte Aufregung, und dann gehſt du fort, und ich muß alles in mir ſelber auskochen! So erwiedere doch nur etwas, ſo widerleg mich doch nur, wenn ich Unrecht habe! Schlage mich, wenn du willſt, tritt mich mit Füßen, nur geh nicht fort, es macht mich raſend!

Aber der Alte hatte ſchon den breitkrämpigen Strohhut auf ſeinen kahlen Schädel geſtülpt, das Zimmer verlaſſen, und bald darauf ſah ſie, an das Fenſter ſtürzend, ſeine große eckige Geſtalt ſchweren Schrittes in der Straße gehen.

Sie ergriff ein Glas voll Waſſer, das ihr zur Hand ſtand und goß ihm den Inhalt von oben über den Kopf.

Antworte! rief ſie kreiſchend hinab.

Der Alte ſchüttelte ſich und ſchwenkte ſeinen naſſen Hut. Meine Clara iſt heute nicht bei Laune, murmelte er, und ſchritt gelaſſen weiter.

Digitized by Google

Ein paar Straßenjungen, die die Scene beobachteten, stießen ein Triumphgeschrei aus, und die Vorbeigehenden blickten sich verwundert um.

Sokrates und Xanthippe, sagte lachend ein Student zu seinem Freunde. Er hatte ein sanftes, gutherziges Liebchen und fühlte sich hoch erhaben über verheiratete Männer.

Zweites Kapitel.

B. L.

Femineo praedae et spoliorum ardebat amore.

Der Lieutenant Alfons Stahlhardt, über dessen Anlagen und mutmaßliches Geschick seine Eltern so sehr verschiedener Meinung waren, befand sich an demselben Abend im Allianz-Klub, wo ein Souper zu Ehren der Sängerin Chepa de Molini nach der Oper stattfinden sollte. Er hatte eine Caprice für diese spanische Dame gefaßt und sich deshalb über finanzielle Bedenken hinsichtlich des Allianz-Klubs hinweggesetzt.

Es war ein sehr teurer Klub, und es verkehrten dort fast nur Leute der ersten Gesellschaft, Mitglieder des höchsten Adels und der hohen Finanz; aber Alfons ward von einer starken Lust getrieben, auch dazu zu gehören. War er doch Offizier und als solcher einer jeden Gesellschaft ebenbürtig.

Nur mit dem Gelde hatte es seine Bedenken.

Er war in einer Lage, die ihm oft qualvoll erschien. Er hatte das Bestreben, zur besten Gesellschaft zu gehören, ward darin stets von seiner Mutter unterstützt, sah aber wohl ein, daß er bis jetzt noch nicht heimisch in derselben geworden war, während er es doch schon dahin gebracht hatte, mit Leuten umzugehen, die mehr Geld ausgaben, als er selbst aufbringen konnte, und während er sich dabei seinen Kameraden, die auf einfacherem Fuße lebten, entfremdet hatte. Es war ihm zuweilen so, als hätte er sich zwischen zwei Stühlen auf den Boden gesetzt.

Seine Mutter half ihm nach besten Kräften mit Geld, ohne daß sein Vater davon wußte, aber auch ihre Hilfsquellen hatten eine Grenze, und er wagte nicht, ihr zu gestehen, daß er trotz allen Zuschusses Schulden hatte. Seinem Vater wagte er mit seinen Sorgen und Plänen gar nicht vor die Augen zu treten, denn er wußte ganz gut, daß sein Vater alles das verachtete und für gänzlich erbärmlich hielt.

Alfons fühlte sich auch in seinem Stande nicht recht glücklich. Er hatte sich im Kriege gut benommen, stand verhältnismäßig gut in der Anciennetät, war aber immer noch Seconde-Lieutenant und betrachtete ungeduldig die lange Reihe von älteren Kameraden vor sich. Wohin sollte das führen? Wann sollte

Digitized by Google

endlich ein Erfolg kommen? Immer Dienst thun, immer exerciren, immer auf zwei Beinen im Straßenstaub laufen, ohne eine glänzende Aussicht und für eine elende Gage, das war keine Carrière, wie er sie sich wünschte. Er fühlte genug Talent in sich, um es weit zu bringen, aber er wußte, daß es für sein Fortkommen ganz gleichgiltig war, ob er mehr oder weniger Talent hatte. Es ging nach der Reihe. Er dachte von den meisten Kameraden, sie seien nicht so klug wie er, aber sie avancirten gerade so gut. Er hatte es nun glücklich erreicht, zur Kriegs-Akademie kommandirt zu werden, aber es blieb immer noch sehr fraglich, ob er in den Generalstab käme. Er dachte mit Schrecken an die mächtige Konkurrenz so vieler Leute aus vornehmen und einflußreichen Familien.

Was er thun konnte, das that er. Er war sorgfältig, nicht nur in seinem Dienste, sondern auch in seinem außerdienstlichen Verhalten, und versäumte keine Gelegenheit, sich bei den höheren Vorgesetzten in ein günstiges Licht zu setzen. Er besuchte die Häuser einiger namhaften Professoren und war bekannt mit berühmten Künstlern, so daß er in der Unterhaltung über Gegenstände der Kunst und Wissenschaft stets ein Urteil abgeben konnte, dem man anmerkte, es sei an der Quelle geschöpft. Er ging in fashionable Gesellschaften, zeigte eine Liebe zum Sport, die ihm nicht ganz natürlich war, kurz, er war alles in allem ein kleines Muster von Vollkommenheiten, aber — er hatte stets das Gefühl, daß ihm alles das möglicherweise doch nichts nütze, und wenn er seinen Vetter Amadeus Freiherrn von Lovendal sah und bedachte, was für Pferde dieser ritt und fuhr, wie er wohnte, aß und trank, und daß er demnächst eine Gräfin heiraten werde, so bereute er, nicht auch Banquier geworden zu sein und erinnerte sich mit stiller Wut der Erzählung seiner Mutter, daß das Lovendalsche Vermögen zum größten Teil von einer Summe herrühre, die sein Großvater dem alten Lovendal geliehen und nie wieder bekommen habe.

Er ließ sich solche Ansichten freilich nicht merken und that im Gegenteil so, als verachte er alle Stände, die dem Erwerbe nachgingen, gefiel sich besonders den väterlichen Verwandten gegenüber in der Rolle eines Cid Campeador oder eines Roland, dem nichts von Wert ist als „sein Roß und sein Schwert und der Minne zu dienen", aber es war das nur gute Miene zum bösen Spiel, und anderen Verwandten gegenüber machte er bisweilen seinem Herzen Luft, indem er von glänzendem Elend sprach und auf Protektionen, Konnexionen und den Adel schalt.

Eine stille Hoffnung, daß schließlich alles doch noch eine gute Wendung nehmen werde, indem der alte Krösus Lovendal in seinem Testamente die von Frau Clara berechnete halbe Million Thaler den Familien Stahlhardt und Irrwisch zuwenden werde, gab ihm in dieser Lage der Dinge immer wieder neuen Mut auf dem alten Wege.

Die Sängerin Molini, für die er sich jetzt begeistert hatte, war als Gast an der Oper, und die Stadt hallte wieder von ihrem Lobe. Der Militär-

Digitized by Google

Attaché der österreichischen Botschaft, Fürst von Czik-Czent-Király, eine Autorität auf den Gebieten des Sports und der Kunst, hatte erklärt, daß alles, was die Welt bisher gehört und gesehen habe, „nur a Schmarrn, nur a Fetz'n" gegen die Sennorita Chepa sei, die gesammte goldne Jugend stimmte ihm zu, und alle andern Leute sprachen es nach und liefen ebenfalls in die Oper, wie denn die Bevölkerung mancher Städte einmal so sonderbar beschaffen und geartet ist, daß eine kokette Tänzerin oder ein tüchtiger Luftspringer oder ein schachspielender Automat oder ein großer Chinese mehr Zulauf haben, als der beste und treueste Prediger des Evangeliums.

Im Allianz-Klub ward die Sennorita heute Abend von der Frau von Blankendorff eingeführt.

Einige Mitglieder des Klubs freilich zuckten die Achseln über diese Einführung und hielten sich darüber auf, daß gerade Frau von Blankendorff dazu berufen sei, während sie selbst sich auf eine ziemlich unerklärliche Weise im Klub befand. Sie trugen einen guten Namen, die Blankendorffs, aber man raunte sich über sie allerhand ins Ohr.

Es giebt Personen in der Gesellschaft, die von gutem Adel sind, aber nicht genug Geld haben, um das Vergnügen, dem sie beständig nachjagen, selbst zu bezahlen. Sie tragen die Titel vornehmer Familien, und man kann ihnen das Recht darauf auch nicht bestreiten, aber sie haben ein bestimmtes Etwas an sich, was nicht den echten Goldglanz hat. Sie gleichen dem Schaum des Champagners, sie sind wie Blüten auf Drahtstielen, sie haben keinen Bestand, sie verflüchtigen sich leicht, sie verschwinden schnell, aber sie sind ein notwendiger Bestandteil des Ganzen und überall zu finden in der feinen Welt. Sie haben feine Manieren, eine raffinirte Bildung, aber vertragen kein ernstes Gespräch, und ihre Moral ist fadenscheinig. Sie sind dienstfertig und entgegenkommend, aber man würde ihnen nicht ohne Sorge eine wichtige Sache anvertrauen. Sie fahren in den Equipagen ihrer Freunde, sitzen in deren Logen, essen deren Diners, aber sie sind zu stolz, um das Aussehen armer Verwandten zu haben. Sie würden gern etwas geschenkt nehmen, wenn es im Dunkeln geschehen könnte, sie würden am Ende auch wohl stehlen, wenn sie sicher wüßten, daß es erst am jüngsten Tage herauskäme. In der Freundschaft gleichen sie dem Triebsand an den Meeresküsten. Roß und Reiter werden dort hinabgezogen.

Zu diesen Anhängseln, Randverzierungen und Auswüchsen des Adels gehörten auch Frau von Blankendorff und ihr Mann. Niemand wußte zu sagen, wovon sie lebten. Genug, sie lebten und zwar in der elegantesten Weise. Sie waren ein ungelöstes Rätsel, wenigstens ein Rätsel, dessen Lösung nicht öffentlich bekannt war, und wenn es wirklich Leute gab, welche sie kannten, so waren diese zu gutmütig oder zu großherzig oder zu interessirt bei der Geheimhaltung.

Blankendorffs also führten die Sängerin ein, und es war ein pikantes Bild, als Lilli von Blankendorff neben Chepa de Molini auftrat. Die Sängerin war

Digitized by Google

klein und voll, von dunkler Haut, durch die das Blut hindurchschimmerte, mit blauschwarzen Augen und Haaren. Sie trug ein gelbes seidenes Kleid mit roten Rosen, und um die Schultern ein schwarzes Spitzentuch. Die andere war schlank und überragte die Spanierin um einen ganzen Kopf. Sie hatte eine blasse Gesichtsfarbe, etwa wie Elfenbein, nur mehr ins Graue spielend, oder wie eine verwelkte Theerose. Auch ihre Augen waren dunkel, doch konnte man nicht sagen, in welcher Farbe. Sie hatten einen sonderbar aus Müdigkeit und Leidenschaft gemischten Ausdruck und leuchteten beinahe unheimlich, als sie suchend die Gesellschaft durchstreiften. Ihr Haar hatte jenes dunkle Blond, das in der Masse schwarz aussieht, während die einzelnen Haare wie Bronze schimmern. Sie war ganz in Schwarz gekleidet und trug in ihrer hoch aufgetürmten Frisur einige funkelnde Steine.

Herr von Blankendorff folgte den beiden Damen. Er war ein Mann mit undurchdringlichem Gesicht, starker Glatze und blondem Vollbart.

Die Erscheinung der Sängerin, der zu Ehren die Vereinigung stattfand, rief eine gewisse Sensation hervor, und außer Alfons, der ihr sogleich entgegenging, umdrängte eine große Menge von Herren die Eintretenden. Andre tauschten in der Ferne ihre Bemerkungen über die kontrastirenden Schönheiten aus.

Zu diesen gehörten zwei hervorragende Mitglieder des Klubs, der Prinz Meriadec von Parolignac, Graf von Lissa, und der Freiherr Amadeus von Lovendal.

Der Prinz, aus einer französischen Familie stammend, die dem ehemaligen deutschen Reichsfürsten-Stande angehörte und in Deutschland begütert war, trug in seiner Figur die charakteristischen Züge der Abstammung von Männern, die mit der Faust am Schwertgriff ihr Leben im Sattel und unter der Rüstung zugebracht haben. Er war von hoher Gestalt, eleganter Haltung, hatte einen wohlgeformten kleinen Kopf und vornehme Züge. Doch hatten seine blauen Augen einen unsichern und melancholischen Ausdruck, während die Lippen, von einem kleinen blonden Schnurbart beschattet, einen spöttischen Zug verrieten, und es fehlte dem Gesicht der Stempel echter Männlichkeit.

Der Freiherr von Lovendal, wohl zehn Jahre jünger als der Prinz und höchstens fünfundzwanzig zählend, war klein und zeigte in seinen schnellen Bewegungen eine sprühende Lebensluft im Vergleich zu des Prinzen passivem Wesen. Seine schwarzen Augen funkelten gleich Sternen in dem hübschen Gesicht von gelblichem Teint und orientalischem Schnitt. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Vergleichende Zahlen und Bilder zur Reichssteuerfrage in ihrer Zweckbeziehung zu der Finanzlage der Gemeinden in Preußen. Zum allgemeinen Gebrauch auf Grund amtlicher Quellen ausgearbeitet von Philipp Gerstfeldt. Leipzig, Otto Wiegand, 1881.

Seit dem Entstehen des norddeutschen Bundes und wiederum seit der Gründung des deutschen Reiches ist die ganze innere Politik desselben fast ausschließlich Steuer- und Finanzpolitik. Der Kanzler hatte stets die Absicht, die Zölle und Verbrauchssteuern so ertragsfähig zu machen, daß der Bedarf des Reiches ohne Zuschuß der Einzelstaaten gedeckt werden könnte. Der Reichstag aber hatte von Anfang an entschiedene Abneigung gegen indirekte Steuern. Der Krieg und in seinem Gefolge die reiche Kriegsentschädigung und der gesteigerte Ertrag der Verbrauchssteuern während der wirtschaftlichen Blüte der Jahre 70—73 verscheuchte alle finanzwirtschaftlichen Sorgen, bis 1875 das Steuerproblem wieder auf der Tagesordnung erschien. Der Kanzler sprach sich jetzt für ein reines Finanzzollsystem aus, fand aber im Reichstage keine Zustimmung. Die Folge war, daß er seinen Finanzplan nun erweiterte und nicht nur die Matrikularbeiträge zu beseitigen, sondern auch noch den Staaten mit Ueberschüssen unter die Arme zu greifen gedachte, damit diese wiederum den namentlich in Preußen von Jahr zu Jahr steigenden Klagen über zunehmende Belastung durch direkte Staats- und Gemeindesteuern zu beschwichtigen imstande wären. Auf diese Weise kam es zu dem Zolltarif von 1879, der aber als eine endgiltige Regelung der Finanz- und Steuerfrage noch nicht angesehen werden darf. Betreffs der Gemeindesteuern kann er noch keine Besserung herbeiführen. Leider ist das Material zur Beurteilung der Finanzverhältnisse in den Gemeinden vollständig nur in Preußen vorhanden. Dort haben im Jahre 1877 statistische Erhebungen stattgefunden, durch welche die Finanzzustände im Jahre 1876 für jede einzelne der 157 Städte mit über 10 000 Einwohnern mit einer bisher unerreichten Vollständigkeit, für die übrigen Städte und Landgemeinden summarisch ermittelt worden sind. Veröffentlicht wurde dies Material durch den Geheimen Oberregierungsrat L. Herrfurth 1878 und 1879 (Zeitschrift des königl. preuß. statistischen Büreaus nebst Ergänzungsheft). Aus diesem im Verein mit der im Ergänzungsheft von 1880 veröffentlichten „Finanzstatistik der Kreise des preußischen Staates“ läßt sich ein einigermaßen vollständiges Bild von der Belastung für örtliche Zwecke herstellen. Von der Überzeugung ausgehend, „daß eine Verbreitung der Kenntnisse lokaler Finanzverhältnisse den weitern Gang der Reichssteuerfrage und ihre glückliche Lösung wesentlich fördern könne,“ hat nun Gerstfeldt die vorliegenden tabellarischen Übersichten und graphischen Skizzen veröffentlicht. Er will auch durch diese Schrift wie durch seine frühern für das englische System der indirekten Besteuerung eintreten, d. h. für das System der wenigen, aber ertragreichen indirekten Steuern auf Luxusartikel der großen Masse, wie Tabak, Kaffee, Bier, Branntwein, Zucker, unter Aufhebung der Salzabgaben, Getreidezölle und einiger andern indirekten Abgaben, die in der That gerade die Armut belasten. Die Quellen und die Methoden der Bearbeitung des Materials sind überall angegeben, wodurch Kontrole und tieferes Eingehen ermöglicht wird. Die graphischen Skizzen gewähren über die Hauptergebnisse eine überraschend bequeme Übersicht und erleichtern in hohem Maße die Benutzung des Werkes. Wir

Digitized by Google

wünschen der Schrift eine möglichst große Verbreitung nicht nur unter den Politikern, die dazu berufen sind, unsre Finanzlage zu bessern, sondern unter allen, denen an der glücklichen Zukunft unsres Vaterlandes gelegen ist, auch wenn sie die An- und Absichten des Verfassers in Betreff der Steuerpolitik nicht teilen sollten; sie umfaßt ein reiches, in vieler Beziehung ausschlaggebendes Material.

Aus der transatlantischen Gesellschaft. Nordamerikanische Kulturbilder von Karl Knortz. Mit einem Bildnis James A. Garfields. Leipzig, Bernhard Schlicke (Balthasar Elischer), 1882.

Das Buch enthält eine Reihe von Aufsätzen, wohl ursprünglich als Zeitungsartikel entstanden, von verschiedenem Inhalt und sehr verschiedenem Wert. Zu den besseren gehören „Amerikanisches Temperenzwesen," „Die amerikanische Sekte der Zitterer," „Die kommunistischen Ansiedlungen der Deutschen in Amerika," „Niklas Müller," die mancherlei interessantes und weniger bekanntes bieten. Zart ist übrigens der Griffel nicht, mit dem Knortz seine Schilderungen entwirft. Will er den Nagel auf den Kopf treffen, so läßt die Derbheit seiner Darstellung nichts zu wünschen übrig. Auch geht er manchmal etwas ins Breite, so, wenn er in dem Artikel über das amerikanische Temperenzwesen die Berechtigung des Trinkens ausführlich zu beweisen sucht, ein Bemühen, das dem deutschen Leser gegenüber sicher überflüssig erscheint. Längst bekanntes und schon anderswo besser dargestelltes, wie „Deutsche Söldlinge im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg", hätte ohne Schaden wegbleiben können.

Pietro Aretino und italienische Charakterköpfe von Siegfried Samosch. Berlin, Behr, 1881.

Diese kleine Sammlung literarischer Essays verfolgt in ebenso fesselnder wie lehrreicher, weil auf soliden Studien fußender Darstellung den Zweck, das Interesse für hervorragende Erscheinungen der italienischen Literatur zu beleben, die in Deutschland leider noch immer über den meist recht fragwürdigen Neuigkeiten des französischen und englischen Büchermarktes ungebührlich vernachlässigt werden. Der Charakteristik des übel beleumundeten Pietro Aretino — an dem der Autor mehrere vorteilhafte Züge treffend hervorhebt — folgt ein gehaltvoller Aufsatz über den liebenswürdigen Lustspieldichter Goldoni; der nächste Abschnitt, der Italiens größtem Tragiker Alfieri gewidmet ist, giebt in Anlehnung an dessen Selbstbiographie eine Schilderung von dem bewegten Leben des Dichters und eine eingehende Würdigung von drei seiner bedeutendsten Dramen. Die beiden letzten Essays behandeln zwei namhafte zeitgenössische Poeten Italiens, den römischen Tragiker Pietro Cossa — dem jüngst in den „Grenzboten" ein Nekrolog gewidmet wurde — und den auf verschiednen Gebieten der Literatur gleich ausgezeichneten Giosuè Carducci, dessen lyrische Poesien auch in Deutschland durch mehrfache Übertragungen bekannt geworden sind. Im Hinblick auf die Vorteile, die von einer etwas engeren Fühlung mit dem Geistesleben Italiens für uns zu erwarten wären, muß man Erscheinungen wie Samoschs Büchlein mit Freuden begrüßen.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Das Wahlrecht.

Das allgemeine Wahlrecht ist, wo es noch nicht vorhanden, das mit Eifer erstrebte Ziel, wo es erlangt worden, das hochgehaltene Palladium der demokratischen Parteien. Die andern Parteien zeigen weniger Neigung, sich dafür zu erwärmen, und manche von ihnen erblicken sogar in ihm nach Beobachtungen bei fremden Völkern und nach Erfahrungen in unserm eigenen Bereiche ernste Gefahren.

Es ist der Ausdruck der Volkssouveränetät, sagen die Demokraten, es ist die Verwirklichung der idealen Gleichheit aller Staatsbürger, es hat die Folge, daß nur solche Männer zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten gelangen, die des öffentlichen Vertrauens würdig sind; denn das Volk will immer das Wohl des Staates, und sein Instinkt findet unfehlbar diejenigen heraus, welche dieses Wohl auch erstreben und zur Förderung desselben, zu gedeihlichem Regieren also, die meiste Befähigung besitzen.

Prüfen wir die zuletzt angeführte Behauptung, indem wir zunächst die Zustände in den Vereinigten Staaten etwas genauer betrachten, wo das allgemeine Wahlrecht völlig uneingeschränkt verwirklicht ist und nicht blos die Gesetzgebung, sondern auch die ausübende Gewalt konstituirt. Ein vorurteilsfreier Berichterstatter versichert uns, daß diese Behauptung unbegründet, ja daß beinahe das Gegenteil davon die Wahrheit sei. „Während die natürlichen Instinkte der Demokratie (Neid und Haß der Mittelmäßigkeit gegen alles Große und Hohe) das Volk dahin treiben, ausgezeichnete Männer von der Gewalt fern zu halten, bewegt ein nicht minder starker Instinkt diese, von der politischen Laufbahn abzusehen, da sie hier nur schwer selbständig bleiben und nicht ohne sich zu erniedrigen, vorwärts kommen können. Tritt man in den Saal der Volksvertretung zu Washington, so erstaunt man über die Gemeinheit der Physiognomie der Ver-

Digitized by Google

sammlung. Vergeblich sucht oft das Auge in ihrer Mitte nach einem berühmten Manne. Fast alle ihre Mitglieder sind obscure Persönlichkeiten." So Toqueville in seinem klassischen Werke über die Demokraten in Amerika.

Das ist aber nur eine von den unmittelbaren Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts; die mittelbaren sind noch unerfreulicher. Der Trieb des Nivellirens, dessen Werkzeug es ist, drückt nicht nur alles Bedeutende nieder, sondern erhebt die öffentliche Meinung, d. h. die Majorität der großen Masse, der Oberflächlichen und Gemeinen, zur Herrscherin, die nichts aufkommen und gelten läßt, was nicht mit ihr übereinstimmt. Man hat keine Censur, aber auch keine wahre Preßfreiheit; denn wer sich der gerade herrschenden öffentlichen Meinung in der oder jener Frage nicht anschließen wollte, würde wie ein Geächteter sein, und von einer politischen Wirksamkeit ist gar nicht die Rede, es sei denn, man überläßt sich der Strömung. Das gilt wie von der Presse so auch von den Abgeordneten und den Staatsmännern der Exekutive; alle blicken auf die Masse des Volkes herab, schmeicheln ihr und fragen: Was sollen wir thun, um euch zu gefallen? Alle gehorchen der öffentlichen Meinung, statt sie zu leiten und sie in ihrer Seichtheit, ihren Vorurteilen, ihren falschen Bestrebungen zu rektifiziren.

Wenden wir uns hiernächst Frankreich zu. Dort wurde im Jahre 1848 das allgemeine Wahlrecht mit direkter und geheimer Abstimmung eingeführt, aber schon die erste auf Grund dieser Neuerung gewählte gesetzgebende Versammlung beschloß Beschränkungen, welche gegen drei Millionen französischer Staatsangehörigen das Wahlrecht wieder nahmen. Napoleon stellte die frühere Einrichtung in Betreff der Wahlen zum gesetzgebenden Körper wieder her, vielleicht in der Absicht, den vierten Stand ohne Revolution ins staatliche Leben einzuführen, wahrscheinlicher, weil er seine persönliche Macht besser auf die Massen als auf die intelligentere Minorität der Nation gründen zu können meinte, und sein Versuch gelang für einige Zeit, da die zentralisirte Verwaltung, energisch geübt, die Mehrheit der Wahlen im Sinne der Regierung ausfallen ließ und Staatsrat und Senat ein hinreichendes Gegengewicht gegen die vom Volke gesandten Vertreter bildeten. Zuletzt, im Frühjahr 1870, mußte die Nation dem Kaiser sogar ein direktes Vertrauensvotum in Bezug auf seine Politik ausstellen. Aber dann zeigte sich doch, daß sich mittels des allgemeinen Stimmrechts wohl eine kurze Diktatur, aber keine dauernde Gewalt herstellen lasse. Noch weniger hatte sich mit seiner Hilfe die soziale Frage friedlich lösen lassen; denn es stellt nicht die Gleichheit aller Klassen der Gesellschaft her, sondern giebt allmählich dem vierten Stande die Übermacht, mit der sich derselbe gegen jede Autorität und gegen alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung zu kehren gewohnt ist. Napoleon hatte die Geister der Unterwelt zu sich emporgerufen, sie dankten ihm mit Unterstützung einer Revolution, die ihn stürzte und mit der Kommune und der Niederbrennung seines Pariser Schlosses endigte. Wie lange es die jetzt in der französischen Republik herrschende Bourgeoisie mit dem allgemeinen Stimmrechte treiben wird?

Digitized by Google

Wir vermuten, so lange, als sie die Verwaltungsmaschine kräftig auf die Wahlen in der Provinz wirken zu lassen imstande sein wird, und so lange ein unabhängiger Senat neben der Deputirtenkammer sich zu erhalten vermag.

In Deutschland wurde das allgemeine Wahlrecht erst 1867 und 1871 eingeführt. Die Frankfurter Nationalversammlung war weder auf Grund desselben zusammengetreten, noch nahm sie es in die Verfassung oder die Grundrechte auf. Das Wahlgesetz von 1849 schloß in seinem Entwurf alle Dienstboten, Handwerksgehilfen, Fabrikarbeiter und Tagelöhner von der Berechtigung zum Wählen aus. Dies wurde im Berichte des Verfassungsausschusses ungefähr folgendermaßen motivirt: das politische Recht sei kein solches, welches der Person unmittelbar und eigentümlich anhafte, vielmehr müsse das Beste der Gesammtheit bestimmen, wer geeignet sei, als Träger dieses Rechts zu erscheinen. Keine Staatsordnung werde zu irgendwelcher Stetigkeit gelangen können, wenn die Entscheidung aller politischen Fragen in die Hände der großen Masse gelegt werde, die sich nur zu oft willenlos leiten lasse und launenhaft Tag um Tag dem einen oder dem andern Führer folge. Bei den Verhandlungen über die Vorlage wurde geltend gemacht: „Das Wahlgesetz ist die eigentliche Machtfrage; denn die Majorität der Volksvertretung herrscht, und diese Majorität hängt von den Ergebnissen des Wahlgesetzes ab. Da aber nun bei dem allgemeinen Wahlrechte die Majorität stets in der Masse der ärmeren und ungebildeten Klasse des Volkes liegt, so hat diese Masse die Herrschaft, sobald sie vereinigt wird. Das ist gleichbedeutend, als wenn man dem wohlhabenderen und gebildeteren Teile des Volkes das Wahlrecht gänzlich entzöge." Diese Vorlage wurde zwar nach langen und heftigen Debatten verworfen und eine andre angenommen, nach welcher nur solche Personen unfähig zum Wählen sein sollten, welche unter Vormundschaft stünden, oder über deren Vermögen gerichtlich Konkurs eröffnet worden sei, oder welche Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln bezögen. Allein das in Frankfurt beschlossene Reichswahlgesetz hat nie Gesetzeskraft erlangt und ist nirgends zur Anwendung gekommen.

Am 9. April 1866 beantragte Preußen beim Bundestage Zusammenberufung einer deutschen Volksvertretung auf breitester Basis, d. h. auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts und mit direkten Wahlen. Das erschien den mittelstaatlichen Regierungen als blinder Schreckschuß und Versuch, sich bei den deutschen Liberalen beliebt zu machen. Es war aber mehr: der konstituirende Reichstag Norddeutschlands wurde wirklich auf Grund des allgemeinen Wahlrechts einberufen, und der demselben vorgelegte Verfassungsentwurf enthielt dieses Recht im 21. Artikel in radikalster Form. Es war ein kecker Griff, gewagt infolge des Wunsches, der Demokratie ein Non plus ultra entgegenzuhalten und dem neuen Reichstag Ansehen beim Volke zu verschaffen. Graf Bismarck begründete den genannten Verfassungsentwurfs-Artikel folgendermaßen: „Das allgemeine Stimmrecht ist uns als Erbteil in der Entwicklung der deutschen Einheitsbestrebungen

Digitized by Google

überkommen. Wir haben es in der Reichsverfassung von Frankfurt gehabt. Wir haben es 1863 den damaligen Bestrebungen Österreichs (auf dem Fürstentage) entgegengesetzt, und ich kann einfach sagen, ich kenne kein besseres Wahlgesetz. Es hat eine große Anzahl von Mängeln, welche bewirken, daß auch dieses Gesetz die wirklich besonnene und berechtigte öffentliche Meinung eines Volkes nicht vollständig photographiren wird. Die verbündeten Regierungen kleben an diesem Gesetze nicht in dem Maße, daß sie nicht jedes andre acceptiren sollten, dessen Vorzüge vor diesem nachgewiesen würden. Bisher ist unsrer Vorlage aber keins gegenübergestellt worden ... Wir haben einfach genommen, was vorlag, und wovon wir glaubten, daß es am leichtesten Annahme finden würde. Was wollen nun die Herren, welche das allgemeine Wahlrecht anfechten, mit der Beschleunigung, deren wir bedürfen, an dessen Stelle setzen? Etwa das Dreiklassensystem? Wer dessen Wirkung in der Nähe gesehen hat, der wird sagen: Ein elenderes Wahlgesetz ist nirgends in einem Staate gewesen." Der Redner sprach dann noch gegen den Census und die ständische Wahlform und wies darauf hin, daß jedes Wahlgesetz unter denselben äußern Eindrücken dasselbe Resultat erzielt. Die ganze Debatte dauerte nur etwa sechs Stunden. Dann erfolgte die Annahme des Regierungsentwurfs mit einigen Amendements, und der Reichstag ging fortan aus allgemeinen, direkten Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor. Politische Gründe, Opportunitätsrücksichten, die noch frische Erinnerung an die Conflikteperiode in dem nach dem Dreiklassensysteme gewählten preußischen Abgeordnetenhause, das günstige Ergebnis, welches das allgemeine Wahlrecht in der Zusammensetzung des konstituirenden Reichstags geliefert hatte, das alles zusammengehalten mit dem Satze: „Jedes Wahlgesetz giebt unter denselben Einflüssen und Eindrücken dieselben Resultate" erklären die große Majorität, mit welcher der betreffende Verfassungsartikel angenommen wurde.

Fragen wir nun: Welche Folgen hat das Reichswahlgesetz auf die Zusammensetzung des Reichstags und mittelbar auf die Gesetzgebung sowie andrerseits auf die Wähler gehabt? Eine uns vorliegende Schrift: Kommunismus oder Wahlreform von einem Ungenannten, der sich als „alter Abgeordneter" bezeichnet (Leipzig, Roßberg, 1882), antwortet darauf nach Anführung der Wahlstatistik der letzten Jahre ungefähr wie folgt: Die Zahl der Centrumsmitglieder hat sich von 1871 bis 1877 fast verdoppelt, die der Sozialdemokraten versechsfacht, während die Konservativen und die Fortschrittspartei erheblich schwächer geworden sind. Die Verdoppelung der klerikalen Fraktion ist allerdings durch einen äußern Einfluß gefördert worden, sie erfolgte unmittelbar nach Erlaß der preußischen Maigesetze; die Opposition des ultramontanen Geistes hätte aber schwerlich ohne die Handhabe des allgemeinen Wahlrechts eine solche Ausdehnung und Kraft gewinnen können. Ähnliches gilt von dem Anschwellen der Sozialdemokraten im Reichstage. „Aber auch angenommen, daß ein anderes Wahlgesetz dieselbe Zusammensetzung der parlamentarischen Körperschaften er-

Digitized by Google

geben hätte, so würde die furchtbare Folge auf die Massen, dieses Anfachen des Hasses gegen die staatliche Autorität bis in die letzte Hütte nicht stattgefunden haben." Allerdings zeigte der Reichstag nach der Wahl von 1877 keine demokratische Majorität, aber trotzdem mußte das Resultat dieser Wahl erschrecken. 1874 waren circa 350 000, drei Jahre später schon 485 122 Stimmen für Sozialdemokraten abgegeben worden, die Berliner Wahlen von 1874 hatten 13 500, die von 1877 rund 31 500 sozialistische Stimmzettel geliefert. „Die Zahl der Stimmen, welche auf entschiedne Gegner der Regierung gefallen waren, betrug 2 835 088, weit über die Hälfte der abgegebenen. . . . Die Stimmen der zweifelhaften Freunde der Regierung waren mit etwa einer Million anzunehmen. . . . In jedem parlamentarischen Staate wären durch eine solche Äußerung der Volksmeinung die leitenden Staatsmänner zum Rücktritte genötigt gewesen, und hielt in unserm deutschen Staatswesen der eherne Fels des monarchischen Prinzips gegen das Andringen der parlamentarischen Flut Stand, so war doch die Aufregung in allen regierungsfreundlichen Kreisen groß und das allgemeine Wahlrecht wurde auf das Heftigste angeklagt. Die »Nordd. Allgem. Zeitung« sagte: »Die Intelligenz fühlt sich gedemütigt, der Steuerzahler geschädigt. Wie kommen in dem Volke von Denkern solche, die kaum lesen und schreiben, noch weniger denken und am wenigsten politisch denken gelernt haben, dazu, daß sie über das Schicksal des Staates entscheiden sollen?« Und an einer andern Stelle sagte das offiziöse Blatt: »Fürst Bismarck ist nicht der Mann, sich auf einem Prinzip, das nichts mehr nützt, festzureiten. Wenn die traurigen Folgen des jetzigen fakultativen allgemeinen und direkten Wahlrechts noch schärfer zu Tage treten sollten, was bliebe übrig, als hier eine Remedur eintreten zu lassen? Der Zweck der Agitation sänke um zwei Drittel des Wertes, sobald die Abstimmung obligatorisch und öffentlich wäre.« Wird der Reichskanzler sich in dem Gedanken für immer beruhigen, daß es nicht nur ihm, sondern auch seinen Nachfolgern stets gelingen werde, der Hydra der Opposition das Haupt zu zertreten? so fragten schon damals besorgte Gemüter."

Und welches Resultat zeigen die neuesten Wahlen? Wachstum der Opposition auf Kosten der Mittelparteien, Verstärkung der Sozialdemokraten und der Fortschrittspartei im Reichstage, eine Zusammensetzung des letzteren, vor der die Reformarbeit der Regierung eine Sisyphusarbeit sein wird. Und ist etwa dieses Wahlergebniß ein getreues Abbild des wirklichen Denkens und Strebens der Nation? „Wer wüßte nicht, daß in mehr als einem Wahlbezirke die Gesinnung der Mehrheit eine ganz andre ist als die des Erwählten, daß nicht der politische Geist die Wahlen entschieden hat, sondern die größere Geschicklichkeit und Rührigkeit der Agitatoren? . . . Den Reichstag kann man, wenn er durch seine Beschlüsse eine regierungsfeindliche Richtung kundgiebt, durch mancherlei Mittel auf einen andern Weg leiten, und wenn nichts anderes übrig bleibt, auflösen. . . . Aber es giebt eine Gefahr, die größer ist als alle parlamentarische Opposition,

Digitized by Google

als alle gewaltigen Reden, Anträge und Schachzüge mächtiger Fraktionen: die fortgesetzte Unterminirung der innern Gesinnung, die Verwirrung der politischen, kirchlichen und sozialen Begriffe des ganzen Volkes, die langsame und indirekte, aber zweifellose Revolutionirung der Massen durch die Agitation, und das ist die hauptsächlichste Wirkung unseres jetzigen Wahlsystems."

Nach der Aufregung des Wahlkampfes tritt allerdings Ruhe ein, aber die von den Agitatoren gestreute Saat von pomphaften Phrasen, von Schmeicheleien, von Hoffnungen erhält sich, geht auf und überwuchert die den Wählern durch Natur und Erziehung eingepflanzten Vorstellungen von Pflicht und Recht, Sitte und Ehre in bedenklichster Weise. War der ehrsame Bürger bisher der Meinung, daß jedem Rechte eine Pflicht entsprechen müsse, so erfährt er jetzt, daß das Wahlgesetz für die Ausübung des wichtigsten politischen Rechts nichts weiter verlangt, als daß er keine Frau sei, daß er fünfundzwanzig Jahre alt sei und daß er nicht ins Zuchthaus gehöre oder gehört habe. Der Agitator stellt ihm die Wichtigkeit seiner Person als Wähler vor und sagt ihm, daß er Mitinhaber der Volkssouveränetät sei, daß er berufen sei, über das Wohl der Nation indirekt mitzuentscheiden. Kann ich das, sagte er sich dann leicht, habe ich so viel politische Macht als der Herr Pastor oder der Herr Baron, so sollte ich auch so essen, so wohnen, mich so kleiden wie diese, und so ist er in Gefahr, vom politischen Kommunismus zum wirtschaftlichen zu gelangen. Jedenfalls wird durch das allgemeine Wahlrecht der Keim des schädlichsten Größenwahns in Tausende von Gemütern gelegt. Dem Rausche folgt nach den Wahlen die Ernüchterung, die Enttäuschung und das Mißbehagen darüber, daß die bescheidne wirtschaftliche Lage des Wählers aus unbemittelter Klasse seiner vom Agitator gerühmten politischen Bedeutung nicht entspricht. Daraus entwickelt sich Neid gegenüber den besser situirten Klassen der Gesellschaft, und damit verbindet sich der Gedanke, daß es anders werden, daß die wirtschaftliche Ungleichheit aufgehoben werden müsse wie die politische, entweder durch gesetzliche Umgestaltung oder durch gewaltsamen Umsturz des Bestehenden.

„Wissen Sie etwas besseres?" fragte 1867 der Reichskanzler. Der Verfasser unsrer Schrift glaubt das bejahen zu können. Er raisonnirt etwa folgendermaßen. Der zivilisirte Mensch wird vor allem von dem Streben nach wirtschaftlichem Wohlstand beseelt. Alle idealen Richtungen des Staatslebens, Freiheit, Ordnung haben für ihn nur insofern Bedeutung, als er dadurch sein wirtschaftliches Wohlbefinden gefördert, seine gesellschaftliche Stellung gesichert zu sehen hofft. Jenem Streben dienen unsre Parteien und Fraktionen mit ihren politischen Programmen nicht. Es bedarf dazu einer Vertretung der materiellen Interessen, und diese wird am besten durch die Bildung von Organen aus Leuten, gleicher Lage im Reiche, gleichen Berufs- und Lebenszieles geschaffen. Neben einer aus Berufsgenossenschaften hervorgehenden Vertretung der Arbeiter, der Handwerker, des Handels und der Großindustrie, der Landwirtschaft, der Künstler

Digitized by Google

und Gelehrten müßte ferner die Gemeinde als unterste Stufe der Staatspyramide herangezogen werden. „Die Gemeindevertreter werden, dafern nur die Bürgerschaft in rechter Wahrung ihrer eignen Interessen wählt, die durch das bewußte und begründete Vertrauen sämmtlicher Gemeindeglieder gewählten Männer sein. Sollte nicht ein großer Teil der Gemeindewähler geneigt sein, den von ihm gewählten Gemeindevertretern auch die Besorgung der Land- und Reichstagswahlen anzuvertrauen? . . . Die Zahl der Vertreter jeder einzelnen Berufsgenossenschaft würde sich auf Grund der Statistik bestimmen lassen. Das Listenskrutinium würde für diese Wahlen die geeignetste Form sein."

Nach dem Plane des Verfassers würde das allgemeine Wahlrecht unbeschränkt fortbestehen, „sofern jeder Stimmberechtigte sein Wahlrecht als Glied einer Berufsgenossenschaft behielte. Der auf diese Weise Stimmberechtigte würde aber noch eine zweite Stimme abgeben können, wenn er zu den Gemeindewahlen stimmberechtigt wäre. Ein Industrieller, welcher zugleich Grundbesitzer und Gemeindebürger wäre, könnte sein Wahlrecht mehrfach ausüben, je nachdem seine persönlichen Interessen bei dem Interesse des Staatsganzen in mehrfacher Richtung in Frage kämen. Ein solches mehrfaches Wahlrecht würde der Bedeutung des Wählers für den Staat nur angemessen sein. Der Reichstag würde durch dieses organische Wahlsystem eine veränderte Gestalt erhalten. Der Hälfte der Abgeordneten, durch das direkte allgemeine Stimmrecht von ihren Berufsgenossen gewählt, würde in erster Linie als Aufgabe zufallen, als Sachverständige in Sachen ihres Berufes zu wirken, die Bedeutung desselben für den Staat und die Allgemeinheit darzustellen und den Weg anzudeuten, wie die Interessen ihres Berufs mit denen der Allgemeinheit in Einklang zu bringen seien. . . . Die andre Hälfte der Abgeordneten, hervorgegangen aus der Wahl des untersten Glieds des Staatsorganismus, aus der Wahl der Vertrauensmänner der Gemeinde, würde sich in einer weit günstigeren Lage befinden als gegenwärtig die Reichstagsmitglieder. Gegenwärtig soll ein Reichstagsabgeordneter alles verstehen. . . . Aber diese scheinbare Allwissenheit genügt noch nicht, er muß auch die innersten Spezialinteressen des ihm in Wahrheit völlig fremden Gegenstandes in die Schablone seiner Parteigrundsätze einpassen. . . . Alle diese Sorgen würden verschwinden, und die Parteien, von der Angst befreit, durch Rücksichten auf die materiellen Interessen der Wähler gesprengt zu werden, würden ganz den idealen Grundsätzen der höheren Politik folgen können."

Hinsichtlich der Motivirung dieser Vorschläge verweisen wir auf die Schrift selbst. Manches von den Gedanken des Verfassers läßt sich sehr wohl hören, im ganzen freilich erscheint sein Plan zu komplizirt, auch glauben wir nicht, daß mit seiner Modifikation des jetzt Bestehenden den oben angeführten üblen Wirkungen des allgemeinen Wahlrechts gründlich vorgebeugt werden könnte.

Praktischer scheint ein Vorschlag des Engländers Thomas Hare, der von

Digitized by Google

folgenden Gesichtspunkten ausgeht.*) Das allgemeine Wahlrecht soll im Parlamente den Ausdruck des Willens aller darstellen. In Wirklichkeit liefert es nur eine Majorität der Volksvertretung, die möglicherweise nichts weiter als die Minorität sämmtlicher Staatsbürger vertritt. Denken wir uns den Fall, daß in einem Wahlkreise von 20 000 Wählern 11 000 konservativ, liberal oder indifferent und nur 9000 radikale Demokraten sind, daß letztre aber durch Rührigkeit und Geschick 2000 Stimmen der indifferenten für ihren Kandidaten gewinnen, so ist die politische Gesinnung dieses Wahlkreises im Parlamente gar nicht vertreten. Wiederholt sich das in vielen Wahlkreisen, so kann mehr als die Hälfte der Nation im Reichstage ohne Repräsentanten ihrer Ansichten und Wünsche sein. So hat Hare ein System erdacht, welches Robert v. Mohl mit dem Ei des Kolumbus verglichen hat. Dasselbe beruht im wesentlichen darauf, daß der Wähler mehrere Namen auf seinen Wahlzettel schreiben darf, und daß die in einer gewissen Anzahl von Wahlkreisen abgegebenen Stimmen addirt werden. Der Vorgang würde in einem Lande, welches 25 Abgeordnete zu wählen hätte, etwa folgender sein. „Zur Vorbereitung treten die Landeskomitees der verschiedenen Parteien zusammen, um für jede der letztern eine Liste von 25 Kandidaten zu entwerfen und ihr unter den Parteigenossen möglichst weite Verbreitung zu geben. Der Wähler kann die Liste ganz oder teilweise benutzen, und er darf den Namen dessen, den er vorzugsweise gewählt zu sehen wünscht, den übrigen voranstellen. Die Wahlkommissionen berichten die Resultate ihrer Bezirke an die Centralwahlkommission. Diese dividirt die Zahl sämmtlicher abgegebenen Stimmen durch die Zahl der Sitze im Parlamente. Jeder, der auf den Wahlzetteln genannten, welcher die Durchschnittszahl erreicht hat, gilt für gewählt. Da jede Partei Koryphäen vorangestellt hat, so muß jede Partei, die groß genug ist, um die Durchschnittszahl zusammenzubringen, eine verhältnismäßige Vertretung finden; denn der am meisten an erster Stelle auf den Wahlzetteln genannte geht den später genannten vor. Wenn also 25 Abgeordnete zu wählen und 500 000 Stimmen abgegeben worden sind, so beträgt die zur Wahl erforderliche Durchschnittszahl 20 000. Jeder, welcher auf 20 000 Wahlzetteln die erste Stimme erhalten hat, ist gewählt, darauf folgen die an zweiter, dritter Stelle und weiterhin angeführten."

In Frankreich galt von 1871 bis 1875 ein Wahlgesetz, welches in der Hauptsache auf das Haresche System gegründet war. Es beschränkte die „Listenwahl" (scrutin de liste) auf die Departements, so daß jedes Departement die sämmtlichen in ihm abgegebenen Stimmen zusammenzählte und sie dem betreffenden Kandidaten anrechnete. Der Versuch der Partei Gambettas, dieses Verfahren wieder zur Geltung zu bringen, hat bekanntlich im vorigen Jahre zu leidenschaftlichen Debatten in beiden Häusern des französischen Parlaments geführt und

*) Treatise on the election of representation. London, 1873.

Digitized by Google

ist schließlich verworfen worden, aber nur mit Rücksicht darauf, daß zu befürchten stand, durch die Ergebnisse dieser Wahlart werde das Streben nach der Diktatur Gambetta wesentlich erleichtert werden.

Für Deutschland würde dieses System bedeutende Vorteile haben. Dieselben würden dabei bestehen, daß auch den Minoritäten die entsprechende Vertretung zuteil würde, da die in dem einen Wahlkreise unterliegenden Stimmen den in dem anderen abgegebenen zugezählt werden. „Niemand, sagt der »alte Abgeordnete«, wird so durch einen Abgeordneten vertreten, welchem er seine Stimme nicht gegeben hat. Die Stimmen der städtischen Gewerbetreibenden, welche jetzt nur deswegen für ihre Partei nicht stimmen, weil deren Kandidat ein Grundbesitzer ist, würden nicht verloren gehen. Der Lokal- und Kirchthurmspatriotismus würde ferner nicht maßgebend und entscheidend sein. Die mittelmäßigen Dorfkapazitäten würden dem allgemein anerkannten Verdienste weichen müssen, die wirklichen Kapazitäten würden die Stimmen der Verständigen im ganzen Lande auf sich vereinigen, die sie in einem Lokalbezirke den lokalen Parteigetrieben, dem persönlichen Neid und andern kleinlichen Leidenschaften gegenüber nie erlangen könnten. Der Wähler wäre nicht gezwungen, seine Stimme dem ganz unfähigen Lokalparteimanne zu geben oder sie ganz verloren gehen zu lassen. Die so gewählte Versammlung würde eine weit größere Zahl wirklich fähiger und bedeutender Männer zeigen, als die nach dem Lokalprinzip gewählte. Die Stellung der Abgeordneten selbst würde eine würdigere und freiere werden." Während der Wähler bei den Lokalwahlen seinen Abgeordneten häufig als Mandatar betrachtet, der ihm seine Stimme zu danken, der möglichste Rücksicht auf persönliche Wünsche seiner Mandatgeber zu nehmen hat, würde der nach dem Listensystem gewählte Abgeordnete imstande sein, ohne alle Beachtung solcher Wünsche nur seiner Ueberzeugung nach zu reden und zu votiren. Er wäre, frei von allem Egoismus, wirklich Vertreter der Nation.

Man wird endlich zugeben müssen, daß das Listensystem insofern eine wirkliche Verbesserung des allgemeinen Wahlrechts ist, als es die genaueste Photographie der Majoritäten und Minoritäten giebt und die öffentliche Meinung klarer und deutlicher zum Ausdruck bringt als das Bezirks- oder Lokalsystem. Es läßt nur eins zu wünschen übrig, es wirkt mehr auf die Zusammensetzung der parlamentarischen Körperschaften als auf die Wählenden, also auf die Masse des Volkes. Die öffentliche Meinung wird, soweit sie nicht in dem einfachen Satze besteht: „Ich möchte mich materiell möglichst wohl befinden," auch unter dem Hareschen System von den Agitatoren der Parteien und der Presse, den Volksrednern und dem Beichtstuhle gemacht. Eine öffentliche Meinung oder, wie Bismarck sich einmal ausdrückte, ein Gesammtgefühl des Volkes ist, da die Zahl der Selbstdenkenden allenthalben klein ist, nirgends eher vorhanden, als bis es durch den Blasebalg der Presse oder andere Agitationswerkzeuge in die Masse hineingetrieben worden ist. Jede öffentliche Meinung ist somit ein Kunstprodukt, jede Wahl in gewissem Sinne eine indirekte; denn nicht die Menge wählt, sondern der Agitator.

Digitized by Google

Die Menge läuft diesem nach wie die Heerde dem Leithammel; sie hat von dem Charakter, der Intelligenz und dem sonstigen Werte des ihr von jenem vorgeschlagenen Kandidaten in der Regel keine Vorstellung. Die Ergebnisse der Wahlen würden dieselben sein, wenn man statt des großen Haufens nur die Bearbeiter desselben, die Volkstribunen, die Preßjuden und die Wühler von Metier, welche die Herstellung der öffentlichen Meinung zu besorgen pflegen, wählen ließe. Dieser Agitation aber ist das Wohl des Staates und seiner Bürger vollkommen gleichgiltig. Ihre Gedanken richten sich lediglich auf den Vorteil, auf die Mehrung und den Glanz und Einfluß ihrer Fraktion, die ihrerseits oft nichts anderes als ein Haufe von Strebern ist.

Gambettas militärisches Programm und das deutsche Heer.*)

Der neue französische Ministerpräsident hat kurz vor seinem Amtsantritt in öffentlicher Versammlung die Grundsätze der Verbesserungen entwickelt, welche er während seiner Amtsthätigkeit im französischen Heerwesen durchzuführen gedenkt. Dieselben bestehen in folgenden Hauptpunkten: Einführung dreijähriger Dienstzeit für alle dienstpflichtigen und wehrfähigen Franzosen, also nicht nur Abschaffung der fünfjährigen Dienstzeit der Wehrpflichtigen erster Klasse, sondern auch Aufhebung der zweiten Klasse der Wehrpflichtigen, welche seither nur sechs Monate ausgebildet wurde, endlich auch Aufhebung des einjährig-freiwilligen Dienstes. Im Gefolge dieser tiefgreifenden organisatorischen Maßregeln wünscht Gambetta noch eine Bestimmung in das Militärgesetz aufgenommen zu sehen, welche an Bedeutung alle andern Änderungen noch weit übertrifft: Die Bestimmung, daß in Zukunft kein Franzose ein Staatsamt bekleiden soll, der nicht mindestens ein Jahr als Unteroffizier im Heere gedient hat.

Dieses militärische Programm des genialen französischen Staatsmannes ist unseres Wissens bis jetzt weder in den Militärzeitungen, noch in der politischen Tagespresse unseres Vaterlandes genügend gewürdigt worden. Und doch richtet sich die Spitze desselben direct gegen das deutsche Reich, und Deutschland hat vor allen andern Ländern Europas die Aufgabe, diesen Plänen seines hervorragendsten Widersachers die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

*) Wir haben diesem von echt patriotischer Gesinnung eingegebenen und in hohem Grade anregenden Artikel die Aufnahme nicht versagen wollen, obwohl wir nicht mit allen Einzelheiten desselben übereinstimmen. D. Red.

Digitized by Google

So einschneidend dieses Programm auch auf viele gesellschaftlichen Verhältnisse einwirken mag, so ist bei Gambettas unbedingter geistiger Ueberlegenheit und Herrschaft über seine Landsleute kaum zu bezweifeln, daß es ihm gelingen werde, seine Pläne in Gesetze zu verwandeln. Ebensowenig darf man daran zweifeln, daß er auch der Mann dazu sei, dieselben frucht- und segenbringend für das französische Heer zu gestalten. Was er in dieser Beziehung vermag, haben nicht nur seine großen militär-organisatorischen Leistungen im Kriege 1870—1871, das hat auch seine politische Thätigkeit seit jener Zeit gezeigt.

Nach unsrer Ueberzeugung liegt der Schwerpunkt der ganzen Neuerung in der Bestimmung, daß nur derjenige eine Staatsanstellung erhalten soll, welcher mindestens ein Jahr lang als Unteroffizier Dienst geleistet hat. Gelingt es, diese radikale Maßregel ins Leben zu rufen, so wird sich an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts, und zwar wiederum durch Frankreich, auf militär-organisatorischem Gebiete eine ebenso wichtige Umwälzung vollziehen, als diejenige war, welche sich am Schlusse des vorigen Jahrhunderts durch den von der ersten französischen Republik ausgeführten Uebergang vom Söldnerheere zur Konskription vollzogen hat. Die Durchführung dieses Gedankens würde mit einem Schlage zwei Fragen lösen, die schon seit mehreren Jahren in allen größeren Heeren Europas als „brennende" bezeichnet werden: die Unteroffiziers- wie die Reserveoffiziersfrage. Die Reserve- und Landwehroffizierkorps, wie die Unteroffizierkorps würden sich durch diese Maßregel so erheblich bessern, die Rückwirkungen auf die Truppe würden so gewaltige sein, daß das französische Heer in moralischer Beziehung unendlich gewinnen würde. Unter sonst gleichen Verhältnissen beider Teile würde der Zusammenstoß eines nach Gambettas Grundsätzen auf wirklicher, allgemeiner und gleicher Wehrpflicht gegründeten Heeres mit einem solchen, das auf den jetzigen Prinzipien der Heeresergänzung ruht, in ähnlicher Weise mit Zertrümmerung des letzteren enden, wie die europäischen Soldheere Napoleons an den Konskriptionsarmeen Napoleons, und wie die Konskriptionsarmeen Österreichs und Frankreichs 1866 und 1870 an den Volksheeren Preußens und Deutschlands zerschellten.

Deutschland wird daher gut thun, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß es Gambettas Reformen überholen muß, wenn es eine Erneuerung von 1806 vermeiden will. Die Schlacht bei Jena hat ein unauslöschliches Mene tekel in die Tafeln der deutschen Geschichte geschrieben. Es ist Pflicht des Vaterlandsfreundes, dasselbe rechtzeitig ins Gedächtnis zurückzurufen.

Hüten wir uns vor Überhebung und Selbstgefälligkeit, seien wir vielmehr aufrichtig gegen uns selbst! Wir sind schon einmal, vor einem Jahre erst, den Franzosen nachgehinkt. Unsre neueingeführten Ersatzreserveübungen sind nichts anderes als eine bloße Kopie der französischen deuxième portion. Diese soll im ersten Jahre sechs Monate bei den Fahnen sein, die Ersatzreserven aber nur zehn Wochen. Man lese in den Militärzeitungen nach, wie verächtlich im deut-

Digitized by Google

schen Heere nach der Annahme des französischen Reorganisationsgesetzes von 1872 über die Einrichtung der deuxième portion geurteilt worden ist. Und acht Jahre später haben wir die Einrichtung nachahmen müssen! Diese acht Jahresklassen fehlen uns in der Zahl unsrer Streitkräfte. Und dabei ist unsre Ersatzreserve auch qualitativ keineswegs soviel wert wie die deuxième portion; der Unterschied in der Übungszeit ist zu bedeutend. Leider fehlen uns Deutschen die Geldmittel, um gleiches zu erreichen. Lebensfähig ist die jetzige Einrichtung der Ersatzreserven nicht.

Sollen wir nun wiederum abwarten, bis die Franzosen Gambettas Vorschläge angenommen haben, sollen wir ihnen die Zeit lassen, ihr Heer in dieselben einzuleben? Sollen wir dann wieder nachhinken? Besser ist es, wir wahren uns die Initiative.

Wie erhalten wir uns aber diese Initiative? Aufhebung des einjährig-freiwilligen Dienstes, gleiche Wehrpflicht für alle, würden die ersten Forderungen sein. Die unabhängigen deutschen Militärzeitungen, allen voran die deutsche Heereszeitung, haben sich vor zwei bis drei Jahren eingehend mit der Frage der Ausbildung der Einjährig-Freiwilligen und damit zusammenhängend mit derjenigen der Reserve- und Landwehroffiziere beschäftigt. Alle sind zu dem Ergebnis gekommen, daß die Ausbildung der Reserveoffiziere ungenügend sei gegenüber den Anforderungen der heutigen Kampfesweise. Auch der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes hatte Gelegenheit, sich ein Urteil hierüber zu bilden. Er gehörte während des Feldzuges 1870—1871 einem Infanterieregimente an, das vom ersten Zusammenstoß mit dem Feinde nur wenig mehr als 10 Offiziere zurückbrachte, das auch in den folgenden Schlachten herbe Verluste an Offizieren erlitt. Er hatte das Glück, erst in den letzten Monaten des Krieges verwundet zu werden und konnte daher beobachten, wie wenig junge Reserveoffiziere, die plötzlich an die Spitze von Kompagnien gestellt wurden, Vizefeldwebel, welche Adjutantendienste versehen mußten, den an sie herantretenden Anforderungen zu entsprechen vermochten. Nicht an Mut fehlte es ihnen, sondern an militärischem Urteil und der sich hierauf gründenden Autorität; nicht an der Persönlichkeit mangelte es, sondern an der Ausbildung. Ein Jahr ist ungenügend, die Ausbildung zum Truppenführer zu vollenden.

Gleiche Wehrpflicht also für alle ohne Unterschied, auch für die Mindertauglichen, die „Krummen und Lahmen!“ Man bestimme, daß diese in den Handwerkerabteilungen, in der zahllosen Schaar der Schreiber und Ordonanzen, welche gegenwärtig manch brauchbares Element dem Truppendienste entziehen, Verwendung finden. Dort sind auch sie brauchbar.

Die Finanzen des deutschen Reiches gestatten nicht, sämmtliche Wehrfähigen drei Jahre lang bei der Fahne zu behalten. Schon jetzt dient nur ein verschwindend kleiner Bruchteil der gesammten wehrfähigen Jahresklasse drei volle Jahre mit der Waffe. Man wird sich daher entschließen müssen, für die Fuß-

Digitized by Google

truppen (Infanterie, Fußartillerie, Pioniere) die zweijährige Dienstzeit einzuführen, und da unsre Geldmittel nicht einmal soweit reichen, um alle Wehrpflichtigen zwei volle Jahre dienen zu lassen, so werden umfangreiche Beurlaubungen gut ausgebildeter Mannschaften des zweiten Dienstjahres während der Wintermonate eintreten müssen.

Diese zweijährige (für eine Anzahl Leute nur anderthalbjährige) Dienstzeit wird ganz gewiß nicht geringere Geldmittel in Anspruch nehmen als unsre gegenwärtige dreijährige; wir glauben vielmehr, daß sie noch etwas mehr kosten wird als diese, denn wir halten es für nötig, daß einschließlich der Mindertauglichen alljährlich mindestens 90 Rekruten (gegenwärtig nur 47) bei jeder Kompagnie eingestellt werden. Dies würde eine wesentliche Vermehrung des Ausbildungspersonals erheischen, und diese wiederum würde eine bedeutende Erhöhung der Gehalte nach sich ziehen.

Schon gegenwärtig fehlen uns viele Hunderte von Sekondeleutnants an der bestimmungsmäßigen Zahl. Selbst in Preußen sind viele Lücken vorhanden; noch mehr in den kleineren Kontingenten, namentlich in Sachsen und Württemberg, die nicht in der glücklichen Lage sind, einen Militäradel zu besitzen, dessen jahrhundertalte Ueberlieferung die Söhne ins Heer führt. Woran liegt der Offiziersmangel? Wahrhaftig nicht daran, daß es unsrer Jugend an Lust zum militärischen Berufe gebricht. Er liegt vielmehr daran, daß die Eltern ihre Söhne mit allen Mitteln der Beredsamkeit von dem Eintritt in den kostspieligen Stand abhalten. In jedem andern Berufe hat ein junger Mann mit 28—30 Jahren einen so hohen Gehalt, daß er den Eltern nicht mehr zur Last zu fallen braucht. Der Offizier bedarf bis zu seinem 33. oder selbst 35. Jahre bei langsamen Friedensavancements der Zuschüsse. Wollen wir zahlreichere Offizierkorps haben, müßten für einige Chargen die Gehalte bedeutend erhöht werden. Die Gehalte der Sekondeleutnants ebenso wie die der Staatsoffiziere und Generale sind ausreichend, keineswegs aber die der Premierleutnants und jüngeren Hauptleute. Man gebe allen Hauptleuten das Gehalt erster Klasse und den Premierleutnants den jetzigen Hauptmannsgehalt zweiter Klasse. Den Offizierkorps wird ein geeigneter Nachwuchs nicht fehlen, wenn für jede Kompagnie vier zum praktischen Dienst wirklich verwendbare Subalternoffiziere gefordert werden.

In ähnlichem Verhältniß müßten die Gehalte der älteren Unteroffiziere, der Feldwebel und Sergeanten erhöht werden, um wirklich gebildete und intelligente Elemente zu gewinnen. Man kann fordern, daß nur solche zur Bewerbung um ein höheres Staatsamt zugelassen werden, welche das Befähigungszeugniß zum Reserveoffizier besitzen; für den niederen Staatsdienst aber müßte jeder Bewerber mindestens ein Jahr lang als Unteroffizier gedient haben.

Die Ausbildung der Reserveoffiziere denken wir uns in folgender Weise. Jeder Abiturient wird nach beendetem ersten Dienstjahre, wenn er sich dazu eignet, zum Unteroffizier ernannt, besucht während des Winters sechs Monate

Digitized by Google

lang eine der Reservekriegsschulen (die waffenweise getrennt zu errichten sind) unterwirft sich dem Offiziersexamen und leistet vom 1. April bis Ende September des zweiten Dienstjahres Dienst als Unteroffizier. Lauten dann seine Zeugnisse betreffs der Dienstkenntniß günstig, so kann er dem Offizierkorps des Regiments zur Wahl als Reserveoffizier vorgeschlagen werden; ist seine Dienstkenntnis ungenügend, so wird ihm gestattet, noch ein volles drittes Jahr als Unteroffizier Dienst zu leisten. Jeder andre Unteroffizier, welcher die nötige allgemein-wissenschaftliche Bildung durch eine Prüfung darlegt, kann die Reservekriegsschule ebenfalls besuchen und unter gleichen Bedingungen das Befähigungszeugniß als Reserveoffizier erwerben. Einberufungen zur Dienstleistung von Reserve- und Landwehroffizieren, welche bei nachgewiesener Befähigung bis zum Bataillonskommandeur avanciren können, erfolgen mindestens alle 2 Jahre auf die Dauer von 4—10 Wochen.

Durch diese Maßregeln würden wir Linien-, Reserve- und Landwehroffizierkorps erhalten, welche ausreichend zahlreich sein und zugleich in militärischer Ausbildung den Anforderungen heutiger Kriegführung entsprechen würden, nicht minder ein gebildetes und intelligentes Unteroffizierkorps. Würde dann noch den schon so oft laut gewordenen Wünschen nach vereinfachten Ausbildungsvorschriften für die Infanterie Gehör gegeben, so würde es auch möglich sein, unser deutsches Fußvolk mit zweijähriger Dienstzeit zu einem ebenso schneidigen Werkzeug in der Hand der Heeresleitung zu erziehen, wie es die deutsche Infanterie 1870—71 gewesen ist.

Auf ungefähr 90 Mann bezifferten wir die alljährlich bei jeder Kompagnie einzustellenden Rekruten. Im Kriegsfalle würden sich durch Einberufung der Reserven die Kompagnien, Bataillone, Regimenter u. s. w. der Linienfußtruppen einfach verdoppeln. Wir erhielten dann eine Feldarmee, die an Zahl und Güte auch der Anforderung genügen würde, zugleich an den West- und an den Ostgrenzen Deutschlands einen erfolgreichen Verteidigungskrieg zu führen. Wir erhielten auch einen unerschöpflichen Stamm an gut und durchweg gleichmäßig ausgebildeten Landwehrmannschaften, könnten aber doch diese ältern, meist verheirateten Soldaten mehr schonen, als dies unsre jetzige Organisation im Falle eines Krieges gegen zwei verbündete Großmächte erlauben würde.

Mit Ausnahme der Winterbeurlaubungen im zweiten Dienstjahre könnten alle im vorstehenden entwickelten Grundsätze auch auf die Feldartillerie Anwendung finden. Anders steht es freilich mit Reiterei und der reitenden Artillerie. Für diese scheint Beibehaltung der dreijährigen Dienstzeit durchaus notwendig, doch könnte man den Mannschaften dieser Waffengattungen durch Verkürzung der Landwehrdienstzeit um zwei Jahre eine Entschädigung gewähren.

Diese Änderungen würden von den Feinden Deutschlands nicht so leicht überboten werden können; sie würden uns auf lange Zeit hinaus den Frieden sichern.

Digitized by Google

Toujours en vedette! lautete ein Wahlspruch des großen Königs. Seien auch wir wachsam. Hüten wir uns vor dem Gedanken, daß unsre Heeresorganisation nicht verbessert und überboten werden könne, weil sie uns die glänzenden Siege von 1866 und 1870—71 gebracht hat. Auch des großen Friedrichs Heer galt nach dem siebenjährigen Kriege ganz Europa für unüberwindlich und es erlebte doch wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Königs die Niederlage von Jena. Noch einmal sei es gesagt: Wahren wir uns auf militär-organisatorischem Gebiete die Initiative!

Im Dezember 1881. — r —

Zur Landes- und Volkskunde Japans.

Das Erscheinen von J. J. Reins mit großer Spannung erwarteten Werkes über Japân (der Ton liegt auf der letzten Silbe) ist in Deutschland um so freudiger zu begrüßen,*) als bisher noch keine zusammenfassende Beschreibung des nach jeder Richtung so interessanten japanischen Inselreiches in deutscher Sprache existirte. Die wichtigsten Quellen über die Geographie Japans waren bisher: v. Siebolds „Nippon" (Archiv für Beschreibung von Japan und dessen Neben- und Schutzländern, Leiden 1832—51, 20 Sektionen), Heines „Japan" (Beiträge zur Kenntnis des Landes und seiner Bewohner, Leipzig 1873), die „Preußische Expedition nach Ostasien" (Berlin 1865—73, 4 Bände) und die in Yokohama erscheinenden „Mittheilungen der Deutschen Gesellschaft in Ostasien." Künftighin wird das vorliegende Werk die Hauptquelle für die Geographie Japans bilden, und sein Wert wäre noch erhöht worden, wenn der Verfasser seine eignen Beobachtungen und Untersuchungen von dem durch das Studium fremder Arbeiten erworbenen, durch genauere und ausgiebigere Angabe der Quellen, die er benutzt hat, noch schärfer geschieden hätte. Vielleicht bringt der zweite Band, der die Industrie und den Handel Japans behandeln wird, eine Bibliographie der geographischen Literatur des Reiches. Durch eine solche Zugabe würde der Verfasser die meisten seiner Leser sich zu großem Danke verpflichten.

Die preußische Regierung konnte kaum einen geeigneteren Kommissär nach Japan entsenden als Professor Rein, der keineswegs so unmittelbar aus seiner

*) Japân nach Reisen und Studien im Auftrage der Königlich preußischen Regierung dargestellt von J. J. Rein, Professor der Geographie in Marburg. Erster Band. Natur und Volk des Mikadoreiches. Mit 5 Lichtdruckbildern, 12 Holzschnitten, 3 lithographischen Tafeln und 2 Karten. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1881.

Digitized by Google

Stellung als Lehrer für Naturwissenschaften an der Musterschule in Frankfurt am Main nach Japan gegangen ist, wie man nach seiner Vorrede annehmen könnte, sondern schon auf seiner Reise nach Marokko vielfach Gelegenheit gehabt hat, sich für eine so wichtige Mission vorzubereiten. Er hat denn auch seinen nahezu zweijährigen Aufenthalt in Japan (1874 und 1875) in einer Weise ausgenutzt, die unsre volle Bewunderung erregt. Er hat zwar zunächst dem Auftrage des preußischen Handelsministeriums gemäß den Zweck verfolgt, die eigenartigen und auf hoher Stufe der Vollkommenheit stehenden Industriezweige, sowie den Handel Japans zu studiren und darüber zu berichten; er hat aber seine Aufgabe zugleich weiter gefaßt und in dem vorliegenden ersten Bande seines Werkes eine klare und anziehende Schilderung der Natur und des Volkes des Mikadoreiches gegeben. Hoffentlich läßt der zweite Band, dessen Materie unsre deutschen Kaufleute und Fabrikanten in hohem Maße interessiren wird, nicht lange auf sich warten. Deutschland ist in neuerer Zeit in so vielseitige Beziehungen zu Japan getreten, daß eine umfassende Schilderung seines wirtschaftlichen Lebens geradezu ein Bedürfnis geworden ist.

Da wir die japanischen Inseln nicht aus eigner Anschauung kennen, so wollen wir uns auch nicht unterfangen, an dem von allen Seiten so beifällig aufgenommenen Werke Kritik zu üben; wir wollen nur eine kurze Übersicht seines interessanten Inhaltes geben.

Der die physische Geographie behandelnde Abschnitt, der vorwiegend aus eignen Beobachtungen und darauf gegründeten eingehenden Studien des Verfassers hervorgegangen ist, betrachtet zunächst zum Zweck der Orientirung die Lage, Größe und Einteilung des japanischen Reiches. Hierauf folgen anziehende Schilderungen der Küstengestaltung, der Meeresteile, der Strömungen, der geologischen Verhältnisse, der Orographie, der Hydrographie, des Klimas, der Flora und Fauna.

Die geologischen Verhältnisse Japans sind noch wenig erforscht; doch dürfte uns die neuerdings ins Leben gerufene geologische Landesuntersuchung, bei welcher fast nur deutsche Geologen angestellt sind, bald ein klareres Bild über den geologischen Bau dieser Inseln verschaffen. Die bisherigen geologischen Untersuchungen erstreckten sich fast nur auf das Aufsuchen von nutzbaren Mineralien, an denen Japan reich ist. Gold, Silber, Quecksilber, Zinn, Blei und Zink sind zwar nur in geringer Menge vorhanden, Kupfer und Antimon aber schon reichlich, und sehr reich ist das Land an Kohlen und Eisen. Die Kohlen treten in vielen Flötzen in verschiedenen Teilen des Landes auf, vornehmlich auf Yezo, und zwar von der ältesten Anthracitkohle bis zur jüngsten Braunkohle, freilich nirgends in großer Mächtigkeit, und auch nicht in der Güte, welche viele europäischen Steinkohlen auszeichnet. Petroleum wird in mehreren Provinzen gewonnen, doch nicht genügend für den Bedarf. Steinsalz scheint ganz zu fehlen.

Digitized by Google

Sehr interessant sind die Schilderungen, welche Rein über die vulkanischen Erscheinungen auf den verschiednen Inseln giebt. Unsre Kenntnis der japanischen Vulkane ist bis jetzt eine sehr geringe. Sie beschränkt sich in den meisten Fällen auf Namen und Lage der hervorragendsten Gipfel, von deren Ausbrüchen in historischer Zeit sichere Berichte vorliegen. Nur ein kleiner Teil dieser Vulkane wurde von fremden Reisenden bestiegen, und noch weit geringer ist die Zahl derer, welche der Fuß eines geologisch gebildeten Naturforschers betreten hat. Japan besitzt etwa achtzehn thätige Vulkane, und die Zahl der erloschenen ist noch beträchtlich größer. Daß in einem an Vulkanen reichen Gebiete Erdbeben sehr gewöhnliche Erscheinungen sind, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Doch treten heftige Erschütterungen mit auffallend zerstörenden Wirkungen nur selten auf, erfahrungsmäßig etwa je einmal in zwanzig Jahren. Mit den Vulkanen in engstem Zusammenhange stehen die heißen Quellen. Es giebt wohl kaum ein Land der Erde, welches sich in der Menge warmer Quellen mit Japan messen könnte. Sie zählen nach Hunderten, sind über das ganze Reich verbreitet, und keineswegs nur auf die Distrikte beschränkt, in welchen thätige Vulkane vorkommen. Schwefelthermen und indifferente Quellen herrschen vor, während ausgesprochene Säuerlinge und saline Wasser zu den Ausnahmen gehören. Die meisten, insbesondre die indifferenten Thermen besitzen die bei den Japanern beliebte hohe Badetemperatur von 40—50° C., während andre, namentlich die Schwefelquellen, bis zur Siedehitze hinaufsteigen. Reich an Thermen ist das Hakonegebirge und die Halbinseln Idju und Atami.

Das japanische Reich ist ein Gebirgsland, in welchem der ebene, kultivirte Boden, einschließlich der bebauten Terrassen, kaum 12 %, also noch nicht ein Achtel des Gesammtareals ausmacht. In der Regel wechseln Berg und Thal beständig mit einander ab, und die wenigen bedeutenderen Ebenen breiten sich nur im Unterlaufe der großen Flüsse aus. Gletscher findet man nicht, wenn auch viele der hohen Gipfel auf Hondo und Yezo noch spät in den Nachsommer hinein ansehnliche Schneefelder tragen und bereits Anfangs Oktober von neuem in weiße Kleider gehüllt werden, und wenn auch auf verschiedenen Bergen einzelne Schneestreifen oft mehrere Jahre lang ohne Unterbrechung liegen bleiben.

Das Klima der japanischen Inseln wird wesentlich durch die Herrschaft der Monsune geregelt. Es ist charakterisirt durch warme, feuchte Südwinde im Sommer, und kalte, rauhe Nord- und Nordwestwinde während des Herbstes und Winters. Bei der bedeutenden Längenausdehnung des japanischen Reiches ist es übrigens nicht gleichmäßig; die dem Festlande zugewandten Küsten spiegeln das Klima des benachbarten asiatischen Kontinents wieder, indem sie feuchtheiße Sommer und lange, verhältnißmäßig kalte Winter haben, während das Klima des unter dem Einflusse des Kuro-Shiwo, einer dem Golfstrom entsprechenden warmen Strömung, stehenden Landstrecken durch kühlere Sommer und milde Winter charakterisirt ist. In letzterm Gebiete besitzt die Luft eine größere Menge

Digitized by Google

von Feuchtigkeit während des ganzen Jahres als die Länder an der Küste des Gelben und Japanischen Meeres. Die klimatischen Gegensätze zwischen Sommer und Winter sind demzufolge in Japan größer als in den auf gleicher Breite liegenden Mittelmeerländern. So hat z. B. die Hauptstadt Tokio ein rauheres Klima als die auf derselben Breite liegende Insel Malta, und während auf der Insel Madera selbst im Winter das Thermometer nicht unter 12° C. sinkt und die mittlere Jahrestemperatur zwischen 15—16° C. liegt, so hat das nur wenige Minuten nördlicher liegende Nangasaki im Winter zuweilen Schnee und Eis und eine mittlere Jahrestemperatur von nur 6,3° C.

Diese starken klimatischen Gegensätze bewirken nun auch auffällige Verschiedenheit des Vegetationscharakters. Die Flora Japans ist durch große Mannichfaltigkeit der Formen und eine fast tropische Üppigkeit ausgezeichnet und hat daher schon früher das Interesse der europäischen Botaniker und Pflanzengeographen erregt. Aber auch die Japaner selbst, die für schöne Blumen eine große Vorliebe hegen, haben viel zur Kenntnis der Gewächse ihrer heimatlichen Flora beigetragen; namentlich hat die alte chinesische Heilkunde, der man früher folgte, von hunderten von Gewächsen die Erkenntnis und genaue Bestimmung durch Wort und Bild nötig gemacht. Die lange Dauer der kälteren Jahreszeit beschränkt die Vegetationsperiode der meisten Gewächse in Yezo auf fünf, im mittleren Japan auf sechs, im südlichen auf sieben Monate des Jahres und unterbricht auch das Wachstum der Holzgewächse, selbst der immergrünen. Man hat wohl als Beispiel für die Eigentümlichkeit Japans hervorgehoben, daß dort neben dem Bambusrohr, der Palme und der wintergrünen Eiche die nordische Kiefer gedeiht, und daß man die blattwechselnden Baumtypen unsrer Wälder dort wiederfindet, ferner daß neben den Affen auch Bären vorkommen. Betreffs der Palmen und des Bambusrohres muß aber doch bemerkt werden, daß dieselben nur infolge der Kultur nordwärts bis zur Bucht von Yedo, ja stellenweise noch höher hinauf, vorkommen, nicht aber wild wachsend, und die Cycas revoluta muß in Tokio durch Umwickeln mit Stroh gegen die Nachtfröste des Winters geschützt werden. Selbst in den südlich gelegenen Landteilen ist die Vegetation anfangs April noch weit zurück; erst Anfang Mai beginnt unter einer kräftigen Insolation, gepaart mit reichen, häufigen Regengüssen, die Vegetation jene Mannichfaltigkeit und Fülle zu entwickeln, die an die Tropen erinnert, und die im Mittelmeergebiet nirgends zu finden ist. Den warmen, befruchtenden Sommerregen verdankt Japan sein reiches Pflanzenkleid und die Möglichkeit, auf demselben Felde zweimal im Jahre ernten zu können.

Ebenso wie die Flora Japans viele europäische Formen aufweist, so tritt auch in der Tierwelt die Habitusähnlichkeit mit der europäischen Fauna fast in allen Klassen hervor. In der an Individuen reichen Meeresfauna finden sich viele tropische Formen. Auch hier reichen sich also wie bei der Flora Tropen und Polarregionen gewissermaßen die Hand, indem die Lage und Längenaus-

Digitized by Google

dehnung der Inseln, die Meeresströmungen und das Klima ein teilweises Berühren und Vermischen beider Zonen bewirken.

Die zweite und umfangreichste Abteilung des vorliegenden Bandes bringt zunächst eine zusammenhängende Darstellung der Geschichte des japanischen Volkes von der Gründung des Reiches Yamato an bis zur Gegenwart. Ganz besonders dürften hier die Abschnitte, welche die Beziehungen der Holländer, Engländer und Russen zu Japan im 17. und 18. Jahrhundert sowie die Geschichte Japans seit 1854 behandeln, allen denen willkommen sein, die sich für die neueste Entwicklung des Mikadoreiches interessiren. Die Kulturbestrebungen Japans müssen unsre Teilnahme in hohem Maße in Anspruch nehmen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Japaner nach Beseitigung der Feudalherrschaft einen enormen Fortschritt in der Kultur gemacht haben. Die Regierung hat freilich bei ihren Bestrebungen, die Civilisation des Abendlandes in Japan einzuführen, vielfache Mißgriffe gethan, indem sie sich von fremden, selbstsüchtigen Ratgebern leiten ließ. Die Japaner waren bei diesen Bestrebungen der Ansicht, daß es keinen besseren Weg gäbe, ihr Ziel zu erreichen, als wenn sie gewissermaßen aus der Vogelperspektive sich Europa und Amerika betrachteten und dann den Rahm abschöpften, wo sie ihn finden würden, und es gab Ratgeber genug, die, um ihre Taschen zu füllen, diese Illusion unterstützten. Der erste Anstoß der japanischen Kulturbestrebungen ging aus innerer Notwendigkeit hervor, aus dem Gefühle der Inferiorität in der Bewaffnung und den Verkehrsmitteln. Kanonen und Hinterlader, Dampfschiffe und Leuchttthürme, Eisenbahnen und Telegraphen waren die begehrenswertesten Dinge, wegen deren man mit Europa zunächst in Beziehung trat. Japan ist jetzt in den Weltverkehr eingetreten, unterhält in Europa und Amerika Gesandtschaften und Konsulate und beteiligt sich mit Auszeichnung an den internationalen Ausstellungen. Es interessirt sich für die Vorgänge in der großen Welt. Auf seinen Landstraßen reist der Fremde sicherer als in manchem europäischen Lande und ohne von Bettlern belästigt zu werden; seine Briefe vermittelt eine wohlorganisirte Post ebenso sicher wie in der Heimat. Dies alles sind große Fortschritte, die während einer verhältnismäßig kurzen Zeit gemacht worden sind. Diese Neuerungen haben aber dem Lande schwere Opfer gekostet, und die Finanzverhältnisse des japanischen Staates sind gegenwärtig so ungünstig, daß der Staat nahe am Rande des Bankerotts steht, wenn nicht bald Mittel ergriffen werden, das Übel zu beschwören. Professor Rein glaubt, daß Verminderung der Ausgaben, Abschaffung der feuergefährlichen Bauart der Häuser, Einführung einer rationellen Viehzucht und Forstwirtschaft, vor allem aber eine geeignete Kontrolle der Finanzen und des Papiergeldes durch das Volk die sichersten Gegenmittel gegen die schlechten Finanzverhältnisse sein würden. Vielleicht würde damit auch der schon lange darniederliegende Handel einen neuen Aufschwung nehmen. Manche glauben, daß dies eintreten würde, wenn noch weitere Häfen oder gar das ganze Land den fremden Mächten geöffnet würde. Die Japaner weigern

Digitized by Google

sich aber, solche weitere Zugeständnisse zu machen, so lange nicht die Jurisdiktion über die Fremden in ihre Hände gelegt ist; sie fürchten überdies, daß jede weitere Konzession in dieser Richtung dem Lande neue Kosten und manche Verwicklung bereiten werde; und nicht weniger sträubt sich ihr Stolz dagegen, daß sie den Vertragsmächten nicht gleichberechtigt sein sollen. Andrerseits werden diese sich hüten, die Jurisdiktion über ihre Landesangehörigen der japanischen Regierung zu überlassen, so lange die Rechtsanschauungen der Japaner von den unsrigen noch so abweichen und das japanische Gefängniswesen noch so im Argen liegt.

Sehr interessant sind die Schilderungen, welche Rein von der Sprache, dem häuslichen und öffentlichen Leben und den religiösen Zuständen der Bewohner Japans giebt. Er scheidet die Japaner in zwei Stämme, in die eigentlichen Japaner und die Ainos, die beide zur mongolischen Rasse gehören. Die letztern bewohnen die Insel Yezo und die Kurilen, sowie den südlichen Teil von Sachalin. Ihre Zahl schätzt Rein auf 17 000; dieselbe ist also verschwindend klein gegenüber der Gesammtbevölkerung des ganzen japanischen Reiches (33½ Millionen).

Da es Rein vergönnt war, einen tiefern Einblick in das japanische Volksleben zu thun, als es seinen Vorgängern möglich war, so dürfte gerade seine Beurteilung des Volkscharakters besonders wertvoll sein. Das japanische Volk ist nach Reins Ansicht in mancher Beziehung ein Volk von Kindern, harmlos, zutraulich, heiter und zu kindlichen Spielen geneigt auf allen Altersstufen, für alles neue leicht interessirt, ja begeistert, aber wenn nur halb und kurze Zeit damit vertraut, ebenso leicht desselben überdrüssig, kurz ein Volk, das vielfach ohne Stetigkeit und Ausdauer ist. Letzteres dürfte jedoch mehr von der höhern Gesellschaftsklasse als von dem eigentlichen Volke gelten, auf das Rein alle Attribute anwenden möchte, die schon Thunberg dem japanischen Volkscharakter zugeschrieben hat. Das Volk ist im allgemeinen verständig und vorsichtig, lenksam und höflich, fleißig und geschickt, reinlich, nüchtern und sparsam, gutmütig und freundlich, ehrlich und treu, daneben freilich auch argwöhnisch, abergläubisch und sinnlich. Eine natürliche Heiterkeit und Unverdrossenheit verläßt den gemeinen Mann auch bei schwerer Arbeit nicht.

Der letzte Abschnitt von Reins Buch, welcher durch zwei Stadtpläne von Kiōto und Tōkio und einige anziehende Landschaftsbilder illustrirt ist, giebt eine ausführliche topographische Beschreibung des japanischen Reiches. Der Verleger hat dem Werke eine glänzende Ausstattung gegeben.

Digitized by Google

Die deutsche Bühne der Gegenwart.

2. Das Repertoire.

Zu den Gegenständen unabläſſiger Klage derer, die das Theater beſuchen und ſich mit ihm beſchäftigen, gehört auch das Repertoire, und wieder ertönt ein Seufzer der Sehnſucht nach der entſchwundenen goldenen Zeit. Die Prinzeſſin im „Taſſo“ würde aber auch hier ſagen: „Sie war ſo wenig als ſie iſt,“ denn gewiſſe Erſcheinungen, die eine wohlmeinende Geſinnung beklagt, ſind unausrottbar, weil ſie mit der Gewöhnung und der Natur des Publikums eng zuſammenhängen. Immer wird das Alltägliche den breiteſten Platz einnehmen und den echten, unſterblichen Kunſtgebilden den Raum neben ſich ſtreitig machen; ragen jene doch dafür hoch über das Gewöhnliche in den Himmel empor! Ein Theater, das täglich geöffnet iſt, kann ſeinen Gäſten nicht immer das Höchſte reichen; der allgemeine Drang ſucht mehr Zerſtreuung als Erholung, das Publikum will die eiſerne Fauſt des Schickſals nicht beſtändig im Nacken fühlen, nicht vor heroiſchen Erſcheinungen wie vor fremden, unheimlichen Weſen ſtehen; mit ſeinesgleichen will es verkehren und im harmloſen Geplauder mit ihnen aufatmen. Man mag das beklagen, wie man ſich darüber ärgern mag, daß das „große Publikum,“ wenn es ſich rühren laſſen will, lieber die Zerrbilder des Tragiſchen als das wahrhaft Tragiſche aufſucht; aber wo findet man den geläuterten Kunſtgeſchmack ſo weit verbreitet, daß jeder Beſucher der Galerie imſtande iſt, über das Schuldmoment im Verhalten der Cordelia, der Desdemona, der Luiſe Miller ſubtile Betrachtungen anzuſtellen? Aber auch die Geſundheit und Friſche der ſchauſpieleriſchen Thätigkeit erfordert eine Ausſpannung. Der Künſtler wird mit deſto reinerer Seele, mit deſto geſtählterer Kraft an die Verkörperung einer dramatiſchen Meiſterſchöpfung gehen, wenn er ſich eine Zeit lang bequem auf dem Niveau hat ergehen können. Es käme nur darauf an, auf jene alle Energie zu konzentriren, ſie ſtets als die eigentlichen Aufgaben der Bühne erſcheinen zu laſſen, als die Perlen, um deretwillen die Faſſung da iſt. Und iſt das Mittelgut nur unſchädlich und harmlos, zerſtört es nicht durch frivole Einmiſchungen die Empfänglichkeit des Publikums für das Beſſere, ſo hüte man ſich, es gar zu verächtlich über die Achſel anzuſehen. So friſche und ſichere Talente wie Moſer und ſelbſt Roſen, ſo glückliche Photographen unſrer bürgerlichen, gemütvollen Häuslichkeit wie L'Arronge ſollte man freundlich willkommen heißen; es iſt ſchon immer etwas, uns herzlich lachen zu machen und dieſe Wirkung nicht mit unlauteren Mitteln zu erzielen. Nur die abſolute Plattheit und Talentloſigkeit, nur die Gemeinheit und die alberne melodramatiſche Sentimentalität haben nir-

Digitized by Google

gends ein Recht, sich geltend zu machen. Das ist fast schon zu allgemein gesprochen, und die Grenze im einzelnen Falle ist schwer zu ziehen; aber gegen die Anklage, die moderne deutsche Bühne habe im Repertoire Rückschritte gemacht, möchte ich sie entschieden verteidigen. Man mag gegen die Mehrheit der dramatischen Erscheinungen, die das große Publikum ins Theater locken, eifern: gegen ein Machwerk wie Dumas' „Fremde," gegen die (übrigens im Aussterben begriffene) Offenbachiade, man mag die Theater, die aus der Pflege dieser zweifelhaften Kunstgattungen ein Geschäft machen, in Acht und Bann thun; aber daß heutzutage das künstlerisch Wertvolle auf der Bühne weniger gepflegt werde als vor vierzig, sechzig oder achtzig Jahren, ist ein Irrtum und, wenn er zum Vorwurfe wird, eine Ungerechtigkeit.

Vor mir liegt ein Konvolut der Programme des Bremer Stadttheaters aus der Wintersaison 1803 bis 1804. Diese Bühne war und ist keineswegs ersten Ranges, aber sie vertritt genau den Stand der guten mittleren Theater, die Schauspiel und Oper zugleich zu pflegen haben und schon um des Publikums willen, das nicht oft wechseln kann, dem Repertoire besondre Sorgfalt angedeihen lassen müssen. Nach seinen Leistungen und der ihm zugewandten Teilnahme bewahrt es ein anständiges Niveau, und weil ihm besondre Mittel, wie sie die Hoftheater aufwenden können, immer versagt blieben, und es künstlerisch nie ungewöhnlich stieg, aber auch nie sank, so ist es zur Orientirung über den Durchschnitt der deutschen Theaterverhältnisse vortrefflich geeignet. In der erwähnten vom Anfang Oktober bis in die erste Woche des Mai sich erstreckenden Saison war bei wöchentlich vier Vorstellungen Schiller zwar ungewöhnlich reich vertreten: mit den „Räubern," dem „Fiesco," in der Bearbeitung von Plümike (zweimal), dem „Don Karlos" (zweimal), „Kabale und Liebe," „Wallensteins Lager" und „Wallensteins Tod" (beides zweimal), der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans"; aber Lessings Namen finden wir nur ein einzigesmal (mit der „Emilia Galotti"), den Goethes — gar nicht. Der Eindruck einer Hamlet-Vorstellung wird durch eine Tags darauf gegebene Hamlet-Travestie wieder zunichte gemacht. Dafür findet sich Iffland mit sechs Stücken in zehn Vorstellungen und Kotzebue gar mit nicht weniger als siebzehn Stücken, von denen der „Hahnenschlag" und die „Unglücklichen" dreimal, „Johanna von Montfaucon," die „Hussiten vor Naumburg" und das „Epigramm" zweimal wiederholt wurden. Ein besonderes Glück machte Arresto mit seinen „Soldaten," die nicht weniger als sechsmal aufmarschirten. Die breiten Lücken füllen eine Menge größtenteils unbedeutender deutscher und französischer Lustspiele aus; in der Oper zeigen sich außer den liebenswürdigen Gaben von Monsigny, Grétry und Dittersdorf als klassische Erscheinungen großen Stils lediglich der „Wasserträger" und „Don Juan."

Noch weniger günstig stellt sich das Verhältnis in der folgenden Saison. Kotzebue dominirt rücksichtslos mit achtzehn Dramen, diesmal nur Komödien,

Digitized by Google

und erfährt die Auszeichnung, in einer für die Schauspieler angesetzten Benefizvorstellung mit fünf Einaktern ausschließlich das Wort zu führen; Iffland wird auf drei Stücke reduzirt, von Lessing finden wir die „Minna“ und den (dreimal wiederholten) „Nathan,“ Goethe fehlt wieder gänzlich. Dafür bringt die Bühne von Schiller die „Räuber,“ das „Lager“ und „Wallensteins Tod“ und — eine Herzenserquickung für den Freund unsrer Klassiker — den neu erschienenen „Tell“ in rascher Aufeinanderfolge sechsmal — der Beweis eines seltenen Erfolges. Alles übrige ist bis auf einige hervorragende Opernvorstellungen (die „Zauberflöte“ und Paers „Camilla“) leichte Tandelwaare, wertloses Gerümpel.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich annähernd in derselben Weise fast auf allen Theatern. Und nun blicke man auf das, was uns täglich vor Augen liegt. Ist das Durchschnittsrepertoire unsrer Stadttheater schlechter? Keineswegs. Goethische Poesie zwei Jahre hindurch von der Bühne völlig verbannen zu wollen, würde einem lebenden Direktor sicherlich die gröbsten Anschuldigungen eintragen, am Ende ihn gar um seinen Platz bringen. Wenn nicht die Theater eine Pflicht mit der Aufführung des ganzen „Faust“ erfüllen zu müssen glauben, so bringen sie doch gewiß den ersten Teil, dazu den „Egmont,“ die „Geschwister,“ vielleicht den „Götz,“ den „Clavigo,“ wohl gar die „Iphigenie.“ Wer nun aber glaubt, damit den Spieß umkehren und eine Direktion, die sich im ersten Jahrzehnt unseres Säculums, wo Goethes Ruhm schon in den Sternen geschrieben stand, so arge Versäumnisse zu schulden kommen lassen konnte, verdammen zu müssen, der übersieht eins: daß sich auch in der Geschichte des Repertoires ein Urteil des Publikums manifestirt, das in vielen Punkten fehlerhaft sein mag, das aber für den Theaterkundigen und vollends für den Dramatiker ein gutes Korrektiv abgeben kann. Warum fehlt gerade Goethe? Weil die Masse seine wunderbare Poesie nicht würdigte? Vielleicht. Ein zuverlässigerer Grund ist aber der, daß ihr das letzte entscheidende dramatische und theatralische Moment abgeht. Unsre Vorfahren hatten sich seinerzeit durch den unverwüstlichen, herrlichen „Götz“ erschüttern lassen, als aber mit Schiller der geborne Dramatiker den Schauplatz betrat, wandten sich ihm, dem Beweger der Massen, die Herzen zu, und der große Olympier mußte dem jüngeren Rivalen und Freunde weichen. Gegen diese stille Kritik ist nichts zu sagen. Sie trifft nicht das Poetische der Goethischen Schöpfungen, sie vermißt nur das Dramatische, und wo sie es fand (im „Clavigo“), mißachtete sie vielleicht unkluger Weise den Wert des Werkes. Wer ein solches Urteil versteht und in seiner Berechtigung begreift, wird nicht mehr eifern. Das Theater hat nun einmal seine eignen Bedingungen, die erfüllt sein wollen. Und so jämmerlich die größere Menge der Kotzebueschen Produkte ist, so kläglich der Anblick, einen solchen Patron den theatralischen Markt beherrschen zu sehen, während „Iphigenie“ und „Tasso“ vergebens darnach trachten, Boden auf den Brettern zu gewinnen — die Tageswaare, die das Publikum begehrt, muß doch einen Vorzug haben: sie muß den Erfordernissen des

Digitized by Google

Theaters angepaßt sein. Wer selbst die Kraft zum dramatischen Dichter in sich fühlt, wird die Hilfe, die ein Kotzebue und seine Geistesgenossen in der theatralischen Technik erkannten und in Anspruch nahmen, nicht verschmähen, denn auch sie besteht nach wohlbegründeten Gesetzen; nur wird er es besser machen als jene, und indem er die Normen der Bühne, intuitiv oder bewußt, befolgt, den Dramatiker und den Poeten in sich nicht verkürzen. Für den wahren Meister der Bühne, den Meister, der sich erst in der Beschränkung zeigt, sind die theatralischen Bedingungen keine Hemmnisse: das Dichterische, das Dramatische und das Theatralische gehen bei ihm Hand in Hand. Auch der moderne Autor, dem ein künstlerisches Ideal vorleuchtet, das ihm höher steht als ein volles Haus und eine fette Tantième, möge getrost von der Technik derer lernen, die das Theater mit der Alltagskost versorgen, welche dem Publikum mundet. Für die Kunst bringen die L'Arronge, Moser und Schönthan keinerlei Gefahr, und nicht in der Berücksichtigung ihrer lustigen Schwänke liegt ein wesentlicher Schaden des Repertoires; dieser ist nur dann vorhanden, wenn sie und ihresgleichen bessere Werke verdrängen, und wenn — was weitaus wichtiger ist — die Reaktion gegen sie durch eine mißverstandene Kunstpflege geführt wird, die, anstatt unsre wahrhaft großen Dramen zu kultiviren, literarische Kuriositäten aller Art auf die Bühne bringt oder eine fremdländische Dramatik pflegt, welche für die Entwicklung unsrer heimischen Kunst keinen Gewinn bringt, und welche das Publikum vielleicht stutzig macht, aber weder erhebt noch erfreut.

Ueber die Vernachlässigung so mancher guten modernen Dramen ist kaum etwas neues und ersprießliches beizubringen. Die meisten Direktionen scheuen eben jedwedes Risiko, das sie mit einem neueren ernsten Werke auf sich nehmen, und nur ein besondrer Eklat konnte solchen Schöpfungen, wie es Fitgers „Hexe" und Wildenbruchs „Karolinger" sind, ein allgemeineres Interesse zuwenden. Hätte der damalige Präsident des Leipziger Lessingvereins, Wilhelm Henzen, für die Aufführung des Fitgerschen Stückes nicht in der uneigennützigsten Weise gewirkt, so schliefe es gewiß noch als „Buchdrama" den Schlaf des Gerechten — die sicherste Gewähr dafür, daß noch manche Schätze zu heben wären, wenn sich nur fleißige und liebevolle Hände für sie rühren würden. Aber so lange die Kunst der Bühne, in der Wirkung auf das Publikum ganz gewiß die einflußreichste und darum staatlich wichtigste, Gegenstand privater Spekulation bleibt, so lange selbst große Städte oder ihre reichen Bürger es nicht über sich gewinnen, ein Theater sicher zu fundiren und den Schwankungen des Geldmarktes zu entziehen, so lange wird dieser Schaden nicht gebessert werden. Immer wird der Direktor nach dem greifen, was gangbar ist und ihm eine gute Einnahme sichert; was nicht „zieht" und „nichts macht," wie der saloppe Theaterausdruck lautet, bleibt außerhalb der Theaterpforten, trüge es auch die höchsten Insignien dramatischer Künstlerschaft. Über das aber, was der Masse am besten behagt, herrscht wohl keinerlei Meinungsverschiedenheit: das Heitere mehr als das Ernste,

Digitized by Google

das Blendende mehr als das Überzeugende; und wenn zwei Theater unter ganz gleichen Chancen den „Hamlet“ und den „Boccaccio“ von Suppé geben, so weiß man im voraus, welches das bessere Geschäft macht. Den menschlichen Hang zur oberflächlichen Zerstreuung kann nur die Kurzsichtigkeit verkennen und die Phrase bemänteln. Aber die Herzen sind leicht lenkbar und nehmen auch das Bessere, wenn es ihnen in guter Schale gereicht wird, willig an — ein Mahnruf für alle Theaterleitungen! Der Geschmack läßt sich dirigiren. Spekulirt man aber auf den natürlichen Drang und macht ihm Konzessionen, dann gute Nacht, du hohe, edle, schöne Kunst!

So schlimm sieht es aber in Bezug auf die Pflege depravirender Künste auf unsern Hoftheatern und auf den mittlern und großen Stadttheatern keineswegs aus; das Dekorum wird überall gewahrt, nur die künstlerische Qualität der bevorzugten Dramen erregt häufig Bedenken. Ist dies bedauerlich, so ist doch die andre Gefahr für die Interessen des Dramas und des Theaters ungleich schlimmer: die Pflege untheatralischer Raritäten, die man aus irgend einem Pietätsgrunde auf die Bühne bringen zu müssen glaubt. Dies ist ein spezifisch deutscher, an sich nicht unliebenswürdiger Zug, aber ihm verdanken wir es, daß, während in Frankreich die Bühne in beständigem Bezug zum Leben bleibt und eine ausgesprochen nationale Physiognomie annimmt, während ganz neuerdings unsre nordischen Vettern ein neues Genre sozialer Schauspiele kultiviren, die trotz mancher Härten und Herbheiten doch durchweg charaktervoll und eigenartig sind, wir auf eine organische Entwicklung des Dramas und damit des Theaters geradezu Verzicht leisten und uns mit fremden Federn schmücken müssen. Wir haben es nicht gelernt, das literarisch Interessante von dem Dramatischen und Theatralischen mit Sicherheit zu sondern, und während wir die heimische Kunst, die durch unsre klassischen Dichter auf eine so wunderbare Höhe geführt war, hätten pflegen und das Drama nach Lessings und Schillers Muster kultiviren sollen, haben wir in der Blütezeit der Romantik alle Bühnennormen völlig verkannt und mit kosmopolitischer Vielseitigkeit den Theaterbesuchern eine Nahrung geboten, die ihnen notwendigerweise widerstehen mußte. Schon Goethe, dessen Naturell dem Theatralischen im Grunde fern stand, erntete wenig Dank, als er Schlegels „Alarcos“ auf die Weimarer Hofbühne brachte, und als er aus reiner Liebe zu dem hingeschiedenen Freunde Schillern mit der szenischen Darstellung des „Liedes von der Glocke“ eine Totenfeier celebrirte, handelte er ganz und gar gegen den Geist des Dichters wie den des Gedichtes und des Dramas und Theaters überhaupt. Diese eigenartige Dichtung, die mit bewunderungswürdiger Kunst alles Didaktische in Leben und Anschauung umschmilzt und in den Rahmen des Glockengusses das Bild eines ganzen Menschenlebens spannt, wird aufgeführt zur reinen Farce. Meister und Meisterin teilen sich in den Vortrag, jener rezitirt die mannhafteren, diese die zarteren Partien, im Hintergrunde hantiren einige Gesellen, bei passender Gelegenheit enthüllt sich ein lebendes Bild. Welche

Digitized by Google

Ungereimtheit aber, den Meister, der, wenn der Vorgang wirklich realen Charakter annehmen soll (was er durch die Darstellung doch thut), für nichts andres als seine Glocke Auge und Ohr haben müßte, vorn an der Rampe unablässig rezitiren zu hören. Welch ein Widerspruch und welch eine Verkennung der Bedeutung des Gedichtes, uns die Werkstätte beständig vor Augen zu führen, deren Details uns doch das minder wichtige sind, während andrerseits die tiefen Betrachtungen, die an sie geknüpft werden, zum Bilde kryſtallisirt, uns nur für einen kurzen Augenblick deutlich werden; kurzum, welche Verkennung des Dramatischen! Es ist das nur ein einzelnes Beispiel, aber ein außerordentlich wichtiges, dem es nicht an Pendants fehlt. Sie bedeuten den Beginn des theatralischen Kultus solcher Schöpfungen, die mit der Bühne, jedenfalls mit der deutschen, wenig oder nichts zu thun haben, und die völlige Mißachtung aller theatralischen Gesetze.

Was Goethe thun durfte, durften die Romantiker auch wagen, und sie wagten es mit der größten Unbefangenheit, gestützt auf Shakespeare, durch dessen Übersetzung und Einführung sich Schlegel und Tieck ein unsterbliches Verdienst erwarben, und die Spanier, die ihrer ganzen geistigen Richtung ungemein entsprachen. Was sie selbst auf dem Gebiete des Dramas schufen, ist verschollen — mit vollem Recht, denn es ist unfruchtbar; nur Heinrich von Kleist, der den Romantikern von Profession, den Schlegel, Tieck, Arnim, Brentano u. a. lieber nicht beizuzählen ist, wächst immer mehr in das Verständnis der Nation hinein und erobert sich nach seinem Tode endlich den Platz, der ihm im Leben versagt blieb. Mit ihrem größten dramatischen Ruhm, der Pflege Shakespeares, verknüpft sich aber auch die Schwäche der Romantiker; in ihrer Liebe für das Phantastische und Regellose brachten sie ihn am liebsten ganz wie er ist auf die Bühne, und gerade solche Werke, die sich gegen eine Verkörperung auf dem Theater hartnäckig sträuben, reizten sie desto mehr. Indeß, Shakespeare ist uns fast immer willkommen, auch da wo er irrt; die Spanier aber, die sie uns nicht nur literarisch, sondern aktuell nahe rücken wollten, bleiben uns immer fremd. So groß aber war die Liebhaberei für den großen Calderon und seine Landsleute, daß selbst Immermann, vielleicht einer der genialsten und praktischsten Bühnenleiter, während seiner Düsseldorfer Direktion immer wieder zu ihnen zurückgriff und ihnen, dank seiner meisterlichen Inscenirungskunst, auch zu einem gewissen Erfolge verhalf. Schließlich war es doch nur ein Scheinerfolg. „Das Leben ein Traum“ ist gewiß in seiner Art ein Meisterwerk, echt spanisch, echt katholisch, ganz romantisch, und sein zweiter Akt besonders dramatisch wie theatralisch gleichbedeutend; wenn aber zum Schluß die vielgehetzte Rosaura die Hand des Astolf, der sie schnöde verlassen hat und nichts mehr von ihr wissen will, dennoch erzwingt, wenn Prinzessin Estrella, die sich dadurch nun plötzlich vis à vis de rien sieht, dem Sigismund selbst anvermählt wird, ganz einfach, damit sie nicht zu kurz komme, so verletzt diese Rücksicht auf den rein äußer-

Digitized by Google

lichen Ehrbegriff unser deutsches Empfinden so völlig, daß wir entweder angewidert oder heiter gestimmt werden. Jeder Theaterkundige wird sich von der Wirkung dieser Parteien auf ein naives Publikum haben überzeugen können. Und dies ist schließlich nur eine Einzelheit in einem an Schönheiten und dramatischen Leben außerordentlich reichen, literarhistorisch höchst bedeutenden Drama. Was soll man aber gar sagen, wenn „Don Gutierre," der „Arzt seiner Ehre" sein unschuldiges Weib ermordet, weil ihr ein andrer den Hof macht, nicht in der Wallung der Leidenschaft, sondern um der Ehre zu genügen, und wenn derselbe Mann, dessen Schwert von dem Blute der Toten noch raucht, am Throne des Königs Ersatz in einer zweiten Frau findet, die seine Hand verlangt und erhält, weil er von früher her gewisse Verpflichtungen gegen sie hat. Das ist spanisch und bleibe den Spaniern. Auch „Dom Gutierre" zeigt die herrlichsten Einzelheiten, aber wer wird es dem deutschen Publikum verdenken, wenn es sich gegen eine Auffassung von Ehre und Sittlichkeit auflehnt, die der seinen schnurstracks zuwiderläuft und die ihm geradezu unsittlich erscheinen muß? Mit solchen Menschen kann es nicht empfinden, es starrt sie an wie Fremdlinge aus einer andern Welt. Hier hoffe man auch auf keine Änderung. Noch jetzt tauchen die Spanier von Zeit zu Zeit auf unsern Theatern auf, aber immer nur, um bald wieder zu verschwinden.

Ist ihr Erscheinen seit ihrer Einführung geringer geworden, so hat sich dagegen die Pflege Shakespeares auf dem Theater in neuester Zeit immer mehr ausgebildet, und manches seiner Dramen, das noch vor kurzem unaufführbar schien, geht, mit allen Mitteln der äußern Inscenirungskünste, die heutzutage aufgeboten werden können, dargestellt, während einer Saison vielleicht in zahlreichen Wiederholungen über die Bretter. So wurde der „Sturm" und „Antonius und Cleopatra" durch Dingelstedt für das Wiener Burgtheater und in der Folge auch für einige andre Bühnen gewonnen; mit dem „Cymbelin" machte man verschiedene, der Verbesserung noch fähige Versuche, und während „Julius Cäsar" und „Coriolan," die zu den allergewaltigsten Thaten des dramatischen Genius Shakespeares gehören, wenigstens sporadisch erscheinen, obgleich sie zum eisernen Bestande jeder großen, leistungsfähigen Bühne gehören sollten, versucht man sich sogar mit „Maß für Maß" und „Ende gut, Alles gut." Das allerneueste „Ereignis" ist aber die Aufführung des Königsdramen-Cyklus von „Richard dem Zweiten" bis zu „Richard dem Dritten." Dies eigentümliche, vielfach gelungene Unternehmen hat geradezu die Begeisterung der engern Shakespeare-gemeinde und eines Teiles der Kritik erregt. Die erstere, welche die enorme theatralische Wirkungsfähigkeit auch dieser großartigen Schöpfungen Shakespeares daraus herleiten wollte, übersah nur, daß es zum guten Teil gar nicht Shakespeare ist, der den theatralischen Effekt erzielt, sondern der geschickte Bearbeiter (Dingelstedt), der, wohl wissend, daß die theatralische Wirkung mit der dramatischen sich oft nicht deckt, da jene vor allen Dingen eine momentane sein muß,

Digitized by Google

während diese um so bedeutender erscheint, je mehr sie einer längern, sorgfältigen Prüfung Stand hält, das Original oft sehr ungenirt umgestaltete und beispielsweise in „Heinrich dem Sechsten“ keinen Stein auf dem andern ließ. Die Kritik aber übersah, daß ihre ganz begreifliche Befriedigung, diesen seltenen Dramenkomplex als Ganzes mit Augen vor sich zu sehen, sich mit der des Publikums, das keine literarischen Sonderinteressen hat und haben kann, nicht deckt. Hat ein Theater so viel Zeit, neben unsern deutschen großen, klassischen Dramen und denjenigen Shakespeares, die, wie „Hamlet,“ „Macbeth,“ „Romeo,“ „Othello,“ „Lear“ über der Zeit und dem Raume stehen und keine nationalen Schranken kennen, auch noch die Königsdramen zu pflegen, so mag es das ja thun; aber aus der Bevorzugung derselben ein künstlerisches Verdienst herleiten zu wollen und die Aufführung wohl gar zu einer nationalen Pflicht zu machen, das geht zu weit. Als Werke Shakespeares gehören auch die Königsdramen der Welt an, aber das Heil der deutschen Bühne hängt von ihnen nicht ab. Gerade die herrlichsten Dichtungen unter ihnen sind dramatisch mangelhaft, und die szenische Darstellung läßt uns zu dem goldenen Quell ihrer Poesie nur ahnungsweise vordringen. Der ganze Prinz Heinz, der spätere Heinrich der Fünfte, ist eins der wunderbarsten Charakterbilder, wie es auch Percy, wie es Falstaff ist; aber wer möchte, wenn er ganz ehrlich und kundig ist, die Historien von Heinrich dem Vierten und Heinrich dem Fünften gute Dramen nennen? Als Ganzes sind sie ganz so undramatisch wie beispielsweise der „Macbeth“ dramatisch ist. Sie sind ganz und gar episch gedacht und behandelt, und die unverwüstlichen Gesellen von Eastcheap, dramatisch betrachtet, nur Episoden. Ja wer möchte ein solches Werk der mißverständlichen Kritik eines Publikums aussetzen, das von einem Bühnenwerke zunächst dramatische Konzentration und ein energisches Fortschreiten der Handlung, ohne Sprünge und Seitenläufer, erwartet? In der jüngst erschienenen „Chronik des Oldenburger Hoftheaters“ von R. von Dalwigk findet sich aus der Saison 1836—37 folgende Notiz: „Oktober 2 wurde die Bühne mit «Heinrich IV.», erster Teil, eröffnet, einer den Darstellern nach gewiß guten Vorstellung ... und doch scheint das Stück durchaus unbefriedigend vorübergegangen zu sein. Der Bericht sagt: «Wir dürfen es nicht den Schauspielern zuschreiben, wenn dieses Stück so wenig die Aufmerksamkeit der Zuschauer fesseln konnte; ein jeder Akt machte das Haus leerer — nur Berninger-Falstaff erhielt einigen Beifall». Vergleichen wir diese Stimmung mit dem Jubel, welcher in spätern Jahren Berninger-Falstaff nach einer jeden Szene folgte und den glänzenden Erfolgen, welche Gustav Haeser-Heinz sich erwarb, so müssen wir annehmen, daß damals Shakespeare wirklich «Caviar fürs Volk» war.“ Gewiß ist das Verständnis des großen Dichters gewachsen, und ein vorzeitiges Verschwinden des Publikums bei einer Aufführung von „Heinrich dem Vierten“ wäre jetzt kaum denkbar; aber in jener unbefangenen Aufnahme liegt doch auch ein memento an den Theaterleiter, daß das poetisch

Digitized by Google

Größte nicht immer das dramatisch und theatralisch Beste ist. Es handelt sich hier nicht um persönliches Wohlgefallen oder dessen Mangel. Hätte ein Theater wirklich Platz für den ganzen Shakespeare, so würde ich ihn mir mit Freuden ansehen, denn auch aus der Darstellung selbst des geringsten seiner Werke werden uns helle Lichter entgegenblitzen, aber mit dieser privaten Erquickung und Belehrung hat die Entwicklung der deutschen Bühne nichts zu thun. Und dabei ist noch gänzlich davon abgesehen, daß die Historien einen spezifisch englisch-nationalen Charakter tragen, für den man unser Publikum doch unmöglich engagiren kann. Ohnedies wissen die Nachbarvölker uns wenig Dank. Oder fällt es etwa den Engländern ein, den „Wallenstein" aufzuführen, sei es auch nur alle zehn Jahre einmal? Wer unserm Theater nützen will, der gebe uns vor allem unsre deutschen Meisterdramen in steter Wiederkehr, in mustergiltiger Interpretation, daneben selbstverständlich die ewigen großen Tragödien Shakespeares, die unserm Repertoire seit länger als achtzig Jahren angehören und die ihren Wert nicht erst zu beglaubigen brauchen, Dichtungen, wie die oben genannten, die die Dramatik selbst geboren hat. Nimmt man fremdes auf, was nicht zu vermeiden ist (die bessern französischen Lustspiele dürfen schon um ihrer meisterlichen Technik willen nicht fehlen), so gebe man uns wenigstens nichts, was unsrer Empfindung widerspricht, was undramatisch und untheatralisch ist.

Noch manches ließe sich über literarische Liebhabereien auf der Bühne sagen: auch die mit dem größten Geschick, wahrer Pietät und poetischem Anempfinden vollzogene Bearbeitung beider Teile des Goethischen „Faust" durch Otto Devrient gehört hierher. Doch genug davon.

Anders als im Schauspiel steht es in der Oper. Da giebt es keinen Raritätenkultus, der dem literarischen entspräche, da füllt kein harmloses Mittelgut, leichte lustige Musik von der Art der Moserschen Schwänke, die Lücken des Repertoires. Das Angestammte behauptet energisch seinen Platz, und nur schwer bahnt sich das Neue die Gasse. Längst Überwundenes wird dem modernen Publikum immer wieder vorgeführt, als habe es dasselbe Recht wie das unsterbliche Alte und das gute Moderne. Nicht nur Mozart, Beethoven und Weber, auch Donizetti und Bellini sollen uns nach dem Willen der Theaterdirektionen unverloren sein, während ein lebender Komponist, und sei er auch der talentvollste, ringen und kämpfen muß, ehe es ihm überhaupt vergönnt ist, seine Oper zum erstenmale einem Theaterpublikum zu Gehör zu bringen. Hierin liegt in der That ein schreiendes Unrecht. Es bedarf keines Wortes darüber, daß unsre großen Meister in keiner Saison auf der Bühne fehlen dürfen, aber hat die tragische Opernmusik der Italiener, die bei ihrem Erscheinen mit Recht die Aufmerksamkeit der gesammten Musikwelt auf sich lenkte, mit einigen Ausnahmen wirklich einen Anspruch darauf, noch jetzt in Deutschland zu dauern? Und erfreut man sich an den Schönheiten der „Norma" — haben auch die widerwärtige „Lucrezia Borgia," die süßliche, größtenteils triviale „Nachtwandlerin" begrün-

Digitized by Google

deten Anspruch darauf, bei uns nicht in Vergessenheit zu gerathen? Sie sind in jeder Beziehung veraltet und muten uns bei dem jetzigen Stande der deutschen Opernmusik fast wie Karikaturen an. Warum läßt man sie nicht in ihrem Vaterlande, von dessen Sonne sie ohnehin erst die ihnen zukommende Beleuchtung erhalten, dessen Söhne und Töchter ihnen erst die Lippen so zu lösen verstehen, wie ihre Komponisten es gedacht und empfunden haben? Dort erfreuen sie, bei uns schaden sie nur. Haben sich Verdis „Rigoletto" und Halevys „Jüdin" nicht die Ruhe redlich verdient, die man ihnen nicht gönnt, wenn man bedenkt, daß ein deutscher Meister, der mit schönstem Können und heiligem Ernst sein Kunstwerk geschaffen hat, von einer Antichambre zur andern pilgern muß, um überall vielleicht denselben Bescheid zu erhalten, den der Intendant eines großen Hoftheaters Franz von Holstein über seinen „Haideschacht" und seine „Hochländer" erteilte: seine Oper sei „zu ernst?" Und wie lange hat gerade dieser treffliche Komponist, eine eigenartig innige, ebenso musikalische wie dramatische Natur, warten müssen, bis der „Haideschacht" ihm den ersten vollen Lorbeer eintrug. Man rede doch nicht immer von Kapellmeistermusik! Es giebt neben manchen Produkten einer blos pedantischen Gelehrsamkeit musikalische Schöpfungen von originalem Reiz und künstlerischem Wert genug. Wenn sie auch die Herzen nicht alle im Sturm erobern, so finden sie doch ihre Bewundrer und gewännen sich ohne Zweifel neue, weitere Kreise, wenn sie überhaupt nur zur Aufführung gebracht würden. Man braucht die Gaben der Ausländer nicht zu vernachlässigen, Rossinis köstlichen „Barbier" so wenig wie Aubers „Fra Diavolo," aber eine strengere Sichtung des Repertoirs würde für manche wertvolle Novität Platz schaffen, die jetzt im Notenrepositorium ihres Komponisten oder Verlegers ruht. Wenn es bei dem kosmopolitischen Tohuwabohu der Gegenwart auf dem Gebiete der Oper bleibt, dann werden wir noch lange auf ihre stilgemäße Entwicklung warten müssen. Und die „Widerspänstige" von Götz, Albert Dietrichs „Robin Hood" bedeuten doch für uns mehr als etwa der in der Musikgeschichte allerdings gar nicht unwichtige „Prophet?" Was uns fehlt, das ist gerade ein guter Stamm tüchtiger Opern, die es mit dem dramatischen nicht so leicht nehmen, wie es die sangreichen Italiener thun, und die, ohne uns gerade auf die höchsten Gipfel der Kunst zu führen, doch ein tüchtiges musikalisches Können mit ernster künstlerischer Arbeit verbinden. Solche dem Repertoire zu gewinnen, gleichviel ob sie nun den Spuren unsrer Klassiker oder denen Wagners folgen, wäre ein Verdienst und ist für die Zukunft der deutschen dramatischen Musik eine Notwendigkeit. Sollen sie wahrhaft bedeutend und lebensfähig sein, dann werden sie die Errungenschaften, die Wagner der Oper gesichert, nicht unbenutzt lassen dürfen, mögen sie sich sonst zu ihm stellen wie sie wollen. Die aus schlechtweg getrennten Musikstücken bestehende Oper steht außerhalb der Bewegung unsrer Zeit. Wer mit dieser gehen will, kann nicht eigenwillig auf überwundene Formen zurückgreifen. Das thun auch weder Holstein noch Götz, weder Dietrich, Rein-

Digitized by Google

thaler, Hentschel, Grammann, noch Hofmann, Kretschmer und Neßler — unter sich sehr verschieden geartete, in Bezug auf künstlerischen Ernst weit von einander abweichende Naturen. Unter ihren und ihrer Genossen Opern klug zu sichten und das Bessere womöglich auf längere Dauer dem Repertoire einzuverleiben um mit ihm das überwundene Fremde und einige seichte heimische Produkte zu verdrängen, das wäre eine rühmliche Aufgabe für unsre Theaterleiter. Die Auswahl erfordert freilich eine sichere künstlerische Hand, über die nicht alle Intendanzen verfügen.

Das sind alles fromme Wünsche, bemerkt vielleicht ein Skeptiker. Fromm sind sie, aber sie können Wirklichkeit werden, wenn diejenigen, in deren Hand das Heil unsrer Theater ruht, sie ernstlich erwägen wollen. Für unsre Hofbühnen sind sie durchaus erfüllbar, und was in diesem Aufsatze bloße Anregung bleiben mußte, entwickelt hoffentlich ein kluger, künstlerisch gesinnter Praktiker den Umständen entsprechend zur That. Ein jedes Ideal hat mit dem widerstrebenden Stoff zu kompromittiren, das Bühnenideal nicht am wenigsten. Aber eine phlegmatische Berufung auf die „gute alte Zeit" könnte unter Umständen nicht nur einen Vorwurf gegen die künstlerische Gegenwart, sondern zugleich die Verhinderung der bestmöglichen Weiterentwicklung des Theaters bedeuten, die alle seine Freunde ihm von Herzen wünschen und zu der sie thatkräftig selbst mitwirken müssen.

Heinrich Bulthaupt.

Der Bau des Reichstagsgebäudes.

Durch Reichstagsbeschluß vom 13. Dezember ist endlich der erste Schritt zur Lösung einer Frage gethan worden, welche ein Jahrzehnt lang heftige, oft politisch zugespitzte Erörterungen hervorgerufen hat, obwohl man meinen sollte, daß sich auf einem so neutralen Gebiete die Vertreter aller Parteien einmütig zusammenfinden könnten. Es ist für unsre parlamentarischen und allgemeinen politischen Verhältnisse charakteristisch, daß die Parteien noch nie so uneinig gewesen sind wie hier, wo es sich um das „monumentale Zeichen deutscher Einheit" gehandelt hat. Heute steht die Angelegenheit dank dieser Uneinigkeit genau so, wie sie vor zehn Jahren gestanden hat, nur mit dem Unterschiede, daß man damals Entwürfe und Bauriße hatte, ohne einen Bauplatz zu haben, und heute hat man einen Bauplatz, ohne im Besitz der nötigen Entwürfe zu sein.

Die Kommission für den Bau des Reichstagsgebäudes, welche aus dem Präsidenten, sieben Abgeordneten, fünf Bundesratsmitgliedern und einigen von

Digitized by Google

der Regierung noch zu ernennenden Technikern besteht, wird also ihre Arbeit von vorn anzufangen haben. Denn daß von den Entwürfen, die bei der 1872 erledigten Konkurrenz mit dem ersten und vier zweiten Preisen gekrönt worden sind, keiner gegenwärtig mehr zu brauchen ist, ergiebt sich schon aus der Veränderung der Grenzlinien des Bauplatzes und aus dem Umstande, daß sich die Präsidentenwohnung nicht mehr im Reichstagsgebäude befinden soll. Nachdem also die Frage des noch nötigen Grunderwerbs gelöst worden ist, wird die Kommission ihr Augenmerk auf die Beschaffung eines brauchbaren Entwurfs zu richten haben. Es werden ihr dabei drei Möglichkeiten nahe treten. Entweder kann sie eine neue, unbeschränkte Konkurrenz ausschreiben, oder sie kann den bei der frühern Konkurrenz mit dem ersten Preise gekrönten Künstler, Professor Ludwig Bohnstedt in Gotha, mit der Anfertigung eines neuen Entwurfs betrauen, oder sie kann endlich eine neue, beschränkte Konkurrenz zwischen denjenigen Architekten eröffnen, die bei der ersten Konkurrenz überhaupt Preise erhalten haben.

Es sei uns gestattet, die Vor- und Nachteile dieser drei Möglichkeiten hier zu erörtern. Wird eine allgemeine Konkurrenz an alle deutschen und vielleicht auch außerdeutschen Architekten ausgeschrieben, so könnte dadurch ein Projekt gewonnen werden, welches die vorhandenen an Schönheit, Großartigkeit und praktischer Durchführung des Innern überträfe. Aber diese Eventualität ist eine sehr unsichere, da, wie wir sogleich an einem uns hier speziell angehenden Beispiel ersehen werden, im Schoße der Jury nicht immer jene Gesichtspunkte maßgebend sind, sondern reine Zufälligkeiten entscheiden, die bei einer so eminent wichtigen Sache eigentlich ausgeschlossen sein sollten. Einer so geringen Wahrscheinlichkeit also steht der ganze umfängliche und unerquickliche Apparat einer Konkurrenz gegenüber, deren Termin doch ziemlich weit hinausgerückt werden müßte, wodurch für eine schon ohnehin über Gebühr in die Länge gezogene Angelegenheit ein neuer Aufschub entstehen würde. Man bedenke dabei den kolossalen Aufwand von Arbeitskräften, die unnütz vergeudet werden, sowohl die der Konkurrenten, als die der Juroren, welche sich durch eine Unsumme von Plänen hindurcharbeiten müßten, vorausgesetzt, daß die Beteiligung eine starke wäre. Das letztere scheint aber obendrein noch zweifelhaft zu sein, da die Architekten von Ruf nachgerade in den Konkurrenzen ein Haar gefunden haben und mit Recht Bedenken tragen, ihre Kräfte bei einem so großen Zufällen unterworfenen Dinge wie dem Ausgange einer Konkurrenz einzusetzen. Die Stimmung für eine allgemeine Konkurrenz ist, wie man wohl annehmen darf, in Architektenkreisen eine wenig günstige. Wozu, so fragt man sich, das Spiel von neuem beginnen, da man eine Reihe guter Entwürfe hat?

Unter diesen Entwürfen wird zuerst der Bohnstedtsche in Betracht kommen, welcher mit dem ersten Preise gekrönt worden ist. Wenn bei dieser Auszeichnung nur rein sachliche Gründe den Ausschlag gegeben hätten, so würde die Kom-

Digitized by Google

mission Recht daran thun, der Sache kurzer Hand ein Ende zu machen und Bohnstedt mit der Ausarbeitung eines neuen, den veränderten Bodenverhältnissen angepaßten Entwurfes auf Grund des alten zu betrauen. Und in der That ist nicht zu leugnen, daß der Bohnstedtsche Entwurf große, bestechende Vorzüge hat. Das mächtige Trimmphbogenportal in der Mitte, an welches sich rechts und links eine stolze Säulenhalle anschließt, und die sich dahinter erhebende Kuppel, welche den Sitzungssaal charakteristisch als das Centrum der ganzen Bauanlage kennzeichnet, bilden ein Ensemble von entschieden monumentaler Wirkung. Weniger befriedigend war die Durchbildung der Details. Indessen haben nicht jene Vorzüge das für Bohnstedt günstige Votum herbeiführt, sondern rein zufällige Umstände, über welche sich damals ein mit den Vorgängen im Schoße der Jury vertrauter Kritiker, Dr. Julius Lessing, der jetzige Direktor der Sammlungen des Kunstgewerbemuseums, folgendermaßen ausließ: „Von den sachverständigen Stimmen der eingesetzten Jury hatte der Bohnstedtsche Entwurf nur eine einzige für sich gehabt. Alle übrigen Architekten aus Nord und Süd stimmten geschlossen gegen ihn. Die beschließende Jury bestand aus 19 Mitgliedern; bei der Abstimmung für den ersten Preis fielen davon 9 Stimmen auf Kayser und v. Großheim. Unter diesen 9 aber befanden sich alle eigentlich Sachverständigen, die berufenen Architekten mit einziger Ausnahme des Gothikers Statz. Für Bohnstedt stimmten dann nur fünf, für Mylius und Bluntschli einer, für Scott als den besten gothischen Entwurf vier, darunter Statz. Bei der zweiten Abstimmung ging die eine Stimme für Mylius zu Bohnstedt über, und als schließlich ein Resultat erzielt werden mußte, wählten die Gothiker, welche beiden Entwürfen gleich fern standen, wenigstens nicht den der Berliner Schule. So sammelte Bohnstedts Entwurf schließlich 10 Stimmen gegen die 9, welche fest geschlossen bei Kayser und v. Großheim blieben. Von einem positiven Ergebniß, das zwingend auf die weitern Verhandlungen einzuwirken berechtigt wäre, kann hiernach nicht die Rede sein."

Man sieht nach dieser Darstellung, wie wenig sachlich begründet die Ansprüche Bohnstedts auf den ersten Preis sind, zugleich aber auch, von welchen Zufälligkeiten das Urteil einer Jury abhängt und wie wenig ratsam es demnach ist, die Entscheidung in einer so überaus wichtigen Frage solchen Zufällen preiszugeben. Wenn Bohnstedt in Frage kommt, so würde er höchstens als gleichberechtigter in einer Linie mit den übrigen Architekten stehen, welche zweite Preise erhalten haben. Von diesen ist der Engländer Scott auszuscheiden, da er inzwischen gestorben ist. Da überdies Herr August Reichensperger abgelehnt hat, der ganzen Angelegenheit seine schätzbare Mitwirkung angedeihen zu lassen, so ist der Gedanke, daß ein gothischer Entwurf am Ende doch noch eine Berücksichtigung finden könnte, von vornherein ausgeschlossen.

In Berlin hat die Gothik nicht den geringsten Grund und Boden, weder unter den Architekten, noch in der Sympathie des großen Publikums. Berlin

Digitized by Google

ist die modernste aller Großstädte, welche keinen altertümlichen Zug in ihrer architektonischen Physiognomie verträgt. Schinkels Mißerfolg mit der Werderschen Kirche steht als bleibendes Monument für diese Thatsache da. Überdies sind auch die Sympathien im ganzen deutschen Volke für die Wiederbelebung der Gothik sehr gering. Abgesehen von Hannover, Kassel und Köln, wo derartige Versuche mit mehr oder minder Glück gemacht worden sind, haben alle darauf gerichteten Bestrebungen nirgends feste Wurzeln gefaßt, während der gesammte Volksgeist in Wissenschaft, Kunst und Industrie durch den Anschluß an die glorreiche Zeit der Renaissance aufs mächtigste bewegt wird. Dadurch ist schon an und für sich der Hinweis gegeben, in welchem Stile das neue deutsche Parlamentshaus einzig und allein ausgeführt werden kann. Nichts also von der Gothik, welche den modernen Ansprüchen an Raumfülle und Komfort keineswegs genügen kann! Nur von der Renaissance kann die Rede sein, und man wird gewiß nicht den Vorwurf nationaler Voreingenommenheit und Beschränktheit auf sich ziehen, wenn man in dieser nationalen Frage für die deutsche Renaissance, den Baustil unsrer Väter, plaidirt.

Nachdem Scott aus der Reihe der Bewerber ausgeschieden, bleiben Bohnstedt (Gotha), Ende und Böckmann (Berlin), Kayser und v. Großheim (Berlin), Mylius und Bluntschli (Frankfurt am Main) als Bewerber übrig. Eine engere Konkurrenz unter diesen vieren würde nicht nur auf dem denkbar schnellsten Wege zu dem gewünschten Erfolge führen, da alle mit den in Betracht kommenden Fragen aufs innigste vertraut sind und da ferner anzunehmen ist, daß sie sich nicht nur während des verflossenen Jahrzehnts in Bezug auf die Möglichkeit von Verbesserungen namentlich akustischer Art auf dem Laufenden erhalten haben, sondern die Kommission würde zugleich die Garantie empfangen, daß ihr nur brauchbare Entwürfe eingeliefert würden, unter welchen die Entscheidung ungleich leichter wäre als unter einer Unzahl ungesichteter Entwürfe. Wenn man den Kreis der Bewerber noch erweitern wollte, damit auch die Gruppe der süddeutschen Staaten einen Vertreter in der Konkurrenz hätte, so wäre vielleicht hauptsächlich Robert Reinhardt in Stuttgart zu berücksichtigen, der sich unter den jüngeren süddeutschen Architekten am meisten hervorgethan hat.

Ende und Böckmann haben während des letzten Jahrzehnts durch eine Anzahl von wirksamen Monumentalbauten, unter denen wir nur das Haus der preußischen Bodenkreditaktiengesellschaft und die Meininger Bank in Berlin erwähnen wollen, ein hervorragendes Talent in der Komposition ernster, eindrucksvoller Fassaden bekundet und dabei zugleich nachgewiesen, daß sie große architektonische Massen mit Einsicht zu gliedern und zu beherrschen wissen. Nach verschiedenen Richtungen ist mit ihrem Namen das Gewicht einer großen Autorität in baukünstlerischen Dingen verbunden. Kayser und von Großheim, die ganz besonders in Betracht kommen, weil ihr Entwurf von vornherein die meisten Stimmen auf sich vereinigt hatte, haben besonders in der Dekoration der Fassaden

Digitized by Google

ein ungemein glänzendes Talent entfaltet. Sie sind die einzigen unter den Berliner Architekten, die den Stil der deutschen Hochrenaissance in einer großen Aufgabe, dem Prachtbau für die Versicherungsgesellschaft „Germania" in Berlin, mit bewunderungswürdigem Geschick durchgeführt und auf monumentale Wirkung mit entschiedenem Erfolg erprobt haben. Und gerade an diesen Stil denken wir zuerst, wenn von einem deutschen Reichstagsgebäude die Rede ist. Ebenso haben Mylius und Blumtschli in Frankfurt am Main durch öffentliche und Privatgebäude ihre eminente Befähigung für monumentale Aufgaben nachgewiesen, und aus einer beträchtlichen Zahl von Konkurrenzen sind sie als Sieger hervorgegangen.

Alle Garantien sind also vorhanden, um das Ergebnis einer engeren Konkurrenz zu einem besonders günstigen zu gestalten, während die beiden anderen Eventualitäten, die wir ins Auge gefaßt haben, die Möglichkeit eines Mißerfolges involviren. Aber selbst wenn man, was wir nicht hoffen wollen, sich dennoch für eine derselben entschiede, so wäre dieses Übel bei weitem leichter zu ertragen, als wenn die Absicht, die hie und da vorhanden sein soll, nämlich die ganze Angelegenheit bureaukratisch zu erledigen, die Oberhand gewänne.

Diese vierte Eventualität wäre die allerschlimmste. Gerade am Königsplatz, an dessen Ostseite sich das neue Reichstagsgebäude erheben soll, steht das Generalstabsgebäude als warnendes Beispiel der Dinge, die am grünen Tische verarbeitet werden. Den Herren, welche ohne künstlerischen Beruf ihre Hand auf Angelegenheiten legen wollen, die vollständig außerhalb ihrer Sphäre liegen, muß bei Zeiten ein energisches Veto zugerufen werden. Es handelt sich hier nicht um den Bau einer Eisenbahnbrücke oder eines Krankenhauses, die jeder beliebige Anonymus zustande bringen kann, ohne daß ein Hahn danach kräht, sondern um das „monumentale Zeichen deutscher Einheit", mit welchem das Volk den Namen einer scharf ausgeprägten künstlerischen Persönlichkeit verbunden wissen will, nicht den irrationellen Begriff eines Baubureaus.

Es ist zu hoffen, daß die wichtige Angelegenheit nicht übers Knie gebrochen werde, um zu jedem Preise eine schnelle Erledigung herbeizuführen. Die höchsten künstlerischen Interessen der Nation stehen hier auf dem Spiele. Denn der Architektur, welcher die Mission zugefallen ist, von allen Künsten am unmittelbarsten und nachhaltigsten auf das Volk zu wirken, ist hier zum erstenmale seit langer Zeit eine Aufgabe gestellt worden, die dem Genius gestattet, den kühnsten Flug zu nehmen.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Haben Sie gesehen, Prinz, wie sie eben ihren Kopf drehte? fragte der Freiherr von Lovendal. Sie sieht hierher, sie sieht nach uns. Ob diese Frau von Blankendorff wohl sehr teuer ist? sagte der Prinz darauf. Wissen Sie es nicht, lieber Baron? Sie kennen ja den Preis von allen Dingen, und ich bin hier ganz fremd geworden.

Ich glaube, entgegnete der Freiherr, verschmitzt lächelnd, Sie könnten das am besten von ihrem Manne erfahren.

Sie sind, bei Gott, schlecht, sagte der Prinz. Sie sind noch schlechter als ich glaubte, und ein höchst niederträchtiger, perniciöser Roué, der mit der Zeit das ganze tugendhafte Berlin ruiniren wird. — Aber sagen Sie, wollen Sie die Stute kaufen?

Der Freiherr senkte in einiger Verlegenheit den Kopf.

Ich muß sie erst noch einmal versuchen, ich glaube, sie hat Neigung zum Durchgehen.

Pah! rief der Prinz, ein Säugling kann sie mit einem seidenen Faden reiten, und ich lasse sie Ihnen für fünfhundert Friedrichsd'or. Um aber wieder auf besagten Hammel zu kommen — diese Blankendorff gefällt mir nicht übel, und ihr Mann hat eine eigentümliche Kopfbildung, just wie sie mir zusagt. Er hat eine Stirn, die für Hörner prädestinirt ist, eine ganz besondere Schädelbildung, die mir hier bei vielen Ehemännern aufgefallen ist.

Sie denken noch in Paris zu sein, Prinz, entgegnete ihm der junge Freiherr, der im Laufe des Sommers zu heiraten gedachte, aber wir sind in Berlin, wo doch wohl ein etwas andrer Maßstab der Sittlichkeit angelegt werden muß.

Ja ja, sagte der Prinz, wir haben in Frankreich ein altes Sprichwort: Wer seine Liebste im Arm hat, sieht auch eine schwarze Kuh in einem verbrannten Walde gern. — Ist das nicht Ihr Vetter, lieber Baron, der hübsche schwarz-

Digitized by Google

lockige Lieutenant dort neben der Senmorita? Mich däucht, ich hätte ihn einmal bei einem der lukullischen Diners Ihres Herrn Vaters gesehen.

Vetter à la mode de Bretagne, erwiederte der junge Baron wegwerfend, Lieutenant Stahlhardt, bürgerlich.

Der Prinz sah ihn mit einer ironischen Miene an und sagte dann in einem affektirt hohen Tone, mit halb zugedrückten Augen, und in der langsamen und scharf accentuirten Sprechweise, die er anzunehmen pflegte, wenn er jemand ärgern wollte: Ich habe dieser Tage im Taschenbuch der freiherrlichen Häuser den Ihrer werten Familie gewidmeten Artikel gelesen. Mir scheint, er ist nicht vollständig.

Wie so?

Es ist in der historischen Notiz nur gesagt, daß Simon Lovendal, Ihr Herr Vater, in den Freiherrenstand erhoben wurde, aber es ist nicht der langen und glorreichen Geschichte gedacht, die dieser Erhebung voranging. Ihre Ahnherren waren doch schon vor Jahrtausenden namhaft. Die Lovendal oder Löwenthal gehören, wenn ich nicht irre, zum Stamme Levi, und was will selbst die sechshundertjährige Geschichte meines Hauses neben der eines Geschlechtes bedeuten, dem schon das Rote Meer aus dem Wege ging! Ich würde der Redaktion eine darauf bezügliche Mitteilung zuschicken, wenn ich an Ihrer Stelle wäre. Denken Sie zum Beispiel an Lord Beaconsfield, der sich stets auf seine alte, vornehme Abstammung etwas zu Gute gethan hat. Ja, ich muß sogar gestehen, wenn ich Ahnen hätte, die die Bundeslade bewacht hätten, ich machte es wie mein hochseliger Vetter Rohan und sagte: Roi ne puis, baron ne daigne, Lovendal je suis.

Der junge Freiherr ward von dieser Rede seines vornehmeren Freundes aufs unangenehmste berührt und blickte mit brennenden Wangen auf die Spitzen seiner Füße herab. Er wußte, es gab dem Prinzen gegenüber für ihn keine Rache. Der Prinz hatte eine Manier, die erstaunlichsten Dinge vorzubringen, wie sie keinem sonst zu Gebote stand, und er hatte die Lacher auf seiner Seite, wo der zehnte Theil der Insolenzen, die er sagen durfte, jedem andern den Hals gebrochen hätte. Jede Entgegnung hätte die Sache nur verschlimmert. Und welche Chancen hätte es geboten, sich ernstlich mit ihm zu erzürnen, dem vornehmsten Mann des Klubs, der dazu noch einer der besten shooters der Tauben-Platform von Monte-Carlo war?

So war der Freiherr unschlüssig, ob er fortgehen oder thun sollte, als habe er nicht verstanden.

In diesem Augenblicke näherte sich den beiden ein stattlicher Kürassier-Offizier, dessen überaus warme und herzliche Begrüßung des Prinzen dem Freiherrn die ersehnte günstige Gelegenheit gab, zu entrinnen und sich bei der Sängerin in angenehme Sicherheit zu bringen.

Der Kürassier war an Höhe und Wuchs dem Prinzen gleich und ein herrliches Bild eines Kriegers. Er war bräunlich von Farbe, mit schwarzem Haar,

Digitized by Google

unter der kühn geschnittenen Adlernase starrte ein Schnurrbart mit mächtig langen Spitzen, und die grauen Augen blitzten mit Schwertesglanz.

Nachdem die beiden Herren in herzlicher Freude über ihr Wiedersehen die ersten Fragen und Antworten nach ihrem Ergehen ausgetauscht hatten, wie gute Freunde nach langer Abwesenheit zu thun pflegen, fragte der Offizier:

Was aber führt dich denn gerade zu dieser Zeit hierher, mein lieber Meriadec?

Der Prinz schwieg einen Augenblick nachdenklich, seufzte und sagte dann: Das will ich dir in aller Aufrichtigkeit sagen, bester Vetter, ich habe die Absicht zu heiraten.

Ah, heiraten! erwiederte der Offizier und zog die Augenbrauen in die Höhe. Wen denn?

Siehst du, das weiß ich noch nicht. Mein Entschluß geht nur ins Allgemeine. Ich glaube, es ist Zeit für mich, zu heiraten, und ich will es auch, wenn ich eine standesgemäße Partie finde und die Dame schön, reich und liebenswürdig ist. Was sagst du dazu? Rätst du mir, es zu thun?

Nun, sagte der Kürassier, wenn die Heirat selbst einmal beschlossene Sache ist, so scheint es mir nur noch darauf anzukommen, die passende Partie zu finden.

Ich möchte es doch eigentlich nicht ohne deinen Rat thun, Victor. Du warst immer ein Mann von gutem Rat, und ich lege den größten Wert auf deine Ansicht.

Nun gut, versetzte Victor, ich will dir gerne mit meinem Rat zur Seite stehen.

Aber wenn du meinst, sagte der Prinz zögernd, daß ich besser thäte, Junggeselle zu bleiben und meine jetzige Freiheit zu bewahren, so könnte ich das ebenso gut thun.

Nun, dann heirate nicht! rief der Offizier lachend.

Aber willst du denn, fragte der Prinz eifrig, daß ich mein Leben lang allein und vereinsamt zubringen soll? Das ist auf die Dauer und, wenn man älter wird, doch ein trauriges Loos.

Das ist wahr, entgegnete der Offizier, also heirate.

Mein Bedenken ist nur, sagte der Prinz, daß meine Frau, wie nun einmal der Lauf der Welt jetzt ist, mir untreu werden könnte. Das würde mich höchst unglücklich machen. Ich kenne zwar manchen Mann in solcher Lage, der eben nicht trostlos ist, mit dem ich gern umgehe, den ich schätze und für höchst ehrenwert halte, aber selbst ein solcher Mann sein möchte ich nicht. Lieber tot.

Dann ist es besser, du heiratest nicht, entgegnete der Kürassier, die Spitzen seines Schnurrbarts drehend, denn was du andern gethan hast, das wird man dir wieder thun. Das pflegt so Regel zu sein.

Du meinst?

Gewiß. Es heißt in der heiligen Schrift: Mit welchem Maß ihr messet, wird euch wieder gemessen werden.

Digitized by Google

Alle Hagel, rief der Prinz, wer weiß, für welche Welt das gilt, ob für das Diesseits oder das Jenseits! Ich kann einmal ohne Weiber nicht leben, das weißt du, bester Victor. Und ist es da nicht besser, ich heirate eine hübsche, liebenswürdige, junge Dame von guter, solider, deutscher Familie, als daß ich immerfort mit Liebschaften wechsle und beständig Duelle und Klagen oder noch schlimmere Dinge riskire, da ich doch für anständige Frauen, mit Erlaubnis ihrer Männer sei es gesagt, nie viel Passion gehabt habe?

Das weiß ich, entgegnete Victor, so heirate also.

Die Sache hat nur, fuhr der Prinz fort, ihre Haken, auch wenn ich eine tugendsame Deutsche nehme, die mich nicht betrügt. Man hat mir gesagt, daß diese ehrbaren Frauen einen herben Wein verzapfen und mit Essig zu kochen lieben. Wenn ich mir denke, die paar guten Tage, welche ich noch zu leben habe, würden mir von solch einem Tugendspiegel vergällt, versäuert und verdorben, so fürchte ich, mein heftiges Temperament würde zu bösen Scenen führen, und wozu soll ich mir solche Pein und Qual aufladen?

Da ist es besser, du heiratest nicht, sagte der Küraſſier.

Bei alledem müssen jedoch meine Verhältnisse auch in Betracht gezogen werden. Ich habe mein Schloß in der Normandie, dazu die Güter in Sachsen. Alles das ist nicht recht in Obhut genommen und verwaltet, so lange ich als Junggeselle bald hier bald dort lebe. Eine tüchtige Frau hat so etwas Seßhaftes, Konservirendes. Ich glaube, das Schloß verfiele nicht so rasch, wenn eine Schloßfrau darin wohnte, und die Erträge von den Gütern wären größer, wenn eine Frau sie controlirte.

Nun, so heirate, sagte der Küraſſier, mit dem Kopfe nickend.

Nehme ich jedoch meine Lebensweise in Betracht, fuhr der Prinz fort, die ich doch nicht gern ändern möchte, weil es mein größtes Vergnügen ist, auf die Jagd zu gehen und zu reisen, so denke ich mit Sorge an die vielen Gelegenheiten, welche meine Frau haben wird, zu thun, was sie will, weil sie allein ist. Sie könnte gar zu leicht irgend eine Liebschaft anfangen, oder, wenn sie dazu nicht aufgelegt ist, vielleicht übertriebenen Luxus machen und mein Vermögen verschwenden, anstatt es zusammenzuhalten und zu vermehren.

Das ist richtig, bemerkte Victor, da heirate lieber nicht.

Aber wie soll ich meinen Namen und meine Besitzungen vererben? fragte der Prinz. Ein jeder Mann hat doch den Wunsch, Söhne und Töchter zu haben, die er der Welt als die Seinigen zeigen kann, an denen er sich erfreut und denen er bei seinem Tode sein Erworbenes oder Ererbtes zurückläßt. Soll das Geschlecht der Parolignac mit mir zu Ende gehen? Soll mein Wappen verlöschen, das alte Geschlecht aussterben, der stolze, alte Name verwehen? Der Gedanke drückt mir das Herz ab.

Das ist wahr, entgegnete der andere, also heirate.

Dein Rat, mein lieber Victor, sagte der Prinz, klingt, wenn du es mir nicht

Digitized by Google

übel nehmen willst, wie eins von den Liedern, die man in Frankreich seie nennt. Es geht wie eine Säge hin und her und ist bestimmt die Leute zu ärgern. Ich finde nichts als Spöttelei in deinem Rat, denn du sagst immer abwechselnd, wie mir scheint: Heirate und heirate nicht.

Das kommt daher, entgegnete der Offizier kaltblütig, weil du selbst lauter Dinge vorbringst, die sich einander widersprechen, während sie doch zugleich Wahrheiten enthalten. Wie kann ich da wissen, worauf ich meinen Rat begründen soll? Es scheint mir, du weißt selbst nicht, was du willst. Das ist aber die Hauptsache. Alles andere hängt vom Schicksal ab. Ich kenne manche Leute, die es so gut getroffen haben, daß ihre Ehe das reine Paradies darstellt. andre dagegen sind durch das Heiraten so elend geworden, wie die von einem bösen Geist umhergetriebenen. Man muß es eben wagen, wenn man überhaupt heiraten will. Man muß die Augen zudrücken, seine Seele Gott befehlen und sich köpflings hineinstürzen, denn eine Sicherheit giebt's da nicht. Nur eins könnte ich dir noch raten, was ich selbst in wichtigen und zweifelhaften Dingen oft thue: Zähle es dir an den Knöpfen ab; das ist ebenso sicher als wenn du die Geister durch ein Medium befragst, und verstößt nicht gegen die Artikel unsers Glaubens. — Aber sag mir doch inzwischen, mein lieber Meriadec, wer ist der Lieutenant von der Infanterie dort? Seine Füße scheinen mir nicht von rein germanischem Schnitt zu sein. Kannst du dir denken, daß seine Vorfahren in den Bügeln standen?

Alfons Stahlhardt, den die beiden Herren jetzt beobachteten, war ein hübscher junger Mann von sehr gewandtem Benehmen und militärischer Haltung, sodaß es des schärfsten Blicks aristokratischer Augen bedurfte, um gewisse feine Merkmale orientalischer Verwandtschaft an ihm wahrzunehmen, welche vielleicht weniger seiner körperlichen Bildung als der Art seiner Bewegungen anhafteten, die sich durch ihre Schmiegsamkeit auszeichneten. Er hatte sich in eine Unterhaltung mit der Sängerin Molini vertieft und genoß des Vorteils, sehr gut französisch zu sprechen und dadurch vielen Bewerbern um die Gunst der Schönen den Rang abzulaufen.

Sie verstand kein Wort deutsch, sondern nur spanisch und französisch.

Es war ihm daher gar nicht angenehm, als das Zeichen zum Anfang des Essens gegeben ward und der Prinz von Parolignac sich näherte, um ihm die Dame zu entführen und vorgängiger Verabredung gemäß zu Tische zu geleiten, während er selbst sich mit einem geringeren Platze begnügen mußte und nur von weitem an eine andre Tafel hinüber sehnsüchtige Blicke nach der Spanierin werfen konnte, die ihm so sehr gefiel und deren entgegenkommendes Wesen seiner Eitelkeit schmeichelte. Es war ihm doppelt unangenehm, daß sie zwischen dem Prinzen und dem Freiherrn von Lovendal saß, welcher als Kassirer des Klubs diesen Ehrenplatz für sich in Anspruch genommen hatte.

Den Prinzen hatte Alfons nicht gern, weil derselbe ihm zu vornehm war und ein unerträglich hochmütiges Wesen ihm gegenüber zu haben schien.

Digitized by Google

Dazu betrachtete er ihn mit den Augen der Eifersucht, wohl wissend, welche Kühnheit, welche Geschicklichkeit und welche Gewissenlosigkeit er dem weiblichen Geschlechte gegenüber besaß. Mit dem Freiherrn von Lovendal unterhielt er ein sehr kühles Verhältnis. Obwohl sie Vettern waren, hatte der überwiegende Reichtum der Lovendals und ihr Bestreben, nur in der allerhöchsten Gesellschaft zu verkehren, eine Schranke zwischen ihnen errichtet.

Alfons sowohl wie seine Mutter empfanden dies mit peinlichen Gefühlen, weil sie beide nach denselben Zielen trachteten, welche Lovendals erreicht hatten, aber keine Mittel hatten, dahin zu gelangen. Reichtum und Vornehmheit waren in ihren Augen das höchste und wünschenswerteste, und es war bitter, einzusehen, wie schwierig es war, dahin zu gelangen.

Während Alfons nun aus der Ferne der schönen Sängerin zusah und sich im Gespräch mit seinem Nachbar zu trösten suchte, einem Dolmetscher der türkischen Botschaft, welcher interessante Dinge von der Wirtschaft am Hofe in Konstantinopel erzählte, wo er zuletzt gearbeitet hatte, ließ der Prinz von Parolignac seine Zeit bei der Sängerin nicht unnütz verstreichen. Er hatte viel Uebung im Umgange mit Damen vom Theater und wußte, welche Interessen sie haben, so daß er nicht um Stoff zu einer Unterhaltung in Verlegenheit war, obwohl er mit der Spanierin zum erstenmale sprach. Auch war unter den Fehlern, die der Prinz hatte, Schüchternheit einer der letzten, und indem er es als selbstverständlich ansah, daß es fashionable und amüsant sei, sich also wohl schicken müsse, mit der gefeiertsten Sängerin des Tages eine Liebschaft anzuknüpfen, ging er ohne viele Umschweife auf dies Ziel los.

Aber obwohl der Prinz das Völkchen der Bühne kannte und längst den Glauben abgestreift hatte, die Sängerinnen vom Theater seien ätherische Geschöpfe, deren Nahrung die Kunst sei, Nachtigallen in weiblicher Gestalt, mit keinem andern Zweck als mit dem, die Herzen der Menschen durch den Wohllaut ihrer Kehle zu erquicken, obwohl er längst wußte, daß diese bevorzugten, klangbegabten Wesen auch ihre irdischen Seiten haben, war er doch überrascht durch den Einblick in die kalte und berechnende Denkart der Sennorita Chepa. Er betrachtete verwundert dies farbenleuchtende, lebensprühende Mädchen mit der süßen Stimme, das in sich eine Seele barg, welche sie von einem Handelsagenten entliehen zu haben schien. Welchen Ton der Unterhaltung er auch anschlug, welchen Gegenstand er auch berühren mochte, immer kam die reizende Tochter des Südens auf das Geld. Die verschiedenen Arten des Gesanges, die Schulen der großen Meister, die Eigentümlichkeiten der Bühnen in Spanien, Frankreich, England und Deutschland, alles hatte nur in sofern eine Bedeutung, als es der Sennorita mehr oder weniger einbrachte.

Der Prinz fand ein eigentümliches Gefallen an dieser Art der Unterhaltung. Seine sarkastische Ader fühlte sich immer angenehm gekitzelt, wenn er auf eclatante Widersprüche in der menschlichen Natur stieß, und er hatte dann die Manier,

Digitized by Google

das Gespräch so zu führen, daß das beobachtete Wesen seinen Neigungen ohne jeden Rückhalt folgte und ganz frei alles das heraussprach, wodurch es sich selber Blößen gab und den Prinzen amüsirte.

So nahm er jetzt selber den Anschein an, als halte er es für selbstverständlich, daß kein Komponist je etwas geschrieben und kein Sänger je etwas gesungen habe als einzig und allein mit der Rücksicht auf den materiellen Erfolg, den er dadurch hätte erringen können. Von dieser Grundlage aus konnte er mit Leichtigkeit ein munteres, amüsantes Gespräch mit der Schönen führen, und er hatte dabei noch den Vorteil, zu der Einsicht zu kommen, daß es für ihn ganz und gar untunlich sei, sich in sie zu verlieben. Wenn sie auch Mode ist, sagte sich der Prinz, und wenn sie auch schön ist, ein Liebesverhältnis mit ihr müßte so schrecklich sein wie das Loos des Midas, als sich unter den Händen des hungernden Greises alles in Gold verwandelte.

Während der Prinz sich dies überlegte und während die Gesellschaft in der belebtesten Stimmung war, trat jedoch plötzlich ein Zwischenfall ein, der eine gewaltige Störung hervorrief.

Die Sängerin benutzte den Höhepunkt des Abends, als ihre blitzenden Augen und ihr silbern tönendes lautes Lachen die Blicke der von Champagner begeisterten Gesellschaft allgemein auf ihre Person vereinigt hatten, zu einer auffallenden Koketterie. Sie zog mit einer raschen, graziösen Bewegung das schwarze Spitzentuch von ihren Schultern und zeigte sich in tief ausgeschnittenem Kleide. Das war umso auffallender, als keine einzige der anwesenden Damen decolletirt war und alle den hoch anschließenden Gesellschafts-Anzug trugen, aber es zeigte zugleich in hohem Maße die besondre Schönheit der Spanierin, ausgezeichnet durch Farbenglut und Fülle. Um ihren prachtvollen Hals schlang sich eine wunderliche Kette, aus hellroten Korallen und eigentümlichen goldenen Zwischengliedern.

Dieses Benehmen erregte die Aufmerksamkeit aller in noch erhöhtem Maße. Die Herren fanden mit einer Stimme die Spanierin ganz entzückend, und die Damen blickten sich einander mit der stillschweigenden Uebereinstimmung an, daß dies fremde Theaterwesen an Frechheit die einheimischen noch überträfe. Aber aller Welt Augen waren auf den schönen Hals und dessen merkwürdigen Zierrat gerichtet.

Ein wunderbarer Schmuck, sagte der Prinz, neugierig auf die Kette blickend, wenn ich nicht irre, orientalische Arbeit. Ich sehe da Amulette des Islam, eine gespreizte Hand gegen den bösen Blick und . . . .

Er ward durch einen lauten Schrei der Sängerin unterbrochen und gewahrte, aufblickend, daß sie mit Entsetzen einen Herrn anstarrte, der, wie aus dem Fußboden aufgestiegen, neben ihr stand und mit drohender Geberde auf eben diesen Halsschmuck hinwies.

Es war der Dolmetscher der türkischen Botschaft. Seine schwarzen Augen waren weit geöffnet und schienen Feuer zu sprühen, seine schmale, schlanke, sehnige

Digitized by Google

Gestalt war in allen Muskeln von verhaltener Leidenschaft angespannt, seine Gesichtsfarbe näherte sich fast dem Weiß, seine Hände waren krampfhaft geballt, und seine ganze Erscheinung glich der eines Tigers, der zum Sprunge bereit ist, den verzehrenden Blick auf die Beute geheftet.

Voltaire sagt, daß die Menschen der südlichen Länder anstatt des Blutes feuerflüssiges Metall in ihren Adern haben, und bei diesem in der Nähe des Aequators geborenen Manne schien das in der That der Fall zu sein, und man mußte mit Schrecken der Explosion bei ihm entgegensehen.

Eine Flut fremdartiger Worte entströmte zuerst seinen bleichen Lippen, dann, als er bemerkte, daß er nicht verstanden wurde, begann er spanisch zu reden, und dies begriff die Sängerin, wie man an ihrer Geberde sah. Sie griff hastig nach ihrem Halsband, schüttelte den Kopf, nahm ihr Spitzentuch und versuchte ihre Schultern und die Kette zu verhüllen. Aber der wüthende Mann packte nach ihrem Halse und hielt die Kette fest. Es sah aus, als wollte er die Schöne erwürgen. Sie schrie laut, und erst den vereinigten Anstrengungen des Prinzen und des nun herbeispringenden Lieutenant Stahlhardt gelang es, sie aus den Griffen des Fremden zu befreien.

Als er sich von den beiden Herren gehalten sah und die allgemeine Entrüstung bemerkte, welche sich gegen ihn wandte, ergoß er sich in überstürzten Erklärungen und Verwünschungen, wobei er sich nun des Französischen bediente, so daß man seine Meinung ziemlich allgemein verstand. Er behauptete, das Halsband gehöre ihm, sei ein uraltes Erbstück in der fürstlichen Familie, der er entstamme, und sei ihm auf die schändlichste Weise geraubt worden. Zugleich riß er das Hemd auf seiner Brust auseinander und zeigte unter schrecklichen Flüchen zwei Buchstaben, die in seine Haut eingebrannt waren. Man konnte deutlich ein B und ein L erkennen, die sich auf der hellbraunen Haut in dunkelroter Glut abzeichneten.

Die Sängerin stieß bei diesem Anblick einen gellenden Schrei aus und warf sich rückwärts. Sie ward aufgefangen und in ihrer anscheinenden Ohnmacht von mehreren Damen und Herren in ein nebenliegendes Gemach geschafft. Es herrschte allgemeine Verwirrung und Bestürzung. Niemand konnte sich den Vorgang erklären, aber überall tauschte man Vermutungen aus, die sich unter einander sehr unterschieden. Der eine wollte annehmen, es müsse in früheren Zeiten ein Liebesverhältnis zwischen dem Araber und der Spanierin bestanden haben, und sie müsse sich mit dem Talisman des Geliebten entfernt haben, der nun zu einer Wiedererkennung geführt habe; der andre behauptete, die Sängerin sei eine entflohene Sclavin aus dem Serail des Großtürken und habe durch ihre Flucht den Araber compromittirt, der dafür zur Strafe gebrandmarkt sei; der dritte meinte, der Dolmetscher müsse plötzlich verrückt geworden sein. Der Prinz aber erwog im Stillen die Möglichkeit, daß der fremde, bunte, sangreiche und goldlüsterne Vogel die Kette einfach gestohlen haben möchte.

Digitized by Google

Indessen wußte man nicht, was mit dem Dolmetscher anzufangen sei, der sich noch immer ganz ungeberdig anstellte und nur mit Gewalt davon abzuhalten war, der Sängerin zu folgen. Man versuchte, ihn zu beruhigen, aber er war in solcher Aufregung, daß nichts helfen wollte. Er rief wiederholt, daß nur Blut seinen gerechten Zorn löschen könne, und so war die Gesellschaft schließlich nur damit zufrieden, daß der Oekonom des Klubs Polizei hatte herbei holen lassen, welche den Unruhestifter abführte. In seiner Eigenschaft als Mitglied einer fremden Botschaft ward er zum Hotel seines Chefs geführt, in dessen Gegenwart und mit dessen Genehmigung er verhört werden sollte. Der Freiherr von Lovendal, der ein nachdenkliches Gesicht bei dem Vorgange gemacht hatte, seitdem er die Buchstaben B L auf der Haut des Wütenden gesehen, folgte der Polizei.

Drittes Kapitel.

Das Mitglied der Gesetzgebung.

Soll ich
Auf dem Pfad des Rechts, grad die Burg hinan,
Oder mit schleichendem Trug mich hinaufziehn?

Ei welche Ueberraschung! sagte Dr. Stahlhardt, von seiner Arbeit aufsehend. Unser verehrter Schwager Balduin!

Er erhob sich und führte den Besuch zu einem Sitze.

Nun? fuhr er fort, steht das Rad der Staatsmaschine still, daß du Muße hast, dich zu dieser Stunde in die Einsamkeit zu begeben?

Ist es denn wirklich etwas so außerordentliches, daß ich dich besuche, lieber Schwager? fragte jener dagegen. Ich sollte meinen, wir sähen dich weit seltner bei uns, als umgekehrt.

Und doch wollte ich wetten, daß es heute etwas besondres ist, was dich herführt. Die Parteien des Reichstags sind hart an einander. Was beginnt die Fraction, wenn einer ihrer beredtesten Führer spazieren geht?

Dr. Irrwisch hatte eine etwas zerstreute Miene und antwortete erst nach einer Pause. Er hatte das Ansehen eines Mannes, der von wichtigen Geschäften so sehr in Anspruch genommen ist, daß er auch im Freundeskreise erst allmählich aufzuthauen vermag, eines Mannes, der seinen geringern Verwandten den Maskenwechsel merken läßt, den er ihretwegen vornimmt. Denn er ist ja so hoch gestellt, daß es eine gewisse Zeit und Mühe kostet, bis er sich auf den Standpunkt herabgelassen hat, den sie in ihrer Unbedeutendheit einnehmen.

Dr. Irrwisch war ein Mann von imposanter Figur und Haltung. Würde thronte auf seiner Stirne, Wohlwollen und Leutseligkeit umspielten seinen Mund.

Digitized by Google

Er war elegant, aber ernsthaft gekleidet. Er war alles in allem eine Erscheinung, bei der man fühlte, sie sei da, um an der Spitze zu stehen.

In der That, erwiederte er mit einem kleinen Seufzer, ich habe nicht viel Muße und komme seltner als mancher andre dazu, mir die Freuden des Privatlebens zu gönnen. Denn die politischen Verhältnisse sind bei uns von komplizirter Art und wollen mit großer Delikatesse und Umsicht behandelt werden. Wo nur irgend ein wichtiger Beschluß zu fassen ist, wenden sich die Mitglieder unsrer Partei an mich, sei es nun, daß es gilt, die nötige Uebereinstimmung unter den Gesinnungsgenossen selbst aufrecht zu erhalten oder herbeizuführen, sei es, daß es darauf ankommt, der Regierung mit der gehörigen Energie und doch Schmiegsamkeit entgegenzutreten. Denn man hat sich überzeugt, in mir den geschicktesten Beurteiler und Unterhändler zu besitzen, obwohl ich selbst ja weiß, daß man allgemein eine viel zu hohe Meinung von mir hat. Dazu liegt mir noch die Sorge für das große und gemeinnützige Institut der Patriotischen Handelsbank und des Reichsconsolidirungsfonds ob. So komme ich denn freilich selten dazu, mir Genüsse zu verschaffen, die Männern in bescheidner Lebensstellung als natürliche Bedürfnisse erscheinen.

Ja, mein lieber Balduin, sagte der Gelehrte, es ist eben keine Kleinigkeit, ein großer Politiker, Diplomat und Nationalökonom zu sein. Du hast nicht nur das Talent, ein großes Vermögen zu erwerben, während du dem Lande durch deine finanziellen Operationen zur Blüte verhilfst, sondern auch die hervorragende Geschicklichkeit in Staatsaffairen, die dem notwendig ist, der nicht unterschätzt werden, sondern sich einen Namen machen will. Ich bewundre das in der That. Aber Mühe hast du natürlich davon.

Der Reichstags-Abgeordnete warf seinem Schwager einen mißtrauischen Blick zu.

Dieser blieb jedoch ganz ernsthaft und behielt seine sorglich nachdenkende Miene, während er fortfuhr: Wie mag es nur kommen, daß jene Männer der Geschichte, die wir schon in der Schule als vorzügliche Staatsmänner und Gesetzgeber kennen lernten, nicht allein die Alten, wie Aristides, Lykurg, Solon und so weiter, sondern auch die neueren Patrioten, wie zum Beispiel Franklin und Washington oder auch unser Landsmann Freiherr vom Stein, wie mag es nur kommen, daß diese Männer so gar kein Geschick besaßen, ein Vermögen zu machen, im Gegenteil die größten Unannehmlichkeiten, Verbannung, Confiskation ihrer Güter erleiden mußten, ja, daß sie sogar solche Nachteile wenig beachteten und selbst noch von dem Ihrigen weggaben, um dem allgemeinen Besten zu dienen?

Die vergangenen Zeiten, mein guter Schwager, sagte Dr. Irrwisch achselzuckend, sind mit den jetzigen gar nicht zu vergleichen. Jene Einfachheit der Verhältnisse existirt nur noch in der Erinnerung, und es ist an Stelle der primitiven Zustände zu Anfange des Jahrhunderts oder im achtzehnten Jahrhundert oder nun gar des Altertums eine entwickelte Kultur getreten, die an Vielfältig-

Digitized by Google

keit der inner- und außerpolitischen Beziehungen, an feiner Gliederung der Stände und Parteien und Erhabenheit der herrschenden Ideen unvergleichlich ist.

Du meinst also wohl, wie unsre Zeit hoch über der Vergangenheit stehe, so stünden auch die Politiker der Gegenwart hoch über den Alten.

Ganz recht. Wenigstens insofern, als zu einer Beurteilung und Lenkung unsrer mehr entwickelten Zustände weit mehr Kenntnis, Erfahrung und Scharfblick gehört, als in früherer Zeit für den Politiker nötig war.

Wenn also nun der Freiherr vom Stein oder Washington wieder zum Leben erwachten, so würden sie wohl gegen euch eine lächerliche Figur spielen?

In Wirklichkeit würden sie das, obwohl es ja hergebracht ist, diese Größen der Geschichte als Vorbilder anzustaunen. Die Menschen lieben es eben, mit der Vergangenheit einen frommen Kultus zu treiben, deshalb würde ich mich auch wohl hüten, meine wahre Meinung öffentlich auszusprechen.

Daran handelst du allerdings klug, wie in allen Dingen. Aber ich selbst muß dir Recht geben, daß unsre Zeit darin einen Fortschritt gemacht hat, daß es jetzt einem Gesetzgeber möglich ist, zugleich den Staat glücklich und sich selber reich zu machen. Ich sehe es ja an deinen Freunden und Parteigenossen, sowie an dir selbst. Ihr gebt die weisesten und besten Gesetze, und zwar in einer Fülle, die früher ungeahnt war. Denke nur, wenn jetzt noch die Sitte herrschte, Gesetze in Erz oder Marmor zu graben, wie es die Alten thaten, woher sollte der Marmor kommen und wie oft müßte man die Erztafeln umschmelzen! Und bei alledem kommt ihr in gute, einträgliche Stellungen, die es euch ermöglichen, für die ungewisse Zukunft wie für das gewisse Alter ein hübsches Stück Geld zurückzulegen.

Du hast doch eine merkwürdige Passion, das tägliche, praktische Leben gewissermaßen mit einer theoretischen Brühe zu übergießen. In seiner Realität scheint es dir ganz ungenießbar zu sein. Es ist ein eigentümliches Vergnügen, sich die natürlichen Ereignisse erst in eine bestimmte Schablone und Form der Gelehrsamkeit zu pressen und nichts anzuerkennen, was nicht mit klassischem Stempel als echt bezeichnet wurde. Wer Teufel denkt denn bei unsrer Politik an Lykurg und Solon, die seit dreitausend Jahren tot sind? Gott habe sie selig! Nun, wer dazu Lust hat, mag es ja thun. Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten. Nur wird derjenige es nie zu etwas bringen, dem der Gelehrte stets in den Nacken schlägt. Aber, wie gesagt, eines schickt sich nicht für alle, sehe jeder, wie ers treibe. Wir haben ja auch unter unsern Parlamentariern solche Käuze, Männer, die in keiner Partei geschätzt werden, weil sie eben von ihrem Steckenpferde nicht herunter können, Prinzipienreiter und Dogmatiker.

Ja, entgegnete Dr. Stahlhardt, da bist du freilich ein andrer Mann, und nicht zu deinem Schaden. Du hast bei Zeiten die Wahrheit erkannt, daß man die Pferde auch wechseln kann und stets dasjenige reiten muß, welches am sichersten zum Ziele führt, wenn anders man wirklich in diesen hochentwickelten Zeiten

Digitized by Google

an der Spitze bleiben will. Die wahre Politik besteht ja in einer geschickt zusammengefügten Kette von Kompromissen. Ich sehe ein, wie einfältig im Grunde jene Männer waren, die ich vorhin nannte, denn alle zusammen haben wohl kaum soviel Geld in ihrem Leben verdient wie du allein. Ein kluger Mann muß vor allem für sich selber klug sein.

Ja, sagte der Reichstagsabgeordnete mit Nachdruck, das ist freilich sehr wahr, was du da sagst, und es ist mir ein angenehmes Bewußtsein, wenn ich die Erfolge überdenke, die ich erreicht habe. Ich bin imstande, mit dem Vermögen, das ich mir durch eigene Kraft erworben, meine und meiner Kinder Zukunft zu sichern, dazu auch noch meinen Freunden und Verwandten nützlich und hilfreich zu sein. Aber was ich noch höher schätze, das ist die Anerkennung, die ich mir bei der Nation erworben habe, und die mir ein Zeugnis dafür ist, hohen und edlen Zielen zum Besten des Staats nachgestrebt zu haben; obwohl, fügte er nach einer Pause hinzu, es natürlich auch nicht an niedrigen und hämischen Gesellen fehlt, die in ihrem Neid und Haß auf alles Hohe mich mit ihren Verleumdungen verfolgen.

Wirklich? fragte der Gelehrte mit erstaunter Miene, ist es möglich, daß es Leute von solcher Blindheit und Beschränktheit giebt, daß sie nicht einsehen, was du für das Wohl des Staates geleistet hast?

Blindheit und Beschränktheit ist es eben nicht, mein Lieber, sondern, wie ich sage, Neid und Haß. Die Kerle wissen recht gut, was sie wollen, wenn sie mich angreifen.

So hast du doch darin wenigstens Aehnlichkeit mit meinen alten Freunden, die auch von Neid und Haß verfolgt wurden. Aber nimm es nur nicht übel, daß ich dich mit diesen Leuten vergleiche, denn, siehst du, Solon zählt doch zu den sieben Weisen, und Aristides hat den Beinamen des Gerechten!

Thu mir den Gefallen, Ephraim, deine alten Griechen jetzt einmal bei Seite zu lassen und für einige Minuten auf einen praktischen Standpunkt herabzusteigen. Die Sache ist die: Ich bin in letzter Zeit ganz empfindlich angegriffen worden, und zwar in der Oeffentlichkeit. Du weißt, daß ich meine frühere Stellung als Staatsbeamter aufgab, um mich ganz den Angelegenheiten des Staates widmen zu können. Da ich aber nur ein ganz unbedeutendes Vermögen hatte, von dem ich hier in Berlin nicht leben konnte, war ich darauf angewiesen, mir einen Erwerb zu verschaffen. Man bot mir die Stellung eines Präsidenten des Aufsichtsrats der Patriotischen Handelsbank, und ich nahm sie an, um eben hier leben und mich ganz der Politik widmen zu können. Es war also ein Akt persönlicher Aufopferung meinerseits, daß ich meine gesicherte und geachtete Stellung als Beamter aufgab, und so müßte jeder gerechtdenkende Mann es auffassen, zumal wenn er überlegt, welchen Kämpfen und Mühen ich während meiner parlamentarischen Laufbahn ausgesetzt war und noch bin. Aber weit gefehlt. Man greift mich jetzt an, indem man ungescheut behauptet, ich hätte

Digitized by Google

meinen politischen Einfluß benutzt, um der von mir dirigirten Bank Vorteile zu verschaffen.

Nicht möglich! rief der kahlköpfige Mann.

Ja noch mehr. Ich ward, wie du weißt, infolge des allgemeinen Vertrauens, das ich genieße, zum Chef des Reichsconsolidirungsfonds ernannt. Die Gelder dieses Fonds habe ich nach bestem Wissen und Gewissen angelegt, immer von der Absicht geleitet, möglichst hohe Zinsen bei möglichst sicherer Anlage zu erhalten, damit der Fonds auch seiner Bestimmung entsprechend in ausgiebiger Weise verwandt werden könnte. Unglücklicherweise sind infolge unberechenbarer Ereignisse, die der Hauptsache nach den wühlenden Parteien niedrer Volksschichten zur Last fallen, mehrere Anlage-Papiere erheblich gefallen, sodaß ein nomineller Verlust von einigen Millionen den Fonds betroffen hat, und das Unglück will, daß dies gerade solchen Werten begegnet ist, die mit der Patriotischen Handelsbank in gewissem Zusammenhange stehen. Nun greift die schamlose Presse der Gegner mich an, als hätte ich mit dem Gelde des Staates meine Bank und die von ihr abhängigen Institute unterstützt und dabei mich selbst bereichert.

Das ist eine schwere Anklage, sagte Dr. Stahlhardt finster.

Nicht wahr? fragte der Politiker unruhig. Eine schwere und niederträchtige Anklage. Dir gegenüber brauche ich wohl nicht zu versichern, daß ich vollständig unschuldig bin. Ich habe einiges Vermögen erworben, natürlich lange nicht soviel, wie man behauptet. Man sicherte mir, als ich die Aufsicht der Bank übernahm, eine jährliche Einnahme von acht bis zehn Tausend Thalern zu. Diese Einnahme stellte sich allerdings, dank meiner geschickten Leitung der Geschäfte, auf ungefähr das Zehnfache, sodaß ich zurücklegen konnte. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert. Aber was jetzt von gegnerischer Seite vorgebracht wird, ist ein schändliches Gewebe der augenscheinlichsten Lügen.

Dann wird es dir gewiß leicht werden, deine Gegner zu widerlegen.

Ob es mir so leicht werden wird, das ist noch die Frage. Du weißt: Calumniare audacter, semper aliquid haeret. Um dir aber jeden Zweifel darüber zu benehmen, welchen Charakter die gegen mich erhobene Anklage hat, will ich dir noch folgendes mitteilen . . . (Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Panislamismus.

Dreißig, vielleicht vierzig Jahre noch, und es wird im Morgenlande ein großer Umschwung der Dinge stattfinden. Dann werden die Moskof kommen und Stambul einnehmen, und der Padischa wird mit dem ganzen Volke der Rechtgläubigen das Land am Bosporus verlassen und zurückkehren nach Kahira, der Kalifenstadt am Nil, wo seine Vorfahren gesessen in alter Zeit. Von dort her wird mit Hilfe der Engländer, welche den Islam annehmen, Spanien der Religion des Propheten wieder erobert werden. Man wird den Schlüssel zu den in der großen Pyramide liegenden Schätzen Salomos, des Königs der Geister, aus dem Nil, in den er einst versenkt worden, herausfischen, und für die mohammedanische Welt wird eine neue Periode des Ruhmes und des Reichtums beginnen.

So ungefähr stellte sich vor einigen Jahrzehnten der Glaube des niedern Volkes in Ägypten die Zukunft vor, nachdem es wieder einige Decennien früher, nach Mehemed Alis Siegen über den Sultan, gehofft, der Schwerpunkt des Islam werde am Goldnen Horn verbleiben, aber das in Ägypten mächtig gewordene Fürstengeschlecht werde das Kalifat an sich reißen. Mehemed Alis Nachkommen hatten nicht den Geist ihres Ahnherrn, die Moskowiter kamen im letzten Kriege bis vor Stambul, und wenn der Padischa Europa noch nicht verlassen hat, so war es nicht die Stärke der Türken, die ihm das Bleiben erlaubte.

Was das niedere Volk dunkel und phantastisch ahnte, ist Überzeugung der weiterblickenden Bekenner des Islam, und daraus hat sich in der letzten Zeit das Bestreben entwickelt, die locker gewordene Verbindung der einzelnen Glieder dieses Glaubens wieder fester zusammen zu schließen und den alten Zustand, wo der Sultan von Stambul als Nachfolger der Kalifen über die Kräfte der ganzen mohammedanischen Welt Westasiens und Nordafrikas bis nach Marokko

Digitized by Google

hin gebot, nach Möglichkeit wieder herzustellen — ein Bestreben, das sich in der letzten Zeit den eingetretenen Verhältnissen gemäß mehr gegen Frankreich als gegen eine andre europäische Macht richtete.

Es ist zuviel behauptet, wenn ein englisches Blatt vor einigen Wochen sagte, die Schlüssel der Politik der Zukunft lägen in Paris und in Konstantinopel. Richtig ist hiervon zunächst nur, daß die Absicht der türkischen Politik, ihre Verluste im Frieden von San Stefano wett zu machen, in Tripolis, in Tunis, in Ägypten und Arabien deutlich fühlbar wurde, und daß diese Politik in Ländern des fernen Ostens, wo das Ansehen des Padischas früher praktisch fast unbekannt war, alte Einflüsse wieder zu gewinnen und neue Macht zu erlangen bemüht war. Gleichfalls unverkennbar ist, daß Frankreich von der Betäubung, in die es der Ausgang des Kampfes mit Deutschland versetzt hatte, erwacht ist, und daß ein starkes Pulsiren an der äußersten Peripherie seiner Machtsphäre bezeugt, wie sein Herz von neuem mächtig arbeitet. Die Expedition nach Tunis, neue Rührigkeit in Ägypten, Intriguen in Syrien, Vorbereitungen in Kochinchina waren Symptome dieses Pulsschlags. Die eine der beiden Mächte wie die andre sucht sich in der Richtung auszudehnen, wo sie den wenigsten Widerstand zu gewärtigen hat. Die Thätigkeit Frankreichs richtet sich nicht gegen den ehernen Felsen, den Bismarck im deutschen Reiche stabilirt hat, die der Pforte nicht gegen den gewaltigen russischen Nachbar. Die Lücken, die man auf Seiten der Republik und des Sultans zum Eintreiben eines Keils herausgefunden hat oder herausgefunden zu haben meint, befinden sich auf dem Gebiete bisher wenig beachteter Stämme und unbedeutender Staaten. Indes liegt immerhin ein gewisses unbehagliches Gefühl in dem Umstande, daß die beiden auf Ausdehnung ihres Einflusses und Besitzes ausgehenden Mächte bei ihrem Tasten nach Anhalt und Gelegenheit in Afrika dichter aneinandergeraten und endlich zusammenstoßen können.

Was in der letzten Hälfte des verflossenen Jahres vorging, deutet die Möglichkeit eines zukünftigen direkteren Antagonismus an. Frankreich hatte ursprünglich kein Interesse, die muslimische Welt vor den Kopf zu stoßen und sich feindlich zu stimmen. Da es in Nordafrika mit fanatischen Stämmen zu thun hatte, so würde es politisch gewesen sein, den Nachfolger der Kalifen zum Freunde zu gewinnen, etwa wie England sich vor einigen Decennien bemühte, den Papst zur Beschwichtigung der irischen Katholiken zu bewegen. Darnach schien man, nachdem Waddington mit seinem Enthusiasmus für Griechenland beseitigt war, in Paris verfahren zu wollen; denn der Sultan hatte eben keinen Grund, sich darüber zu beklagen, daß Barthelemy St. Hilaire sich für die Abtretung Thessaliens an Hellas zu sehr ereifert. Die Expedition nach Tunis aber erweckte selbstverständlich das Mißtrauen und die Empfindlichkeit der Pforte. Dieselbe hatte ihre Oberhoheit über den Bey niemals aufgegeben, und als sie denselben jetzt zum Vasallen Frankreichs degradirt sah, begann sie für das benachbarte

Digitized by Google

Tripolis zu zittern. Jene Niederlage in der Person eines Stellvertreters der Macht des Sultans war um so schmerzlicher, als sie Folge der beispiellosen Thatsache war, das ein dem Islam angehöriges Land und Volk sich so gut wie ohne Kampf in sein Schicksal ergeben hatte. Unter den Mohammedanern fallen Theologie und Jurisprudenz praktisch zusammen, und beide haben stets den Satz anerkannt, daß durch Siege gewonnene Rechte durch Niederlagen verloren werden können, sie wissen sich vor Schicksalsgeboten zu beugen, die mit dem Schwerte geschrieben werden. Aber ein Sultan, der vor einem Feldzuge auf dem Papier zurücktrat, nahm unter den Rechtgläubigen eine bedenkliche Position ein, und als die Hauptstadt Tunis und das heilige Kerwan ohne Widerstand vor den Bataillonen und Kanonen der Giaurs seine Thore öffneten, wurde die Lage noch gefährlicher. Dies muß in Konstantinopel besonders schwer empfunden worden sein, da man seit der Unterzeichnung des Berliner Vertrages sich mit allem Eifer bemüht hatte, den Einfluß des Sultans als des Kalifen, d. h. in seiner Eigenschaft als geistliches Haupt der Muslime, als Nachfolger des Propheten zu vertiefen und auszubreiten — ein Bemühen, welches an das der Ultramontanen erinnert, nach Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes Ersatz in Vertiefung und Ausdehnung der Autorität desselben als Herrschers über die katholischen Seelen zu suchen. Dieses Predigen des Panislamismus bringt die Türkei unmittelbarer mit Frankreich in Widerstreit als mit irgend einer andern Großmacht. Der Fanatismus der Muslime ist aber immer noch eine gewisse Macht, mit der Frankreich in Algerien zu rechnen hat, und er wird durch jedes Feuer genährt, das in Tunis und Tripolis aufgeht. Sollte es zu offenen Feindseligkeiten zwischen Frankreich und der Türkei kommen, so würde das den Sultan nötigen, den Krieg nach Nordafrika zu tragen, und dieser würde die Verwendung eines sehr erheblichen Teiles der französischen Armee in diesen Gegenden beanspruchen.

So weit läßt sich gegen die Gedanken, welche die panislamitische Politik der Pforte in der englischen Presse und einem Teile der deutschen hervorgerufen hat, nichts einwenden. Dagegen müssen wir ganz entschieden Verwahrung einlegen, wenn man etwa folgendermaßen weitere Schlüsse gezogen hat. Man erinnert sich, wie Italien 1865 Preußen seine Allianz gegen Österreich anbot. Der Sultan spielt jetzt eine ähnliche Rolle, indem er in Berlin Anerbietungen macht, die praktisch darauf hinauslaufen: Wenn ihr Deutschen gezwungen sein solltet, die Franzosen in Europa zu bekämpfen, so könnten wir sie in Afrika angreifen. Dies ist weder wahr noch gut erfunden, und dasselbe gilt, wenn man fortfährt, es passe Deutschland, wenn die Welt wisse, es gebiete über die Kräfte eines Verbündeten, dessen Dienste sicher als nützliche Diversion wirken würden, und die Entfernthheit der Wirkungssphäre desselben werde die Allianz erleichtern. Richtiger würde, wenn eine Annäherung wie die obige überhaupt stattgefunden hätte — was wir auf gute Gründe hin für unmöglich halten —

Digitized by Google

die Annahme sein, daß, wenn Fürst Bismarck auch dem Sultan erlaubte, Tunis wieder zu erobern und vielleicht selbst Algerien zu annektiren, es doch höchst zweifelhaft sei, ob er der Pforte für ihren in Afrika geleisteten Beistand ein Entgelt in Europa gewähren werde. Gewiß ist das nicht blos zweifelhaft sondern so ganz unmöglich, daß man es eigentlich gar nicht in Betracht ziehen sollte. Er würde in diesem Falle Rußland entgegentreten und direkt gegen Deutschlands natürlichsten Verbündeten, Österreich-Ungarn, handeln müssen, das von dem Gebiete des „kranken Mannes" Bosnien seinen Besitz einverleibt hat, beides sicher das allerletzte, was ihm in den Sinn kommen könnte.

Wir Deutschen wollen vor allen Dingen Sicherung des Friedens, und dazu bedürfen wir der Hilfe des Panislamismus nicht, uns genügt das Bündnis mit Österreich-Ungarn, zumal wenn Österreich auf gutem Fuße mit Italien steht, vollkommen. Wir haben aber auch keinerlei Ursache, den Einfluß des Kalifen und dessen Ausbreitung zu hindern; denn wir haben keinerlei Anspruch auf Länder, die von Mohammedanern bewohnt sind. Beinahe dasselbe gilt von Rußland, das zwar der politische Feind der Türkei ist und bleiben wird, aber wenig oder gar keinen Grund hat, den Islam als Religion zu fürchten und zu beschränken; denn obwohl der Zar mohammedanische Unterthanen hat, sind dieselben so zerstreut und so wenig zahlreich, daß von ihnen keinerlei erhebliche Gefahr droht. Auch Österreich-Ungarn kann der Ausdehnung des Kalifats im Ganzen mit Ruhe zusehen, da dieselbe seinen Besitz in Bosnien und der Herzegowina und seine weiteren Aussichten auf der Balkanhalbinsel bei der Stärke des christlichen Elements in jenen Ländern kaum beträchtlich gefährden kann. In England dagegen könnte ein mächtiger werdendes Kalifat Befürchtungen wegen eines Wiederauflebens der muslimischen Antipathien in Indien erwecken, doch nur für den Fall, daß man in London die Thorheit beginge, der Pforte den Krieg zu erklären. Es bleibt also bei unsrer Behauptung, daß der Panislamismus nur die Interessen und Ziele Frankreichs bedroht.

Zum Schlusse noch eine andre Betrachtung. Vor zwei Menschenaltern schienen kirchliche und religiöse Bestrebungen und Ansprüche in der Politik ein Anachronismus zu sein. Religionskriege waren in dieser Zeit vergangne Dinge. Indem die Wissenschaft fortschritt, die Bildung wuchs, die Duldsamkeit mehr und mehr zur allgemeinen Tugend wurde, glaubte man, der Einfluß der Kirchen und der Glaubensbekenntnisse werde aussterben. Eisenbahnen und Dampfschiffe und die Gedanken, welche die Menschheit aufklären, würden jene alten Mächte auflösen, und das neue Geschlecht würde nie mehr Fahnen vom Papste segnen und asiatische Krieger mit Allahgeschrei auf christliche Truppen losstürmen sehen. So dachte man noch 1848, und die große Weltausstellung von 1851 schien es zu bestätigen. Aber wenige Jahre nachher entzündete sich von einem Zank über die Schlüssel zum heiligen Grabe ein großer Krieg. Später strömten bigotte Freiwillige aus allen Ländern nach Rom unter die Fahne des heiligen Vaters. Ultramontaner

Digitized by Google

Neid und Eifer war nicht das geringste unter den Motiven, die den Krieg Napoleons des Dritten gegen Deutschland veranlaßten. Der letzte Kampf Rußlands mit der Pforte wurde von weiten Kreisen des russischen Volkes als Glaubenskrieg, als Kreuzzug aufgefaßt. Der jetzige Aufstand in Algerien wurde von Mekkapilgern angefacht. Der Mittelpunkt des Feldzuges in Tunis war die heilige Stadt Kerwan. Dann aber haben die obenerwähnten neuen Verkehrsmittel dem religiösen Geiste nicht nur nicht geschadet, sondern gewisse Seiten des Glaubens geradezu gefördert. Pilger reisen auf Eisenbahnen und Dampfschiffen, der Segen des Papstes wird durch den Telegraphen vermittelt, das letzte Konzil hätte ohne die moderne Art, sich von Ort zu Ort zu begeben, gewiß nicht so großartige Dimensionen angenommen. Auch der Panislamismus dankt den Mitteln, welche die Länder und Städte einander genähert haben, viel; denn der Kalif braucht jetzt, um eine Botschaft nach Tripolis oder Indien zu schicken, nicht so viel Zeit, als vor sechzig Jahren, um einen Brief an Ali Pascha von Janina gelangen zu lassen. Wir sehen also einen asiatischen Glauben gestärkt durch europäische Erfindungen, die Elektricität begünstigt den Fanatismus, und Zeitungsartikel predigen den Koran. Es ist nichts mit den Redensarten derer, welche an die Allmacht der Mechanik, der benutzten Naturkräfte glauben. Der Mensch ist ein zu geistiges Wesen, um zum Sklaven eines verbesserten Personen- und Güterverkehrs zu werden. Die Seelen geraten wie vor Alters so noch heute unter den Impulsen des Glaubens in Schwingung, und das wird immer so bleiben.

Das Scheitern
des englisch-französischen Handelsvertrags.

Die Verhandlungen über den Abschluß eines neuen Handelsvertrags zwischen Frankreich und England, die vor einiger Zeit unterbrochen und dann wieder aufgenommen wurden, haben thatsächlich ihr Ende erreicht, und es ist nicht wahrscheinlich, daß man sie englischerseits wieder anknüpfen wird. Sir Charles Dilke und die übrigen englischen Unterhändler sind von Paris mit der Überzeugung heimgereist, daß sie keine Hoffnung haben, mit Frankreich ein Übereinkommen abzuschließen, welches den Wünschen und Interessen Großbritanniens entspricht, und vom 8. Februar ab werden alle in Frankreich einzuführenden englischen Waaren nach dem neuen Tarife zu verzollen sein. Gambetta hatte früher erhebliche Zugeständnisse als möglich hingestellt, aber selbst Gambetta kann nicht alles, was er möchte, und am wenigsten auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Interessen und

Digitized by Google

gegenüber der starken Neigung der Mehrzahl der Franzosen zu einer schutzzöllnerischen Politik — einer Neigung, die sich durchaus nicht belehren ließ, daß, nach den Handelsberichten zu schließen, Frankreich und nicht England von dem bisherigen Handelsvertrage den meisten Gewinn gehabt habe.

Das französische Kabinet kam den britischen Kommissären allerdings in Betreff der Hauptforderung einigermaßen entgegen, indem es eine nicht sehr bedeutende Herabsetzung der neuen spezifischen Zölle auf baumwollene Waaren zugestehen wollte, aber diese Konzession bezog sich hauptsächlich auf die feineren Gattungen dieser Waaren, wo Frankreich die Konkurrenz Englands wenig oder gar nicht zu fürchten hat. Noch mehr näherte man sich von seiten der Franzosen dem Niveau der englischen Ansprüche in Bezug auf die gemischten Wollenstoffe. Hier wurde statt des praktisch prohibitiven Zolls, der anfänglich für wohlfeile Waaren dieser Art aufgestellt worden, eine niedrigere Zollstufe angeboten, doch erschien auch diese den englischen Unterhändlern als bedenkliche Schranke für die von ihnen vertretenen Interessen und Absichten und somit als unannehmbar. Keins von beiden Zugeständnissen erreichte das Minimum der englischen Ansprüche. Diese liefen auf einen Vertrag hinaus, der womöglich vorteilhafter für die englischen Fabrikanten sein sollte als der bisherige, die Franzosen aber wollten nur in einen weniger vorteilhaften willigen, sie wollten besser als in den letzten beiden Jahrzehnten gegen die Macht und die Ausbeutungsgelüste der britischen Großindustrie geschützt sein. Wenn sie zu diesem Zwecke spezifische Zölle an die Stelle von Wertzöllen gesetzt wissen wollten, so erklärten sich die englischen Kommissäre von vornherein dagegen. Jener Plan umfaßte eine große Anzahl von Artikeln, die, wie z. B. Wollen- und Baumwollenstoffe, nach Qualität und Wert sehr verschieden sind, und er hatte die sehr deutlich erkennbare Tendenz, von der Einfuhr der wohlfeileren Gattungen abzuschrecken, bei denen England Frankreich wie allen andern industriellen Ländern weit voraus ist. Die Engländer blieben indeß nicht bei ihrer Abneigung vor spezifischen Zöllen, sie erklärten sich bereit, über solche zu verhandeln, als die französischen Sachverständigen sich erboten, nachzuweisen, daß der neue Tarif zwar in der Form eine Änderung, in Geist und Wesen aber ein Äquivalent des alten Wertzolltarifs sei. Die letzten Besprechungen der Kommissäre richteten sich infolgedessen auf eine Prüfung dieser Behauptung, und die englischen Delegirten, zu denen einige bei den betreffenden Industriezweigen beteiligte Fachleute gehörten, gelangten zu der Ansicht, daß dieselbe nicht begründet sei, sie erklärten einstimmig, daß die neuen Zölle von den französischen Märkten Waaren fernhalten würden, die jetzt Zutritt zu denselben haben. Eine solche Umgestaltung der Verhältnisse erschien ihnen unzulässig. Zu Anfang war England bereit, entweder pure den alten Vertrag oder einen der Wirkung desselben gleichkommenden Zustand gutzuheißen oder auch einen niedrigern französischen Tarif, erkauft durch englischerseits erfolgte Herabsetzung der Zölle auf französische Weine, anzunehmen. Da aber weder das eine

Digitized by Google

noch das andre zu erreichen war, so zog man es vor, lieber gar keinen Zoll- und Handelsvertrag mit Frankreich zu haben als sich mit seiner Unterschrift in einen schutzzöllnerischen Tarif zu fügen. Leicht wird es den Herren gewiß nicht geworden sein, und wie komische Scheinheiligkeit hört sichs an, wenn englische Journale sich vernehmen lassen: „Wir treten nicht in übler Laune zurück, sondern mit der heitern Zuversicht, daß das Recht auf unsrer Seite ist, und daß der schließliche Zusammenbruch der Erörterung, wenn er stattfindet, das immer noch in weiten Kreisen getäuschte französische Volk überzeugen wird, daß unser Handel (hier denkt man auch an den Fuchs vor den Trauben) nur wenig von ihren Zugeständnissen abhängt." Die Wirkung wird noch komischer, wenn man weiter liest: „Wahrscheinlich werden die politischen Folgen des voraussichtlichen Scheiterns der Unterhandlungen in Frankreich größer sein als in England. Gladstone, bekanntlich dem Freihandel und dem internationalen Frieden zugethan, wird durch die Haltung seiner Beauftragten eher gewinnen als verlieren. Man wird sehen, daß er fest zu sein weiß, und daß er entschlossen ist, selbst um der entente cordiale willen, die er wie sein alter Führer Lord Aberdeen im Auge hat, keine weiteren Konzessionen zu machen. Es ist wenig Aussicht, daß unser Minister Tadel erfahren wird wegen eines Mißerfolgs, den kein vernünftiges Zugeständniß von seiner Seite abwenden konnte. In Frankreich wird die vielfach uneinige Opposition vermutlich nicht so zurückhaltend sein. Viele Schattirungen des dortigen Journalismus vom reinsten Weiß der Legitimität bis zum feurigsten Rot werden mit Entzücken dies wieder als ein Mißgeschick Gambettas charakterisiren, und es wird sicher verdrießlich sein, zu sehen, daß Negotiationen, welche in Erwartung seiner Ernennung zum Premier ins Stocken geraten waren, sofort, nachdem er die Zügel ergriffen, scheitern. (Verdrießlich für die Engländer gewiß, aber für die große Mehrzahl der Franzosen? Eine sehr naive Logik, die das stillschweigend voraussetzt.) Der französische Handel und die französische Spekulation sind sehr feinfühlig, und die Furcht vor einem Tarifkriege wird ohne Zweifel sich geltend machen. Denn die beiden Nationen werden ihre Freiheit wieder erlangen und sich auf den fiskalischen Standpunkt stellen, den sie einnahmen, als Cobden seine erste Zusammenkunft mit Napoleon hatte."

Diese Furcht mag in Frankreich hier und da laut werden. Viel Grund aber hat sie nicht. England wird nicht zu dem Tarif von 1859 zurückkehren. Als Gladstone 1860 mit wenigen Ausnahmen alle Einfuhrzölle aufhob, sagte er: „Alle solche Waaren werden summarisch, gänzlich, unbedingt vom britischen Tarife hinweggefegt werden," und diese Auskehr war eine endgiltige, sodaß keinerlei Retaliationsbedürfnisse die beseitigten Zölle zurückführen werden. Dagegen wird England in Betreff der 1860 im Einklang mit dem Cobdenschen Vertrag bewirkten Veränderung in seinen Weinzöllen frei, und man könnte dieselben modifiziren, ohne sie zu erhöhen. England setzte 1860 nicht nur seine Weinzölle herab, sondern nahm eine Skala mit Rücksicht auf den Alkoholgehalt

Digitized by Google

an. Das war ein bestimmtes Zugeständnis für Frankreich; denn wie die Fabrikanten von Manchester Wertzölle wünschen, weil sie die Märkte der Welt mit ihren wohlfeilen Waaren erobern können, so wünschten die Weinbauer von Südfrankreich eine alkoholische Skala, weil sie in der Erzeugung von billigen, schwachen Weinen ohne Nebenbuhler dastehen. Wie ein gleicher oder nahezu gleicher Zoll auf alle Wollen- und Baumwollenwaaren die gröberen englischen Gewebe ausschließt, so wirkt ein fester Zoll auf Wein als Wein natürlich zu Gunsten der stärkeren und teueren Weine Spaniens und Portugals und zu Ungunsten der billigen Erzeugnisse der Weinberge an der Gironde. Erlangt also England seine Freiheit in Betreff der Weinverzollung wieder, so kann seine Regierung Veränderungen eintreten lassen, welche durchaus nicht gegen die Grundsätze des Freihandels verstoßen und doch sehr empfindlich die Interessen der französischen Weinerzeuger beeinträchtigen werden. Wenn alle Weine zu feststehendem Zoll per Gallone ohne Rücksicht auf ihre Stärke oder Schwere zugelassen werden, so werden die teureren und alkoholreicheren Gewächse Malagas und Oportos bei der Konkurrenz mit den jetzt und auch später gegen geringen Zoll zugelassenen leichten französischen Weinen selbstverständlich gewinnen. Indeß ist die Einfuhr solcher Weine in England zwar ziemlich bedeutend, aber nicht so, daß sie die Wage neigte.

Wieder auf schwachen Füßen steht ein weiteres Raisonnement der über das Scheitern der Pariser Verhandlungen offenbar sehr ärgerlichen Londoner Presse. Es heißt da ungefähr, auf internationalem Gebiete sei alles, was das herzliche Einvernehmen zwischen England und Frankreich zu stören geeignet sei, zu beklagen, namentlich aber habe Frankreich viel von einer Isolirung zu fürchten. (Als ob jemand, der mit dem Gladstoneschen England liirt ist, nicht praktisch so gut wie isolirt wäre.) Es sei nicht in der Position, in der es 1860 gewesen, wo der Kaiser Napoleon, der Sieger in zwei großen Kriegen, es zu einer gebietenden, wenn auch gefährlichen Höhe erhoben. „Damals," so wird weiter ausgeführt, „existirte kein Deutschland, das ihm die Oberherrschaft über Europa streitig machte, und Rußland und Österreich hatten nicht blos seine Kraft gefühlt, sondern bewarben sich um sein Bündnis. Gegenwärtig fühlt Frankreich die Folgen des Jahres 1870 nach jeder Richtung hin, und England ist die einzige Großmacht, auf deren freundschaftliche Gefühle es mit Sicherheit rechnen kann. (Was thue ich mit Gefühlen? wird der Franzose sagen.) Die wahren Interessen beider Länder widerstreiten einander nicht. (Wirklich? Auch nicht am Mittelmeer? Man vergleiche damit das drei Zeilen weiter folgende.) In Ägypten haben beide ein ganz bestimmtes Ziel, wenn sie den Statusquo aufrecht zu erhalten streben. Wenn aber der Geist, der die Expedition nach Tunis eingab, und der die französischen Unterhändler zu Paris in der letzten Woche beseelte, fortfährt, vorzuherrschen, so wird die englische Politik sich unausbleiblich ändern. Wir werden uns zu Deutschland, zu Österreich, zu Italien hingezogen fühlen (was uns Deutsche sehr kühl lassen wird), und Frankreich wird schließlich ganz allein stehen."

Digitized by Google

So gehts weiter. Wir denken aber, das Angeführte genügt, um zu erkennen, was daran ist, wenn oben versichert wurde, man habe sich von dem gescheiterten Versuche zur Erneuerung des Handelsvertrags „nicht in übler Laune“ zurückgezogen. Wer so prophezeit, muß sehr übel gelaunt sein.

Eine neue Erkenntnistheorie.

Ein hervorragendes Zeichen von dem tief und lebhaft gefühlten Bedürfnis unsrer Zeit, Naturwissenschaft mit philosophischem Denken zu vereinigen, ist ein vor kurzem erschienenes Buch von C. F. Heman, Die Erscheinung der Dinge in der Wahrnehmung. Eine analytische Untersuchung (Leipzig, J. C. Hinrichs, 1881.) Leider erhebt es sich nicht über den Vorwurf, der bisher fast alle derartigen Unternehmungen belastet, daß nämlich die Philosophen zu wenig Naturforscher und die Naturforscher zu wenig Philosophen sind, um den richtigen Weg zu jener Vereinigung finden zu können. Daß Kant allein beides im vollsten Sinne gewesen, hat die Welt, dank seinen „großen“ Nachfolgern, vergessen. Ähnlich wie die Sage von Gutenberg meldet, daß er, als er nach zweihundert Jahren vom Himmel herab gekommen und gesehen habe, was die Menschen für einen Mißbrauch mit seiner Erfindung getrieben, den Wunsch geäußert habe, er möchte die Buchdruckerkunst nie erfunden haben, ähnlich könnte man von Kant annehmen, daß, wenn er sähe, wie die Gelehrten seine „Kritik der reinen Vernunft“ verstanden und benutzt haben, er lebhaft bedauern würde, sie geschrieben zu haben.

Auch von dem Verfasser der vorliegenden Schrift müssen wir hören, daß kein Naturforscher, welcher der Materie objektive Realität zuschreibt, ein Kantianer sein kann, denn: „Wie wäre es möglich gewesen, daß unter den Händen seiner großen Nachfolger die Natur vollends zur Chimäre geworden wäre und die Naturwissenschaft sich die willkürlichste Behandlung hätte gefallen lassen müssen?... Noch hat die Kantsche Erkenntnistheorie die instinktive Abneigung des menschlichen Geistes nicht zu überwinden vermocht, und der Grund dafür liegt eben in ihrer totalen Unnatürlichkeit und Geschraubtheit .... Die Unverträglichkeit dieser Theorie mit allem natürlichen Denken ist so stark, daß die Kantianer selbst ihrem System und ihrer Theorie nicht treu bleiben können; «der Inhalt — so zitirt der Verfasser aus Volkelts Erkenntnistheorie Kants (1879) — der Wahrnehmungsbilder, den sie doch nur als vorgestellten kennen und gelten lassen dürfen, löst sich ihnen unwillkürlich los von der Funktion des Vorstellens,

Digitized by Google

verselbständigt sich ihnen doch wieder zu einer wirklichen Welt mit ihr selbst immanenten, unabhängig von den Vorstellungsarten des Subjekts geltenden Gesetzen, zu einem Ding an sich, welches sich freilich unter der Maske der Vorstellung verhüllt.»" Die Kantianer, die uns über etwas Transsubjektives, das, was, um mit Schopenhauer zu reden, nicht mehr unter der Haut ist, aufklären wollen, vergessen jedesmal ihre eigne Theorie, die dergleichen verbietet, und wenn das nun den Kantianern selbst begegnet, „wie viel weniger wird der menschliche Geist allgemein sich in die spanischen Stiefel dieser Anschauung der Dinge einschrauben und im ganzen zu dieser Erkenntnistheorie bekehren lassen!" Darum hat sich der Verfasser entschlossen, ein neues philosophisches System zu begründen, den intentionalen Realismus.

Die Aufgabe, deren Lösung er sich vorgenommen hat, und die nach seiner Meinung noch niemand gelöst hat, ist die Erklärung, wie es möglich sei, daß wir durch unsre Sinne wirkliche Dinge wahrnehmen und nicht nur subjektive Täuschungen und leeren Schein. Und weil er bei keinem neuern Philosophen genügenden Anhalt für psychologische Begriffsbestimmungen fand, so entlehnte er die Definition der Seele von Aristoteles als die Entelechie, d. i. die Vervollkommnung oder höhere Vollendung des Körpers. Sie ist nicht punktförmig und sitzt nicht allein im Gehirn, sondern sie ist überall in allen Teilen des Körpers gegenwärtig und reicht gerade soweit wie die Haut desselben.

Mit der Annahme einer solchen immateriellen, mit dem Körper verbundenen Seele hat man ohne Zweifel, zumal wenn man ein so bedeutendes Talent zum konsequenten Denken und klaren Schreiben besitzt wie der Verfasser, eine Menge Vorteile voraus vor dem wüsten Gewirr der gebräuchlichen physiologischen und materialistischen Theorieen. Der Verfasser darf mit gutem Recht die spezifische Energie der Sinnesnerven und die Projektion der Netzhautbilder aus dem Auge in den Raum ad absurdum führen; er darf die psychische Thätigkeit in der Sinneswahrnehmung in Schutz nehmen gegen alle Versuche, dieselbe als reine Nervenfunktion hinzustellen. Aber wie nun die Seele, da sie doch nicht über die Grenze des Körpers hinausreicht, und ihre Empfindungen doch nur nach der Meinung des Verfassers in den Organen und unter der Haut sitzen, es anfängt, die Wahrnehmungsbilder, die sie empfangen hat, irgendwo in den Raum hinaus und zwar meist an die richtige Stelle zu versetzen, das zu beweisen durch die Annahme einer gewissen Energie der Seele, ist dem Verfasser doch nicht geglückt. Der Tastsinn muß auch bei ihm wie schon früher bei Johannes Müller die Hauptrolle spielen, um auch dem Gesichtssinn zu räumlichen Unterscheidungen zu verhelfen; im Tastsinn sei das Objekt unmittelbar gegenwärtig, was bei Gesichtsobjekten erst durch den Tastsinn gelernt werden müsse. Diese Unmittelbarkeit des Gefühls von gegenwärtigen Objekten in jeder Empfindung sei es schließlich, welche der Seele die Gewißheit verschafft, daß wirklich etwas da sei, was ihr die Empfindung aufzwinge. Freilich die von Locke sogenannten sekundären Eigen-

Digitized by Google

schaften der Dinge, wie Farbe, Geruch, Geschmack, produzire die Seele allein für sich auf einen äußern Anstoß hin, aber die primären Eigenschaften, die Ausdehnung sowie vorzugsweise alle Qualitäten des Tastsinnes, Härte, Glätte, Schärfe und dergl., würden derart ihr aufgezwungen, daß sie nicht anders könne, als in einen Zustand von Spannung (intentio) zu geraten, in welchem die Gewißheit von etwas Realem außer ihr entspringe. Daher der Name intentionaler Realismus. Die weitere Schwierigkeit, wie es möglich sei, daß ein immaterielles Wesen wie die Seele etwas ihr so Fremdes und Ungleichartiges wie die Materie erkennen könne, soll dadurch gehoben werden, daß die Materie etwas Intelligibles, Immaterielles hinter sich habe, welches ihr eigentlich den Charakter bestimme und sie gesetzmäßig ordne, sodaß also in der Sinneswahrnehmung nicht etwa, wie die gewöhnliche Meinung ist, nur materielle Dinge wahrgenommen werden, sondern daß die intelligible, immaterielle Seele hinter der Materie oder durch sie hindurch das Intelligible derselben zu erfassen imstande sei.

Die großen Schwierigkeiten, welche der Verfasser in mühsamem Ringen beseitigen zu müssen glaubt, entspringen einmal dadurch, daß er dem Worte Vorstellung einen ganz andern Sinn beilegt als Kant, und dann daraus, daß er diesen überhaupt nicht im Original, sondern nur aus den Schriften von Lange, Vaihinger, Laas, Volkelt u. a. kennen gelernt hat, die er häufig zitirt.

Bei Kant ist dasjenige, was ich mir vorstelle, meine Vorstellung, und da ich unmöglich von etwas anderm reden kann als von vorgestellten Dingen, so sind die Dinge in der Welt, so weit sie zu meiner Kenntnis kommen, meine Vorstellungen, und es kommt nur darauf an, ob ich sie richtig vorstelle oder falsch. Ersteres erkenne ich, wenn ich alle Kräfte und Prinzipien des Verstandes in Anwendung bringe, letzteres begegnet mir, wenn ich mir weniger Mühe gebe und nur einige Kategorien oder Funktionen des Verstandes wirken lasse. Daß die Vorstellung dagegen nur eine subjektive Thätigkeit der Seele sei, deren Resultate nur subjektive Giltigkeit haben könnten, ist die fable convenue, die sich von den „großen“ Nachfolgern Kants bis auf die heutigen Pseudokantianer fortgesetzt hat und auch von Heman ohne weiteres geglaubt wird. In Wahrheit ist nach Kant das Dasein der Dinge außer mir eben dadurch bewiesen, daß die Dinge meine Vorstellungen sein müssen, und ich mir meiner Vorstellungen ebenso sicher bewußt bin wie meiner selbst. Der ganze Pseudokantianismus hält es dagegen für die Hauptaufgabe der menschlichen Vernunft, zu untersuchen, ob wir nicht auch dasjenige, was außerhalb unsrer Vorstellung ist, erkennen können, also dasjenige, was wir uns nicht vorstellen können, eine Aufgabe, die man gar nicht anders als sinnlos nennen kann, und die nur auftauchen konnte, weil man die Bedeutung des Wortes Vorstellung nicht verstand. Kant erklärt es für einen Skandal in der Philosophie und allgemeinen Menschenvernunft, daß man das wirkliche Dasein der Dinge außer uns früher nicht habe beweisen können. Heman dagegen ist

Digitized by Google

der Meinung, Kant habe dasselbe für immer unbeweisbar gehalten, und bemüht sich nun sorgfältig, denselben Beweis, den Kant für alle Empfindungen gebracht hat, wenigstens für den Tastsinn ausfindig zu machen, nämlich den Beweis durch das unmittelbare Bewußtsein von etwas anderm Gegenwärtigen. Dazu wäre die Erfindung des „intentionalen Realismus" nicht nötig gewesen. Ebenso würde der Verfasser seine Arbeit bedeutend erleichtert haben, wenn er sich in den gründlichen Ausführungen Kants im vierten Paralogismus davon überzeugt hätte, daß das Aufeinanderwirken von Seele und Nervensubstanz gar kein besonderes Rätsel ist, sobald man eingesehen hat, daß beides, die materiellen Prozesse sowohl wie die Seelenthätigkeiten, Gegenstände der Wahrnehmung sind, wenn auch die letzteren nur für den inneren Sinn. Gerade so wie Feuer und Wasser aufeinander einwirken, und doch nicht die Natur des einen in die des andern übergeht, sondern die Wirksamkeit des einen nur solche Bewegungen in dem andern hervorruft, die dessen eigentümlicher Natur entsprechen, gerade so wird die Seelenthätigkeit, deren wir uns durch den inneren Sinn bewußt werden können, erregt durch die mechanischen Bewegungen in der Nervensubstanz, und umgekehrt kann die Seelenthätigkeit wieder die Nervensubstanz anregen, wie sich in den Muskelkontraktionen deutlich ausspricht. Kant hat niemals gesagt, daß die Empfindungen in den Nerven oder unter der Haut ihren Sitz hätten, sondern daß der Gegenstand der Empfindung kraft der eigentümlichen Fähigkeit unsres Erkenntnisvermögens im Raum aufgefaßt werde. An welcher Stelle im Raum er sich befinde, das erkennen wir durch die Anwendung der Verstandesfunktionen, und die Physiologie zeigt, wie uns dabei die Bewegungen zu Hilfe kommen. Dadurch sind die Schwierigkeiten der Erklärung für alles Wahrnehmen und Erkennen desjenigen, was außer unserm Körper ist, längst gehoben.

Daß diese Verstandesfunktionen bei jeder Wahrnehmung thätig sind, und daher der Verstand bei der Erkenntnis zahlreicher Wahrnehmungen und ihrer Unterordnung unter allgemeine Naturgesetze nichts anderes thut, als ihm selbst homogene Elemente zu sammeln und zu ordnen, daß mithin in der Natur nichts wahrgenommen und nichts erkannt werden kann, was gegen die Gesetze des Denkens verstößt, davon kann der Verfasser natürlich keine Ahnung haben, weil er das Kapitel der Deduktion der reinen Verstandsbegriffe bei Kant nicht begriffen hat. Hätte er es begriffen, so hätte er „das Intelligible der materiellen Dinge" nicht zu erfinden brauchen. Indessen teilt er dies Schicksal fast mit der ganzen großen Menge derer, die sich heute fälschlich Kantianer nennen. Stark ist es, daß er nicht weiß, daß der Name kritischer Idealismus von Kant herrührt und nicht erst durch eine Verbindung von Kantianismus und Positivismus entstanden ist. Wir verweisen ihn auf die Stelle in den Prologomenen, in der Kant sagt, daß, wenn man aus dem Wort transcendentaler Idealismus einen Anlaß fände, seine Lehre mit dem subjektiven Idealismus zu verwechseln, er dann lieber den Namen ganz zurückziehen und statt dessen kritischer Idealismus sagen würde.

Digitized by Google

Das Buch Hemans tritt in so selbstgewisser, gewinnender und eleganter Form auf, daß wir eine etwas eingehendere Besprechung desselben für nötig gehalten haben.

Die Lösung der Maria Stuart-Frage.

Zu den großen historischen Persönlichkeiten des Reformationszeitalters, über welche die Akten noch nicht geschlossen sind, gehört auch die unglückliche Königin von Schottland, Maria Stuart. Sprechen auch die angesehensten Geschichtswerke ihrer und der folgenden Zeit von ihrer Schuld, so ist doch die Überzeugung von ihrem Anteil an der Ermordung ihres Gemahles Darnley nie ganz durchgedrungen. Zu jeder Zeit hat es noch Geschichtschreiber gegeben, die für ihre Schuldlosigkeit eingetreten sind, und so blieb denn die Stuart-Frage eine offene.

Im Wintersemester 1878—1879 machte Professor Oncken in seinen historischen Übungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte die Regierung der Königin Maria Stuart in Schottland zum Gegenstande der Untersuchung. Dabei wurde auch die Frage aufgeworfen, ob die viel angefochtenen Briefe, welche Maria Stuart an Bothwell geschrieben haben soll, als historische Urkunden zu verwenden seien oder nicht, und zunächst der Versuch gemacht, lediglich den Thatbestand zu ermitteln, ohne irgendwie zweifelhaftes Material, insbesondre jene Briefe, in Betracht zu ziehen. So wurden fürs erste an der Hand von unangefochtenem, echtem Quellenstoff, ohne Rücksicht auf Schuld oder Nichtschuld, die Frage beantwortet, was in jener Epoche eigentlich geschehen sei und was Maria Stuart selbst und ihre Umgebung nachweislich gethan und nicht gethan habe.

Diese Aufgabe hat ein junger Gelehrter, Dr. Ernst Bekker, gelöst.*) An der Hand unzweifelhaft zuverlässiger Nachrichten gelangte er zu einem Bilde der thatsächlichen Vorgänge unter Marias Regierung, das mit den Voraussetzungen der viel berufenen Briefe nicht stimmen wollte.

Zunächst wies er für die Konflikte seit dem Sommer 1565 sachliche Beweggründe nach, wo man bisher nur an persönliche Motive der Königin glaubte. Maria hatte sich mit dem Katholiken Darnley vermählt, der protestantische Adel und Klerus aber hatten die Verheiratung als eine offene Kriegserklärung angesehen. Es folgte die bewaffnete Erhebung des Halbbruders der Königin, des

*) Maria Stuart, Darley (so schreibt der Verfasser durchgehends statt des üblichen Darnley), Bothwell. Von Dr. Ernst Bekker. Mit einem Vorwort von W. Oncken. Gießen, J. Rickersche Buchhandlung, 1881.

Digitized by Google

Grafen Murray, der durch diese Ehe sich aus der Herrschaft, welche er ausgeübt hatte, verdrängt sah. Die katholische Königin schloß sich um so enger an Spanien und den Papst an, und ihr Geheimsekretär David Riccio leitete die Verbindung. Es erhob sich nun ein Kampf um Macht, Glauben, Besitz für beide Religionsgesellschaften in Schottland. Riccio, der Agent des Papstes, wurde von protestantischen Edelleuten unter Mitwirkung des bethörten Darnley ermordet. Aber Darnley verriet, um die Liebe seiner Gemahlin wieder zu gewinnen, seine Mitverschwornen. Sie waren es, die ihn stürzten. Mit der Entthronung Marias und dem Siege Murrays, der die verlorene Macht wieder gewann, endete der Kampf.

Dies ungefähr ist das Bild, welches Bekker von den letzten Jahren der Regierung Marias nach den Quellen zeichnet, und auf Grund dieser veränderten Anschauungen jener Zeit, untersucht er nun zum erstenmale in genauester Weise alle Berichte, die wir über den Anteil Marias an dem Ende Darnleys haben, und kommt zu dem Schlusse, daß die Königin an diesem Verbrechen vollständig schuldlos war.

Da Bekkers fleißige und scharfsinnige Untersuchung ihre Aufgabe vollständig löst, und schwerlich der Versuch gemacht werden wird, in entgegengesetztem Sinne nochmals an eine Behandlung der Frage heranzutreten, so verlohnt es sich, auf seine Resultate näher einzugehen. Wir verzichten dabei auf eine Wiedergabe alles dessen, was Bekker über die Ereignisse, deren Mittelpunkt Maria war, neues gefunden hat, und begnügen uns lediglich mit der Frage nach der Schuld der Königin und deren Begründung in den Quellen.

Zu derselben Zeit, als die Maria Stuart-Frage zur Weltfrage wurde, als Spanien, Frankreich und der Papst Partei für die gefangene Königin nahmen, die Heiratsintriguen des Herzogs von Norfolk spielten, die nordischen Grafschaften zu Gunsten Marias sich erhoben, Königin Elisabeth durch die Bulla declatoria Papst Pius' V. für abgesetzt erklärt und eine Verschwörung geplant wurde, wonach Königin Elisabeth ermordet und ihr Reich unter das Königtum Marias und damit in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurückgeführt werden sollte, überreichte man, im November 1571, der Königin von Schottland in Sheffield eine Schrift in lateinischer Sprache, welche soeben in London erschienen war und den Titel trug: De Maria, Scotorum regina, totaque eius contra regem coniuratione, foedo cum Bothuelio adulterio, nefaria in maritum crudelitate et rabie, horrendo super et deterrimo eius parricidio; plena et tragica plane historia. Es war die erste Auflage der später unter dem Titel Detectio Mariae, reginae Scotorum, so berühmt und berüchtigt gewordenen Schmähschrift, deren Verfasser der bekannte Gelehrte und Geschichtschreiber George Buchanan war.

Die Detectio war weiter nichts als eine Ausarbeitung zweier Beweise, welche die Schotten bei den Verhandlungen zu Westminster im November 1568 produzirten, um die Schuld ihrer gefangenen Königin zu erhärten, des Book of the Articles, einer aus fünf Abteilungen bestehenden Anklageschrift, welche den

Digitized by Google

Nachweis jenes angeblichen Skandalverhältnisses der Königin zu Bothwell versucht, dem die berüchtigten Briefe Marias ihren Ursprung verdanken sollen, und des sogenannten Tagebuchs Murrays, des Stiefbruders der Königin und damaligen Regenten Schottlands, welches nichts als ein bloßer Auszug aus dem Artikelbuche ist. Wenn also gerade jetzt jenes angebliche Beweismaterial veröffentlicht wurde, so verbanden die Herausgeber damit eine ganz bestimmte Absicht: es galt in einer Zeit der Aufregung, welche nach einer Begründung jener Anklagen zu forschen keine Lust hatte, Marias Namen für immer zu brandmarken.

Die gefangene Königin wußte sogleich, woher der Schlag kam, der hier aus dem Versteck gegen sie geführt wurde. Sie hat Buchanan, den sie mit Wohlthaten überhäuft, und der sie dafür in lateinischen Oden besungen hatte, als den Schreiber bezeichnet und auf Elisabeths Minister Cecil, als den eigentlichen Urheber der Schmähschrift geraten. Daß sie Recht gehabt, beweist, so sehr auch die englische Regierung bemüht war, ihren Anteil an dem Machwerke zu vertuschen, der Brief des englischen Übersetzers der Detectio, des Dr. Thomas Wilson, Master of the Court of Requests, der am 8. Dezember 1571 an Cecil schreibt, um die Zusendung der Aussagen eines Dieners von Bothwell, French Paris, zu erbitten, und dabei die Versicherung giebt, daß nicht bekannt werden solle, woher sie kämen. Daß aber auch die Königin Elisabeth um den schmutzigen Handel wußte, geht aus einem Befehle hervor, den sie ihrem französischen Gesandten gab. „Es wäre nicht übel," schreibt sie ihm, „verschiedene von Buchanans kleinen lateinischen Büchlein bereit zu halten, um sie als Geschenk zu überreichen, wenn nötig dem König selbst, doch so, als thäten Sie dies von selbst, und ebenso einigen andern Edelleuten seines Rats, denn dies wird dem guten Zweck dienen, sie (Maria) zu entehren (to disgrace her), was geschehen muß, bevor andre Absichten (ein englisch-französisches Bündnis gegen die spanische Weltmacht) erreicht werden können."

Ziehen wir noch in Betracht, daß die Detectio auch ins Französische übersetzt und geflissentlich verbreitet wurde, so erscheint es unzweifelhaft, daß die ganze Detectio-Literatur ein politisches Unternehmen der englischen Regierung, und Cecil der geheime Leiter und Verbreiter dieser Schriften war, während Buchanan und Wilson nur literarische Handlangerdienste verrichteten. Gerade damals unterhandelte man mit Frankreich wegen eines Bündnisses. Es mußte also von höchster Wichtigkeit sein, die Bedenken Karls IX. und aller Freunde der schottischen Königin am Hofe von Paris zu beseitigen. Dies war aber nur dann möglich, wenn man nachweisen konnte, daß Maria der französischen Hilfe unwürdig und ihre Gefangenschaft in England durchaus berechtigt sei.

Auf der Detectio, welche dem Inhalte nach mit dem Artikelbuche vollständig sich deckt und sich nur äußerlich darin von ihm unterscheidet, daß es die Klassifizirung der verschiedenen angeblichen Verbrechen, wie sie eine Anklageschrift mit

Digitized by Google

sich brachte, mit einer historischen Darstellung vertauschte, beruht im großen und ganzen die spätere Darstellung der Geschichte Maria Stuarts. Es ist daher notwendig, die wichtigsten Vorwürfe, die gegen die Königin darin erhoben wurden, kurz aufzuzählen.

Die Detectio schildert die Ereignisse vom April 1566 bis zur Heirat der Königin mit Bothwell am 15. Mai 1567. Maria tritt uns als Scheusal von Weib entgegen. Seit der Ermordung Riccios, welcher der Erbitterung der puritanischen schottischen Edelleute zum Opfer gefallen war, warf sie, nach der Detectio, einen unversöhnlichen Haß auf ihren Gemahl Darnley, der an dem schmählichen Ende des Italieners Anteil gehabt. Sie übertrug alle ihre Gunst auf den Grafen von Bothwell. Kurze Zeit nach ihrer Niederkunft machte sie zum höchsten Erstaunen der Edinburger in Begleitung Bothwells eine Luftfahrt nach dem Schlosse Alloa. Der arme König wurde unterdessen fast mittellos gelassen und lebte wie ein Verbannter, er wurde von dem königlichen Rat und von jedem Staatsgeschäfte ferngehalten. Dennoch trieb ihn seine Liebe immer wieder an, die Gesellschaft der grausamen Gattin aufzusuchen. Er folgte ihr denn auch zu Land nach Alloa, fand aber einen schlimmen Empfang. Nach wenigen Stunden Aufenthalts wurde er gezwungen, so rasch als möglich zurückzukehren. Nachdem die Königin noch von Alloa aus mit ihrem Geliebten zahlreiche Jagdpartien unternommen hatte, kehrte sie nach Edinburg zurück und führte dort mit Bothwell einen höchst anstößigen Lebenswandel. Darnley, heißt es, habe fast wie in der Verbannung gelebt. Noch einmal habe er von Stirling aus, wo er weilte, den Versuch gemacht, sich mit der Königin auszusöhnen. Vergeblich. Da sei plötzlich die Nachricht eingetroffen, Bothwell sei im Zweikampfe mit einem Grenzräuber verwundet worden und liege rettungslos in seinem Schlosse Hermitage. Wie wahnsinnig sei Maria darauf mitten im Winter an das Lager des verwundeten Geliebten geeilt. Infolge der Anstrengungen habe sie eine schwere Krankheit befallen. Der König sei sogleich gekommen, um seiner Gemahlin seine Liebe und Sorge zu zeigen, habe aber nur einen kalten Empfang und Abweisung gefunden. Ja als Maria genesen, habe sie dem Grafen von Murray, Huntly und dem Sekretär Maitland geklagt, sie könne, wenn sie nicht bald von dem König befreit werde, nicht länger am Leben bleiben. Ehe sie dieses elende Dasein weiterführe, wolle sie sich lieber mit eignen Händen umbringen. Sie habe deshalb in Craigmillar den Grafen von Murray, Argyle, Huntly und dem Sekretär Maitland den Vorschlag einer Ehescheidung von Darnley auf Grund von Blutsverwandtschaft gemacht und sich erst dann von diesem Plane abbringen lassen, als die Lords darauf aufmerksam machten, daß dann ihr Sohn, als einer unerlaubten Ehe entsprossen, seines Erbrechts verlustig gehen müsse.

Bei der Taufe des Prinzen im Dezember 1566 — so heißt es weiter — traf Bothwell alle Anordnungen, und Marias Gatte wurde in der unehrerbietigsten Weise mißachtet. Als Darnley nach der Taufe Stirling verlassen und

Digitized by Google

sich zu seinem Vater nach Glasgow begeben wollte, brach plötzlich eine Krankheit bei ihm aus, die er offenbar einer verräterischen That verdankte, die jedoch von der Königin als Blattern bezeichnet wurde. Während aber der König todkrank in Glasgow lag, feierte die Königin mit Bothwell auf den Schlössern von Drumond und Tullibardine Orgien, bei welchen Scham und Anstand leere Begriffe waren. Kurze Zeit darauf beging sie eine neue Schandthat. Sie schleppte ihr kaum sieben Monate altes Söhnchen mitten im tiefsten Winter von Stirling nach Edinburg und gab ihm hier ein Gift ein, das freilich nicht tötlich wirkte. In Edinburg wurde darauf der Mordplan geschmiedet, Darnley aus Glasgow zu holen, um ihn in dem Hause auf Kirk of Field durch eine Pulverexplosion zu töten. Den schnödesten Verrat im Herzen kam Maria zu Darnley, spielte die Versöhnte und führte den Gemahl mit sich nach Edinburg. Dort kam es zu der ungeheuren That. Während Maria auf einem Hochzeitsfest sich belustigte, brachte ihr Geliebter, Bothwell, den König um. Anfänglich zeigte sich Maria gleichgiltig. Erst später heuchelte sie Trauer und schloß sich ein. Zum Scheine wurde auf die Entdeckung des Thäters eine Belohnung ausgesetzt, aber in der That wurde nichts gethan, um den Verbrechern auf die Spur zu kommen. Ja „Bothwell erhielt einstweilen die Güter Darnleys, auch schenkte sie ihm die Waffen, Pferde und Kleider desselben, die übrigen Gegenstände des Ermordeten erhielt teils ebenfalls Bothwell, teils die andern Mörder, oder die Feinde des Grafen von Lennox, des Vaters Darnleys. Es war gerade, als wenn alles konfiszirt worden wäre."

In dieser Weise geht die Schilderung der Detectio Buchanans weiter. Maria läßt sich endlich von Bothwell, nachdem er in possenhafter Weise von jedem Verdachte freigesprochen worden ist, zum Scheine entführen und reicht dann dem längst ersehnten Manne die Hand zur Ehe.

Nach der Detectio wäre der Beweis geliefert, daß Maria eine Leidenschaft zu Bothwell gefaßt hatte und diesen benutzte, um den ungeliebten Darnley, den sie seit Riccios Ermordung bitter haßte, zu beseitigen. Was die Detectio sagte, wurde aber auf guten Glauben angenommen. Bald wurde sie geradezu als Quelle benutzt. So finden wir sie z. B. fast wörtlich in einem in jenen Jahren geschriebenen Geschichtswerke wieder, den Mémoires de l'Estat de France sous Charles IX. In wörtlicher Wiedergabe finden wir sie auch in der seiner Zeit hochberühmten Rerum Scotticarum Historia von George Buchanan, welche im Jahre 1582 in Edinburg erschien. Ebenso wird der Einfluß der Detectio bei einem berühmten zeitgenössischen Autor, der noch bis auf den heutigen Tag für eine sehr glaubwürdige Quelle bezüglich Marias gilt, ersichtlich, in der History of the Reformation in Scotland von John Knox. Doch hat es Knox verstanden, auch ohne Hilfe der Detectio zu verleumden und die Thatsachen zu Ungunsten Marias zu entstellen. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß der große Reformator die katholische Königin von Herzensgrund haßte, daß er

Digitized by Google

Maria jeder Schandthat für fähig hielt, weil sie katholisch war, und weil seiner strengen puritanischen Denkungsart das lustige Treiben an dem Hofe der jugendlichen Königin als der Greuel des Satans erschien, und daß er den Gläubigen bei jeder Gelegenheit die Strafe des Himmels verkündete. Thöricht wäre es also von, Knox ein unparteiisches Urteil über die Königin zu erwarten.

An zweiter Stelle kommen zur Beurteilung der Frage nach der Schuld Marias die Memoiren von James Melvil in Betracht. Melvil war Protestant und Parteigänger Murrays, und so kann schon um deswillen von ihm ein unparteiischer Bericht nicht erwartet werden. Er schrieb aber überdies erst im hohen Alter, und zu einer Zeit, da sein Gedächtnis schon ermattet war. In der That weist Bekker an einzelnen, und zwar sehr wichtigen Punkten nach, daß Melvils Darstellung arge Unrichtigkeiten enthält, so daß bei Benutzung seiner Memoiren Vorsicht geraten erscheint.

Noch wertloser ist die Erzählung eines der bekanntesten und berühmtesten Geschichtschreibers des 16. Jahrhunderts, des Franzosen Thuanus. Dieser hat, wo er von der Königin Maria handelt, die Rerum Scotticarum Historia, wie Bekker beweist, meist wörtlich abgeschrieben. Ähnliches gilt von den Darstellungen Spottiswoodes und Calderwoods. Beide, Verfasser von Geschichten der schottischen Kirche, waren an sich schon als presbyterianische Geistliche geneigt, jedem Gerücht, das auf Marias Namen einen Schatten werfen konnte, Glauben zu schenken, hatten aber überdies noch Buchanan als Vorbild vor Augen.

So sind also die Werke George Buchanans der Ausgangspunkt aller jener falschen Anschauungen über die Königin Maria geworden, und diese Anschauungen, wenngleich im einzelnen bedeutend gemildert, sind im großen und ganzen die herrschenden geblieben bis auf den heutigen Tag. Auf Buchanan stützen sich alle modernen Verurteiler der Königin, darunter Laing, Mignet, Froude, Burton und noch zuletzt die neueste deutsche Arbeit über Maria Stuart von Arnold Gädeke. Die Kritik wird also zuerst bei der Detectio einzusetzen haben, dem Grundstein der ganzen Frage. Lassen sich die Angaben jener Anklageschrift erschüttern, so fallen auch die Briefe Marias an Bothwell und fällt auch die Schuld der Königin an der Ermordung ihres Gemahls. Denn bestand kein unerlaubtes Verhältnis zwischen der Königin und dem Grafen Bothwell, so hatte sie auch keinen Anteil an dem tragischen Ende Darnleys.

Mit großem Fleiß und Scharfsinn sucht nun Bekker den Bericht Buchanans, gestützt einzig und allein auf zuverlässige Quellen, zu widerlegen. Die wichtigsten Punkte sind folgende.

Zunächst ist erlogen, daß Maria, seitdem sie den Beweis in den Händen hatte, daß Darnley an der Ermordnng Riccios teilgenommen, gegen ihren Gatten einen Abscheu gefaßt, welcher sich bald in den tötlichsten Haß verwandelt und schließlich den Anlaß zur Ermordung des Königs gegeben habe. Vielmehr liegen positive Beweise vor, daß Maria, in deren Natur es überhaupt nicht lag, lange

Digitized by Google

zu grollen, sich bald wieder mit Darnley aussöhnte. Als sich die Königin im Juni und Juli 1566 in das feste Schloß von Edinburg zurückzog, um dort ihre Niederkunft abzuwarten, war es lediglich Darnley, Murray und Argyle gestattet, in ihrer Nähe zu weilen, während alle andern Lords zurückgewiesen wurden, darunter Bothwell, der diese Ehre erbeten hatte. Damit fällt jene Angabe der Detectio, nach welcher Bothwell allein bei der Königin gewesen sei. Ueberdies machte die Königin vor ihrer Niederkunft ein Testament, worin sie ihren Gatten aufs reichlichste bedachte, und wenige Stunden nach der Geburt Jakobs schrieb Darnley eigenhändig einen kurzen Brief an Karl IX., in welchem er seine und seiner Gemahlin Freude schildert und den König von Frankreich bittet, Patenstelle zu vertreten. Dies beweist doch, daß jedenfalls damals ein Einvernehmen zwischen den Gatten bestand. Auch kann man aus den noch vorhandenen Treasurer Accounts (Rechnungen des königlichen Haushalts), dem Privy Council und Privy Seal Register sehen, daß vom Juni bis Ende September der König ununterbrochen mit seiner Gattin zusammenlebte.

Was den Ausflug nach Alloa betrifft, so zeigt Bekker nach zuverlässigen Quellen, daß Bothwell gar nicht unter den Begleitern der Königin war, sondern als königlicher Admiral das Schiff bereit zu halten hatte, welches Maria in Begleitung der Grafen von Mar und Murray bestieg. Darnley begab sich zu Lande nach Alloa, weil er mit Murray auf sehr üblem Fuße stand. Er wurde dort nicht fortgejagt, sondern verweilte bei der Gattin zwei Tage lang, und wie der in Alloa anwesende französische Gesandte berichtet, in bestem Einvernehmen mit ihr. Auch bei den Jagden, welche dem Aufenthalte von Alloa folgten, war Darnley, nicht Bothwell, der ständige Begleiter der Königin.

Wenn Buchanan ferner sagt, daß die Königin ihren Gemahl zurückgestoßen habe, so entspricht auch das wieder nicht der Wahrheit. Übereinstimmend erzählen die Berichte des französischen Gesandten und der Räte der Königin, daß Maria ihren Gemahl liebreich empfing, und daß derselbe auch in ihren Gemächern die Nacht blieb. Auch war es nicht Maria, welche Darnley hinderte, an den Regierungsgeschäften teil zu nehmen, sondern die Lords selbst, die einem dahin zielenden Wunsch der Königin den äußersten Widerstand entgegensetzten.

Ferner ist es nicht richtig, daß die Königin sogleich einen Besuch bei dem verwundeten Bothwell gemacht habe; sie kam erst acht Tage später. Ebenso eilte Darnley nicht augenblicklich an das Krankenlager seiner Gemahlin; vielmehr erschien er nach den Berichten der französischen Gesandten erst dann, als die Krisis vorüber war.

Vollständig entstellt ist die bekannte Szene, welche in dem Schloß Craigmillar spielte. Nicht die Königin war es, welche den Vorschlag auf Ehescheidung machte, sondern Murray und Maitland. Und wenn viel von einem Hervortreten Bothwells bei der Taufe des Thronfolgers erzählt wird, so ist auch dies einfach unwahr. Denn die Treasurer Accounts beweisen, daß Bothwell

Digitized by Google

auch nicht einen Pfennig von Maria erhielt, um etwas für das Taufffest anzuschaffen.

Nicht begründeter ist, was die Detectio von jenem achttägigen Aufenthalte der Königin in den Schlössern von Drumond und Tullibardine erzählt. Nach dem offiziellen Bericht blieb Maria dort nur einen Tag. Bothwell scheint damals überhaupt nicht in ihrem Gefolge gewesen zu sein. Hatte sich Darnley unmittelbar nach der Taufe nach Glasgow entfernt, so lag der Grund darin, daß die Königin von ihren Lords, aber auch von Elisabeth und Cecil gedrängt, gerade damals die Amnestie der Mörder Riccios aussprach. Von diesen aber meinte der König nichts Gutes erwarten zu dürfen. Hatte er sie doch, um ein besseres Verhältnis zwischen sich und seiner Gattin anzubahnen, an Maria verraten.

Auf dem Wege nach Glasgow wurde Darnley gefährlich krank. Es waren die Blattern, welche plötzlich bei ihm ausbrachen. Von einer Vergiftung kann keine Rede sein. Alle Symptome, die uns genannt werden, deuten auf jene Krankheit hin, welche damals in Glasgow wütete. Maria durfte natürlich ihres Söhnchens wegen nicht wagen, den Gemahl zu besuchen. Aber sie sandte ihm ihren eigenen Arzt. Später erschien Maria selbst am Krankenbette Darnleys, um ihn nach Edinburg bringen zu lassen. Der Grund hierfür lag allerdings nicht in besondrer Zärtlichkeit für den Gatten. Viel Liebe fühlte die Königin sicher nicht zu dem schwankenden, unentschlossenen Mann, der ihr nur Schwierigkeiten gemacht und damit alle Hoffnungen getäuscht hatte, welche sie auf ihn setzte, als sie ihn zum Gemahl erkor. Aber der Beweis, daß Maria Darnley nach Edinburg gebracht habe, um ihn dort um so sicherer töten zu lassen, ist nicht zu erbringen. Sicher ist nur — und auch dies weist Bekker nach —, daß die Königin ihren Gatten aus Glasgow entfernte, um ihn dem gefährlichen Einfluß seines Vaters, des intriganten Grafen Lennox, zu entziehen. Maria gedachte Darnley nach dem Schlosse von Craigmillar zu bringen. Aber der König hatte keine Lust hierzu. Daher wurde der Plan geändert, und es wurde beschlossen, ihn nach Kirk of Field zu bringen, einem Hause, das an einem hohen luftigen Punkte der südlichen Vorstadt Edinburgs lag. Damit muß jeder Verdacht, der gegen Maria erhoben wurde, daß nämlich absichtlich dieses etwas abgelegene Haus von ihr zur Mordthat auserwählt worden sei, verstummen. Der König war es selbst, der hier zu wohnen verlangte.

In Kirk of Field vollzog sich jene That, die dem König von Schottland das Leben kostete. Die Ankläger der Königin nehmen an, daß Bothwell den Mord unter Mitwissen und auf Befehl der Königin vollzog, die Verteidiger dagegen, daß er lediglich der Vollstrecker des Mordes war und nur unter Mitwissen der andern Lords handelte. Bekker führt dagegen mit großer Wahrscheinlichkeit den Nachweis, daß eine Verschwörung gegen Darnleys Leben unter dem protestantischen Adel bestand. Diese Verschwörung war zu Craigmillar von den Ministern der Königin geschlossen worden, den Häuptern des protestantischen Adels, Murray,

Digitized by Google

Maitland, Argyle, Huntley, Bothwell, endlich Sir James Balfour, demselben, dem Kirk of Field gehörte. Die amnestirten Ricciomörder waren dem Bunde beigetreten. Er sollte ihnen Gelegenheit zu der heiß ersehnten Rache an dem Verräter Darnley geben. Wäre Bothwell der Unternehmer im Auftrage der Königin gewesen, so hätte er die Verschwörung veranlassen müssen. Es ist bekannt, daß er dies nicht that. Wäre Maria die Beschützerin des Anschlages gewesen, so hätten doch wenigstens die Häupter desselben etwas davon wissen müssen. Allein gerade von diesen haben wir die Bürgschaft, daß Maria keine Ahnung von der Verschwörung hatte. Argyle und Huntley bestätigen dies in ihrer Protestation gegen Murray, und Bothwell versicherte noch auf dem Sterbebette im Schlosse von Malmö die Unschuld Marias. Jene Feinde Darnleys waren es, die von der Rückkehr des Königs zu Maria ein Wachsen seines Einflusses fürchteten. Da Darnley ihr alter Feind war, schritten sie zur schnellen Ausführung des Verbrechens.

Die übrigen Schilderungen Buchanans von der rohen Grausamkeit der Königin, welche ihren gemordeten Gatten auf einer elenden Bahre habe bestatten lassen und ihrem Buhlen Bothwell dessen Pferde und Waffen geschenkt habe, gehören zu derselben Gattung von Verleumdungen, aus welcher die ganze Detectio und das Book of the Articles zusammengesetzt sind.

Der Prozeß, der gegen die Mörder Darnleys begonnen wurde, war nichts als eine Farce. Aber nicht Maria trug die Schuld hieran, sondern der gesammte calvinistische Adel Schottlands, der jede eingehende Untersuchung hintertrieb. Auch hat Bothwell bei der Verteilung der Kirchengüter nur einen geringen Vorteil gehabt. Die Abteien, welche er erbat, erhielt er nicht, nur einige Ländereien in der Nähe der Feste Dunbar, deren Kommandant er war. Daß ihm das Kommando des Kastells von Edinburg übertragen worden sei, ist nichts als eine böswillige Erfindung, verbreitet, um Marias Schuld zu beweisen.

Der Lohn Bothwells kam von andrer Seite. Am 19. April 1567 versammelte sich der Adel zu einem Nachtessen in der Schenke eines gewissen Ainslie, dem sogenannten Ainslie's supper. Hier legte Bothwell einen Bond vor, worin er als der passendste Gemahl der Königin empfohlen wurde, da es nachteilig für das Reich sei, wenn die Königin Witwe bliebe. Die Schotten traten für ihn ein, und es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß Graf Murray der erste war, der sich durch Namensunterschrift verpflichtete, die Heirat Bothwells zu unterstützen. Da aber Bothwell sonst mit dem calvinistischen Adel, von dem aus die Verschwörung gegen den Katholiken Darnley unternommen wurde, keinen Zusammenhang hatte, so liegt die Vermutung nahe, daß der Beitritt Bothwells zur Verschwörung von Craigmillar, von Murray, Maitland, Huntley und Argyle nur um jenen hohen Preis erkauft wurde, dessen Auszahlung man ihm bei dem Ainslie's supper schriftlich verbürgte.

Digitized by Google

Auf jenen Bond gestützt, warb Bothwell um die Hand Marias. Er bemächtigte sich ihrer Person, und halb gezwungen nahm sie ihn thörichterweise zum Gemahl, in der Hoffnung, daß diese neue Ehe dem Lande den Frieden wiedergeben würde.

Was darauf folgte, ist bekannt. Es kam zu neuen Aufständen des Adels, welche die unglückliche Königin in die Gefangenschaft der Schotten, in die Flucht und zuletzt in die Hand ihrer Feindin und auf das Schaffot führten. Die Anklagen wegen Gattenmordes wurden aber nicht sogleich erhoben. Bothwell allein wurde des Königsmordes angeklagt. Auch das spricht für Marias Schuldlosigkeit. Ihre Thronentsetzung im Juli 1567 wurde nicht mit dem Vorwurf jenes Verbrechens gerechtfertigt, obgleich Murray versicherte, schon damals habe man schriftliche Beweise für die Mitschuld der Königin in den Händen gehabt. Im Jahre 1568 erhob sich derselbe Adel, der später die furchtbare Anklage gegen Maria erhob, für die Königin zum blutigen Entscheidungskampfe. Und wie kam es, daß Murray auf der Konferenz von York nicht sogleich die Anklage auf Gattenmord erhob und er oder Elisabeth der tief aufgeregten öffentlichen Meinung die Richtigkeit jener Anklage nicht sogleich durch Veröffentlichung des angeblichen Beweismaterials darlegte?

Wenn wir festhalten, daß die Detectio, welche die Grundlage aller späteren Angriffe auf die Königin geworden ist, die gröbsten Unwahrheiten enthält, wie auf Schritt und Tritt bewiesen werden kann, wenn wir damit zusammenstellen, daß jene Schmähschrift den ausgesprochenen Zweck hatte, die Königin von Schottland auch vor dem katholischen Frankreich zu diskreditiren — wer wird dann einem solchen Machwerk noch Glauben schenken wollen? Mit der Glaubwürdigkeit der Detectio steht und fällt aber die Echtheit der Briefe Marias an Bothwell. Wer Buchanans Bericht für wahrhaft hält, der *kann* wenigstens die Briefe Marias für echt halten, wenn ihm auch dieses oder jenes Bedenken darüber kommen wird. Wer dagegen die Detectio für ein lügnerisches Machwerk hält und an kein Verhältnis Marias zu Bothwell glaubt, für den ist es selbstverständlich keine Frage weiter, daß wir es in den Briefen mit einer Fälschung zu thun haben. Bekker, der das Material, wie keiner seiner Vorgänger beherrscht und das Für und Wider reiflich erwägt, weist an der Hand von Thatsachen, aus den Widersprüchen der Berichte über das Auffinden jener Briefsammlung, aus dem Mißtrauen, welches ihr anfänglich entgegengebracht wurde, aus der Behutsamkeit, mit der zuerst die Gegner Marias sich der Schreiben bedienten, endlich auch aus einer Reihe formeller Gründe nach, daß hier nichts als eine Fälschung vorliegt, und er stellt höchst wahrscheinliche Vermutungen darüber auf, wie und zu welcher Zeit jene Briefsammlung entstanden ist.

Vor wenigen Monaten enthielten die „Grenzboten" die Besprechung eines Werkes, welches einen ähnlichen Zweck verfolgte wie das vorliegende Buch. Es galt, Wallenstein, einen Mann, der ebenso wie die schottische Königin das Schicksal gehabt hat, ein „von der Parteien Gunst und Haß verwirrtes" Bild

Digitized by Google

zu hinterlaſſen, von der Anklage des Verrats zu befreien. Was aber Schebek mit ſeiner «Löſung der Wallenſteinfrage» nicht erreicht hat, iſt nach unſerm Ermeſſen Bekker mit ſeiner Rettung der Maria Stuart vollſtändig gelungen. In glänzender Weiſe hat er die Aufgabe, welche andere vor ihm nur unvollkommen gelöſt haben, durchgeführt und die Schuldloſigkeit der unglücklichen Königin von Schottland nachgewieſen.

Paul Lindau.

Es war ein Herr, der über Land zog und teilte ſeine Güter unter ſeine Knechte. Dem einen gab er fünf Pfund, dem andern drei, dem dritten zwei und dem vierten eines, und trug ihnen auf, damit zu wirtſchaften. Und als er wiederkam, Rechenſchaft zu fordern, da hatte der erſte zu den fünf Pfund noch fünf andre gewonnen, auch zwei von den andern hatten ihren Beſitz vermehrt, nur der letzte hatte ſein Pfund vergraben und gab es dem Herrn zurück, indem er ſagte: Ich fürchtete mich vor dir, denn ich wußte, daß du ein harter Mann biſt. Siehe, da haſt du das Deine. Der Herr aber lobte die andern und nannte dieſen allzuvorſichtigen einen Schalk und faulen Knecht.

Dieſes Gleichnis fiel uns ein, als wir dieſer Tage eine Beſprechung des Spielhagenſchen Romans „Angela“ von Paul Lindau in „Nord und Süd“ zu leſen uns bemühten. Paul Lindau hat wohl von allen jetzt lebenden deutſchen Schriftſtellern den ſchärfſten Verſtand. Er hat einen untrüglichen, nüchternen Blick für alle Dinge, die innerhalb ſeines Geſichtskreiſes liegen, und dieſer Geſichtskreis iſt ziemlich weit. Er hat dazu eine Gabe des Ausdrucks, die ihn vor allen andern befähigt, das, was er ſelber verſtanden hat, dem großen Publikum verſtändlich zu machen. Er iſt der geborne Kritiker. Er iſt von der Natur dazu beſtimmt, als ein ſcharfer Beſen im Augiasſtall der Literatur zu wirtſchaften. Dies ſein Talent iſt das Pfund, welches der Herr ihm anvertraute.

Zu Anfang ſeiner Laufbahn zeigte er auch dies Talent. Mit Vergnügen mußte man ſeinen Aufſatz über Gutzkows „Urbild des Tartüffe“ leſen, geſpannt folgte man den feinen, ſich tief einbohrenden Gedanken, die dieſen damals heroenhaft emporragenden Dichter gleichſam ſkelettirten. Mit Freuden entdeckte man ein Streben nach hohen Zielen, das ſtärker zu ſein ſchien als die Weltklugheit, das den Verfaſſer hinzureißen ſchien, ſich ſelbſt zum Schaden als ein Zeuge für das Gute aufzutreten.

Digitized by Google

Auch manche andre seiner frühern Arbeiten machten einen ähnlichen Eindruck auf den unbefangenen Leser. Mit Vergnügen sah man den Namen Lindau an der Spitze kritischer Aufsätze und konnte in der Regel darauf rechnen, daß dieser wohlunterrichtete, feine und satirische Kopf durch die Entwicklung seiner Ideen uns einen besonderen Genuß bereiten würde.

Ja wir müssen gestehen, daß wir soeben, die Feder beiseite legend und die „Harmlosen Briefe," die „Literarischen Rücksichtslosigkeiten," die „Gesammelten Aufsätze," die „Dramaturgischen Blätter" und die „Überflüssigen Briefe" durchblätternd, so angenehm berührt wurden in Erinnerung an das herzliche Lachen bei der ersten Lektüre vor Jahren, daß wir große Lust hatten, diesen Aufsatz nicht weiter zu schreiben. Wir sagten uns, daß es eine Undankbarkeit wäre, wenn wir für den Genuß, den uns der amüsante, witzige Autor einst bereitet, ihm vielleicht eine Kränkung zufügten. Aber — amicus Plato, magis amica veritas. Warum ist er sich nicht gleich geblieben? Warum hat er so edle Gaben nicht immer in edlem Sinne gebraucht? Warum hat er sein Pfund vergraben?

Hatte der Leser in den ersten Schriften an vereinzelten Stellen innegehalten, und sich gefragt, ob wirklich die höchsten ästhetischen Gesichtspunkte allein den Autor zu seinen Angriffen auf die großen Herren der Literatur veranlaßten, so bildete sich ihm aus den spätern Schriften, als Lindau sich vorwiegend damit ergötzte, unbekannte Leute ans Tageslicht zu zerren und öffentlich lächerlich zu machen, als er ferner die Werke der Großen so sehr vorsichtig anfaßte, diesen Herren gleichsam den Pelz wusch, ohne ihn naß zu machen, eine andre Anschauung. Der Leser fragte sich, wie es komme, daß Herkules die nemeischen Löwen ruhig gehen ließe und die Lämmer an des Baches Rand zerrisse.

Es lag die Vermutung nahe, Lindau habe zu Anfang den großen Gutzkow nicht allein wegen seiner Sünden gegen den Geist der Dichtkunst, sondern vielleicht mit zu dem Zwecke angegriffen, sich selber einen Namen zu machen. Er habe sich damals überlegt, daß es wenig nützen, daß es gar nicht auffallen würde, wenn er ein kleines Haupt opferte, daß er nur dadurch in den Mund der Leute kommen könne, daß er eines der größten zum Altar schleppe. Und in Anbetracht der Bundesgenossenschaft, die der Angreifer bei allen Feinden Gutzkows finden mußte, namentlich in denjenigen Kreisen, welche Gutzkows abfällige Bemerkungen über die Juden übelgenommen, erschien das Wagnis nicht allzu groß.

So gewann es den Anschein, als sei bei Lindau die Weltklugheit doch größer als der Eifer für die gute Sache, als habe sein scharfer Verstand ihm etwa folgende Rede gehalten: Paul, sei kein Narr! Sei vorsichtig, Paul! Du wirst die Welt nicht ändern. Wenn du die Leute da anfassest, wo es ihnen weh thut, so werden sie mit Steinen nach dir werfen. Das Leben ist so schon sauer genug, und ein Mann, der selber sein Vergnügen haben will, muß sich umsehen, daß er andern nicht auf die Füße tritt. Die Leute sind doch zu dumm,

Digitized by Google

um dich zu verstehen, deshalb behalte du deine Meinung für dich. Rede so, daß die Welt für dich ist, und da du einmal Satiriker bist, so geißele nur solche Schwächen, die der Welt selbst als Schwächen erscheinen. Schlag Puppen die Köpfe ab, das nimmt die Welt nicht übel, aber hüte dich, Männer zu verletzen, die wieder schlagen könnten. Und wo du es nicht vermeiden kannst, Männer anzugreifen, da greife sie wenigstens nicht an der Stelle an, wo sie am empfindlichsten sind, sondern tadle Eigenschaften, bei denen der Tadel harmlos ist. Du kannst in der Litteratur ein großes Licht werden, lieber Paul, und kannst eine enorme Reute aus deiner Arbeit ziehen, wenn du es verstehst, so zu kritisiren, daß es der Menge schmeichelt und daß die Bahnwärter der öffentlichen Meinung dir halb geneigt sind und sich halb vor deiner scharfen Feder fürchten. Du hast Gutzkow eine Schmarre übers Gesicht gezogen, die von der Stirn bis zum Kinn läuft, du hast Rudolf Gottschall ein Ohr abgehauen, du hast Julian Schmidt ernstlich verletzt, du hast Gustav Freytag eine leichte Streifwunde beigebracht, außerdem noch einige andre Leute angeschossen. Damit ist es genug, die Welt weiß, wer du bist, höre jetzt auf und bedenke, daß viele Hunde des Hasen Tod sind.

So etwa muß sein Verstand zu ihm gesprochen haben, denn Lindaus litterarisches Benehmen erlitt eine Wandlung, wie sie einem wohlberatenen und vernünftigen Manne zukam. Er nahm eine Änderung mit seinem Wappen vor und schrieb als Devise hinein: Quidquid agis, prudenter agas et respice finem. Nur für Lindaus Genius war diese vernünftige Wandlung kein gutes Zeichen. Ein Genius, der auf die Stimme des alltäglichen Verstandes hört, kann unmöglich ersten Ranges sein.

Lindau wich also von dem Pfade ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hatte, und die Strafe folgte auf dem Fuße. Er mochte sich selber eingeredet haben — oder seine Freunde hatten es gethan — er sei ein Dichter. So fing er an zu dichten und schrieb eine Reihe von Schauspielen und Lustspielen. Über diese Werke zu urteilen, bereitet Schwierigkeiten eigner Art. Es läßt sich nicht leugnen, daß auf der einen Seite Lindaus Art der Produktion etwas Liebenswürdiges hat. Es giebt Schriftsteller, welche, ehe sie etwas sagen, sich mit großen Augen umsehen, ob auch Gott und die Welt da sind, um genau zuzuhören, die dann den Mund weit, weit aufthun, eine Abgeschmacktheit vorbringen, die Hände über dem Bauch falten und mit selbstzufriedenem Blick vor sich hin blinzeln. Das ist z. B. die Art Auerbachs. Bei Lindau ist wohl das gerade Gegenteil der Fall. Wenn er was abgeschmacktes sagt, inquirt er sich innerlich über die Leute, denen es imponirt. So keck er auftritt — er ist innerlich bescheiden. Es ist nicht seine Natur, sich zu überschätzen. Er kennt die Welt, und er weiß, daß die Dreistigkeit Glück macht. Darum stellt er sich dreist an, aber er ist zu gescheidt, um sich, schwache Stunden ausgenommen, für etwas Großes zu halten. Nach mancher seiner Szenen hat der Zuschauer das Gefühl,

Digitized by Google

Lindau habe selbst, als er dies geschrieben, mit zweifelndem Auge dreingeschaut, endlich aber die Szene gelassen wie sie war, einmal, weil er nichts besseres wußte, dann aber auch, weil er das große Publikum kennt und sich sagte: Sie werden das Alberne am leichtesten verstehen.

Aber auf der andern Seite liegt hierin gerade das Tadelnswerte — wenn wir den Ausdruck hier gebrauchen dürfen. Die Kunst steht Lindau nicht hoch genug. Der Zuschauer fürchtet, daß sie ihm nicht die hohe himmlische Göttin, sondern eine tüchtige Kuh sei, die ihn mit Butter versorgt. Der Dichter würde es sonst wohl nicht übers Herz gebracht haben, so in den Tag hinein zu dichten. Er schreibt aber darauf los und denkt: Am Ende ist die Geschichte besser als du denkst.

So kommt es denn, daß die Produktionen dieses verständigen, witzigen Schriftstellers zwar nicht schlecht sind, aber auch nicht gut. Sie haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Bildhauerwerken, mit denen die neueren Italiener die Ausstellungen überschwemmen. Es sind das ganz nette Sachen: die Männer haben einen Kopf, zwei Arme und zwei Beine, die Weiber außerdem noch einen Busen und eine hübsche Frisur, die Kinder dicke Backen oben und unten. Zwischen zwei Vasen mit Strohblumen und Zittergräsern auf der Kommode in der besten Stube sehen sie hübsch aus und erfreuen das Herz derjenigen, denen die mediceische Venus unanständig und der Laokoon roh erscheinen, aber in einer stilvollen Halle würden sie sich übel ausnehmen. So auch Lindaus Theaterstücke. Sie haben einen Anfang, einen Fortgang und einen Schluß und erfreuen manche gute Seele, für die Molière und Shakespeare etwas Fatales haben, aber — Jünglinge mit feurigen Herzen und Männer von gereiftem Geschmack sehen sie nicht gern.

Der Vorzug, den Lindau darin besitzt, daß er immer genau so schreibt, wie der verständige, gebildete und witzige Alltagsmensch denkt und spricht, dieser Vorzug erwies sich als schädlich, sobald der Kritiker etwas künstlerisch gestalten wollte. Denn unmöglich lassen sich gute dramatische Gesellschaften aus lauter Alltagsmenschen zusammensetzen. Die Dichtkunst verlangt mehr. Sie ist nur insofern Kunst, als sie die Realität in ein höheres Gebiet erhebt. Wer die Realität so nackt giebt, wie ein Jeder sie zu sehen pflegt, der ist eben kein Dichter. Lindau bringt zum Dichten manches mit: scharfe Beobachtung der Äußerlichkeiten, Witz, Bühnenkunde; nur die Hauptsache fehlt ihm, nämlich das dichterische Genie. Es ist nichts und es wird nichts, es ist alles gemacht und nichts geschaffen, der Vorwurf, um den das Stück sich dreht, ist nicht wert, daß er dichterisch behandelt wird, die Ideen sind nicht ergreifend.

In „Maria und Magdalena“ hätte es etwas werden können, wenn der hohle Dünkel noch mehr in den Mittelpunkt gerückt, in seiner Allgemeinheit und mit schärferer Satire behandelt worden wäre. Das konnte geschehen, wenn die Schwäche des alten Herrn, der die Preise nennt, an der Wurzel gefaßt worden

Digitized by Google

wäre. Aber Lindau war zu verständig dazu. Er hatte vermutlich keine Luſt, die Leute zu beleidigen, welche die Plätze im erſten Range und im Parkett bezahlen, und er begnügte ſich mit einer oberflächlichen Behandlung, die niemanden ernſtlich verletzte. Das heißt, er ſündigte gegen den Geiſt der Komödie und gegen das Andenken Molières, über den er doch ſo hübſch und richtig geſchrieben hatte. Er hätte doch bedenken ſollen, daß Molière eine Welt von Feinden gegen ſich hatte, daß der harmloſe Witz eben kein Witz iſt. Die Leute loben natürlich den Satiriker, der nicht verletzt, das heißt, ſie loben den Pfeffer, der aus Mäuſedreck beſteht. Lindau würde die Fehler dieſes Luſtſpiels ſehr richtig kritiſiren, wenn ein anderer es geſchrieben hätte. Ja, vielleicht kennt er ſelbſt ſo deſſen Fehler. Sollte es ihm niemals verdächtig geweſen ſein, daß ſeine Stücke ſo gut gefielen? Sollte er niemals, wenn er ſein Publikum klatſchen hörte, an den Redner gedacht haben, der beim Beifall des Volkes erſchrocken ſich umwandte und ſeinen Freund fragte: Habe ich vielleicht etwas Dummes geſagt, daß dieſe Leute applaudiren? — Auch „Gräfin Lea“ hätte ein Stück werden können, wenn Lindau die Gegenſätze vertieft hätte, anſtatt mit Äußerlichkeiten zu ſpielen. Hat es ihm hier an Mut oder Einſicht gefehlt? Wir vermuten, an beidem, denn wo die rechte Einſicht iſt, da findet ſich auch der rechte Mut von ſelbſt ein.

Wir möchten Lindau kein Unrecht thun und bitten ihn ausdrücklich um Entſchuldigung, wenn wir etwa fälſchlich angenommen haben, er habe abſichtlich die Schwächen der von ihm dargeſtellten Perſonen und Kreiſe geſchont. Wir ſind wirklich in Verlegenheit, zu entſcheiden, ob er abſichtlich oder unabſichtlich ſeine Stücke oberflächlich gehalten hat. Jemehr wir darüber nachdenken, deſtomehr neigen wir zu letzterer Anſicht. Galgen und Rad können wohl einen echten Dichter nicht dahin bringen, ſchlechter zu ſchreiben als ihm gegeben iſt, ſeine ſcharfen, guten, wahren Gedanken in einer wäſſrigen Tinte zu erſäufen. Und doch werfen wir uns wieder ein: Aber er iſt doch Kritiker und muß wiſſen, was ihm fehlt. Er iſt nicht naiv genug, um ſich das Zeugnis geben zu können: Le devoir de la comédie étant de corriger les hommes en les divertissant, j'ai cru que, dans l'emploi où je me trouve, je n'avais rien de mieux à faire que d'attaquer, par des peintures ridicules, les vices de mon siècle. Es iſt der Eindruck von etwas Schwankendem, den ſeine Stücke machen, ſie ſcheinen einer Natur zu entſpringen, die ſich heute für etwas begeiſtert, worüber ſie morgen lacht, die mit gleichem Eifer die wichtigſten und die frivolſten Dinge treibt, die ſich heute abhungert und Waſſer trinkt, um ſich morgen an Muſik, edlem Wein und ſchönen Mädchen zu erfreuen.

Andre Stücke Lindaus ſind unſres Bedünkens ſchon im Keim verdorben, in der Idee lebensunfähig. Als wir den „Erfolg“ im Hofburgtheater aufführen ſahen, bedauerten wir, daß ſo vorzügliche Darſtellung an ein ſo ſchwaches Machwerk gewandt wurde. Der Dichter und die Bühne werden auf die Bühne gebracht. Das iſt nichts andres als ein Beweis der mangelnden ſchöpferiſchen

Digitized by Google

Kraft. Anstatt das Leben selbst zu packen, begnügt sich der Dichter damit, die Spiegelbilder, die Reflexe des Lebens in eine nochmalige Spiegelung zu bringen. Man könnte einwerfen, daß der Dichter doch auch ein Mensch sei, daß Dichter und Bühne doch auch im Leben stünden. Ganz recht, aber das, was am Dichter und an der Bühne interessirt, ist nicht ihre Existenz an sich, sondern allein ihre Klarheit in Abspiegelung des außer ihnen befindlichen Lebens. Und davon ist in dem Stück nicht die Rede. Das Stück steht auf der Stufe der Unterhaltung über die persönlichen Angelegenheiten der Dichter. Die Personen des Stückes sagen gerade nichts Dummes, aber sie sagen auch nichts Fesselndes, sie sprechen eben, wie so in Kaffees, bei Besuchen und im gewöhnlichen Leben, dem wir doch eben im Theater entrinnen wollen, gesprochen wird. Unbedeutende oder abgebrauchte Gedanken und Worte bewegen die Luft von Anfang bis zu Ende.

Der „Johannistrieb," „Tante Therese," „Verschämte Arbeit" ꝛc. sind ähnlichen Genres. Es ist nicht der Mühe wert, solche Gegenstände dramatisch zu behandeln. Die Ideen, welche diesen Stücken zum Grunde liegen, sind vortrefflich geeignet, von alten Tanten beiderlei Geschlechts beim Schälchen Kaffee erwogen zu werden, aber der Dichter sollte nicht eine Gesellschaft einladen, sie in feierlicher Versammlung von der Bühne herab zu hören.

Es ist ein eigenes Ding um das Dichten. Es scheint offenbar ein dichterisches Genie dazu zu gehören. Geborne Kritiker aber sind niemals große Dichter. Wer ein gutes Buch über Molière schreibt, ist schwerlich ein Dichter. Denn der Dichter hat weder Zeit noch Lust noch Fähigkeit dazu; er hat so viel mit den eigenen Bildern, die in seiner Seele aufsteigen, zu thun, daß er sich so eingehend nicht mit den Bildern eines andern Dichters beschäftigen kann. Die Beschäftigung mit den Werken der Dichter ist ähnlich dem Lauschen auf Tafelmusik. Leute, die nichts zu sagen haben, sind sehr erfreut, wenn ihnen ein Dutzend Musikanten die Mühe der Unterhaltung abnehmen, aber für gesprächige Leute in angenehmer Gesellschaft ist die Musik bei Tische lästig. So wird ein Dichter schwerlich gern, gewiß nicht viel lesen, ein Kritiker aber liest mit Passion.

Kritiker und Dichter vereinigen sich kaum in einer Person. Das sah Lessing ein, dessen Stücke ebenfalls gleich denen Lindaus gemacht und nicht geschaffen sind. Sie sind unendlich viel besser gemacht, weil Lessings Geist unendlich viel tiefer und feiner war; in ihnen vertiefen sich die von den handelnden Personen getragenen Ideen bis auf den letzten Grund der Dinge, was bei Lindau niemals der Fall ist. Gleichwohl sind auch Lessings Stücke mit dem Verstande konstruirt, aber nicht aus dem Genius erflossen, und nur der reiche Gehalt an Gedanken und die logische Durchführung des Planes, nicht aber das innere Lebensfeuer der handelnden Personen giebt ihnen Wert und hat sie bis heute erhalten.

Das sagt Lessing selbst, dieser höchst liebenswürdige, weil die Wahrheit über alles liebende Geist. Er sagt von sich: Ich bin weder Schauspieler noch

Digitized by Google

Dichter . . . was in den neueren (meiner Theaterstücke) erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft sich emporgearbeitet, durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen ꝛc. Man lese über das Verhältnis der Kritik zur schaffenden Kraft seine köstlichen Worte in der Hamburger Dramaturgie, wo sich im 101.—104. Stück auch jene Äußerung findet. Lessing war im eminentesten Sinne Kritiker, schaffender Kritiker, darum verstand er auch so gut den „Herrn von Voltaire." Es gewährt den größten Genuß, Lessing über Voltaire zu hören. Er stellt Voltaire als tragischen Dichter über den jüngern Corneille, und dabei merken wir doch aus seiner feinen, reizend witzigen Behandlung Voltaires, daß er diesen selbst nicht für einen Dichter hält. Er durchschaute ihn wunderbar, denn Voltaire, obwohl von höherem und reicherem Genius als Lessing, war von demselben Fleisch und Blut wie er.

Und aus demselben Stoff gebildet sind sie schließlich alle drei: Lindau, Lessing und Voltaire — nur in sehr verschiedener Statur. Lindau hat eine hübsche Mittelgröße, Lessing überragt ihn um Haupteslänge, und Voltaire ist ein Riese.

Aber mit der Strafe, die Lindau traf, indem er dichtete, — beiläufig bemerkt, sind seine Novellen ebenso schwach wie seine Theaterstücke — ging es noch weiter. Sein Einfluß und seine Freunde erweiterten und vermehrten sich. Er fühlte sich so wohl, daß er anfing — zu loben. Er that dieser guten, scharfen Feder die Schmach an, mittelmäßige Werke zu loben, teils guten Freunden, teils dem Publikum, das ihm ja auch gut Freund, zu Gefallen. Er ackerte mit der „Klinge von toledanischem Stahl." Wir lasen — oder fingen wenigstens an zu lesen — eine endlose Tirade Lindaus über Freytags „Ahnen" in „Nord und Süd." Dieser Aufsatz war beinahe ebenso lang wie die „Ahnen" selbst, was ein schrecklicher Gedanke ist. Wie mußte Lindaus Esprit heruntergekommen sein, wenn er benutzt werden konnte, um dies große Werk sorgfältig durchzustudiren und dann einen halben Oktavband darüber zusammenzubringen! Was, denkt Lindau, würde wohl sein Vorbild Molière gethan haben, wenn man ihm so etwas zugemutet hätte, er, dem schon die Romane des Fräulein de Scudery die Galle ins Blut trieben?

Wenn man jetzt liest, wie Lindau die Werke derjenigen kritisirt, die früher die Zielscheibe seines Spottes waren, und wie holdselig dafür nun die Stimmen der Presse über ihn selber lauten, so glaubt man sich in das goldene Zeitalter versetzt zu sehen, wo die Wölfe neben den Böcken weiden, und wo der Löwe und die Giraffe aus einem Napf saufen.

Digitized by Google

Vor Jahren, als die ersten Bände der „Ahnen“ erschienen waren, meinte Lindau, „es wäre entsetzlich, wenn dieser Stil Nachahmer fände. Fast kein Satz ist so, wie er naturgemäß sein sollte; .... die den Hauptwörtern beigefügten Prädikate sind oft mühevoll, geziert und unbescheiden, der ehrliche Artikel wird ohne allen Grund ausgestoßen u. s. w.“ Er tadelt die Prosa, welche aus Versen bestehe, ohne den Mut ihrer Meinung zu haben. „Es ist kaum zu beschreiben, wie sehr es irritirt und die Nerven abspannt, wenn man bei der Lektüre des Werkes, welches sich als Prosaschrift darstellt, auf diese metrischen Stellen stößt.“ Er tadelt „die seltsamen sprachlichen Umschreibungen für alle möglichen Begriffe; die unbegreifliche Liebhaberei des Dichters für gewisse Wörter, die er immer und immer wieder anwendet und geradezu zu Tode hetzt; die Übertreibungen in der Schilderung der beständig wechselnden Gemütsstimmung seiner Helden; die beabsichtigten Naivetäten, deren Absichtlichkeit sehr verstimmend wirkt; die unablässig wiederkehrenden Bilder aus dem Tierreiche, die schließlich kaum noch zu ertragen sind.“ „Offenbar hat sich der Dichter bei Abfassung dieses Romans zu stark an Brehm angelehnt.“ Nunmehr aber, wo die „Ahnen“ fertig sind, ist Lindau zu andrer Einsicht gekommen. Seine Nerven müssen sich sehr gebessert haben, denn er hat die ganze Bändereihe gelesen und findet, daß sie ein großes, schönes Dichterwerk sind.

Auch Spielhagen hatte in frühern Jahren nicht das Glück, ganz nach Lindaus Geschmack zu sein. „Ich berühre den Punkt, der mir schon an Spielhagens frühern Arbeiten aufgefallen ist: er will in die Tiefe dringen und geht anstatt dessen bisweilen in die Breite.“ „Ich bin wahrhaftig nicht prüde, aber der vom Dichter meiner Phantasie auferlegte Zwang, mir die kleine Stephanie beständig „unter den gegebenen Bedingungen“ vorzustellen, hat mich unangenehm berührt.“ „Mit den Charakteren ergeht es Spielhagen in „Allzeit voran“ wie mit den Motiven. Bis auf den frisch und gut gezeichneten Grafen Heinrich ermangeln die Hauptcharaktere der Originalität und Sympathie.“ „Ebenso wie mit den Motiven verhält es sich mit den Citaten; auch hier giebt es eine erkleckliche Anzahl, die durch den beständigen Gebrauch von Hand zu Hand so abgegriffen sind, daß man sie füglich nicht mehr als baare Münze ausgeben sollte.“

Und nun diese Kritik über „Angela“! Wir glauben Lindau vor uns sitzen und ihn, obwohl schon herabgestimmt und ein bischen stumpf geworden durch das „Glück“ und die lange Gewohnheit der Trivialität, dennoch ein wenig unmutig zucken zu sehen, bis er endlich sich selber einen Stoß giebt und nun loslegt in einer Art, die das alte Lindausche Gepräge kaum noch erkennen läßt. Um doch nur etwas zu sagen, schiebt er jemanden vor, der gesagt habe, des Großstädters Sinne seien durch Lärm und Aufregung verändert worden, und deshalb bedürfe die Kunst, um den Großstädter zu reizen, andrer Mittel, als die frühere einfache Kunst notwendig gehabt hätte! Auf diese Weise sei eine Markartsche Malerei, eine Wagnersche Musik und endlich ein Spielhagenscher

Digitized by Google

Roman zu erklären! Spielhagen sei ein vornehmer Dichter der Großstadt. O Engel und Diener der Gnade!

Wir erinnern uns nun freilich nicht, jemals gelesen zu haben, daß Lindau einen Autor völlig zerfetzte, um ihn dann später als ein schönes Vorbild der Vollkommenheit hinzustellen. „Er ist ein schlauer Ringer," dem Odysseus gleich. Er pflegte auch früher schon vor anerkannten Dichtern höflich den Hut abzunehmen, indem er ihnen die Kniee lähmte. In unserm Falle würde seine Art etwa folgende Rede sein: Ich hoffe, keinen Augenblick den Respekt aus den Augen verloren zu haben, den ich einem Schriftsteller von dem Verdienste Paul Lindaus schuldig bin. Es sind schließlich nur unbedeutende Dinge, die ich an seinen Schöpfungen auszusetzen habe. Um meine Negation in einen Satz zusammenzufassen: Ich tadle am Kritiker den Mangel an Konsequenz und Gründlichkeit, eine gewisse Lahme, die ihn oft den Wald vor Bäumen nicht sehen läßt, am Dichter nur die Dürftigkeit der Fabel, die oberflächliche Charakteristik der meisten Personen und die Gewöhnlichkeit der Sprache. Die Schönheiten in allen seinen Werken überstrahlen jedoch so sehr diese Mängel, daß die ganze Gewissenhaftigkeit des Kritikers dazu gehörte, sie überhaupt zu finden.

Wir sollten aber meinen, daß sich einem Geiste wie dem Lindauschen große und schöne Aufgaben böten, wenn er die Welt etwas ernster nehmen wollte. Auf diesem Wege droht ihm das Schicksal schlecht regulirter Flüsse, das Schicksal der Versandung. Man ignorirt nicht ungestraft die wichtigsten Interessen seiner Zeit, um mit nebensächlichen Erscheinungen zu spielen.

Noch ist es Zeit! Noch ist der Herr nicht von der Reise heimgekehrt, um Rechenschaft zu fordern. Noch kann das vergrabene Pfund herausgescharrt und zinstragend angelegt werden. Möge sich Paul Lindau den Vorwurf ersparen: Ihr seid das Salz der Erde. Wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?

Der Grundkredit in Preußen.

Die rasche Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse, welche infolge politischer und andrer Vorgänge unser Land seit Jahrzehnten erlebt hat, und die unsrer Zeit voraussichtlich auf lange ein kennzeichnendes Merkmal aufprägen wird, hat auch auf den Kredit und seine gesetzlichen Grundlagen eine tiefe Wirkung ausgeübt. Namentlich ist in Preußen der Grundkredit tiefer betroffen als in andern Ländern. Die Ursache davon liegt nahe: Preußen charakterisirt sich in wirt-

Digitized by Google

schaftlicher Beziehung immer als ein wenig begütertes Land, dessen Bewohner nur, je mäßiger die Natur ihre Heimat bedacht hatte, um so eifriger bemüht waren, diesen Mangel durch Arbeit auszugleichen. Insbesondre jenes Preußen, welches bis 1866 bestand, erschien dem Ausländer wie ein mit geringem Vermögen arbeitender Geschäftsmann, der sich jedoch eine höchst geordnete und durchsichtige Buchführung zur Pflicht gemacht hat.

Vielleicht als das vornehmste Merkmal der letztern kann die preußische Hypothekenordnung gelten. Fast seit einem Jahrhundert schon besitzt Preußen ein streng geordnetes, gerichtlich geführtes Hypothekenbuchwesen. Aber gerade dieser Umstand hat gewisse nachteilige Einwirkungen geübt. Je ärmer das Land, desto geringer die Zahl der wohlhabenden Leute, desto geringer auch der Begriff von Wohlhabenheit. Der Grundbesitz ist in Preußen verhältnismäßig tief verschuldet, und der hierzu bestehenden unverkennbaren Tendenz diente in außerordentlich bequemer Weise gerade die an sich höchst lobenswerte Einrichtung des Hypothekenbuchs. Die juristische Sicherheit der Hypothek ermöglicht eine leichte Verpfändbarkeit der Grundstücke. Die Verpfändung von Grund und Boden ist denn auch in Preußen etwas so Selbstverständliches, daß der Besitz schuldenfreier Immobilien wie ein materielles Glück von seltener Höhe angestaunt wird; er kommt in der That nur in wenigen Ausnahmefällen vor. Sein Grundstück nur mit dem dritten Teile des Wertes verpfändet zu haben, gilt schon für solid; ja es giebt viele begüterte Leute in Preußen, die ihren Grundbesitz ohne innere Notwendigkeit und nur aus dem Grunde hypothezieren, weil ein weitverbreiteter Aberglaube gegen den Segen eines so völlig ungetrübten Besitzes streitet.

Es versteht sich, daß eine ganze Reihe staatlicher und privater Institutionen sich auf der Basis dieser Einrichtung des Hypothekenbuchs entwickelt hat. Zu den wichtigsten der neuesten Zeit zählen die sogenannten Hypothekenbanken. Mit der Schöpfung dieser Art von Banken, denen in ziemlich großer Zahl Privilegien vom preußischen Staate erteilt worden sind, glaubte man zur Zeit im Dienste des Grundkredits beinahe den Stein der Weisen gefunden zu haben. Das Grundkapital einer solchen Gesellschaft sollte hypothekarisch ausgeliehen und die übernommenen Hypotheken sollten zur pfandmäßigen Basis für die Emission zinstragender Obligationen gemacht werden. Der Erlös aus den letzteren sollte die gleiche Verwendung wie das Grundkapital selbst finden, und so eine fortschreitende zehn- bis zwanzigfache Übereinanderhäufung von Sicherheiten und Schuldverschreibungen geschaffen werden. Dadurch sei, so deduzirte man, einerseits das Grundkapital ertragsreich angelegt, ferner seien in den Obligationen, denen man den in Preußen beliebten Namen Pfandbriefe gab, sichere zinstragende Papiere geschaffen, und endlich und hauptsächlich sollte dem unter dem Drucke einer unregelmäßigen wucherischen Geschäftsthätigkeit schmachtenden Kreditbedürfnisse des Grundbesitzers eine vortreffliche Erleichterung gewährt werden. Leider hat die Praxis gelehrt, daß alle diese Erwartungen zum größten Teil

Digitized by Google

auf Irrtum beruhten. Kein einziges der drei erhofften segensreichen Resultate ist erreicht worden, nicht einmal das der vorteilhaften Verzinsung der Aktienkapitalien, die sich mit wenigen Ausnahmen eine Reihe schlechter Jahrgänge gefallen lassen mußten, und deren Besitzer in einzelnen Fällen die üble Erfahrung gemacht haben, daß sie jahrelang ihre Dividenden gewissermaßen aus dem Kapitale bezogen hatten. Die Pfandbriefe gelten keineswegs durchweg als solide Papiere. Nur bei den wenigen Gesellschaften, die sich einer vorsichtigen und soliden Leitung erfreuen, sind sie aus dieser Ursache ein beliebtes Anlagepapier geworden, ohne aber davor geschützt zu sein, daß eine wiederkehrende Deroute der großen Mehrzahl auch sie in Mitleidenschaft zieht.

Am wenigsten hat der Grundkredit gewonnen. Er hat seinen Zuschnitt zwar verändert, aber in der That nicht verbessert. Die gut gelegenen Grundstücke der großen Städte bedürfen für ihre wirklich sichern Hypotheken der Bodenkreditanstalten nicht. Ihre Besitzer gehen diesen aus dem Wege, weil sie die Unkosten, welche jene verlangen, nicht zu zahlen brauchen. Für eine gute, insbesondre für eine erste städtische Hypothek ist ein niedriger Zinsfuß erreichbar, der nur von den jeweiligen Schwankungen des großen Geldmarktes beeinflußt wird und zu diesem in einer stetigen Wechselbeziehung steht. Ländliche Hypotheken sind den Hypothekengesellschaften immer wenig sympathisch und stehen aus vielen Gründen für die Geschäftsgebahrung derselben in zweiter oder dritter Linie. Ihr Hauptgeschäft beschränkt sich auf die weniger guten abgelegenen und am allermeisten auf die suburbanen Grundstücke der großen Städte. Bei diesen, insbesondre bei denjenigen, welche erst bebaut werden, ist für den Leichtsinn auf Seiten der Geldsucher ebenso wie für die wucherische Habsucht der Geldgeber ein üppiges Feld geboten, und man kann sagen, dieses Gebiet der wucherischen Geldverleihung auf suburbane Grundstücke der großen Städte des Landes ist das eigentliche Feld für die Thätigkeit der meisten Hypothekenbanken geworden. Das ist jahrelang nicht hinreichend bekannt gewesen. Man hat in politischen Kreisen, in der Sphäre der Gesetzgebung diese Gesellschaften geraume Zeit unrichtig beurteilt, und vor zwei Jahren wäre beinahe die deutsche Reichsregierung bewogen worden, ihnen durch ein Gesetz eine Unterstützung zu gewähren, auf die sie eine Art legitimen Anspruch zu haben behaupteten. Glücklicherweise ist der Entwurf zu einem Gesetze betreffend das Faustpfandrecht für Pfandbriefe und ähnliche Schuldverschreibungen, welches der Reichskanzler am 11. März 1879 dem Reichstage vorlegte, im Schoße eine Kommission begraben worden und hat keine Aussicht auf Wiederausgrabung, seitdem inzwischen eine bessere Einsicht Platz gegriffen hat. Man wollte den damaligen Niedergang der Verhältnisse jener Gesellschaften in der Unsicherheit finden, die über das Pfandrecht an den Hypotheken für die darauf emittirten Schuldverschreibungen bestand. Es hat sich aber seitdem ergeben, daß dieses Pfandrecht für die Schuldverschreibungen ganz nebensächlich ist, wenn die Hypotheken wirkliche Sicherheit bieten, und daß

Digitized by Google

es eher eine Täuschung des Publikums als ein Schutz desselben bedeuten würde, wenn man diesem Pfandrecht besondre Sorgfalt erwiese, ohne sicher zu sein, daß sein materieller Inhalt seiner formellen Konstruktion an Qualität gleichkomme, was in der That nicht der Fall ist, und auch bei dem Bestreben dieser Gesellschaften, große Erträgnisse mittelst Hypothekenkredits zu liefern, niemals wird der Fall sein können.

Es ist eine traurige Thatsache, aber es ist Thatsache, daß die Erweiterung der großen Städte durch Spekulationsbauten meist höchst leichtsinniger Art vor sich geht. Ein Ackergrundstück gewinnt in den Händen seines Besitzers im Laufe der Jahre allmählich, je näher die Stadtgrenze an dasselbe heranrückt, eine Expektanz auf das Prädikat „Bauplatz." Nach jahrelangem Harren wandelt es sich endlich zu einem solchen um, dann kommt der Moment, wo ein leichtsinniger Bauunternehmer es erwirbt, um ein Haus darauf zu bauen. Der oft ganz vermögenslose Unternehmer lebt dabei von dem, was zwischen Baukosten und Hypothekenkredit für ihn abfällt, richtiger gesagt, von dem, was er sich aus den durch seine Hände fließenden Baugeldern beiseite bringen kann. Fast unfehlbar werden diese Grundstücke dann subhastirt und so ein erstesmal von dem ungeheuerlichen Hypothekenballast befreit, den unvorsichtige Lieferanten darauf gehäuft haben. In der Umgangssprache der Hypothekenmacher bezeichnet man diese Vorgänge mit frivolem Humor dahin, daß das Grundstück „seine Kinderkrankheit durchmache." Geschäfte dieser Art entwickelten sich in Berlin in kolossalem Umfange gerade in jener Zeit, wo der Mobiliarkredit infolge der Gründerepoche gänzlich darniederlag, und die Folge hiervon war, daß die Hypothekenbanken jener Zeit anscheinend sehr gewinnreiche Abschlüsse machten. Der weitere Verlauf hat aber gelehrt, wie es damit bestellt war. Der Epoche jener berüchtigten Bauhypotheken folgte diejenige der Subhastationen. Die Hypothekenbanken mußten die von ihnen beliehenen Grundstücke massenweise erwerben.

Es ist bekannt, wie eine dieser Banken sich endlich genötigt sah, eine große neue Immobiliengesellschaft lediglich zu dem Zwecke zu gründen, nur um sich des grenzenlosen Besitzes an Grundstücken zu entschlagen. Allerdings ist diese Gründung nur unter Hingabe der bedeutenden Reserven, welche die Bank für diesen Besitz hatte hinlegen müssen, bewirkt worden. Fast jedes Grundstück, das zur Subhastation kam, fiel in jener Zeit dem Darleiher zu. Es versteht sich, daß in solcher Zeit die Pfandbriefe im Preise zurückgingen und neue gar nicht emittirt werden konnten, wenn man nicht schon an der Emission einen Verlust erleiden wollte. Ja es geschah damals sogar stellenweise das Gegenteil der Emission von Pfandbriefen: die Banken kauften ihre eignen Pfandbriefe auf, um das Disagio des Kurses zu verdienen. Man nannte das „sich nach rückwärts konzentriren."

Die Subhastationen lassen gegenwärtig nach. Wenigstens erweist die Statistik des Berliner Amtsgerichts eine bedeutende Abnahme seit Beginn des letzten Jahres. Aber die Folgen jener unmoralischen Geschäftsthätigkeit sind noch keineswegs verschwunden, sie sind im Gegenteil in ein neues, höchst überraschendes Stadium getreten, welches mit gewissen Bestimmungen unsrer neuen Grundbuchordnung zusammenhängt. Es sind dies die Prozesse aus der persönlichen Verbindlichkeit der ehemaligen Hypothekenschuldner. Es gab in Preußen leider bisher keine offizielle Subhastationsstatistik. Indeß haben sich einige Berliner Blätter die dankenswerte Aufgabe gestellt, über die Subhastationen der Berliner Gerichte regelmäßig Bericht zu erstatten. Wer diese verfolgt, den kann die neueste Ära, in welche die Praxis der Hypothekenbanken getreten ist, nicht Wunder nehmen.

Digitized by Google

Die Neigung zur Erwerbung von Grundbesitz ist im allgemeinen nicht groß. Der Fall, daß irgend ein Fremder im Bietungstermine erscheint, um das Grundstück den Hypothekengläubigern herauszubieten, kommt nur ganz ausnahmsweise vor. In der Mehrzahl aller Fälle bleibt das Grundstück einem Hypothekengläubiger, wobei die Frage, wer Geld hat, um die Voranstehenden auszuzahlen und das Grundstück zu halten, naturgemäß eine große Rolle spielt. Daher ist denn auch in den meisten Fällen aus den Hypothekenverhältnissen auf die Person des Erstehers im Voraus mit ziemlicher Sicherheit zu schließen. Wer nun eine Hypothek von beispielsweise 50 000 Mark hat und das Grundstück übernehmen muß, weil die postlocirten Gläubiger gar nicht zu bieten vermögen, der übernimmt es nicht zu dem Betrage, mit welchem seine Hypothek ausläuft, sondern zu demjenigen, mit welchem sie anfängt. Er wird hieran von niemand gehindert und entschuldigt sein Vorgehen kurzweg durch den Hinweis auf den Kaufstempel, den er sich nicht unnötig erhöhen will.

So sind denn in neuester Zeit die Fälle sehr häufig gewesen, daß Grundstücke, die z. B. bis zu 150 000 Mark hypothezirt waren, von den die ersten 50 bis 60 000 Mark besitzenden Gläubigern erstanden wurden, und daß dieser beim Mangel jeder Opposition hundert Mark (!) zahlte. Ist der Subhastat ganz ohne Vermögen, so hat die Sache hiermit ihr Bewenden. Indeß der vermögenslose Subhastat kann später wieder zu Vermögen kommen, und nicht selten sind nach den Vorschriften der Grundbuchordnung höchst vermögende Vorbesitzer, welche bei Veräußerung des Grundstücks die Hypothek nicht bezahlt, sondern sie ihrem zur Zeit wohlsituirten Abkäufer in Anrechnung auf den Kaufpreis überwiesen haben, noch mit verhaftet. In solchen Fällen beginnt denn ein Treiben, welches vom Gesetze geschützt ist, auf den gewöhnlichen Menschenverstand aber beinahe den Eindruck des Betruges macht. Der Ersteher läßt sich ein Ausfallsattest über seine Hypothek geben und hat nun eine ganz unumstößliche Forderung wegen der persönlichen Schuld sowohl gegen den Subhastaten als auch unter gewissen Voraussetzungen gegen dessen Vorbesitzer.

In diese geschmackvolle Ära ist man neuerdings eingetreten. Die Klagen aus der persönlichen Haftpflicht sind wie nie zuvor an der Tagesordnung. Ihr Effekt auf die Grundkreditverhältnisse lehrt zweierlei: einmal die Unerträglichkeit der darüber geltenden Bestimmungen der Grundbuch-Ordnung und sodann, welcher Wert in Wahrheit den Hypothekenbanken beizumessen ist. Die Hypothekenbanken sind in Verbindung mit dem Institut unseres Hypothekenbuches in Preußen eine gewisse Gefahr für den Grundkredit. Sie sehen sich darauf hingewiesen, nicht den soliden, sondern den unsoliden Grundkredit zu fördern. Sie bieten sich nicht einem wirklichen Kreditbedürfnisse dar, sondern mit dem Hypothekenbuche kooperirend, locken sie ungehörige Kreditbedürfnisse heraus, schädigen die Gewerbethätigkeit durch unmittelbare Anreizung zu unsoliden Entreprise-Verträgen, drängen den Gewerbefleiß dadurch in die Bahn des Schwindels und mehren in letzter Reihe die Zahl der Hindernisse, welche einer gedeihenen Entwicklung von Handel und Industrie zur Zeit in unserm Lande noch immer entgegenstehen. Ein Eingreifen der Gesetzgebung in dieser Richtung wird zunächst bei Gelegenheit einer Revision der Subhastationsordnung, voraussichtlich aber auch noch durch andere legislatorische Schritte erstrebt werden. Vielleicht wäre es mindestens am Platze, den nicht von Preußen konzessionirten Hypothekenbanken, deren Praxis gerade die am wenigsten solide ist, das Handwerk einigermaßen zu erschweren.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Aber sage mir doch zunächst, du Parlamentsredner und Staatsmann, wie kommst du dazu, mir unbekanntem Schuhu — denn der bin ich wohl nicht nur für meine teure Gattin — diese Interna und Secreta so eifrig mitzuteilen? Legst du soviel Wert auf meine persönliche Meinung von dir?

Auf deine persönliche Meinung, sagte der Abgeordnete verbindlich, lege ich natürlich den höchsten Wert, aber gestatte mir, meine Ausführung zu Ende zu bringen, du wirst dann noch klarer sehen. Es trägt nämlich die Feindschaft, der ich jetzt ausgesetzt bin, einen eminent politischen Charakter, ja, ich kann wohl sagen, man plant, indem man mich stürzen will, den Umsturz alles Bestehenden.

Es läßt sich denken, daß es sich um nichts Geringes handelt, wenn man dich anzugreifen wagt.

Es handelt sich um eine vollständige Revolution, um die Vernichtung des Systems, unter dem Deutschland mächtig und blühend geworden ist, und dem das Reich es verdankt, wenn seine Bürger der Kultur der Welt voranschreiten, nicht wie die Franzosen in ihrer prahlerischen Weise zu thun vermeinten, sondern in ernster Sittlichkeit und unter dem Banner wahrer Freiheit.

Ungeheuerlich! rief der Gelehrte.

Lieber Ephraim, es ist, mit einem Worte gesagt, die Reaktion, die ihre Hydrahäupter wieder einmal erhebt, und die sich jetzt einer schmählichen Maske bedient, um ihr wahres Gesicht zu verhüllen. Man wirft unsrer Partei im offnen Reichstage den Tanz um das goldne Kalb vor.

Der Tanz um das goldne Kalb, sagte Dr. Stahlhardt sinnend, ist eine höchst interessante Erscheinung, und ich neige halb und halb zu der Ansicht, daß sich deine Partei diesen Vorwurf zur Ehre anrechnen sollte. Aber freilich, die Herren sind nicht sehr belesen. Mir scheint nämlich die Aufrichtung jenes Bildes,

Digitized by Google

wie überhaupt der immer wieder auftauchende Dienst des Baal eben eine Reminiscenz des ägyptischen Sonnenkultus zu sein, die sehr zu Aarons Lobe spricht, während die Darstellung im Exodus tendenziös gefärbt ist. Salomo schmückte das Giebelfeld des Tempels zu Jerusalem mit dem Bilde des himmlischen Stiers, Jerobeam stellte dasselbe Bild zu Dan und zu Bethel als Hüter des Reiches auf und ließ es von den zehn Stämmen anbeten. Darüber ließe sich . . .

Ich bitte dich, Ephraim, laß uns bei der Sache bleiben, sagte sein Schwager mit ungeduldigem Lachen. Paradoxe Behauptungen giebt es ja wohl schon genug. So hat auch einmal jemand behauptet, Salomo müsse die Töchter von Moab geliebt haben, weil er das Hohelied unmöglich habe dichten können, wenn er nur die traurigen Jüdinnen vor Augen gehabt hätte. Nicht sehr schmeichelhaft für meine Frau, die doch deine Schwester ist. Ich begreife nicht, wie du als geborner Israelit so kalt dabei bleiben kannst. Nein, es handelt sich hier um ein für uns beide bedenkliches Ding. Man klagt mich in einer Weise an, die mir für meine Gegner die Schamröte ins Gesicht treibt, indem man nämlich unsre Verwandtschaft mit dem Welthause Lovendal benutzt, um in die Welt zu schreien, ich und meine Partei hätten die Gesetzgebung im Dienste der Juden und der Börse misbraucht.

Für uns beide ist das aber doch nicht bedenklich, denn siehst du, Balduin, ich bin so unbedeutend, daß man noch nicht daran gedacht hat, mich anzufeinden, obwohl ich von jüdischer Abstammung bin, und wer mir mein durch Börsen-Spekulationen erworbenes Vermögen vorwerfen wollte, der würde sich lächerlich machen.

Das heißt doch den Egoismus zum Prinzip erheben! warf der Abgeordnete ein. Ich wundre mich, daß du weniger von der Sache angethan bist als ich, der ich doch nur durch Heirat mit Juden zusammenhänge. Nein, zur Familie und zur Partei muß man halten und lieber alles Unangenehme erdulden, als seine Freunde verlassen. Wenn das nicht die Gerechtigkeit geböte, so würde es schon die einfachste Klugheit gebieten. Wir müssen den Anklägern entgegentreten und sie vor den Augen der Welt in der ganzen Blöße ihrer tendenziösen Lügen hinstellen. Und gerade in Bezug hierauf möchte ich eine Bitte an dich richten. Du hast gründliche Kenntnisse in der Volkswirtschaft und schreibst dazu in überzeugender Weise. Würdest du es wohl übernehmen, in einer Broschüre die Wirksamkeit des Reichsconsolidirungsfonds darzustellen und dabei nachzuweisen, daß derselbe durchaus zweckentsprechend verwaltet wurde? Du könntest dabei auch auf die Schriften unsrer Gegner Bezug nehmen und darlegen, daß diese Angriffe sich gegen die segensreichsten Schöpfungen der Neuzeit richten und zu gleicher Zeit einen reactionären und einen sozialistischen Anstrich haben. Ich kann dir das nötige Material vollauf zur Verfügung stellen.

Aber hast du denn nicht viele Federn, die das viel geschickter machen würden als die meinige?

Digitized by Google

Du könntest es am allerbesten, glaube mir.

Das ist sicher nicht der Fall, mein lieber Balduin. Denn siehst du, ich bin ein schwerfälliger Mensch, der nur über das schreiben kann, was völlig bei ihm zur Ueberzeugung geworden ist. Manche der Literaten aber, die zu euch gehören, sind Männer, die darin geübt sind, so zu schreiben, wie es dem Zwecke entspricht, und das ist doch wohl in diesem Falle nötig.

Ja, siehst du, Ephraim, ich habe da meine Bedenken. Es handelt sich um die Verwertung eines großen Materials, und ohne aktenmäßige Belege würde die Broschüre keinen Wert haben. Nun sinne ich vergeblich über einen Schriftsteller aus meiner nähern Bekanntschaft nach, dem ich ein solches Material anvertrauen möchte. Lovendal hat ja bedeutenden Einfluß auf die Presse, aber bei dem jetzigen Parteitreiben ist es doch eine bedenkliche Sache, sich jemand ganz in die Hände zu geben. Schreib du die Broschüre. Ich verspreche dir die Unterstützung von Hunderten von Zeitungen.

He! he! sagte der Alte, du meinst mit Goethe:

Das Zeitungs-Geschwister,
Wie mag sich's gestalten,
Als um die Philister
Zum Narren zu halten.

Ach laß diese Sticheleien, Ephraim, nimm die Sache ernst! Ich lege viel Wert darauf. Dein Name ist auch ganz unverdächtig und wird Eindruck machen. Leider ist es ja bei uns so, daß es weniger darauf ankommt, was gesagt wird, als darauf, von wem es gesagt wird. Ich werde dir deine Bemühung reichlich vergüten. Du sollst mehr an der Broschüre verdienen als an deinen großen Werken. Ich zahle dir jedes Honorar, es soll mir auf ein paar Tausend Thaler nicht ankommen. Ich gebe dir zwei, drei, fünftausend Thaler.

Der Gelehrte blickte vor sich nieder.

Ich zahle dir zehntausend Thaler, wenn du mir eine gute, kräftige, niederschmetternde Entgegnung auf die Angriffe meiner Feinde schreibst.

Zehntausend Thaler! Das ist viel Geld, sagte Dr. Stahlhardt, den kahlen Kopf schüttelnd. Wenn ich nur wüßte, was ich mit dem Gelde machen sollte. In seinen Weinen kann ich es nicht anlegen, da ich Wein überhaupt nicht trinke. Mit Cigarren ist es ebenso. Wollte ich anfangen Pasteten und Lampreten zu essen, so würde ich mir wohl auf meine alten Tage den Magen verderben. Und nun gar mir eine Geliebte halten — das möchte ich weder meiner Clara noch mir selbst zu Leide thun. Was in aller Welt soll ich mit den zehntausend Thalern machen?

Ei, rief der Abgeordnete ungeduldig, so vermache sie doch deinen Kindern, denen es wahrhaftig nicht zuviel sein würde.

Meinst du? Es kann wohl sein. Ja, wenn ich dächte, daß es den Kindern Segen brächte, wenn man ihnen unrecht Gut hinterließe, dann . . .

Digitized by Google

Unrecht Gut! stieß der andre hervor. Was das nun für Ausdrücke sind! Wärst du nicht schon in reifen Jahren, so möchte ich dir mit Schiller erwiedern: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Messers Schneide.

Da hast du Recht, mein lieber Balduin, das Wort darfst du auf mich wohl nicht mehr anwenden.

Aber doch, sagte der Politiker mit spöttischem Lächeln, scheinst du mir gewisse Schnellfertigkeiten aus der Jugend beibehalten zu haben, die seltsam mit dem grauen Barte kontrastiren. Kinder nennen ja alle Dinge gern schön oder häßlich, gut oder böse, recht oder unrecht, aber du hast doch wohl lange genug in der Welt gelebt, um gesehen zu haben, daß diese absoluten Bezeichnungen überhaupt nicht anzuwenden sind, sondern daß alles relativ ist.

Da scheint es mir, als wäre es kein Fortschritt, die Kinderschuhe auszutreten. Du meinst also wirklich, daß man die Bezeichnungen Recht und Unrecht nie absolut anwenden könnte?

Mein Bester, erwiederte der Abgeordnete, wir streiten bei solchen Erörterungen um des Kaisers Bart. Du weißt so gut wie ich selbst, daß Recht und Unrecht konventionelle Begriffe sind, die man festgestellt hat zum Besten der Gesellschaft, die sich sonst gegenseitig zerfleischen würde. Aber jede Gesellschaft schafft sich ihre Begriffe darüber nach ihren besondern Bedürfnissen und lebt sich dann in ihre speziellen Rechtsanschauungen hinein. Deshalb sind auch die Begriffe Recht und Unrecht ebenso verschieden wie die Zeiten und Völker und ebendeshalb auch durchaus relativ. Wollen wir die Sache genau betrachten, ohne uns durch das Mäntelchen täuschen zu lassen, daß man ihr aus wohlbedachter Vorsicht umhängt, so müssen wir sagen: Das Recht ist lediglich Machtfrage. Alle Gerechtigkeit ist, wenn du sie genau besiehst, ein Schutzzaun für die Leute, welche im Besitze sind. Ich erinnere mich, daß der französische Finanzminister Necker geschrieben hat, daß überhaupt alle bürgerlichen Einrichtungen zum Besten der Eigentümer geschaffen wären, daß sich eine kleine Anzahl von Menschen in die Erde geteilt und dann Bestimmungen getroffen hätte, sich in ihrem Besitze zu behaupten. Diese Bestimmungen nenne man Gesetze. Das schrieb Necker vor mehr als hundert Jahren, heute würde man vielleicht denken, ein Communist habe es geschrieben. Aber vor mehr als zweitausend Jahren sagten die Plebejer in Rom schon ebendasselbe, worauf ihnen der kluge Menenius Agrippa die schöne Geschichte vom Magen zum besten gab. Überall ist das für Recht angenommen worden, was der Stärkste für Recht erklärt hat. Zu jeder Zeit und bei jedem Volke hat der Stärkste, nämlich der Herrscher, festgesetzt, was Recht und was Unrecht sein soll.

Das ist eine recht praktische Erklärung, sagte der Gelehrte, aber erkläre doch, mein Lieber, sind denn die Herrscher, nämlich die Stärksten, alle gleich gut und gerecht, oder kann man auch Unterschiede unter ihnen machen, sodaß man also von gerechtern und ungerechtern Herrschern oder Regierungen sprechen kann?

Digitized by Google

Aber, mein Bester, die Regierungen sind eben alle gerecht, insoweit sie durchsetzen können, daß das für Recht gilt, was sie dafür erklären.

Aber in welcher Weise, mein guter Balduin, willst du es nun erkennen, ob eine Regierung gerechter oder ungerechter ist?

Das kann ich dir ganz genau sagen. Eine gerechte Regierung ist immer stark. Ist eine Regierung schwach, so ist sie auch allemal im Unrecht.

Ich bin pedantisch, Balduin, darum frage ich noch weiter: Inwiefern nennst du denn eine Regierung stark?

Nun, das liegt doch auf der Hand, und darüber wird niemand abweichender Meinung sein. Die Regierung ist umso stärker, je unbedingter sie Gehorsam beim Volke findet.

Du als Parlamentarier, sagte der Gelehrte, hast wohl die Erfahrung gemacht, daß alle Gesetze darnach angethan sind, das Ansehen der Regierung zu erhöhen — sonst möchte ich dir einen Einwurf machen.

Mein lieber Freund, ich weiß schon, wo du hinaus willst; aber das ist sicher: wenn alle Gesetze von der Weisheit diktirt würden, wäre unsre Aufgabe im Reichstage sehr einfach.

Du meinst also, daß von den Regierungen Fehler begangen werden können?

Eine schöne Frage!

Ein Fehler würde es etwa sein, wenn ein Gesetz erlassen würde, das dem Ansehen der Regierung schadete?

Natürlich.

Was nun aber die Regierung auch verordnen mag, Gehorsam muß sie finden?

Gewiß.

Dann könnte es sich ereignen, daß die Regierung durch den unbedingten Gehorsam des Volkes geschwächt würde, indem dasselbe nämlich ein Gesetz erfüllte, das dem Ansehen der Regierung schadete. Du meintest aber doch, daß sie umso stärker wäre, je unbedingteren Gehorsam sie fände.

Ja weißt du, lieber Ephraim, du darfst die Begriffe nur nicht verwechseln. Man kann doch eine Regierung eben nur insofern wirklich Regierung nennen, als sie noch unbedingte Autorität, also die Macht hat. Sobald sie durch Unklugheit sich selbst ruinirt, hört sie insoweit auf faktisch Regierung zu sein und Recht zu haben, als sie an Stärke verliert, bis sie endlich durch eine Revolution oder allmähliche Umwälzungen ganz von einer neuen Macht verdrängt wird, die ihrerseits nunmehr Regierung wird. Was also vorher das höchste Unrecht war, nämlich die Bekämpfung der alten Regierung, ist nunmehr höchstes Recht geworden, nämlich die Vertheidigung der neuen Regierung, und so bleibt, du magst es nehmen wie du willst, das Recht immer eine Frage der Macht. Die Gerechtigkeit ist deshalb, streng logisch gefaßt, nichts andres als die Geschicklichkeit sich in der Macht zu behaupten.

Digitized by Google

Während dieser Worte war ein blasser Jüngling eingetreten, der sich nach kurzer Begrüßung still neben der Thür niederließ und aufmerksam lauschte.

Das Regieren, sagte Dr. Stahlhardt, ist wohl nicht leicht. Wenn man bedenkt, wieviel dazu gehört, alle die verschiednen Parteien im Staate in Botmäßigkeit und so viele wechselnde Ansichten und Bestrebungen mit einander in Einklang zu erhalten, muß man gestehen, es ist nicht leicht, zu regieren.

O, es ist die schwerste aller Künste, sagte der andre.

Aber, wie mir scheint, auch prinzipiell verschieden von den andern Künsten. So hatte ich mir immer einen Regenten als einem Schiffskapitän vergleichbar vorgestellt, der in Stürmen und bei Windstille sein Schiff über das gefährliche Meer hin dem sichern Hafen zuführt. Aber die Kunst des Kapitäns zeigt sich doch wohl darin, daß er seine Passagiere glücklich ans Ziel bringt, nicht aber darin, daß er selber wohlbehalten ankommt, die Kunst des Regenten aber zeigt sich nach deiner Auffassung darin, daß er Regent bleibt. Und auch mit der Kunst des Arztes ist das Regieren nicht zu vergleichen, denn für einen guten Arzt hält man den, dessen Patienten gesund sind, nicht aber den, der selbst gesund ist. Du aber meinst, eine gerechte Regierung erkenne man daran, daß sie stark sei. Freilich stimme ich dir hierin zu. Nur ist eine Regierung deshalb stark, weil sie gerecht ist, nicht aber gerecht, weil sie stark ist.

Du bist ein Haarspalter und Wortklauber, sagte der Abgeordnete, sich erhebend, und das hindert dich eben, den Kern der Sache zu durchschauen, denn nicht im kleinlichen und einzelnen und mit kindischen Vergleichen kannst du die Größe des Gegenstandes erfassen, sondern nur von einem hohen Standpunkte aus, der einen weiten Überblick gewährt. Laß den diftelnden Theoretiker einmal beiseite und greif hinein ins volle Menschenleben. Welche Herrscher werden in Wort und Bild durch alle Geschlechter der Menschheit gefeiert? Es sind die starken Männer, die ihren Willen zum Gesetz zu machen wußten, aber sich nicht um das kümmerten, was Stubengelehrte aus ihren Schweinsleder-Folianten als Recht herausgeklaubt haben. Was hat Alexander berechtigt, sich die halbe Welt zu unterwerfen, oder Julius Cäsar, die republikanische Toga zu einem Königsmantel umzuschneidern, oder Napoleon, Frankreich und Europa zu einem Schachbrett für seine stolzen Armeen zu machen? Es war ihr überwältigendes Genie, nichts weiter, und was das Recht war und die Gerechtigkeit, das hatten sie selber zu bestimmen, und niemand zweifelte an einer Auslegung, die das Siegerschwert geschrieben hatte. Denk an das römische Weltreich, denk an England, denk an alle Staaten, welche groß geworden sind. So lange es eine Geschichte giebt, von Menschen aufgezeichnet, so lange wird die Periode ihres Wachstums und ihrer Macht für glorreich und ruhmwürdig gelten, und lächerlich würde sich derjenige machen, der da nachgrübeln wollte, ob sie mit Recht oder mit Unrecht groß geworden wären. Der Staat ist groß, und darum ist alles, was er gethan hat, eitel Gerechtigkeit. Niemals entwickeln sich die Machtverhältnisse der

Digitized by Google

Staaten nach den Rezepten der Rechtsdoktoren, sondern die Geschichtschreiber und die Rechtslehrer sind dazu da, daß sie aus den bestehenden Machtverhältnissen das Recht deduciren.

Der Abgeordnete winkte majestätisch mit der Hand zum Abschiedsgruß und schritt hinaus.

Da geht er hin, der Onkel Irrwisch, sagte Dr. Stahlhardt lachend zu dem blassen Jüngling. Da geht er hin, nachdem er seinen ganzen Köcher voller Pfeile über uns ergossen hat, fliehend gleich den Parthern.

Er hätte noch nicht zu fliehen nötig gehabt, entgegnete dieser, seine dunkeln, melancholischen Augen auf den Vater richtend. Aber er hatte nicht den Mut seine eigentliche Meinung zu gestehen, nämlich die, daß überhaupt in der Welt die Ungerechtigkeit weit stärker und mächtiger ist als die Gerechtigkeit.

Das also, glaubst du, hätte er leichter beweisen können, als seine Behauptung, Recht und Unrecht seien nur Wörter ohne Sinn?

Ja, das glaube ich, denn der Augenschein lehrt es.

So sage mir doch, wie würdest du das verteidigen?

Ich freilich möchte es für mich selbst gar nicht verteidigen, sondern nur im Sinne des Onkels, indem ich die Partie fortführe, die er verlassen hat. Ich würde also sagen, daß die Ungerechtigkeit, da sie kein Mittel verschmäht, weder die guten noch die schlechten, wenn sie nur zum Ziele führen, notwendigerweise mehr Erfolg haben muß als die Gerechtigkeit, da diese sich nur der guten Mittel bedient. Nur muß man natürlich nicht eine halbe Ungerechtigkeit, die also noch Skrupel kennt, einer halben Gerechtigkeit entgegensetzen, sondern eine vollendete Ungerechtigkeit der vollendeten Gerechtigkeit.

Gut. Nun weiter. Du wirst wohl nichts dagegen haben, das eine von beiden Tugend zu nennen und das andre Schlechtigkeit.

Dagegen habe ich nichts.

Also wirst du doch wohl die Gerechtigkeit Tugend nennen und die Ungerechtigkeit Schlechtigkeit.

Das müßte ich wohl.

Daß die Tugend auch wohl Weisheit genannt werden könnte, willst du auch nicht leugnen?

Nein.

Demnach würde die Schlechtigkeit Unverstand sein.

Ganz recht.

So könnten wir also die vollendete Gerechtigkeit auch vollendete Weisheit nennen und die vollendete Ungerechtigkeit vollendete Thorheit.

Jawohl.

Deine Behauptung ist also, daß die vollendete Thorheit stärker und mächtiger ist als die vollendete Weisheit. Aber damit du nicht denkst, ich hätte des Onkels politische Weisheit mit diesem Vertauschen der Wörter dir unter den Händen

Digitized by Google

weg escamotirt, laß uns einmal den Staat betrachten. Nicht wahr, den Staat, der andre Gemeinwesen überfällt, unterjocht und dann beherrscht, nennst du ungerecht?

Allerdings.

Wird dieser Staat nun seine Macht behaupten, indem er in seinem Innern Ungerechtigkeit walten läßt oder Gerechtigkeit?

Das läßt sich mit einem Worte nicht entscheiden, er muß in jedem Falle sehen, was zu seinem Vorteile ist.

Glaubst du denn, mein Sohn, daß ein Heer, welches ins Feld zieht, etwas ausrichten kann, wenn die verschiedenen Regimenter sich untereinander befehden? Oder daß selbst Räuber und Diebe, die gemeinsam stehlen, ihren Zweck erreichen, wenn sie einander Unrecht thun?

Natürlich nicht.

Sondern das Heer mag einen noch so ungerechten Krieg führen, in seinem Innern muß doch Gerechtigkeit herrschen, sonst kann es nicht siegen, und die Räuber müssen untereinander Treue halten, sonst können sie nicht gemeinsam stehlen. Denn die Ungerechtigkeit verursacht Zwiespalt, Haß, Verrat und gegenseitigen Kampf, die Gerechtigkeit Eintracht und Freundschaft. Sollte nun wohl die Ungerechtigkeit ihre Wirkung verlieren, wenn sie, anstatt einem Gemeinwesen, einem einzelnen Menschen innewohnt? Gewiß nicht. Sie hat immer die Wirkung, daß sie jeden, dem sie innewohnt, sei es ein Volk oder ein Heer oder ein einzelner, zuerst unfähig macht, in sich selbst eins zu sein, dann aber auch in Zwiespalt versetzt mit sich selbst und jedem Gegner und ihn verhaßt macht bei den Menschen und bei Gott. Schwach also, mein Sohn, ist der Ungerechte, und nur der Gerechte stark, und wenn wir sagen: Diese Ungerechten haben etwas gemeinschaftlich tüchtig ausgeführt, so ist das nicht ganz richtig ausgedrückt, denn wenn sie vollendet ungerecht wären, so hätten sie sich auch untereinander nicht verschont; es wohnte ihnen vielmehr ein Teil Gerechtigkeit bei, durch welchen sie ihr Ziel erreichten, und nur halb verdorben gingen sie auf das Ungerechte aus.

Lieber Vater, sagte der Jüngling, ich bin zwar im Herzen der Meinung, daß es besser sei gerecht als ungerecht zu sein, und fühle auch, daß der Gute glücklicher ist als der Böse. Aber häufig streitet doch mein Kopf gegen diese Meinung, und wenn ich betrachte, wie es in der Welt zugeht, kommen mir viele Bedenken. Willst du es nun machen wie Onkel Balduin und dich mit dem Schein der Überzeugung begnügen, oder willst du mich wirklich überzeugen, daß die Gerechtigkeit besser sei als die Ungerechtigkeit?

Wenn ich könnte, so möchte ich dich gern wirklich überzeugen, entgegnete der Vater freundlich.

Denn siehst du, fuhr der Jüngling fort, bis jetzt bist du noch nicht auf das Wesen der Frage gekommen. Ich will dir sagen, wie ich das meine. Nicht wahr, es giebt doch ein Gutes, das wir begehren um seiner selbst willen, nicht

Digitized by Google

aber wegen seiner Resultate, wie zum Beispiel das unschädliche Vergnügen, das in keiner Weise Folgen hat, sondern dem wir uns hingeben, weil es uns heiter stimmt?

Ganz recht.

Dann giebt es auch ein Gutes, das wir seiner selbst wegen begehren, das aber dazu noch gute Folgen hat, wie zum Beispiel eine gute Gesundheit, eine gute Vernunft, scharfe Augen.

Jawohl.

Dann giebt es noch eine dritte Art von Gutem, das wir lästig und unangenehm finden, dem wir uns aber wegen seiner angenehmen Folgen unterziehen, wie zum Beispiel das mühsame Ersteigen eines Berges mit schöner Aussicht oder eine chirurgische Operation, von der wir Genesung erwarten.

Gut, das giebt es.

Unter welche von diesen drei Arten von Gutem rechnest du nun die Gerechtigkeit?

Ich rechne sie zu der Art, die an sich selbst angenehm und dazu noch von segensreichen Folgen ist.

Das thust du aber allein, entgegnete kopfschüttelnd der Jüngling, denn die ganze Welt rechnet sie zu der lästigen Art, die man der Belohnung wegen mühsam vollbringt. Die Menschen betrachten die Tugend als ein notwendiges Übel und sind völlig überzeugt, daß der Ungerechte ein viel angenehmeres Leben führe als der Gerechte. Um das einzusehen, wollen wir einmal die Belohnung der Tugend ganz aus dem Spiele lassen, nur die Tugend an und für sich betrachten und untersuchen, wie der Begriff Gerechtigkeit entstanden ist.

Ich höre dir zu, sagte der Vater. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Unbetretene Reisepfade in Japan. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo von Isabella L. Bird, Verfasserin von „Sechs Monate auf den Sandwichs-Inseln," „Das Leben einer Dame in den Felsengebirgen" ꝛc. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen. Mit Illustrationen und einer Karte. Zwei Bände. Jena, Costenoble, 1881.

Die vorliegende Übersetzung eines fesselnden und lehrreichen Werkes, dessen Original sich in England so lebhaften Beifall erworben, daß in kürzester Zeit drei Auflagen davon nötig geworden sind, bildet eine willkommene Ergänzung zu den ethnographischen Schilderungen in dem im vorigen Hefte der „Grenzboten" angezeigten Reinschen Werke über Japan. Die Verfasserin, ihren Landsleuten und wohl auch einem Teile des deutschen Publikums durch ihre frühern Schriften wohl bekannt, ist eine Reisende, die in selbstgewählter Kleidung und Ausrüstung mit unerschütterlichem Mute vordringt und vermöge ihrer seltenen Bildung und feinen Beobachtungsgabe mehr sieht als viele ihrer männlichen Vorgänger. Sie besitzt in hohem Maße die Gabe, ihre Erlebnisse in klarer und überzeugender Weise darzustellen, so daß ihre Aufzeichnungen das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende gefesselt halten. Sie beschränkt sich nicht auf den Teil Japans, den andre Reisenden vor ihr besucht und beschrieben haben; sie dringt vielmehr „auf unbetretenen Pfaden" ins Innere des Landes vor, von dem bis jetzt nur der kleinste Teil durchreist und beschrieben ist. Auf Packpferden, zuweilen auf einer Kuh reitend, wählt die kränkliche, aber mutige Frau schmale Reitwege über steile Gebirgspfade und verweilt sieben Monate des Jahres 1878 auf der Reise durch diese Gegenden des Mikadoreiches. Die Schilderung ihres Besuches bei den Ainos gehört zu dem Lehrreichsten und Anziehendsten der neuern Reiseliteratur.

Die gelungene Uebersetzung besitzt dieselbe Frische wie das Original.

Weisheit und Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Gesammelt vom Herausgeber von „Altdeutscher Witz und Verstand." Berlin, Enslin, 1881.

Von der in dem Titel genannten frühern ähnlichen Sammlung des Herausgebers unterscheidet sich die vorliegende hauptsächlich durch die einfachere Ausstattung und infolge dessen durch größere Billigkeit, während der Inhalt ein ähnlicher ist: die Spruchweisheit unsrer Vorfahren aus der Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts geschöpft.

Man kann sich an diesen von reicher Erfahrung, echter Lebensweisheit, humorvoller Gutmütigkeit und gesundem Mutterwitz erfüllten Aussprüchen in ihrer meist knappen und schlagenden Form von ganzer Seele ergötzen. Sie spiegeln nicht bloß unsre Väter in einem charakteristischen Lichte wieder, sie behaupten auch heute noch vielfach ihre Geltung. Nur die Aufnahme einiger wenigen könnte man, insofern sie sich nicht eigentlich als Sprüche darstellen, beanstanden. Allzugroße Derbheiten aufzunehmen hat der Herausgeber mit Rücksicht auf den Leserkreis, den er im Auge gehabt, vermieden und damit freilich, wie die Kenner wissen, ein unerschöpfliches Kapitel gerade der witzigsten Laune überschlagen. Aus denselben Grunde hat er, dessen große Belesenheit in der einschlagenden Literatur man anerkennen muß, alle gelehrten Beigaben und Literaturnachweise unterlassen und bietet seine Sprüche

Digitized by Google

zum naiven Genusse für jedermann. Geordnet sind sie alphabetisch nach dem ersten Worte, mit dem sie jedesmal beginnen, wodurch bei fortlaufender Lektüre ein bunter Wechsel und der Eindruck reicher Mannichfaltigkeit erzielt wird. Doch hätten wir, da diese Art der Benutzung des Büchleins kaum die überwiegende sein dürfte, lieber eine Verteilung nach inhaltlich geordneten Gruppen gesehen. Dadurch wäre einesteils das einzelne in Zusammenstellung mit dem sinnverwandten in eine schärfere Beleuchtung gerückt, andernteils aber die Möglichkeit gewährt worden, diese Spruchsammlung zu einem bestimmten planmäßigen Zwecke zu benutzen. So würde in der Rubrik „Politisches" der Protektionist zu seiner Freude sehr bald auf die nun wieder zeitgemäßen Zeilen stoßen:

Behielt' ein jedes Land sein' Weis',
Sein' Kleiderstoff, sein' Trank und Speis',
Ließ' man England sein' Woll' und Tuch,
India sein G'würz und G'ruch,
Welschland sein Geschleck und Pracht,
Frankreich und Spanien ihr' Kleidertracht:
So stünd' es besser in der Welt,
Wir Deutschen behielten unser Geld.

Dagegen würde der Sozialist zu seinem Erstaunen schon damals seine Utopien ad absurdum geführt finden in den Versen:

Wenn alle Leute wären gleich,
Und wären alle sämmtlich reich,
Und wären all' zu Tisch gesessen,
Wer wollt' auftragen Trinken und Essen?

Interessant würde namentlich eine vollständige Zusammenstellung der verschiedenen Urteile über die Frauen und ihr Verhältnis zum Manne sein. Wir wollen nur einige derselben hier herausheben. Leider lauten sie im allgemeinen wenig günstig. Wenn sie auch in ihrem Pessimismus nicht alle so weit gehen wie jener: „Wenn ein Weib geboren wird, so sollen die Männer weinen," so ist es doch auch nicht schön zu sagen:

Nüss', Esel, Weiber thun kein gut,
Denn bis man auf sie schlagen thut.

Diplomatisch reservirter heißt es:

In Weiberröcken
Und Bienenstöcken
Süß' und Bittres stecken

und mehr ironisch: „Weiber sind alle gut, es sei zu etwas oder zu nichts." Dem jungen Weibe wird wenigstens eine gewisse Vergnüglichkeit nicht abgesprochen:

Alte Thaler, junge Weiber
Sind die besten Zeitvertreiber,

aber alte Männer vor einer Verbindung mit ihnen gewarnt: „Ein junges Weib ist ein subtil Gift für einen alten Mann." Bei näherer Betrachtung treten die Fehler der Frauen grell hervor, so ihre Gefallsucht:

Dem Wolf das Schaf, Dem Fuchs die List,
Den Frauen Lob gefällig ist,

und mit einem bedenklichen Anstrich: „Frauen und Kerzen brennen nicht immer für den, der sie putzt." Ferner ihre das Haus verderbende Putzsucht: „Seide und Sammet löschen das Feuer in den Küchen," ihre nichtige Geschwätzigkeit:

Digitized by Google

„Was Weiberzungen und Hühner ausscharren, ist unwert" — „Wenn alle Weiberlügen Hafer fräßen, so müßten die Pferde verhungern" — ihre Trägheit:

Große Pfanne, feines Sieb,
Faule Frau: Drei böse Dieb'.

Daß so spät es tagt,
Hat noch keine Frau beklagt

ihre verderbliche Listigkeit:

Weiberlist und Pfaffentrug
Ist aller Orten überg'nug,

oder: „Weiberlist und Gottes Gnade hat kein Ende," ja sogar: „Wenns ein Weib nicht kann, dann ist der Teufel ohnmächtig." Aber auch die stärkste Waffe der Frau, mit der sie ihre größten Erfolge erringt, wird schon damals richtig geschätzt: „Weiberträuen geben kein Pfand." Ferner wird ihre Zanksucht gegeißelt: „Wo kein Zank ist, da ist Cölibat," ihre Unzuverlässigkeit: „Sechs Frauen wissen siebenmal nicht, was sie wollen," und selbst in einer Zeit, wo die Frau nach dem Gesetze noch als unmündig und vollkommen machtlos galt, ihre Herrschsucht: „Die Männer regieren publice die Stadt, die Weiber privatim die Männer." Daher die Warnung: „Wer seinem Weibe zu viel Willen läßt, der verdirbt es," oder: „Wo das Weib Herr ist, da ist der Teufel Amtmann." Am größten ist die Gefahr der Weiberherrschaft da, wo die Frau die Kosten des Haushaltes bestreitet; nicht genug kann daher nach der Meinung des Sprüchwortes vor reichen Heiraten gewarnt werden:

Mitgift ist der Männer Gift,
Die der Weiber Herrschaft stift't!

Wo das Weib ernährt den Mann,
Will sie ihn zum Spielball ha'n.

Auch in der Schönheit wird eine unheilvolle Mitgift gesehen: „Ein schönes Weib und ein geschlitztes Kleid bleiben leicht hangen." Ueberdies ist die Abendschönheit eine trügerische:

Lampenschein und Kerzenlicht
Lobt der Frauen Angesicht.

Häßlichkeit ist freilich auch keine angenehme Beigabe, aber leider: „Ein häßlich Weib und ein Metzgerhauklotz werden selten gestohlen."

Ist von der Frau schon im allgemeinen nichts gutes zu sagen, so natürlich noch viel weniger von einer alten:

Alte Weiber und stumpfe Besen
Sind in ihrem Leben noch nie nix gewesen.

Alte Weiber und Hobelspän',
Wenn sie verbrennen, ist es schön.

Aber auch von jungen Mädchen wird nicht viel gehalten. Entweder:

Wenn die Mädchen flügge,
Sind sie voller Tücke

oder: „Ein Mädchen und ein Orgelwerk sind beide leicht zu spielen," und die Witwen kommen nicht besser weg: „Ein Witib ist wie ein Dornstrauch, da die Rosen von sind." Freilich ist ihr Loos ein trauriges: „Von Witwenholz will ein jeder Späne abhauen." Aber sie sind auch danach: „Witwen haben ein kurzes Gedächtnis," und auch die Verbindung mit ihnen ist gefährlich:

Digitized by Google

Wer Witwen freit, hat fertig Brod
Und dazu die liebe Not.

Unsre Leserinnen müssen uns verzeihen wegen dieser kein Alter und keinen Stand ihres Geschlechtes verschonenden Blumenlese; es ist aber nicht unsre Schuld, daß wir ihnen nichts angenehmes sagen, denn — wir haben nichts gefunden. Und doch! Von einem Stande wissen auch unsre Sprüche nur gutes zu sagen, von der Mutterschaft, der sie das schöne Wort leihen: „Eine Mutter ist unsers Herrgotts Kindermagd."

Unsre Vorfahren wissen sehr wohl, welches die erste Tugend des Weibes ist:

Ein Weib ohne Schamb
Ist ohne Licht ein' Lamp',

auch was sonst für Eigenschaften eine Frau zieren sollen:

Aufsichtig, aufrichtig
Macht Frauen tüchtig.

„Was die Frau spart, ist soviel, als was der Mann verdient." „Ein kluges Weib faßt jedes Töpfchen am rechten Henkel an," und wodurch der Ehefrieden gesichert wird:

Zwei sein von Lieb, und eins von Muth (d. h. Gesinnung),
Macht alles Unglück im Eh'stand gut.

Aber freilich, daß solche Tugenden den Frauen in Wirklichkeit besonders eigen gewesen, ist nirgend gesagt, und wenn man nach diesem Büchlein ihren Wert bemessen wollte, so müßte man zu einem sehr ungünstigen Urteil kommen. Doch liegt es in der Natur und dem Zweck dieser Sprüche, die ja eine reformatorische Tendenz haben, daß in ihnen an den Dingen mehr die schlechten als die guten Seiten hervorgehoben werden, und so darf es nicht wundern, wenn die thatsächlich die Frauen schmückenden Vorzüge mit Stillschweigen übergangen sind. Wie der Mann des siebzehnten Jahrhunderts sich sein Ideal vorstellt, das er auch zu verwirklichen gedenkt, sagt er mit den Worten:

Von feurigem Geblüte,
Von zärtlichem Gemüte,
Ein Engelein an Güte
Soll meine Liebste sein.

Was aber im allgemeinen von diesen Sprüchen zu halten ist, erfahren wir am besten durch sie selbst: „Dem Deutschen wachsen die Sprichwörter im Herzen."

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die Reform des engliſchen Parlaments.

Von Wilhelm Hasbach.

Seit einiger Zeit wird der Ruf nach Parlamentsreform, der in den letzten fünfzig, ja hundert Jahren in England niemals ganz verſtummt iſt, wieder kräftiger und deutlicher. Wenn es einer Vergleichung erlaubt iſt, zu hinken, ſo möchten wir ihn mit einer Fuge vergleichen; denn er beſteht in der That aus einer Weiſe, die, mit Auslaſſung oder Hinzufügung einiger Takte, leicht verändert oder in andre Tonarten hinübergeführt, doch im weſentlichen ſich gleichbleibt und von den verſchiednen Parteien nacheinander aufgenommen wird. Zuletzt ſetzte Gladſtone mit zwei Reden in den Chorus ein. Am 16. Auguſt, am Tage ſeines Triumphs über das Oberhaus, am Abende nach der ereignisvollen Nacht, in welcher er die letzte Hand an ſein Reformwerk gelegt hatte, wies der Premier zum zweitenmale auf das Programm hin, welches er in das eine Wort „Parlamentsreform“ zuſammenfaßte. Trotz dieſer Allgemeinheit zündete das Wort; ſeine Zuhörer wußten, welche Mannichfaltigkeit geſetzgeberiſcher Aufgaben in ihm enthalten ſind: die Regelung der Eidesfrage, welche durch Bradlaugh ſtets in Fluß gehalten wird, die Fortführung der Reform der Geſchäftsordnung, die Ausdehnung des Stimmrechts, die Neubegrenzung der Wahlkreiſe, eine andre Verteilung der Parlamentsſitze, Beſchränkung der Wahlkoſten und eine Umbildung der Selbſtverwaltung. Vor die Seele phantaſievoller und für große politiſche Ziele und Gedanken empfänglicher Engländer führte es berauſchende Bilder der hohen Politik: die Schaffung von Landtagen in den drei Königreichen, die Umwandlung des britiſchen Reiches in einen Bundesſtaat mit einer Vertretung für gemeinſame Angelegenheiten in einem Reichstage, und als Krönung des Ge-

Digitized by Google

bäudes die Befestigung und Stärkung der königlichen Macht. Wahrlich, eine ungeheure Arbeit, welche den Britten reichen Anlaß zum Reden und zur Abfassung schwerwiegender Reviewartikel geben wird und das Parlament noch manche Session hindurch beschäftigen kann.

Trotz dieses Überflusses an Problemen ist es unschwer zu erkennen, daß die Eidesfrage in nächster Zeit gelöst werden muß. Ihre Beantwortung scheint einfach. Wer aber einmal der langen Reihe von Gebeten beigewohnt hat, mit der die gottesfürchtigen Mitglieder des Unterhauses und Oberhauses ihr nächtliches Werk beginnen, und wer die Anschauungen der englischen Gesellschaft nur oberflächlich kennt, den wird es nicht wundern, wie wenig Bedeutung und Überzeugung er auch jenen Vorgängen und Grundsätzen beilegen mag, wenn diese Frage dem Unterhause noch manche Schwierigkeit bereiten sollte. Die verwickeltere und wichtigere Regelung der Geschäftsordnung ist verhältnißmäßig leichter.

Eine flüchtige Betrachtung der Parlamentsverhandlungen zeigt, daß eine Vorlage von ihrem Eintritt bis zu ihrem Austritt verschiedne Entwicklungsperioden durchzumachen hat. Das äußere treibende Prinzip in dem Prozesse ist die menschliche Rede. Eine Geschäftsordnung hat sich folglich mit zwei Punkten zu beschäftigen, mit der Regelung der parlamentarischen Vorgänge auf den verschiednen Stufen und der Regelung der Rede auf allen Stufen. Die Rede ist immer Mittel, niemals Zweck. Sie ist ein Mittel, um die Verhandlungen vorwärts schreiten zu lassen, niemals sie zu hemmen oder gar ganz zum Stillstand zu bringen. Wo Furcht oder Gerechtigkeitssinn gar keine Schranken der Redefreiheit vorgesehen hat, um auch die kleinste Minorität zum Worte kommen zu lassen, verletzt ein Mißbrauch tiefer und lenkt leicht die Aufmerksamkeit von wichtigeren Angelegenheiten auf diese Frage ab. So in England. Über die Notwendigkeit, die Redefreiheit zu beschränken, ist die Majorität des Hauses einig. Einige Radikale, der größte Teil der Irländer, die „vierte Partei“ und unlenksame Konservative werden einer Vorlage, die Debattirfreiheit zu beschränken, opponiren. Man hegt auch wohl die Hoffnung, auf diese Weise das Kabinet zu stürzen. Die Daily News rechnete jedoch vor kurzer Zeit eine sichere Majorität für das Kabinet heraus. Der Widerstand, den ihr die gemäßigten Gegner entgegensetzen werden, richtet sich nicht gegen die Vorlage überhaupt; er entspringt vielmehr aus der Besorgnis, sie könne gelegentlich als Instrument zur Unterdrückung der Minoritäten durch Majoritäten dienen.

Die Obstruktion der Irländer im Jahre 1881 ist noch zu sehr in aller Gedächtnis, als daß es notwendig wäre, die Fehler der englischen Geschäftsordnung weitläufig darzustellen. Es genügt, zu bemerken, daß die Freiheit jedes Mitgliedes, so oft zu sprechen als es ihm beliebt, und Vertagungsanträge einzubringen, welche Gelegenheit zu einer unendlichen Debatte und neuen Vertagungsanträgen geben, die Mittel waren, um das Parlament zum Stillstand

Digitized by Google

zu bringen. Gladstone setzte damals die Maßregel durch, daß ein regelrecht eingebrachter Antrag auf Dringlichkeit einer Vorlage, welcher von 40 Mitgliedern unterstützt und von drei Vierteln des Hauses angenommen würde, dem Sprecher die Vollmacht geben sollte, den Gang der Verhandlungen nach eignem Ermessen zu regeln. Auf der Grundlage dieser Bestimmungen wünscht die Presse weitere Maßregeln. Sie erinnert an frühere Projekte und Aussagen vor dem Parlamente, besonders an folgende. Als die Geschäftsordnung im Jahre 1848 das Unterhaus in Anspruch nahm, hielt man es für wünschenswert, die Erfahrungen Frankreichs und der Vereinigten Staaten kennen zu lernen, weil beide Staaten verhältnißmäßig früh die Geschäftsordnung des englischen Parlaments angenommen hatten. Man lud deshalb Guizot und Curtis ein, ihr Urteil vor einem Ausschusse des Hauses abzugeben. Die Aussagen ergaben, daß beide Länder seit dem Ende des vorigen, bezüglich dem Anfang dieses Jahrhunderts in die Geschäftsordnung die Bestimmung eingeführt haben, eine namentliche Abstimmung von dem Antrage eines Fünftels oder von zwanzig Mitgliedern des Hauses abhängig zu machen, daß in den Vereinigten Staaten seit 1794 die Debatten über Vertagungsanträge verboten sind und die previous question und die clôture es der Majorität ermöglichen, die Diskussion zu beendigen. Beide Staatsmänner sprachen die Überzeugung aus, daß diese Bestimmungen die gründliche und unparteiische Besprechung der Vorlagen nicht verhindert hätten. Curtis richtete die Aufmerksamkeit des Ausschusses auf eine merkwürdige Regel: länger als einstündige Reden sind in den gesetzgebenden Körpern der Vereinigten Staaten nicht erlaubt. Diese Regel hat, wie Curtis und andre versichern, die heilsame Wirkung gehabt, die Redner an Bestimmtheit und Knappheit zu gewöhnen.

Wie viel von den aus dem Staube der Archive und Bibliotheken wieder auflebenden Erörterungen nach Jahrzehnten fortwirken wird, muß die Erfahrung lehren. Seit der Rede, welche Lord Hartington kurz vor Weihnachten hielt, ist es sicher, daß die Regierung die Reform der Geschäftsordnung als die wichtigste und nächste Maßregel der bevorstehenden Session betrachtet. Und seitdem haben uns die Zeitungen davon in Kenntnis gesetzt, daß schon mehrere Kabinetssitzungen den Beratungen einer Vorlage gewidmet worden sind. Jedenfalls ist das Interesse, welches die englischen Politiker diesem Gegenstande widmen, ein Zeichen der inneren Krankheit, welche in der Disharmonie der Freiheit des Individuums und seines Pflicht- und Ehrgefühls besteht. Leider ist es so groß, daß es die Erörterung des wichtigeren und der Verbesserung bedürftigen Teiles der Geschäftsordnung zeitweise in den Hintergrund gedrängt hat. Denn schon lange wird der Mangel an einem glatten Fortgang der Geschäfte gefühlt. Ein Blick auf den schleppenden Gang der englischen Gesetzgebung wird zeigen, wo die Reform einzusetzen hat.

Wer eine Vorlage einbringen will, muß zuerst um die Erlaubnis des Hauses nachsuchen. Nachdem dieselbe gewährt ist, wird die erste Lesung bean-

Digitized by Google

tragt. Hat die Vorlage diese mehr formellen Stationen hinter sich, so folgt die zweite Lesung, welche gewöhnlich der Erörterung der Prinzipien gewidmet ist. Dann folgt der Antrag, die Vorlage entweder an einen Ausschuß oder an das Generalkomitee des Hauses gelangen zu lassen. Oft wird die Stellung dieses Antrages von den Reduern dazu benutzt, um sich noch einmal über die Prinzipien zu verbreiten. Sogenannte private bills (z. B. Eisenbahnkonzessionen, Erlaubnis zur Anlegung von Gaswerken) gehen zuerst an einen Ausschuß und dann an ein Komitee des ganzen Hauses, public bills, welche das Wohl und Wehe des ganzen Landes betreffen, direkt an das als Komitee versammelte Haus. Der speaker verläßt seinen Sitz, und an seinerstatt präsidirt der chairman of committees. Die einzelnen Paragraphen der Vorlage werden nach einander beraten und Amendements eingebracht. Sind die Beratungen beendet, dann nimmt der speaker seinen Platz wieder ein, der chairman stattet einen Bericht ab, und das Haus kann von neuem debattiren und Amendements stellen. Erst dann wird die Vorlage zum drittenmal gelesen. Noch einmal kann eine volle Diskussion stattfinden, und selbst auf dieser Stufe kann sie durch Zusätze verändert und wieder an einen Ausschuß verwiesen werden.

Der Gerechtigkeitssinn, die skrupulöse Gewissenhaftigkeit leuchtet auch aus diesen Bestimmungen hervor. Wie es einer Minorität erlaubt sein soll, voll zum Worte zu kommen, so soll es niemals zu spät sein, einen Abänderungsantrag einzubringen. Die Geschäftsordnung ist augenscheinlich auf Männer von hohen Prinzipien berechnet. Da dieselben aber aus verschiedenen Gründen im Parlamente nicht allzureichlich vorhanden sind, erschwert und verlangsamt die Geschäftsordnung nicht nur die Parlamentsverhandlungen, sondern begünstigt auch nicht einmal eine gründliche praktische Gesetzgebung. Wir wollen auf eine Obstruktion hinweisen, der durchaus keine Böswilligkeit zu Grunde liegt. Das Haus besteht aus einer großen Anzahl alter, reicher Herren, denen ein Parlamentssitz als ein halbes otium cum dignitate erscheint. Das Leben eines gewissenhaften und thätigen Parlamentsmitgliedes ist kein rosiges. Morgens im Ausschuß zu sitzen, nach dem lunch um 4 Uhr im Parlament zu erscheinen, und nach einer Dinerpause gegen 7 Uhr bis in die späte Nacht zu hören, zu sprechen und abzustimmen und am folgenden Morgen in derselben Weise fortzufahren, gehört zu den ermüdendsten Daseinsformen. Wenn die Alten sie gekannt hätten, würden sie aus einem gewissenhaften Parlamentsmitgliede wahrscheinlich eine Büßergestalt gemacht haben; sie hätten einen Parlamentssitz als Bestrafung der Überhebung gegen menschliches und göttliches Recht betrachtet, was sich wunderbar mit der Lehre eines anonymen Broschürenschreibers vertrüge, der in den fünfziger Jahren die Erstrebung des Konstitutionalismus in Preußen aus der sündigen Menschennatur herleitete. Zum Glücke für die Gesundheit des Parlamentsmitgliedes und zum Unglücke für die Gesetzgebung des Landes findet sich die geschilderte Lebensform eines englischen Volksvertreters

Digitized by Google

gewöhnlich nicht in der rauhen Wirklichkeit, sondern nur in des Ideales Reich. Eine große Menge der Herren kommt unregelmäßig zu den Sitzungen, da ja so zahlreiche Gelegenheiten vorhanden sind, Prinzipien zu erörtern und Amendements zu stellen. Bei seinem Eintritte in das Haus blitzt vielleicht in dem Geiste des Abgeordneten ein Gesichtspunkt auf, der ihm großartig erscheint, der aber vorher schon ein halbes dutzendmal das Haus eingeschläfert hat, oder er stellt ein Amendement, welches nach seiner Meinung unfehlbar die Gesellschaft retten wird, von dessen Nutzlosigkeit man sich aber schon mehrmals überzeugt hat. So werden kostbare Stunden und Tage verschwendet, die Arbeit rückt nicht von der Stelle, am Ende der Session werden wichtige Vorlagen übers Knie gebrochen und kommen als Gesetze in einer so unvollkommenen Gestalt zur Welt, daß der Richter sie nicht anzuwenden weiß, dringende Vorlagen haben keine Aussicht, überhaupt in das Haus eingebracht zu werden. Wohl denen, die überhaupt begraben sind. Frederic Harrison geht darum in der Januarnummer des Nineteenth Century scharf mit den Herren Parlamentsmitgliedern ins Gericht. Er räth ihnen, das behagliche Sichgehenlassen aufzugeben, welches das Parlament zu einem idealen Klub mache. Sie müßten wie die übrigen Menschen ernst und tüchtig arbeiten, vor allem aber — schweigen lernen.

Der Reformvorschläge zur Heilung dieser Leiden ist Legion. Die Einen wollen den Anfang der Session in den November legen, um mehr Zeit zu gewinnen. Andre wünschen Fixirung der Stufen, auf denen entweder die Prinzipien oder die einzelnen Paragraphen der Vorlage zur Erörterung gelangen müssen. Noch andre schlagen eine Einteilung des ganzen Hauses in große Ausschüsse vor, welche, zum Teil aus Sachverständigen bestehend, fast in allen Fällen die Sitzungen des Hauses als Komitee ersetzen würden. Die Ehre dieses letzteren Vorschlags gebührt Sir T. Erskine May, welcher ihn seit mehr als 25 Jahren vertritt. Wieder andre schlagen ein halbes Dutzend ständige Komitees vor, welche aus einer geringen Anzahl vom Hause gewählter und mit den Vorlagen ihrer Abteilung berufsmäßig bekannter Mitglieder bestehen sollen. Der Gedanke, welcher dem preußischen Volkswirtschaftsrat und der Utopie einer Umbildung des staatsbürgerlichen Parlaments in ein berufsständisches zu Grunde liegt, der Gedanke, daß unsre verwickelte Gesetzgebung größere Spezialkenntnisse verlangt, als Parlamentsmitglieder gewöhnlich besitzen, dieser Gedanke ist auch in England lebendig. Bekanntlich ging John St. Mill soweit, die eigentliche Gesetz„machung“ auf einen kleinen Kreis weiser Nomotheten zu beschränken und der Gesammtheit im wesentlichen nur das Recht der Abstimmung oder Ablehnung der Vorlagen zu verleihen. Die Engländer sehen überhaupt nicht mehr so vornehm auf den Kontinent herab wie früher. Sie wollen zuweilen sogar etwas von ihm lernen. Man blickt sehnsüchtig auf die scharfe kontinentale Scheidung von Gesetz und Ausführungsverordnung. Man erkennt, daß dieselbe das Parlament entlastet, weil es nur die Grundzüge, die Prinzipien einer Maßregel zu beraten hat. Aber die

Digitized by Google

Scheidung von Gesetz und Verordnung setzt, wenn sie heilsam wirken soll, Minister voraus, deren Stellung von den Parteischwankungen unabhängig ist. Sie ist unverträglich mit parlamentarischer Regierung. Daran muß sie scheitern. Die englischen Gesetze werden so umfangreich bleiben, wie sie sind — oder die Verordnungsgewalt müßte den ständigen Staatssekretären verliehen werden. Schließlich mögen noch die Politiker erwähnt sein, welche die Wiedererweckung der unschuldig gemordeten „Bethlemetischen Kindlein" befürworten, und zwar so, daß jede Vorlage auf der Stufe wieder ins Haus eingebracht werden darf, auf welcher sie ihr Leben ließ.

Wenn man bedenkt, daß das englische Parlament, so unabhängig auch die brittischen Kolonien gestellt sind, doch genug Gelegenheit hat, sich mit ihnen zu beschäftigen, wäre es auch nur in der Form von Interpellationen, die zuweilen stundenlang der Diskussion einer Vorlage vorangehen, und die deshalb Parlamentsreformen entweder beschränken oder einer späteren Stunde der Sitzung zuweisen möchten, wenn man erwägt, daß das Parlament das ganze Konzessionswesen für Eisenbahnen und Kanäle an sich gerissen hat, daß es einen großen Teil der Lokalverwaltung besorgt, daß z. B. jede Session das Schauspiel zeigt, wie eine Anzahl Städte um die Erlaubnis bitten, Gasfabriken, Brücken ꝛc. anzulegen, so muß man zu dem Schlusse gelangen, daß die größte Vereinfachung der Geschäftsordnung machtlos sein wird, wenn das Parlament nicht einen großen Teil seiner Geschäfte andren Körpern überträgt. Es wird kaum möglich sein, daß das Parlament alle private bills aus der Hand giebt, aber in vielen Fällen kann es in eine Appell- und Aufsichtsinstanz umgewandelt werden. Man hat z. B. vorgeschlagen, daß sich Kommissäre mit den Lokalbehörden und Eisenbahngründern in Verbindung setzen sollten. Der Geschäftsgang würde sich einfacher und auch billiger gestalten, da es überflüssig werden würde, schwer zu bezahlende Zeugen vor die Ausschüsse zu laden. Der Entlastung des Parlaments müßte die Verleihung einer ausgedehntere Kompetenzen enthaltenden Städteordnung an eine größere Anzahl von Orten vorangehen. Dann ließen sich Normativbestimmungen für die Thätigkeit der Selbstverwaltungskörper feststellen, über deren Beobachtung die Parlamente wachten.

Ob die Parlamentsreform eine Umgestaltung der Grafschaftsverwaltung zur Folge haben wird, ist zweifelhafter, so sehr auch dieser Gedanke Wurzel gefaßt hat. Herr Courtney, der gegenwärtige Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, machte vor etwa zwei Jahren den Vorschlag, in jeder Grafschaft, zunächst in Irland, einen aus Wahlen hervorgehenden Landtag einzurichten, der die irischen grand juries ersetzen und die Arbeiten der englischen quarter sessions und des Parlaments erleichtern würde.

Nicht als ob man erst seit einigen Jahren an die Vertretung der Grafschaften gedacht hätte. Schon seit dem Anfange der vierziger Jahre lenkten englische Politiker die Aufmerksamkeit auf den großen Mangel in der englischen

Digitized by Google

Grafschaftsverwaltung, daß die Grafschaftssteuern von Beamten ausgeschrieben werden, ohne daß die Grafschaft die geringste Vertretung und somit das geringste Recht, Einsprache zu erheben, habe. Das letzte Torykabinet brachte ja auch vor einigen Jahren eine dahin zielende Vorlage ein, die jedoch nicht den Beifall des Hauses fand. Uebrigens kehrt man mit der Bildung eines Grafschaftsparlaments zu dem alten thire-gemote zurück. Man schafft eine Institution, welche wir in unsern Kreis- und Provinziallandtagen schon besitzen.

Courtney beabsichtigte nicht direkt eine Entlastung des Parlaments. Sein Plan war auf eine Beseitigung der Home-Rule-Agitation gerichtet, deren Berechtigung unter vorurteilsfreien Männern anerkannt wird, vorausgesetzt, daß sie den Sinn hat, einem irischen Parlamente nur irische Angelegenheiten zuzuweisen und das Parlament in Westminster für gemeinsame Angelegenheiten fortbestehen zu lassen. Die Home-Rule-Agitation weist auf die allgemein anerkannte Überladung des Parlaments, auf die schier unendliche Zeit, welche zuweilen zwischen Bedürfnis und Gesetzgebung verfließe, und auf die Thatsache hin, daß Irland ja im vorigen Jahrhundert ein Parlament besessen habe, folglich der Plan selbst kein umstürzendes Element enthalte. Sie führt zu ihren Gunsten die unleugbare Thatsache an, daß England in seinen irischen Maßnahmen unglücklich gewesen ist, ohne daß man den Unsegen einfach auf Rechnung böswilliger Motive setzen könnte. Denn das Schicksal Irlands bewirkten dieselben Kräfte, welche in England mächtig waren: der Feudalismus, die allmähliche Enteignung der kleinen Grundbesitzer, der gewaltsame Eingriff Heinrichs VIII. in das Reformationswerk, die Gegenreformation unter Maria, der Kampf zwischen Hochkirche und Puritanern, die erdrückende Gewalt Cromwells, Jakobs des Zweiten katholisirende Tendenzen und endlich die Thronfolge des Oraniers und des Hauses Hannover. Erst seit der künstlichen Unterdrückung des irischen Aufschwungs in Ackerbau, Industrie und Handel, in der Herabwürdigung der englischen Hochkirche durch Besetzung einflußreicher Stellen mit vornehmen, aber unwürdigen Engländern und in der Fesselung des irischen Parlaments, lauter Ereignissen, die im achtzehnten Jahrhundert stattfanden, datirt eine erschreckende Verschiedenheit zwischen England und Irland, trotz Jahrhunderte langer gleichartiger Geschichte ein greller Kontrast zwischen beiden Ländern! Und warum? Weil das englische Volk den keltischen Volksgeist nicht verstand und bewunderungswürdige, England beglückende Institutionen einfach auf einen fremden Boden übertrug, in dem sie verkümmerten. Wie oft mag das Friedensrichteramt zu Parteizwecken mißbraucht worden sein, wie viel Gutes mögen die grand juries verhindert haben, und wie häufig die juries eine Ermunterung zum Verbrechen gewesen sein!

Jeder, der in der trostlosen Geschichte Irlands das mächtigste Agitationsmittel der Home-Ruler erkennt, wird die Mißstimmung über Gladstones Reformwerk verstehen. Selbst einen gemäßigten Home-Ruler muß es verdrießen, daß

Digitized by Google

es einem englischen Staatsmanne gelingen konnte, etwas für Irland ersprießliches zu schaffen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß es unter den irischen Abgeordneten Leute giebt, welche Irland in eine wilde, zur Loslösung Irlands führenden Anarchie treiben möchten, aus der einzelne Nutzen ziehen könnten.

Ob Grafschaftsvertretung oder Landtag, ob beide zusammen das Parlament entlasten werden, ruht im Schoße der Zeiten. Augenblicklich ist es interessant, die Stellung des Premierministers zu diesen Fragen kennen zu lernen. In seiner zweiten Rede in Midlothian sagte er am 29. November 1879: „Ihre Lokalverwaltung ist noch immer in dem ungenügenden Zustande, in welchem sie sich früher befand. In der Ordnung der Lokalverwaltung kann die Lösung einiger unsre engere Heimat und das ganze Reich berührenden Schwierigkeiten liegen .... Wenn Sie mich fragen, wie ich über Home-Rule denke, so muß ich Ihnen erwiedern, daß ich nur dann antworten werde, wenn Sie mir erst sagen, wie sich die Home-Rule zu der Lokalverwaltung verhalten soll. Ich bin ein Freund der Lokalverwaltung. Ich bin ein Freund großer örtlicher Privilegien und Gewalten. Ich wünsche, ich möchte sagen, ich wünsche sehnlichst das Parlament von einem Teile seiner Arbeiten entlastet zu sehen. Ich sehe die Wirksamkeit des Parlaments nicht bloß durch die Obstruktion irischer Mitglieder, sondern weit schwerer durch die ungeheure Menge der Aufgaben gelähmt, welche die Zeit und das Gemüt Ihrer Repräsentanten in Anspruch nehmen. Wir haben ein überladenes Parlament, und wenn Irland oder ein andrer Teil des Landes wünscht und fähig ist, die Lokalverwaltung oder einen Teil der Lokalverwaltung dem Parlamente abzunehmen, sodaß es das Parlament zu Gunsten der Reichsangelegenheiten entlastet und kräftigt, so will ich zu einem solchen Plane nicht bloß meine widerwillige Zustimmung geben, sondern ihm meine eifrigste Unterstützung leihen. Eine Grenze, meine Herren, nur eine Grenze muß nach meiner Meinung der Lokalverwaltung gezogen werden. Nichts darf von einem weisen Staatsmanne oder ehrlichen Britten unternommen werden, was die Autorität des kaiserlichen Parlaments schwächen oder in Frage stellen könnte, weil das kaiserliche Parlament in den drei Königreichen seine überragende Stellung behaupten muß .... Aber wenn wir im Rahmen dieser Beschränkung solche Anordnungen treffen können, daß Irland, Schottland, Wales, Teile von England, Angelegenheiten von örtlichem und speziellem Interesse wirksamer als das Parlament jetzt verwalten können, so wird das, nach meiner Überzeugung, ein Segen für die Nation sein .... Das Parlament ist überladen — das Parlament ist fast erdrückt. Wenn wir durch die Schaffung von untergeordneten und abhängigen Gewalten jene überflüssige Last von den Schultern des Parlaments nehmen, dann werde ich mich nicht von einer weisen Maßregel dieser Art durch das Wort abschrecken lassen, daß ich den Vorurteilen der Home-Rulers nachgebe. Ich will Irland kein Prinzip zugestehen, nichts, was nicht gleicherweise Schottland oder den verschiedenen Teilen des Vereinigten Königreichs angeboten wird."

Digitized by Google

Selbst konservative Staatsmänner müssen zugeben, daß die so verstandene Home-Rule nach englischen Anschauungen nichts Unbilliges verlangt. Denn die Engländer haben oft genug versichert, daß die ganze Weisheit ihrer Staatseinrichtungen nicht auf kunstvollen Theorien und erhabenen Anschauungen beruhe, sondern auf dem sehr gewöhnlichen Grundsatze des gesunden Menschenverstandes, jeden seine Angelegenheit selbst besorgen zu lassen, weil er sie am besten selbst verstünde, woraus sich die Forderungen: Selbstverwaltung, parlamentarische Regung, Dezentralisation, große Unabhängigkeit der Kolonien vom Mutterlande und Unabhängigkeit der einzelnen Teile der Kolonien von einander von selbst ergäben.

Kurz: die Home-Rule-Partei und ihre Anhänger wollen aus dem vereinigten Königreich einen Bundesstaat machen, den sie für die höchste Staatsform halten. Sie sehen in Deutschland, Österreich-Ungarn, der Schweiz und den Vereinigten Staaten Nordamerikas die Verwirklichung ihres Ideals. Es ist nicht unwichtig, diese Tendenz zu konstatiren. Noch vor zwanzig Jahren schien den europäischen Politikern die Sehnsucht nach dem nationalen Einheitsstaate ein charakteristisches Merkmal des neunzehnten Jahrhunderts zu sein. Kaum hat sich die Bewegung vollzogen, kaum ist die Zeit unter Schlachtendonner an uns vorübergerauscht — noch wetterleuchtet es in Italien, noch liegt die Balkanhalbinsel von der Geburt nationaler Einheitsstaaten darnieder, noch geht der Osten mit neuen Reichen schwanger, die sich von einander loslösend eng um das Heiligtum nationaler Abkunft und Sprache drängen, und schon tritt der Bundesstaat deutlicher als die höhere Form am politischen Horizonte hervor. Wird man dabei nicht an den Dreischritt der Hegelschen Philosophie erinnert? Auf die Periode der um das Herrscherhaus versammelten Staaten ohne nationales Gepräge folgt die Besinnung auf Nation und Sprache, welche den nationalen Einheitsstaat hervortreibt. Als Synthese beider stellt sich der Bundesstaat dar, in welchem individuelles Leben neben der Pflege gemeinsamer Interessen gedeiht.

Als gemeinsame Angelegenheiten des brittischen Reichstages würden Heer, Flotte, Steuerwesen, Handelspolitik, Verträge aller Art gelten. Der Stoff würde sich noch vermehren, wenn die höhere und würdigere Stellung, welche geistvolle, aber vorläufig noch nicht zahlreiche Politiker dem noch ungeborenen Reichstage zugedacht haben, eine vollendete Thatsache wäre. England soll seine Kolonien näher mit sich verbinden, und Abgeordnete derselben sollen in London mit den Vertretern des vereinigten Königreiches tagen. Dem Plane mangelt es nicht an Großartigkeit. Ein Reichstag, der in allen fünf Erdteilen schaltete und die Angelegenheiten eines Viertels der gesammten Menschheit zu verwalten hätte, ist eine Phantasie, die man nicht in den Köpfen kühler Britten vermuthen sollte.

Hat die Home-Rule-Agitation indirekt auf die Fassung dieses gigantischen Gedankens eingewirkt? Es sind keine genügenden Zeugnisse dafür vorhanden.

Digitized by Google

Zu Tage treten zwei Quellen. Die Kolonien wünschten, entweder wie die spanischen oder französischen Kolonien im Parlamente vertreten zu sein. Man will im Parlamente mitsprechen dürfen, weil die auswärtige Politik Englands aller Wahrscheinlichkeit nach verhängnißvollere Folgen für die Kolonien als für das Mutterland haben werde. Canada z. B. behauptet nicht mit Unrecht, daß es im Falle eines Krieges mit den Vereinigten Staaten Nordamerikas das Schlachtfeld abgeben würde, obgleich es nicht die Macht habe, den Krieg zu verhindern. Der entschiedenste Verfechter dieser Idee ist der frühere Gouverneur von Neuseeland, Sir Julius Vogel. Die Bewegung wurde durch den Imperialismus der konservativen Partei unterstützt. Beaconsfield warf im Anfange der siebziger Jahre der liberalen Kolonialpolitik vor, daß sie den Zusammenhang des Mutterlandes und der Kolonien absichtlich gelockert habe. Er wünschte eine nähere Verbindung der einzelnen Teile des brittischen Reiches. Die liberale Partei leugnet, daß Mutterland und Kolonien gemeinsame Interessen haben, und fürchtet, daß England von dem Eigennutze der Kolonisten, die sich schon durch Schutzzölle von ihm abschließen, ausgebeutet werden würde. Aus diesen Gründen stemmt sie sich einer näheren Verbindung entgegen. In den Kreisen der englischen Liberalen ist man merkwürdig kühl gegen den Kolonialbesitz. Die Konsequenteren befürworten eine starke Flotte, den Besitz der wichtigsten Handelsstraßen und den Verzicht auf alle Kolonien. England soll allein und wird nach ihrer Meinung sicherer durch überlegenen Handel und vollendete Industrie seinen Reichtum vermehren und sich fremde Länder dienstbar machen, als wenn es schwere Erziehungskosten für undankbare Kolonien bezahlt, die sofort, wenn sie stark geworden sind, sich vom Mutterlande trennen. Gelangten die Pläne der Imperialisten zur Ausführung, so würde, meint Lord Blachford, in fünfzig Jahren die Hauptstadt des brittischen Reiches von London nach Melbourne verlegt werden müssen.

Die andre Quelle fließt aus volkswirtschaftlichen Betrachtungen. Englands Manufakturen werden durch die kontinentale und nordamerikanische Schutzzollpolitik sehr geschädigt, während fremde Waaren unbeschränkt in England eingeführt werden dürfen. Sein schwer darniederliegender Ackerbau, welcher an dem Wettbewerb Nordamerikas, an den Gesetzen über Vererbung und Pacht, sowie an den hohen Kaufgebühren krankt, ist in den letzten Jahrzehnten immer mehr zurückgegangen. Der Auswanderungsstrom fließt zum geringsten Teile nach den englischen Kolonien. Von 1815 bis 1880 verließen ungefähr 8 500 000 Menschen England. Von diesen wanderten beinahe sechs Millionen nach Nordamerika, waren also für das Mutterland ganz verloren. Aber auch die Auswanderung nach den englischen Kolonien hat nicht den erwarteten Nutzen. Sie verbilligt zwar die Preise für die Lebensmittel und Rohmaterialien. Aber einerseits hat jede Auswanderung diese Wirkung, andrerseits sieht die englische Landwirtschaft darin keinen Segen. Der Nutzen besteht vielleicht darin, daß der Auswandrer englische Waaren kauft, wenn das Aus-

Digitized by Google

land nicht erfolgreich konkurrirt, und daß England weniger Armenunterstützung zu zahlen braucht. Da jedoch, allgemeiner Erfahrung gemäß, gewöhnlich nicht die Armen und Schwachen, sondern die relativ Wohlhabenden und Starken auswandern, so ist diese Entlastung sehr unwahrscheinlich.

Großbrittanien mit Indien und seinen Kolonien bildet ein Staatswesen, das sich noch jetzt allein genügen könnte. Roscher bestreitet dies in seinem Buche über „Kolonien und Kolonialpolitik." Es ist hier nicht der Ort, auf diesen Punkt näher einzugehen. Vielleicht war vor mehr als 25 Jahren, als Roscher sein Werk schrieb, die Entwicklung der Kolonien, welche England nach dem Abfalle Nordamerikas blieben, nicht vorauszusehen. Denn das ungeheuere Reich hat alles: reichen Boden, hochentwickelte Industrie, einen wohlgegliederten Handel, Schiffe, Geld und vor allem thätige Menschen. Aber diese Güter liegen zerstreut über den Erdball. Würden aber die Glieder zusammengefügt zu einem lebendigen Ganzen, welches freieste Zirkulation gestattete und sich gegen alle fremden Völker durch hohe Schutzzölle abschlösse, dann müßte sein Wohlstand in großartiger Weise steigen. Der Auswanderer, der sich in Canada oder Neuseeland niederläßt, wäre nicht länger für England verloren, er wäre ebensogut ein englischer Bauer wie der Freeholder in Suffolk, die englischen Manufakturen hätten einen weiten, unbestrittenen Markt in den Kolonien, und der englische Handel wäre mit dem Binnenhandel zwischen Erdteilen reichlich beschäftigt. Die Kolonien trügen die Lasten des Mutterlandes, und dafür schickten sie ihre Abgeordneten in den Reichstag zu Westminster. England träte dann in die dritte Phase seiner Kolonialpolitik.

(Schluß folgt.)

Friedrich List und die thüringische Eisenbahn.

Der Übergang der Thüringer Eisenbahn in den Besitz des preußischen Staates steht nahe bevor. Der zwischen der preußischen Regierung und der Direktion der Gesellschaft abgeschlossene Vertrag wurde von der Generalversammlung bereits im vorigen Herbst mit großer Mehrheit angenommen, die Landtage der drei beteiligten thüringischen Staaten haben ihn vor kurzem genehmigt, so daß zur Vollziehung nur noch die Zustimmung des preußischen Landtags fehlt, die selbst bei der augenblicklichen Lage der politischen Dinge schwerlich versagt werden wird.

In der Geschichte der deutschen Eisenbahnen nimmt die Thüringer eine bedeutende und eigentümliche Stellung ein. Nicht deshalb, weil sie zu den ersten

Digitized by Google

größeren Unternehmungen gehört — das ist von geringem Belang —, sondern weil sie das erste und leider fast das einzige Unternehmen war, das durch Verträge zwischen mehreren deutschen Staaten zustande kam und bei denen nicht örtliche und einzelstaatliche, sondern deutsch-nationale Gesichtspunkte und Interessen bestimmend waren. Nicht ohne Grund erinnerte man zu jener Zeit, als es sich um die Verträge zwischen Preußen, den thüringischen Staaten und Hessen-Kassel zur Gründung einer deutschen Centralbahn handelte, vielfach daran, daß ein einheitliches deutsches Eisenbahnsystem, für welche die Thüringer Bahn die Grundlage bilde, ein notwendiges Seitenstück zu dem von Preußen gestifteten großen deutschen Zollverein und ein unzerreißbares Bindemittel der deutschen Staaten und Stämme sei. In der That, jede Verbesserung des Verkehrs kettet zusammengehörige Stämme und Völker fester aneinander. Nirgends hat sich diese Kraft der Eisenbahnen mehr geltend gemacht als in deutschen Landen, obgleich nur ein kleiner Teil derselben sich entfalten konnte, nicht mehr als sich unbedingt entfalten mußte. Jene Hoffnungen, die sich an die Thüringer Eisenbahn knüpften, sollen größtenteils in der Zukunft noch in Erfüllung gehen.

Für kein Land der Welt waren die Eisenbahnen eine so nützliche Erfindung wie für Deutschland. Hier allein hatten sie außer ihrer wirtschaftlichen Aufgabe noch eine politische. Und schon die erste war hier größer und wichtiger als anderswo; denn in keinem Kulturlande waren die Verkehrsmittel, vor allem die Wasserstraßen so gering an Zahl und dazu so mangelhaft. Politisch aber waren die Eisenbahnen berufen, dem größten deutschen Staate ein bedeutendes Übergewicht zu geben, wenn er bei der Anlage seinen Einfluß und Ein- und Umsicht so weit als möglich geltend machte und den Bau entweder selbst in die Hand nahm oder sich die Möglichkeit offenhielt, den Betrieb der Hauptlinien nach kurzer Zeit selbst zu leiten. Schon eine starke Landesverteidigung machte dies zu einer gebieterischen Forderung.

Allein die preußischen Staatsmänner jener Zeit hatten für die politische Macht der Eisenbahnen kein Verständnis. Wie sehr sie auch durch den Zollverein der nationalen Politik eine feste Grundlage schufen, so waren sie sich ihrer Ziele doch so wenig bewußt, daß sie den mächtigsten Hebel für dieselben unbenutzt liegen ließen und ihn wohl gar mit Mißtrauen betrachteten. In den kleineren deutschen Staaten hatte man, wir wollen nicht sagen mehr Verständnis, aber doch jedenfalls mehr Instinkt für die Sache. Sie alle förderten nicht nur die Eisenbahnunternehmungen, sondern zielten auch von vorn herein auf die Staatsbahn. Sie fühlten, daß hier ein Mittel gegeben sei, um den durch den Zollverein verlorenen Boden wiederzugewinnen, oder wenn dies nicht, daß man sich vorzusehen habe, wenn man nicht noch mehr an Macht und Bedeutung einbüßen wolle.

Friedrich List war es, der den nationalen Gesichtspunkt an die Spitze aller seiner Eisenbahnpläne stellte. Bereits in seinen Schriften und Agitationen

Digitized by Google

während der zwanziger und dreißiger Jahre wurde dieser Gedanke von ihm in den Vordergrund geschoben. Er nahm stets denselben Rang ein wie sein wirtschaftlicher Hauptgrund für die Eisenbahnen, ihre produktive Kraft. Selbst für diesen letzten Grund hatte man aber im Anfang der dreißiger Jahre in Deutschland wenig Verständnis, und so ging List daran, durch ein Beispiel die Wirkung der Eisenbahnen jedermann vor Augen zu führen, in dem er die Leipzig-Dresdener Eisenbahn gründete. Sein Schicksal und die mannigfache Unbill, die er am Schluß seiner Thätigkeit für dies Unternehmen erfuhr, sind an andrer Stelle bereits geschildert.*) Er war der Meinung, seinen Worten und Plänen werde er in Zukunft beim deutschen Publikum mehr Nachdruck verschaffen können, wenn seine Person durch eine offizielle Stellung an der Leipzig-Dresdener Eisenbahn gewissermaßen einen würdigeren und bedeutenderen Rahmen erhalte. Er hatte geglaubt, daß man die moralische, ja nationale Pflicht habe, dem unermüdlichen Kämpfer für das deutsche Eisenbahnsystem und dem eigentlichen Schöpfer des Leipzig-Dresdener Unternehmens diesen Rahmen auf einige Jahre zu gewähren. Aber in Leipzig wollte man diese Pflicht nicht verstehen, man hielt sie für ein Opfer, das zu bringen man zu kurzsichtig und zu engherzig war. Man bezahlte ihm seine Auslagen — nach einigen Mahnungen — und ließ ihn weiterreisen.

Verstimmt wie einer, dem ein stolzer Bau, dem ein Werk seines Lebens in einem einzigen Augenblick durch menschlichen Unverstand vernichtet wird, verließ er Deutschland, um in Paris Erholung zu suchen und die Wirkungen seiner Ideen von der Ferne aus abzuwarten. Als er im Frühjahr 1840 zurückkehrte, war die Lage der Dinge eine ganz andre geworden. Statt der frühern Thatenlosigkeit war reges Leben in Deutschland eingekehrt; statt des Mißtrauens gegen die Eisenbahnen hatte man in weiten Kreisen Vertrauen zu der Zukunft dieser Art von Unternehmungen gefaßt. Überall wurden Eisenbahnverbindungen geplant. Auch List hatte die alte Lust, durch seine Ideen und seine Sachkenntnis dem Vaterlande zu nützen, wiedergewonnen und durch Berichte, die er von Paris an die Augsburger Allgemeine Zeitung gab, bereits bethätigt.

Aus deutschen Zeitungen hatte List erfahren, daß die preußische Regierung ihre Stellung zu den Eisenbahnen geändert habe, daß der Minister von Nagler, früher ein heftiger Gegner dieser Verkehrsmittel, durch die Leipzig-Dresdener und die Berlin-Potsdamer Bahn von der Nützlichkeit derselben überzeugt, die neuen Unternehmungen begünstige und eifrig dazu auffordere, und, was das wichtigste war, daß Preußen zur Verbindung seiner östlichen und westlichen Staatshälfte eine Eisenbahnlinie von Zelle durch die goldene Aue nach Kassel vermessen lasse und die Fortsetzung dieser Bahn bis an den Rhein beabsichtige. Nach Lists

*) Niedermüller, Die Leipzig-Dresdener Eisenbahn, ein Werk Friedrich Lists. Leipzig, F. W. Grunow.

Digitized by Google

Ansicht war eine solche Richtung der Bahn so verfehlt, daß sie das ganze Eisenbahnsystem Deutschlands in Zerrüttung bringen müsse. Er begriff die Besorgnis, die dies Projekt in den thüringischen Städten hervorgerufen hatte, er sah, daß entweder diese Städte dem Ruin anheimfallen oder die Bahn lange Zeit unrentabel bleiben werde. Preußen hatte ausschließlich preußische Staatsinteressen im Auge. List beschloß diese durch nationale Gesichtspunkte zu ersetzen und damit sowohl den thüringischen Staaten wie Preußen zu nützen.

Gewissermaßen der Mittelpunkt der Eisenbahnunternehmungen war damals Leipzig. Es war die einzige deutsche Stadt, die bereits zwei Linien besaß. Seit Jahresfrist war die Leipzig-Dresdener Bahn in ihrer ganzen Länge in Betrieb, und die Eröffnung der Magdeburg-Leipziger Bahn stand unmittelbar bevor. Nach Chemnitz und den Zwickauer Kohlenbecken plante man seit lange einen Schienenweg, und dies Projekt wurde jetzt bereits zu einer sächsisch-bairischen Bahn erweitert. Auch dachte man seit Jahren an eine Pferdeeisenbahn nach der Saale, nach Merseburg und dem Salzwerk Dürrenberg. Auch die sonstigen deutschen Unternehmungen wurden hier, wo zur Messe die Industriellen und Kaufleute zusammenströmten, lebhaft besprochen, wieviel Zurückhaltung auch die Bankhäuser und der größte Teil der Kaufmannschaft Leipzigs sonst diesen Unternehmungen gegenüber, auf deren Rentabilität sich noch keine Schlösser bauen ließen, beobachten mochten.

Nach Leipzig wandte sich auch List zunächst, um sich über den augenblicklichen Stand der Eisenbahnangelegenheiten und besonders über das Halle-Kasseler Unternehmen zu orientiren und von neuem Verbindungen anzuknüpfen. Vor allem that er dies mit Berlin. Der gothaische Gesandte am Berliner Hofe stellte jedoch alle Bemühungen als hoffnungslos dar. Bereits, sagte er, sei zwischen Preußen und Hessen ein Vertrag abgeschlossen worden, und Nagler sei von seinen vorgefaßten Meinungen nicht abzubringen. List entwickelte ihm seine Ansichten, daß auf diplomatischem Wege gegen die Vorurteile des preußischen Ministeriums in der That nichts auszurichten, daß hier die politische und nationale Seite der Sache herauszukehren, daß Preußen einzig und allein durch eine öffentliche Verhandlung der Angelegenheit auf den rechten Weg zu bringen und den Interessen der thüringischen Staaten nur vermittelst ihrer Vereinigung Gewicht zu verschaffen sei. Der Gesandte stimmte ihm bei und verwies ihn an den gothaischen Regierungspräsidenten von Stein.

Inzwischen hatte List auch seine alten Verbindungen in Thüringen aus der Zeit des deutschen Handelsvereins und seinem ersten Auftreten für ein allgemeines deutsches Eisenbahnsystem zu Ende der zwanziger Jahre, seine Verbindung mit Ernst Wilh. Arnoldi in Gotha und Ernst Weber in Gera wieder angeknüpft. Diese ausgezeichneten Männer, denen Deutschland so manche Anregung und mehrere nützliche Institute verdankte, begrüßten List als einen Retter in der Not. Ihrem Blick war es nicht entgangen, daß, wenn die Bahn nicht

Digitized by Google

die alte Waarenstraße verfolge, es für lange Zeit mit der Industrie und dem Handel Thüringens schlecht bestellt sein werde. Der überzeugenden Kraft von Lists Gründen, glaubten sie, werde es auch in letzter Stunde noch gelingen, alle Welt von den Vorzügen zu überzeugen, welche eine Centralbahn durch die thüringischen Staaten vor einer Partikularbahn durch die goldene Aue voraushabe. Durch Arnoldis Vermittlung ließ List eine Reihe Artikel über diese Frage in einem gelesenen Thüringer Blatte, dem „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" erscheinen und unterzeichnete sie, um den Geist derselben schon äußerlich kenntlich zu machen, mit dem Namen eines deutschen Patrioten und politischen Schriftstellers: Justus Möser. Das Publikum über die Vorteile der Eisenbahnen überhaupt aufzuklären, war kaum mehr nötig. Es konnte sich nur noch um die Frage der Richtung handeln. Darum verglich List gleich die nördliche und südliche Route miteinander. Nicht die kürzeste, sondern die volkreichste Linie, sagte er, muß man bauen. In wirtschaftlicher und finanzieller Beziehung ist diejenige Bahn die vorzüglichste, welche Güter und Personen am schnellsten und wohlfeilsten transportirt, und eine solche wird immer den alten Handelsweg einschlagen. Indem die südliche Linie von Stadt zu Stadt und durch gewerbreiche Gegenden zieht, hat sie an der eignen Strecke bereits hinreichende Transporte, und indem sie dadurch mehr Züge ablassen kann als die nördliche Linie, ist sie auch in der Lage, schneller und billiger als die kürzere Linie zu befördern. Wenn Preußen die nördliche Linie baut, so seid ihr erst recht genötigt, die südliche als Konkurrenzbahn zu bauen, wenn ihr nicht zu Grunde gehen wollt. Darum kommt Preußen zuvor; denn alsdann wird es sich besinnen, zu bauen, und ihr habt aus dem durchgehenden Verkehr von Nord nach Süd, von Ost nach West neue Transporte. Es ist hohe Zeit, daß die thüringischen Staaten sich verbinden, gemeinsam und schnell handeln und mit Preußen, solange es noch Zeit ist, gemeinsame Sache machen, was um so leichter sein wird, als auch die Interessen preußischer Städte in Frage kommen.

Die Artikel wurden in den thüringischen Städten stark verbreitet und brachten gewaltiges Leben in die Eisenbahnfrage. Man kannte jetzt seine Interessen und hoffte von den Regierungen die Vertretung derselben. Die Eisenbahn muß die alte Handelsstraße verfolgen — dies wurde zum Schlagwort. Und dies Wort hat sich schließlich auch bewährt. Vor zwei Jahren hat es die Feuerprobe bestanden. Als durch die Vollendung der Berlin-Metzer Bahn und die Erwerbung der Magdeburg-Halberstadter der preußische Staat in den Besitz der kürzesten Linie durch die goldene Aue nach dem Süden gekommen war und der Eisenbahnminister sich anschickte, der Thüringer Eisenbahn eine tötliche Konkurrenz zu machen, da wurde schon manchem ihrer Aktionäre um seine Dividenden bange. Aber der ökonomische Grundsatz Lists behielt auch jetzt noch seine Macht, und der Minister hat sich durch die hohe Rente, um welche er die Bahn ankaufte, gewissermaßen für besiegt erklärt.

Digitized by Google

Aber List wußte zu gut, daß Zeitungsartikel allein keine Wunder thun, daß alles noch von persönlicher Einwirkung abhänge. Infolge dessen begab er sich zum Regierungspräsidenten von Stein nach Gotha, fand hier Verständnis und Entgegenkommen und erfuhr, daß die thüringischen Fürsten persönlich das höchste Interesse an der Sache nähmen. Diesen Umstand ließ er nicht unbenutzt, und durch Steins Vermittlung wurde es ihm möglich, direkt an den Höfen von Coburg, Meiningen und Weimar für die thüringische Centralbahn zu wirken und die Fürsten dieser Staaten für die möglichste Beschleunigung der Angelegenheit, vor allen Dingen zum gemeinsamen Handeln zu gewinnen.

Am 1. August 1840 kamen bereits die Abgesandten der drei Staaten in Meiningen zusammen, um die Grundlagen eines thüringischen Eisenbahnvereins festzustellen. List war zur Stelle. Den Kommissären entwickelte er einzeln seine Pläne und legte ihnen einen Entwurf zu einem Staatsvertrage vor. Zu den Sitzungen selbst freilich wurde er nicht zugezogen, und so kam es, daß man durch fünftägige Verhandlungen nur zu der Vereinbarung gelangte, gemeinsame Sache machen zu wollen, und daß man sich zur Vollziehung dieses Vertrages noch zu einer weiteren Konferenz nach Gotha vertagte, die dann wirklich um die Mitte des Monats stattfand. Nähere Vereinbarungen über die Ausführung des Bahnbaues und über ein Expropriationsgesetz behielt man sich vor.

Der Vertragsentwurf, den List vorgelegt hatte, enthielt ausführliche Bestimmungen über die Beziehungen der drei Staaten zueinander und zu der Aktiengesellschaft, falls die Staaten die Bahn nicht selbst bauen würden. Er garantirte der Gesellschaft drei Prozent Dividende und gab ihr das Recht, eine Million Thaler unverzinsliche Scheine auszugeben, und eine Million verzinsliche Sparscheine, welche eine Tabelle aufgedruckt bekommen sollten, die ihren Wert von Monat zu Monat unter Zugrundelegung einer dreiprozentigen Verzinsung angeben sollte. Diesen Vorrechten gegenüber war den Staaten ein Anteil an den höheren Dividenden ausgemacht, eine bestimmte Quote des Reinertrags für die Reserve- und Tilgungsfonds ausgesetzt und ein Zeitpunkt bestimmt, zu welchem die Bahn in den Besitz der Staaten übergehen sollte. Mündlich hatte List die einzelnen Punkte erläutert und mit aller Energie auf Beschleunigung gedrungen. Er hatte gefordert, daß man schnell Mittel zusammenbringe, einerseits, damit von tüchtigen und erfahrenen Technikern sofort mit den Vermessungen und im Spätherbst bereits dort, wo die Richtung der Bahn keinem Zweifel unterliege, mit dem Bau begonnen werden, andrerseits, damit man in Berlin, Kassel und München für einen Anschluß an die Thüringer Centralbahn in Verhandlung treten könne.

Die thüringischen Staatsbeamten auf der Meininger Konferenz waren indeß für solche Eile nicht sonderlich eingenommen; sie bestanden darauf, erst Staatsverträge über die Formalitäten abzuschließen. Lists Einwand, daß auch die Chausseen ohne Staatsverträge zustande gekommen seien, konnte daran

Digitized by Google

nichts ändern. Seine bereits über die Eisenbahn hinausfliegenden Pläne, welche an dieselbe eine thüringische Bank und einen Centralkreditverein für Thüringen mit dem Sitz in Gotha anlehnten, fanden selbstverständlich vollends keine Beachtung.

Inzwischen waren dem Projekt auch von sächsischer Seite Schwierigkeiten erwachsen. Besonders von Leipzig aus wurde aufs eifrigste für eine Verbindung Sachsens mit Baiern über Hof agitirt. Der Regierungskommissar bei der Leipzig-Dresdener Bahn, von Falkenstein, und der erste Ingenieur und Erbauer derselben, Kunze, waren zu dem Zweck einer Verhandlung mit der bairischen Regierung im Interesse dieser Linie nach München abgereist. Leipzig fürchtete, daß man preußischerseits einem Anschluß Leipzigs an die Thüringer Bahn im Wege sein werde, um dadurch für Halle einen Vorteil zu erlangen. Auch für Leipzig-Hof konnte man anführen, daß es der alte Handelsweg sei.

So war es für List Zeit, mit dem schwersten Geschütz ins Feuer zu rücken. Als Justus Möser beleuchtete er jetzt vom nationalen Standpunkte die ganze Frage der deutschen nordsüdlichen und ostwestlichen Centralbahn in einer Reihe von Artikeln der Augsburger Allgemeinen Zeitung. Wohl geht, sagt er, der alte Handelsweg über Hof, und gewiß muß diese Linie gebaut werden; für den Augenblick jedoch reicht die Transportmenge bloß für eine Bahn aus. Das Interesse Baierns verlangt aber, solange nur eine Linie sich rentirt, daß diese durch Thüringen gehe; denn dadurch kommt es mit dem Rhein, mit Kassel und dem Norden, mit Berlin und Sachsen in Verbindung, über Hof einzig und allein mit letzterem. Sachsen hat ein Interesse an einer Bahn bis Zwickau, allenfalls bis Plauen. Eine solche würde durch eine thüringische Centralbahn infolge der Erweiterung des Absatzgebietes für die Zwickauer Kohle gewinnen. Preußen muß eine Schienenstraße nach dem Süden und Westen haben. Warum soll es den Anschluß Leipzigs an die thüringische Bahn hindern? Kann es ein Interesse daran haben, daß die vom Süden nach Leipzig bestimmten Waaren an Halle vorbeirollen? Und mehr würde es doch nicht erzielen. Ich setze alles zum Pfande, es werden sich, sobald die Thüringer Bahn gesichert ist, nicht Aktionäre genug finden, welche das Geld schon jetzt an eine Hofer Bahn wagen.

Wer der Eisenbahndebatte in Deutschland bis zu zu diesem Zeitpunkte mit Aufmerksamkeit gefolgt war, konnte sich über die neueste Wendung der Dinge eines ironischen Lächelns nicht erwehren. Hatte man nicht List in Leipzig beiseite geschoben, weil er allzu heißspornig immer an neue Unternehmungen dachte und, wie man glaubte, dadurch den alten schadete? Hatte man ihn nicht für einen planlosen Projektenmacher ausgegeben? Hatte man nicht getadelt, daß er gleich nach dem glücklichen Verlauf der Zeichnungen auf das Leipzig-Dresdener Unternehmen an eine Fortsetzung nach Magdeburg, Berlin und Hamburg dachte? Nun drehte sich die Sache um. Die Leipziger schmiedeten Projekte, List warnte. Die Leipziger zeigten ihre Überlegenheit und bauten. Die

Digitized by Google

Aktionäre werden nicht Geld genug aufbringen, hatte List behauptet. In der That traf dies ein. Die sächsische Regierung mußte sich 1847 des Unternehmens annehmen und die Bahn fertig bauen. Später wird es eine höchst rentable Bahn werden, hatte List gesagt. Auch das ist sie geworden.

Als List sah, daß er in Thüringen selbst vorläufig nicht mehr dringend nötig sei, machte er sich auf den Weg nach Berlin Er kam von Gotha, und in Weimar erfuhr er bereits, daß von Berlin eine äußerst entgegenkommende Erklärung eingelaufen sei, daß der Minister von Nagler seinen Widerstand aufgegeben habe und namentlich der Finanzminister von Alvensleben durch Lists überzeugende Gründe für die Thüringer Linie gewonnen sei. Er wandte sich deshalb nach Leipzig, um über den Stand des sächsischen Projekts genaueres zu erfahren, und von da nach Nürnberg und Augsburg, um das dortige Eisenbahnkomitee für einen Anschluß der bairischen Linien an die Thüringer Centralbahn anzufeuern. Hier war jedoch nicht viel Mut mehr vorhanden. Die bairische Regierung schickte sich bereits an, in das feste System der Staatsbahn einzulenken.

So schürte List das Feuer von neuem in Thüringen. Er wies immer wieder darauf hin, daß man mit den angrenzenden Staaten in Verhandlung treten müsse, um von vornherein die Fortsetzung der Bahn nach Süden, Norden und Westen zu sichern, und gab unzweideutig zu verstehen, daß er der Mann sei, der diese Verhandlungen zu leiten wisse. Allein die Staatsbeamten glaubten nun selber hinlängliche Erfahrung erlangt zu haben. Außer Stein meinten alle, es heiße, sich etwas vergeben, wenn man sich von List Rats erhole. List hatte fest gehofft, von den Thüringischen Staaten mit irgend welchen Funktionen in der Eisenbahnangelegenheit offiziell betraut zu werden. Die herzliche Aufnahme, die er überall und auch an den Höfen gefunden, hatte ihn in diesem Glauben bestärkt. Er hatte seine Familie schon nach Weimar übergesiedelt in dem Gedanken, von hier aus als Konsulent des thüringischen Eisenbahnvereins einige Jahre für ein großes deutsches Eisenbahnsystem wirken zu können. Bald sollte er einsehen, daß dies eine Täuschung war.

Aber wenn die Regierungen auch seinen sehnlichsten Wunsch nicht erfüllten, so versagten sie ihm doch für die geleisteten Dienste keineswegs die Anerkennung, wie es früher in Leipzig vielfach der Fall gewesen war. Oftmals wurde ihm versichert, daß man ihm die Rettung der drei Herzogtümer zu verdanken habe. Als der Handelsstand von Gotha dem Herzog für seine eifrige persönliche Betreibung der Eisenbahnsache durch eine Deputation seinen Dank darbringen ließ, antwortete dieser, den Dank ablehnend: „Meine Herren, wenn wir alle in dieser Sache klar sehen, so haben wir es einem Manne zu verdanken; dies ist der Herr Konsul List, der früher für sein patriotisches Wirken mit Undank belohnt worden ist und dadurch gleichwohl nicht abgeschreckt zu uns kam und uns seine Zeit und Kräfte widmete, um uns über unsre Interessen aufzuklären.“ Als

Digitized by Google

Ersatz für seinen Aufwand im Interesse der Thüringer Bahn und als Belohnung für seine Bemühungen setzten ihm die drei Regierungen gemeinschaftlich hundert Friedrichsd'or aus, freilich keine große Summe, wenn man bedenkt, daß es sich um Sein und Nichtsein handelte. Die Universität Jena erteilte ihm „wegen seiner Verdienste um die Sache des deutschen Handelsvereins und des deutschen Eisenbahnsystems" das Ehrendiplom der juristischen Doktorwürde. Nur der Handelsstand der thüringischen Städte Gotha, Erfurt, Weimar, Naumburg, dem doch die Dienste Lists in erster Linie zum Segen gereichten und dem auch nach den vielen öffentlichen Verhandlungen endlich die Augen aufgegangen waren, gab seinen Dank äußerlich wenig zu erkennen. Arnoldi lag krank und war dem Tode nahe, von andrer Seite kam keine Anregung. Und doch würde List über eine öffentliche Äußerung gerade aus den Handels- und Gewerbekreisen eine ganz besondre Befriedigung empfunden haben.

Die weitere Entwicklung des thüringischen Eisenbahnunternehmens ist ohne allgemeineres Interesse. Wie wichtig sie als Stammbahn Thüringens ist, zeigt ein Blick auf die Karte. Ihr Segen für den Thüringer Wald würde noch größer sein, wenn man mehr Eifer entwickelte, ihr aus dem Innern Nebenbahnen zuzuführen. Für die Eisenbahnpolitik Preußens bildet ihre Erwerbung eine neue Etappe. Sie ist die erste große Bahn dieses Staates, die andre deutsche Staaten durchschneidet.

Leipzig. H. Niedermüller.

Die Royal Geographical Society in London
und die deutschen geographischen Gesellschaften.

Es war im Jahre 1572, als Franz Drake mit einer kleinen englischen Flotte eine Fahrt nach Amerika unternahm. Noch hatten die Engländer in der großenneuen Welt keinen Fußbreit Landes inne. Herren waren dort die Spanier und die Portugiesen. Drake landete an der Küste von Darien, wo nur ein schmaler Streifen Landes das atlantische Meer vom Großen Ocean scheidet. Er drang durch Wälder landeinwärts und kam zu dem Indianerstamme der Seymerons, die den Spaniern bitter feind waren. Mitten auf der Landenge läuft die Küste entlang ein Bergrücken. Auf seinem Kamme standen uralte, mächtig hohe Bäume. In einen der höchsten hatten die Indianer Treppenstufen gehauen, und oben in die gewaltigen Zacken hatten sie eine Laube gebaut. Da hinauf stieg Drake

Digitized by Google

mit dem Häuptling. Eine wunderbare Aussicht that sich vor ihm auf. Er konnte rückwärts die weite See sehen, über die er gekommen war; er konnte vorwärts das große Stille Meer sehen, das sich an 2000 Meilen weit zwischen Amerika und Asien ausbreitet. Noch nie vor ihm hatte ein Engländer diese Wasserstraße gesehen, noch nie hatte ein englisches Schiff sie befahren. Diese Vorstellung überwältigte den kühnen Seefahrer, er beugte seine Kniee, und ein heißer Wunsch ging nach oben, der Wunsch, daß Englands Flagge siegreich auf diesen Meeren wehen möge.

Sein Wunsch ist erfüllt. Englands Seemacht kennen alle, auch solche, die kaum wissen, wo England liegt. Aber wenige ahnen, wer die Keime ihrer Größe still gepflegt hat.

Aufschluß darüber giebt uns eine in diesem Jahre in London erschienene Schrift, die weit über Englands Grenzen hinaus Beachtung verdient, besonders bei denen, die um Deutschlands Wohlfahrt sorgen. Der Verfasser des Werkes, Clements R. Markham, ein bekannter Schriftsteller und Reisender, jetzt Schriftführer der Royal Geographical Society in London, benutzt das fünfzigjährige Jubiläum dieser bedeutendsten geographischen Gesellschaft, eine Geschichte ihrer fünfzigjährigen Thätigkeit zu schreiben,*) die ein treffliches Bild der Entwicklung der geographischen Wissenschaft und ihres Studiums in England giebt. Uns Deutschen dürfte darin vor allem der Nachweis zu denken geben, wie Seefahrt und Geographie sich in die Hände gearbeitet haben, um England den Weg zur Herrschaft über die Meere zu bahnen. War die Geographie erst die Tochter der Seefahrt, so war es eine sehr dankbare Tochter und half schon in sehr jungen Jahren die Mutter treulich ernähren.

Markham beginnt mit der Zeit, in welcher die Engländer das nautische und geographische Erbe der Portugiesen und Spanier antraten. Als Vater der englischen Geographie bezeichnet er Richard Eden, der sich besonders durch die Übersetzungen der auf die neue Welt wie auf die Nautik bezüglichen Werke des Peter Martyr, des Oviedo, Gomaro, Ramusio und Pigafetta, sowie durch Darstellungen der englischen Expeditionen nach Guinea und nach den Polarregionen verdient machte. Eden ermöglichte dadurch seinen Landsleuten das Studium jener Werke und spornte sie zugleich zur Nacheiferung jener ersten Expeditionen an. In dem gleichen Streben übersetzte er die Schifffahrtskunst des Martin Cortes, ein Werk, dessen Erfolg am besten durch die Thatsache bewiesen wird, daß Edens Übersetzung in der Zeit von 1561 bis 1615 in nicht weniger als zehn Auflagen erschien. Eine Zusammenstellung dessen, was zu seiner Zeit für die Kunde der neuen Welt gethan war, gab Eden in seinem 1555 erschienenen Decades of the New World.

---

*) Im Journal of the Royal Geographical Society, Bd. 50, S. 1 folg.: The fifty Years' Work of the R. Geogr. Society.

Digitized by Google

Ihm folgte Richard Hakluyt, der sein ganzes Leben dem Studium der Geographie und dem Ruhme seines Volkes widmete. Sein größtes und für die Geschichte der Forschungen noch jetzt wichtiges Werk, The Principal Navigations, Voyages and Discoveries of Englishmen made by sea or over land etc. erschien im Jahre 1589. Er verkehrte mit Ortelius und Gerhard Mercador, den berühmten Kartographen seiner Zeit, mit Reisenden und Forschern und wirkte, unterstützt von Saxton, Cambden und Speed, besonders für die Kartographie und Nautik. Eben gegenüber war Hakluyt dadurch im Vorteil, daß zu seiner Zeit, während der Regierung der Königin Elisabeth, das volle Interesse der englischen Nation den geographischen Forschungen wie den auf die Geographie und die Schifffahrtskunde bezüglichen Fragen zugewendet war und daher seinem Streben entgegenkam. Jedem Plane wurde werkthätige Unterstützung zu Teil, die Thaten der Entdecker fanden bei hoch und niedrig ungeteilten Beifall; die Blüte der englischen Jugend suchte ihren Ruhm in der Entdeckung ferner Länder; die Gelehrten daheim waren nicht weniger eifrig und erfolgreich für die gleichen Zwecke bemüht als diejenigen, welche draußen zur See und zu Lande auf Forschungen ausgingen. Es genüge hier, die auf dem Kontinent auch jetzt noch wohlbekannten Namen seiner Zeitgenossen Newton, Hawkins, Raleigh, Drake, Frobisher, Lancaster, Jenkinson, Gilbert, Davis, Hood, Wright, Molyneux, Briggs anzuführen.

Nach dem Tode Hakluyts und unter den Nachfolgern der Königin Elisabeth traten die politischen Wirren einer gleichen Fortentwicklung des geographischen Studiums entgegen. Die im Jahre 1665 begründete Royal Society, bestimmt, die Kenntnis der Natur zu befördern, stellte die Geographie, obschon eine Berücksichtigung derselben in Aussicht genommen war, doch den Naturwissenschaften so nach, daß unter den 5336 Schriften, welche sie in den Jahren 1665—1848 veröffentlichte, nur 77 allein der Geographie und Topographie gewidmet waren, eine unverhältnismäßig kleine Zahl gegenüber den auf Astronomie, Elektrizität, Magnetismus, Geologie, Mineralogie u. s. w. bezüglichen Schriften. Anzuerkennen bleibt immerhin die Beteiligung der Royal Society an der 1676 erfolgten Einrichtung des Observatoriums zu Greenwich und besonders an den hier gepflegten Bestrebungen nach einem Mittel, die geographische Länge eines Ortes zu bestimmen, sowie ihr Anteil an der Aufstellung und Ausarbeitung eines Planes für den Nautical Almanac, dieses nicht blos für den Seefahrer unentbehrlichen Werkes.

Einen neuen Aufschwung gewann das Studium der Geographie, als im Jahre 1788 eine Anzahl eifriger Geographen, zu denen auch der damalige Präsident der Royal Society, Sir Joseph Banks, gehörte, eine Gesellschaft, die African Association, begründeten, zu dem Zwecke, die Kenntnis des damals in der Hauptsache unbekannten inneren Afrikas zu befördern. Der anfängliche Mißerfolg — der erste ausgesandte Reisende Ledyard starb beim Beginn der Reise in Kairo 1788 —

Digitized by Google

entmutigte nicht. Die African Association sandte noch wiederholt andre Reisende aus, welche, wenn man die damaligen Zeitverhältnisse und sonstigen Umstände berücksichtigt, immerhin bedeutende Erfolge erzielten, so Mungo Park auf seiner Reise von Gambia über Pisania den Niger hinunter (1795—1797), Hornemann auf seiner Reise von Kairo über Siuah und Fezzan nach Tripolis (1798 und 1799). Neben diesen Expeditionen war der schon genannte Joseph Banks, welcher selbst die Erde umsegelt und hier wie überall die Naturforschung zu befördern gesucht hatte, für Reisen in Australien und in den arktischen Regionen thätig. In gleichem Sinne wirkte Sir John Barrow, Banks' eifriger Mitarbeiter, welcher demselben auch nach seinem Tode als Präsident der Royal Society folgte, eifrig und mit großem Erfolg für arktische Forschungen. Auf ihren unter Barrows oberster Leitung unternommenen Fahrten lichteten Parry, Lyon, Clavering, Beechey und Franklin, diese weltbekannten arktischen Reisenden, mehr und mehr das Dunkel, das über den durchreisten Ländern und Meeren und bezüglich der Beschaffenheit der nördlichen Gegenden überhaupt geherrscht hatte. Barrow selbst durchreiste Teile von China und das Kapland und verfolgte bei seinem regen Interesse an geographischer Forschung nicht nur die Reisen Lyons und Ritchies nach Murfuk, die Reisen Denhams und Clappertons in das Innere Afrikas und an den Tsadsee, um überall fürsorgend einzutreten, sondern betrieb auch z. B. die Ausrüstung der Congo-Expedition des Kapitäns Tuckey, überall die Aufmerksamkeit auf die Reisen und den Anteil an dem Geschick der Reisenden wachrufend.

Bald wuchs, angeregt durch das Entgegenkommen und die Teilnahme für ihre Pläne, die Zahl der ausgehenden und ausgesandten Forschungsreisenden von Jahr zu Jahr. Die Heimgekehrten häuften alljährlich neues Forschungsmaterial zu dem alten, beseitigten alte Irrtümer und stellten zweifelhafte Angaben fest, in dieser Thätigkeit erheblich durch Gelehrte und Künstler unterstützt, welche teils die Mittel für genauere Forschung in die Hand gaben, teils die mitgebrachten Resultate verarbeiteten und nutzbar machten. Nach der Beschaffenheit des damaligen englischen Handels- und Seeverkehrs und diesem folgend zog sich der ganze Verkehr der Reisenden und Gelehrten nach London; von hier gingen die Reisenden nach allen Richtungen aus, hier strömten sie wieder zusammen, um die Ergebnisse zu weiterer Bearbeitung abzuliefern.

In diesem regen wissenschaftlichen Treiben faßte Kapitän Arthur von Capell Broke, ein vielgereister Mann, im Jahre 1826 die glückliche Idee, eine Gesellschaft zu gründen, welche nur aus Reisenden bestehen und dazu dienen sollte, durch geselligen Verkehr geographische und nautische Interessen zu fördern. Nach Brokes Plane sollte die Welt in ebensoviele Kreise, als Mitglieder vorhanden waren, eingeteilt werden, jedes Mitglied einen Kreis repräsentiren, um so gewissermaßen nach und nach die ganze Welt besucht zu haben. Den gemeinsamen Mahlzeiten wollte Broke einen besonderen Reiz dadurch verleihen, daß jedes Mitglied dazu irgend eine fremde Speise beitragen sollte; er für seine Person

Digitized by Google

begann bei der zweiten Mahlzeit mit Beiträgen an Rentbierschinken von Spitzbergen, schwedischem Branntwein, Fladbrot vom Nordkap und Schellbeeren aus Lappland.

Die Idee fand allgemeinen Anklang. Die bedeutendsten Reisenden trafen sich in jener Gesellschaft, welche nach dem bekannten englischen Seemann Walter Raleigh Raleigh-Club genannt wurde, und tauschten in ungezwungener, freundschaftlicher Weise ihre Gedanken aus; mancher Plan, der sonst vielleicht gar nicht oder nur schwer durchgeführt worden wäre, wurde hier in seiner Ausführung erheblich gefördert und dem richtigen Ziele zugeführt. Der Haupterfolg des Raleigh-Club aber war der, daß er nicht nur ein neues Interesse an geographischen Forschungen, sondern insbesondre auch ein Streben nach einem geordneteren Vorgehen dabei wachrief. Dies führte zu einem neuen, auf allgemeine geographische Forschungen gerichteten Verein.

Am 24. Mai 1830 fand im Raleigh-Club eine Mitgliederversammlung statt, deren Teilnehmer darüber einig waren, es müsse eine Gesellschaft bestehen, die ihren einzigen Zweck in der Beförderung und Verbreitung geographischer Kenntnisse zu finden habe, welche in hervorragender Weise das geistige wie das materielle Wohl der Nation zu heben geeignet wären. Das vorhandene kostbare Material sei zu verstreut, zu umfänglich oder zu schwer zugänglich; nur vereinte Kraft und organisirte Thätigkeit könne diese Schwierigkeiten überwinden. Und so wurde denn in einer zweiten Versammlung am 16. Juli 1830, nachdem die ernannte Kommission für den Statutenentwurf ihre Aufgabe auf Grund eines vom Admiral W. H. Smyth verfaßten Entwurfes rasch erledigt hatte, die Geographical Society gegründet.

Der Zweck der Gesellschaft war kurz der, alle bemerkenswerten Entdeckungen, welche der Gesellschaft bekannt wurden, zu sammeln, zu verzeichnen und ihre Ergebnisse den Mitgliedern und der wissenschaftlichen Welt überhaupt zugänglich zu machen, die besten geographischen Bücher und Werke, Karten und Zeichnungen in einer Bibliothek zu vereinigen, bewährte Instrumente zum Gebrauche der Reisenden wie zur Ermöglichung von Vorstudien anzuschaffen, Instruktionen für Reisende auszuarbeiten und sich mit gleichartigen Vereinen und mit Geographen in Verbindung zu setzen.

Die Geographical Society ging sofort mit großer Rührigkeit ans Werk, um diese Zwecke zu verwirklichen. Der Erfolg der Gesellschaft war groß. Nicht nur, daß bereits bei der Begründung sich 460 Personen, See- und Landoffiziere, Gelehrte, Staatsmänner u. s. w. als Mitglieder einzeichneten — von denen 14 noch das fünfzigjährige Bestehen der Gesellschaft mitgefeiert haben —, es übernahm auch König Wilhelm IV. von England selbst das Patronat derselben, verlieh ihr den Namen der Royal Geographical Society und stiftete einen Preis von jährlich 50 Guineen, um die geographische Forschung zu ermutigen. Nach einer kurzen, wenn auch schweren Krisis in den Jahren 1845—1848 entwickelte

Digitized by Google

sich die Gesellschaft in stannenerregenden Progressionen. Die anfänglichen 460 Mitglieder hatten sich schon 1858 auf 1000 vermehrt, im Jahre 1876 war die Zahl 3000 bereits überschritten, die Liste des Jahres 1880 endlich führt 3394 Mitglieder auf. Diese Zahlen haben allerdings nur dadurch erreicht werden können, daß die Mitglieder sich nicht auf London oder England allein, sondern fast auf jede englische Kolonie und auf jeden größern Ort, an welchem besser gestellte englische Familien sich aufhalten, verteilen; Nichtengländer sind unter den Mitgliedern nur in sehr geringer Anzahl vorhanden.

Nach Begründung der Gesellschaft konnten sich gegenüber dem mächtigen Einflusse derselben andre, ebenfalls geographische Zwecke verfolgende Vereine kaum noch bilden, einen einzigen ausgenommen, der ein ganz spezielles Ziel und dieses zugleich von verschiedenen Seiten aus verfolgt. Selbst die bestehenden Vereine gingen in der Königlichen Geographischen Gesellschaft nach und nach auf, erst die African Association, dann die eben erst begründete Palestine Association; und selbst der Raleigh-Club, welcher noch längere Zeit fortbestanden hatte, löste sich 1854 auf Anregung Murchisons auf, um in der Geographischen Gesellschaft einen Teil derselben als Geographical Club mit den früheren Zwecken zu bilden. Nur als ein Teil der Geographischen Gesellschaft ist auch der 1858 begründete Cosmos Club anzusehen. Lediglich bei den Wanderversammlungen der British Association wurde mitunter die Geographie in einzelnen Sektionen verhandelt.

Fragt man, wie weit die Königliche Geographische Gesellschaft während ihres fünfzigjährigen Bestehens ihr Ziel erreicht habe, so kann man ihrem verdienstlichen Wirken nur die uneingeschränkteste Anerkennung zollen. Die Gesellschaft beförderte die geographische Wissenschaft außerhalb ihrer Versammlungen in erster Linie durch ihre Publikationen. Ihr Journal, jetzt in einer abgeschlossenen Reihe von 50 stattlichen Bänden vorliegend, birgt eine bedeutende Anzahl zum Teil ausgezeichneter Aufsätze über Erdteile und Länder, über mannigfache Fragen der physischen Erdkunde, begleitet von zahlreichen Karten und Zeichnungen. Ein interessanter Teil des Journal ist die seit längerer Zeit jedesmal aufgenommene jährliche Ansprache des Präsidenten mit ihrem kurzen Abriß der geographischen Vorgänge des letzten Jahres, seiner Unternehmungen und Erfolge u. s. w. Neben dem Journal erschienen von 1855 an Proceedings, die Verhandlungen der Gesellschaft, Vorträge, Diskussionen und kurze geographische Bemerkungen enthaltend; diese wurden, um einen Ersatz für das von Markham von 1872—1878 herausgegebene Geographical Magazine zu gewähren, von Januar 1879 ab in neuer Serie, sowie in veränderter und erweiterter Form herausgegeben und sind jetzt bestimmt, das Journal in der Art zu ersetzen, daß bedeutendere und für die Proceedings zu umfangreiche Aufsätze als Supplemente gegeben werden sollen. Überdies veröffentlichte die mit der geographischen Gesellschaft in Verbindung stehende, 1847 begründete Hakluyt

Digitized by Google

Society seit 1848 in jedem Jahre einen Band, welcher seltene oder bisher ungedruckte Beschreibungen von Land- und Seereisen u. s. w. enthält, so ausgewählte Briefe des Kolumbus mit verschiedenen, auf die Entdeckung der neuen Welt bezüglichen Originaldokumenten, de Sotos Entdeckung und Eroberung Floridas, Mendozas Geschichte des mächtigen China u. a.

In Verfolg des auf die Begründung einer Bibliothek und Kartensammlung gerichteten Zweckes verfügt die Gesellschaft gegenwärtig über eine Bibliothek von mehr als 20 000 Bänden und Heften und über eine Kartensammlung von etwa 35 000 Karten und Plänen, 500 Atlanten, ungerechnet das sonstige zahlreiche Material. Bibliothek und Kartensammlung auf diesen Stand zu bringen, trugen nicht nur die englische Regierung und einzelne Mitglieder,*) sondern in Anerkennung des hohen Wertes solcher Institutionen auch auswärtige Behörden, wie der deutsche Generalstab, das Dépôt de la marine, das Marineministerium in Frankreich und andere bei; infolge dessen sind bei einem jährlichen Aufwande von 3000 Mark aus Gesellschaftsmitteln und von 4000 Mark aus einem Legat des Admiral Osborn, sowie von 10 000 Mark aus Staatsmitteln (nur für das Kurrenthalten der Kartensammlung bestimmt) die Bibliothek und die Kartensammlung derart vollständig und reich ausgestattet, daß Rod. Murchison die letztre mit Recht das Map office of the Nation (National-Karten-Amt) nennen konnte.

Für die Forschungsreisenden sorgte die Gesellschaft sowohl durch wissenschaftliche Belehrung (ihre Hints to travellers erschienen in mehreren Auflagen) und technische Einübung im Gebrauche der Beobachtungsinstrumente vor Beginn der Reise als auch durch thatkräftige Unterstützung während der Reise, beziehentlich durch Auszeichnung nach glücklicher Vollendung derselben. In letztrer Beziehung war die Königliche Geographische Gesellschaft dadurch in eine günstige Lage versetzt, daß König Wilhelm IV., wie nach ihrem Regierungsantritt auch die Königin Victoria jährlich 50 Guineen stifteten, welche anfangs in einer Medaille oder einer Geldbelohnung, später in zwei Medaillen (Founder's Medal und Patron's Medal), beziehentlich in zwei Geldverleihungen an ausgezeichnete Forschungsreisende oder an Leute, welche sich sonst Verdienste um die Geographie erworben hatten, ausgegeben wurden. Wie unparteiisch, ohne Rücksicht auf Nation und Stand, nur nach Verdienst bei der Verleihung dieser höchsten Auszeichnungen der Gesellschaft verfahren wurde, erhellt wohl am besten daraus, daß nicht weniger als 14 Deutsche (Dr. Rüppell 1839, Dr. Schomburgk 1840, Dr. Adolph Erman 1844, Carl Ritter 1845, Dr. Leichhardt 1847, von Hügel 1849, Thomas Brunner 1850, Dr. Heinrich Barth 1856, Baron von der Decken 1864, Dr. August Petermann, Dr. Gerhard Rohlfs 1868, Dr. Schweinfurth 1874, Leutnant Weyprecht 1875, von Richthofen 1878),

*) Walter Trevelyan z. B. vermachte ihr außer erheblichen Geldbeiträgen seine geographische Bibliothek, G. B. Greenough seine Bibliothek und seine Karten nebst einem Legat von 10 000 Mark zur Vervollständigung der ersteren.

Digitized by Google

außerdem Professor Middendorf 1846 und Leutnant Payer 1875 eine der höchsten Auszeichnungen erhielten. Neben diesen Auszeichnungen verteilte die Gesellschaft auch wertvolle Uhren, wissenschaftliche Instrumente u. s. w. als Ehrengeschenke.

Teils auf Anregung und auf Kosten der Regierung, teils aus eigenen Mitteln unternahm und leitete die Königliche Geographische Gesellschaft wiederholt eigene Forschungsreisen. Markham giebt über dieselben einen interessanten Überblick. Die bekanntesten sind die Reisen von Biscoe nach dem antarktischen Meere, von Roß nach den arktischen Regionen, von Burnes nach Bohara, die fünfjährige, 1838 begonnene Reise Dr. Robert Schomburgks in Brittisch-Guyana, unternommen, um von der Küste her eine Anknüpfung an die Forschungen Alexanders von Humboldt in den Äquinoktial-Gegenden Amerikas herbeizuführen, eine schwierige aber erfolgreiche Reise, von welcher Dr. Schomburgk, zuletzt von seinem Bruder Richard begleitet, eine gute Karte und bedeutende, wertvolle Sammlungen heimbrachte. Livingstone wurde wiederholt von der Gesellschaft mit Mitteln versehen, auf ihre Empfehlung hin von der englischen Regierung auch in den Stand gesetzt, in der Erforschung Afrikas fortzufahren. Durch den Einfluß der Gesellschaft, welcher mit ihrem Wachsen zunahm, erhielten Kapitän Burton und Speke 1857 einen Staatszuschuß von 20 000 Mark zu ihrer Reise nach dem See Tanganyika und in die nördlich davon gelegene Seenregion; Kapitän Speke 1860 einen Staatszuschuß von 50 000 Mark zu seiner mit Kapitän Grant unternommenen Reise nach dem See Ukerewe und nach den Nilquellen. Die Kosten der Reise des Leutnant Cameron im Betrage von mehr als 12 000 Pfund Sterling (240 000 Mark), zu welchen die englische Regierung 3000 Pfund Sterling und Private ebenfalls einen Teil beisteuerten, wurden in der Hauptsache aus den Mitteln der Gesellschaft bestritten. Als König Leopold von Belgien die planmäßige Erforschung Afrikas in Anregung brachte, begründete die Gesellschaft in Beteiligung an jenen Bestrebungen einen besondren African Exploration Fund, welcher der wissenschaftlichen Erforschung zu dienen bestimmt war, und ließ mit einem erheblichen Kostenaufwand, abgesehen von den Beiträgen der Mitglieder u. s. w. die Reisen auf dem gewählten Arbeitsfelde, dem Landstrich zwischen der Ostküste Afrikas und dem Nyassa- und Tanganyika-See, beginnen. Daneben gewährte die Gesellschaft jederzeit Anteil und Unterstützung den Forschungen in Australien und Asien, ganz besonders aber denen in den Polarregionen.

Der Forschungsreisende bedarf aber, um die Ergebnisse seiner Mühen wirklich nutzbar zu machen, stets der Arbeit des Gelehrten und Kartographen daheim; ohne letztere würde manche Entdeckung unterblieben oder doch nicht in das rechte Licht getreten sein. In Berücksichtigung dieses Verhältnisses zollte die Gesellschaft auch gern der stillen Arbeit des Gelehrten und des Kartographen ihren Dank; wir finden z. B. unter den mit der höchsten Auszeichnung bedachten auch

Digitized by Google

Leutnant Raper (1841), Dr. Edw. Robinson (1842, in Anbetracht seiner bedeutenden biblisch-geographischen Forschungen), Dr. A. Erman (1844, für seine Studien über physische Erdkunde, Meteorologie und Erdmagnetismus), Carl Ritter (1845, für seine geographischen Werke), John Arrowsmith (1863, für seine Kartenwerke), Dr. August Petermann (1868, für seine Verdienste als Schriftsteller und Kartograph), Mary Sommerville (1869, für ihre Thätigkeit in der geographischen Wissenschaft), A. Keith Johnston (1871) und Colonel Yule (1872, ebenfalls für seine geographischen Werke).

Endlich sorgte die Gesellschaft auch für die Belebung des geographischen Studiums in den Schulen, besonders durch die Aussetzung jährlicher Prämien für die besten Leistungen von Schülern in der politischen wie physischen Geographie. Von ihrem regen Verkehr mit andern Vereinen u. s. w. giebt jeder Band des Journal Kunde. Nahe an sechzig korrespondirende Ehrenmitglieder führt das Verzeichnis auf; fast zweihundert Vereine, Bibliotheken, Anstalten, Privatpersonen stehen mit der Gesellschaft im Schriftenwechsel. In einem glänzenden Stande befinden sich die Finanzen der Gesellschaft. Außer einem auf 20 000 Pfund Sterling (400 000 Mark) geschätzten Hause, außer der wertvollen Bibliothek und Kartensammlung ist ein Vermögen von mehr als 17 000 Pfund Sterling (340 000 Mark) vorhanden!

Den Schluß der Festschrift Markhams bildet eine Übersicht über den Stand der Geographie im Jahre 1830 im Vergleich zu dem des Jahres 1880, sowie eine Betrachtung dessen, was für die geographische Wissenschaft noch zu thun übrig bleibt.

Große Fortschritte der geographischen Kenntnis sind überall, für jeden Erdteil zu bekunden. Unerforschte Erdstriche werden immer seltner; die früher weißgelassenen Stellen der Karten haben sich mehr und mehr gefüllt. Überall haben Grenzen und Küstenlinien, Berge, Gewässer u. s. w. infolge der neuen zuverlässigen Aufnahmen eine bestimmtere und wahrere Gestaltung in den Karten gefunden. Nur in wenigen Regionen ist bisher jede Anstrengung, sie zu erforschen, mehr oder weniger vergeblich gewesen; teils hat die natürliche Beschaffenheit der Gegenden, wie nach dem Nord- und Südpol hin, teils und ganz besonders die Feindseligkeit der Bewohner, wie in Innerafrika, Arabien, Kafiristan, Tibet, Neuguinea u. s. w. allen Forschungsreisen unüberwindliche Hindernisse entgegengesetzt. Aber auch die Geographie als Wissenschaft hat große Förderung erfahren und wieder im Verein mit andern Wissenschaften dazu beigetragen, Licht über früher fast unerklärliche Vorgänge zu verbreiten, manches Geheimnis der Natur zu ergründen, insbesondre aber die Ergebnisse ihrer Forschung zu einem Gemeingut aller Wißbegierigen zu machen. Neue Zweige der geographischen Wissenschaften haben sich gebildet, andre, bereits früher bestehende sich zu selbständigen Wissenschaften abgezweigt. Von ihnen ist die durch Matthew F. Maury, Superintendent am National-Observatorium zu Washington begründete Hydrographie eine der

Digitized by Google

jüngsten; wie sie aber eine der wichtigsten für seefahrende Völker ist, so hat sie auch deshalb am meisten Unterstützung und Pflege auf allen Seiten gefunden und kann jetzt überall den Interessen der Schifffahrt wirksam dienen.

Trotz dieses erfreulichen Standes der Geographie sind wir freilich noch immer weit entfernt von einer allgemeinen genaueren Kenntnis der Erde und ihrer Teile, fern von der Kenntnis aller ihrer Eigentümlichkeiten im ganzen und im einzelnen, der Beziehungen der Erde zu andern Weltkörpern und der einzelnen Teile der Erde zu einander, fern von der Kenntnis aller treibenden irdischen Kräfte und ihrer Wirkungen. Und so bleibt trotz aller bisherigen Errungenschaften der geographischen Wissenschaft noch ein weites Arbeitsfeld. Überall harren unerforschte oder nicht genügend erklärte Erscheinungen ihrer Lösung, einer Lösung, die nur mit angestrengter Arbeit und mit vereinten geistigen und materiellen Kräften herbeigeführt werden kann. Daher sind bis zu diesem Zeitpunkte, als das beste Mittel, auch weitere Kreise für die Geographie und ihre nutzbringenden Forschungen zu interessiren, ihre Hilfsbereitschaft herbeizuführen, das Streben derselben auf einen geordneten Weg der Forschung zu lenken, die geographischen Gesellschaften unentbehrlich.

(Schluß folgt.)

Briefe eines Unbekannten.

Das Märchen von den drei Wünschen, in dem sich die Frau eine Bratwurst, der Mann seiner voreiligen Frau die Bratwurst unter die Nase wünscht und darnach gezwungen ist, den letzten von einer gütigen Fee gewährten Wunsch für die Befreiung der teuern Gattin von so unliebsamer Zier zu verausgaben, hat eine ziemlich handgreifliche Moral, deren Wahrheit jeder jeden Tag erfahren kann. In dem Getümmel und der Reclamewirtschaft unsrer neuesten kritischen Ära sehnen wir die Kritik des unbefangenen gebildeten Publikums herbei, die schon zu manchem literarischen Umschwung den Anstoß gegeben hat. Kaum ist der Wunsch gethan, so haben wir eine Stimme aus dem Publikum vor uns, schön gedruckt, 431 Seiten stark, „Briefe eines Unbekannten," eines unzweifelhaft unterrichteten, geistreichen Mannes, eines liebenswürdigen Sonderlings, der lebendigen Anteil an literarischen Dingen nimmt, ein Bildungs- und Lesebedürfnis hat, wie es die nächste Generation kaum kennen wird, der im kleinen Kreise und, wie es scheint, ohne jeden Gedanken an spätere Veröffentlichung seine Gedanken und Urteile über

Digitized by Google

Zeit und Vorzeit, Welt und Literatur ausgesprochen hat und aus dessen an gute Freunde und Freundinnen gerichteten Briefen man das Beste, Liebenswürdigste und Gescheiteste zusammengetragen hat. Gewiß zunächst zur Erinnerung für eben die guten Freunde und Freundinnen — dann aber doch auch zu Nutz und Frommen des Publikums, das so geistreiche Belehrung über alles und jedes, wenn sie namentlich im Gewande der unbefangensten Plauderei auftritt, wohl brauchen kann. Der „Unbekannte" wird übrigens in der Vorrede förmlich vorgestellt, es ist Alexander de Villers, lange Jahre hindurch Legationssekretär und wirklicher Legationsrat bei der sächsischen Gesandtschaft in Wien, zuletzt seit 1872 pensionirt, in ländlicher Zurückgezogenheit bei Wien lebend und durch seine Briefe seine eigne Muße und die andrer erheiternd. Herr von Villers ist am 16. Februar 1880 in Wien gestorben, aus einer wahrscheinlich großen Zahl seiner Briefe ist eine kleine Gruppe ausgewählt worden, und der ungenannte Herausgeber, der nicht auf großen Erfolg bei der Menge rechnet, hofft einzelnen etwas von dem Genuß, der Herzensfreude, Anregung und Förderung zu geben, welche die Briefe den Empfängern gebracht haben. Anregung bietet das Buch unzweifelhaft, der Genuß wird einigermaßen problematisch gemacht durch die absonderliche Art der Anschauung und Bildung, welche in diesen Briefen zu Tage tritt.

Zunächst sind wir keineswegs der Meinung des Herausgebers, daß das Buch nur für einzelne sein werde. Wenigstens ist jenes Element, das im Wiener Feuilleton vorwaltet, in ihm stark vertreten, und wer die betreffenden Feuilletons mit Genuß liest, der sollte auch für die Reize dieser diplomatischen Briefe empfänglich sein. Nehmen wir die letzte, vier Tage vor seinem Tode geschriebene Epistel des Herrn von Villers an die Gräfin Nako als Probe, so werden unsre Leser mit uns der Überzeugung sein, daß der sächsische Legationsrat vollkommen das Zeug zu einem Gelehrten des modernen Feuilletons hatte.

„Danke sehr, liebe Gräfin, für Ihre guten Wünsche und Einladung. Möchte selbst sehr gern und bald und für lange kommen. Jetzt gehts mir besser und will nur noch ein wenig abwarten. Es ist weiter nichts als unbequem. Vor fünfzig Jahren war ich noch ganz frisch und jung und jetzt auf einmal — es ist sehr merkwürdig! Wenn ich wieder auf die Welt kommen sollte, habe ich mir vorgenommen als Jahrhundert zu kommen. Erstens wird man dann berühmt, kommt in die Geschichte, man erlebt eine Menge silberne und goldne Hochzeiten, Schlachten, Mietkontrakte, Schauspielerjubiläums, Wohlthätigkeitsbazars, Überschwemmungscottillons und andre Unglücksvergnügungen und schließlich wird man wenigstens neunundneunzig Jahre alt. Als Jahrhundert kann man auch anstellen, was man will, es geschieht einem nichts, nie ist ein Jahrhundert eingesperrt worden und noch nie ist eins gehängt worden. Nu, sehen Sie zum Beispiel unser Jahrhundert an, es hat gekracht, das alles krachte, hat eine Menge gute Freunde schändlich ums Leben gebracht, versteht gar nichts vom Landbau und kann nicht einmal den Weizen in St. Miklosz ordentlich ausreifen lassen, aber jedesmal

Digitized by Google

an seinem Geburtstage, wenn die Leute einen Strauchen haben, daß man nicht begreift, warum der Mensch aus etwas anderm besteht, als aus einer Nase und einem Sacktuch, freuen sie sich, gratuliren einander und geben dem Hausmeister ein Trinkgeld. Und ist das schändliche Jahrhundert erst tot, dann heißts gar die gute alte Zeit. Niemand wird sagen: Ja, der gute alte Villé, das war ein Kerl! Konnt er schön tanzen und was er für gute Cigarren geraucht hat; er ritt nicht im Prater, ging in kein Theater, war unverheiratet und hatte nicht einmal Kinder, kurz gar kein Laster. Wo kriegen wir wieder einen Villé her, ich will einen Villé haben und soll er mich tausend Gulden kosten! Aber vom neunzehnten Jahrhundert werden sie reden und ein Aufhebens machen noch in tausend Jahren! Wenns auch nicht wahr wäre, man wird doch immer sagen: Die gute alte Zeit. Sagen Sie auch der gute alte Villé!"

Das ist ohne Zweifel der Ton des Feuilletonisten, des Schülers von Heinrich Heine, der nicht zu ernsthaft und zu streng beim Worte genommen sein will. Herr Alexander von Villers hat ganze Reihen hübscher Einfälle, zu denen man herzlich lachen oder wenigstens lächeln kann, wie z. B. „Unter Primadonna versteht man eine Sängerin, die jährlich 100 000 Gulden Gehalt und 13 Monat Urlaub hat, die übrige Zeit aber heiser ist" — und macht auch feinsinnige Bemerkungen und scharfe Beobachtungen im einzelnen. Wenn es damit gethan wäre und die Zuverlässigkeit und Gesundheit der Urteile und Eindrücke im richtigen Verhältnis zu ihrer Originalität stünde, so würden wir alle Ursache haben, uns dieser Stimme aus dem Publikum zu freuen. Leider ist die Teilnahme eines so eifrigen und aufmerksamen Lesers, wie Herr de Villers gewesen sein muß, durch eine seltsame Mischung von Bildung, eine launische Willkür des Geistes und eine an Suffisance grenzende Sicherheit arg entstellt.

Wir wollen dabei von den historisch-politischen Urteilen des Buches ganz absehen. In ihnen begegnen sich allerhand Nachklänge aus den Anschauungen der französischen Emigration, aus dem sächsischen bonapartistisch angehauchten Partikularpatriotismus zwischen 1815 und 1848, Einwirkungen eines langen und, wie es scheint, meist unerfreulichen Lebens in untergeordneten diplomatischen Stellungen (die der Verfasser gleichwohl mit Auszeichnung bekleidete) und Einflüsse der besondern Mucken und Tucken der Wiener guten Gesellschaft. Die Art dieser Urteile ist mit einem einzigen Satze gegeben. Herr von Villers erzählt (S. 392): „Als Napoleon von Moskau flüchtig nachts durch Dresden kam, wandte er sich an den damaligen einzigen Edelmann in Europa, den König von Sachsen mit der Bitte, ihm zwei Millionen zu leihen. Jener Edelmann, der nie sein Wort gebrochen, und dafür auf dem Wiener Kongreß von denen, die ihrem besiegten Bundesgenossen, man sagt aus Patriotismus, in den Rücken fielen, mit Verlust seines halben Königreichs bestraft wurde, hat bei Anlaß jenes nächtlichen Besuches zum erstenmale in seinem Leben den Fuß auf das Pflaster seiner Residenzstadt gesetzt. Pünktlich zum versprochenen Termine wurden zwei

Digitized by Google

Millionen Thaler an die Franzosen ausgezahlt. Später hat sich — zurückgezahlt wurde die Schuld nie — herausgestellt, daß Napoleon nur zwei Millionen Francs begehrt hatte. In der Eile war aber nur von deux millions die Rede gewesen." Für die politische Anschauung in dieser an sich ganz hübschen Anekdote finden wir kein Wort. Über die sächsische Frage von 1815 mag man denken, wie man will. Aber die glorreiche Erhebung des Jahres 1813 mit den Worten „seinem besiegten Bundesgenossen in den Rücken fallen" zu beschimpfen, ist mehr, als in Deutschland selbst einem französischen Emigrantennachkömmling gestattet sein sollte!

Doch wir haben es hier mit den zahlreichen Aussprüchen, zum Teil flüchtigen, zum Teil eingehenden Kritiken über Literatur und vor allem über zeitgenössische Literatur zu thun. Und da sind denn die „Briefe eines Unbekannten" im höchsten Grade lehrreich, insofern sie zeigen, von welchen Zufällen, Gewohnheiten und Instinkten auch der Gebildetsten im Publikum der Erfolg und Mißerfolg neuer Werke und namentlich neuer Dichtungen abhängig ist. Herr von Villers hegt keineswegs eine Anschauung, welche ihn von vornherein feindselig gegen die Literatur der Gegenwart stimmt. Bei aller Verehrung für Goethe und Schiller (der letztern leiht er oft Worte und einmal — S. 304 — ganz prächtigen Ausdruck) ist er empfänglich für neue Produktionen. Aber er leidet an dem schlimmsten, was sich einem Kritiker nachsagen läßt: man kann nicht im voraus bestimmen, wie sein Urteil über ein Buch, ein Gedicht, ein Bild lauten wird. An vielen seiner Urteile kann man Freude haben. Die Bewunderung und die feine Charakteristik von Freytags „Soll und Haben" (S. 48), der frische Enthusiasmus für Scheffels „Gaudeamus" (S. 67), die mehrfach betonte feine Mitempfindung für Heyses innere Poesie und sein echtes Künstlernaturell, der Blick für den besondern Reiz einzelner erzählenden Dichtungen Otto Roquettes (S. 289), die Freude an ernsten Büchern wie Julius Brauns „Historischen Landschaften," Hübners „Papst Sixtus V." und Hettners „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts" erwecken den Glauben, daß wir es hier mit einem durchgebildeten Geschmack, einer in sich abgeschlossenen Anschauung zu thun hätten. Auch einzelne der verurteilenden Kritiken bestärken uns in diesem Glauben. Man lese z. B. die feinen Bemerkungen über die Totalität von Viktor Hugos Dichtererscheinung (S. 78 u. f.) oder die kurze humoristische Charakteristik des Stils der Temmeschen Kriminalromane (S. 282).

Bedenklicher stellt sich aber schon die Sache, wenn unser Leser mit subjektivster Sicherheit alles, was ihm nicht gefällt, schlechthin für unmöglich und wertlos erklärt. Ueber Kingsleys „Hypatia" heißt es wörtlich: „Ich weiß geradezu gar nicht, was ich gelesen habe, es waren Buchstaben und Worte, wie in andern Büchern, was sie bedeuten, vermöchte ich nicht zu sagen. Das ganze Buch von der Hypatia ist für mich ein Feuerstein, den ich noch nicht gesehen habe. Ich kann das nicht denken. Das Buch ist mir ein Haufen von Glied-

Digitized by Google

maßen unbekannter Körper. Sie gehen nicht und stehen nicht, sie kugeln durcheinander. Daß ein solches Leben von Wallroß angelnden Gothen, von Mönchsemeuten, von skeptischen Juden, sentimental philosophirenden Griechen, weichlichen Römergrafen, Sträuße jagenden Bischöfen, mit- und durcheinander gelebt worden sei, habe gelebt werden können, geht nicht in meinen Sinn" (S. 33). In ähnlicher souveräner Weise wird Gregorovius' „Geschichte Roms im Mittelalter" abgefertigt: „Ich würge mich durch die staubige, unklare Geschichte Roms an der Hand des solchen Ekel, wenn auch noch so schön besprechenden Gregorovius. Kenne nichts unerquicklicheres als solche Spitalbilder" (S. 255). Daß Hebbel „Kraftstücke von unleidlicher Kraftbrühe" schreibt (S. 325, wo von der Tragödie „Maria Magdalena" die Rede ist), daß unser Kritikus sich durch Otto Ludwig nur hindurchquälen kann, daß er bei Wilbrandts „Arria und Messalina" nichts andres empfindet als „Außi möcht ich!", finden wir sehr begreiflich; in diesen Urteilen ist eine gewisse Konsequenz nicht zu verkennen. Alles was stark und gewaltsam leidenschaftlich auftritt, was innerhalb der Poesie einer gewissen Weichlichkeit der Phantasie und einem behaglichen Wohlgefühl widerspricht, wird abgelehnt. Das möchte sein, aber um es immer zu können, muß sich Herr von Villers ganz neue ästhetische Theorien konstruiren. So erfahren wir z. B.: „Die Bühne bedeutet, sie ist nicht. Lessing würde heute andre dramaturgische Blätter schreiben. Im Dialog Ereignisse und Empfindungen in hohe Gedanken umzusetzen und diese, unter der Form einer edlen Sprache (?) wohltönend auszudrücken, erscheint mir der Kunst würdiger, als Leidenschaften herumzappeln lassen, an denen Dichter, Darsteller und Zuhörer gleich unschuldig sind" (S. 238). Noch stärker lautet folgender Satz: „Wenn ich weiter nichts wissen will, als die einfache Frage: «Wie befinden Sie sich?» mit der Antwort: «Ich danke Ihnen, recht wohl!» so brauche ich ja nicht die erste von Thales, die andre von Aristoteles aussprechen zu lassen. Soll ein Stück geschrieben sein mit Akteurs, wie Francisco, Orsini, Bianca Capello, so erwarte ich vor allem ein würdiges Abbild vom Zeitalter, Personen, Charakteren und Sitten. Das ist dann eigentlich das Stück, und darauf spiele sich eine Episode ab, was immer, ein Ehebruch, eine Liebesgeschichte, ein Mord, eine Heldenthat. So ist es im Shylok, wo der Jude, Porcias Urteilsspruch, die Werbungen um sie, die Liebesszene im letzten Akt nichts sind, als Staffage (!) zu einem Bilde, dessen Name nicht genannt ist, aber das Bild heißt: Venedig, und was die Hauptsache ist, dieses Bild ist wirklich da" (S. 66). In diesen beiden Sätzen wird doch die Hauptaufgabe der Poesie, Leben und Charaktere darzustellen, je zu Gunsten einer Nebenaufgabe geradezu verneint. Der gegen Lessing und seine Theorie der Tragödie gerichtete Satz fordert unverblümt eine rein rhetorische Poesie, der zweite, bei Gelegenheit eines schwachen Mosenthalschen Stücks (Isabella Orsini) zum besten gegebene steuert direkt auf die archäologische Poesie los, bei der sich der Verfasser freilich, wie die Urteile über „Hypatia" und Gregorovius' „Rom" gelehrt

Digitized by Google

haben, die Auswahl der „würdig“ zu malenden Zeitalter und Sitten vorbehalten will. Die höchsten Vorzüge Shakespeares, Goethes, ja selbst Schillers, können hiernach dem „Unbekannten“ gar nicht aufgegangen sein. Es ist das Recht des Dichters, auch den freigewählten Hintergrund mit allem Glanz und Reiz auszustatten, es ist ein Triumph Shakespeares, wenn wir, auch ohne die Meininger und bei der dürftigsten Ausstattung, im „Kaufmann von Venedig“ und im „Othello“ die Lagunen- und Dogenstadt vor unserm inneren Auge erblicken; aber die Absicht des echten Dichters war nie, einen Hintergrund zu malen. Was unser Buchschreiber das gleichgiltige „eine Episode, was immer“ nennt, die Handlung mit den sie tragenden und entwickelnden Gestalten, bleibt in aller Poesie die Hauptsache. Es würde schwer zu begreifen sein, wie so widersprechende, einander gründlich aufhebende Forderungen, als die zwei angeführten Sätze enthalten, in einem gebildeten Geiste überhaupt entstehen könnten, wenn es nicht innerhalb seiner Briefe einen ganz einfachen Schlüssel für dergleichen Widersprüche gäbe. „Ich kann nicht lange mit jemand sprechen, der ein scharf klingendes oder kratzendes Organ hat. Unglücklicherweise wirkt auch geschriebener Stil auf mein Gehör und es giebt Bücher, die so laut schreien, daß ich sie zumachen muß“ (S. 258) Herr von Villers gehörte zu jener zahlreichen Klasse feingebildeter Leser, deren Anteil an der Kunst eigentlich nie über den „Stil,“ über die Vortragsweise der poetischen Dinge zum Kern dieser Dinge durchdringt. Hier mag das französische Blut in ihm nachgewirkt haben.

Eine andre Gattung von Urteilen erklärt sich aus persönlichen Beziehungen und aristokratischen Empfindlichkeiten. Durch das ganze Buch zieht sich eine merkwürdige Feindseligkeit gegen den spezifisch österreichischen Dichter, gegen Grillparzer, der, von allem andern abgesehen, speziell als Sprachbarbar und Sprachverderber charakterisirt wird. Hierfür vermögen wir keine irgendwie ästhetische oder literarische Erklärung zu finden, denn Grillparzer müßte, aus hundert Gründen, recht eigentlich der Dichter nach dem Herzen unsers „Unbekannten“ sein. Aber vielleicht stand der Schöpfer der „Sappho“ und „Medea“ bei der kleinen aristokratischen Koterie schlecht angeschrieben, an welche Herr von Villers durch Neigung und Gewohnheit gebunden war, vielleicht verzieh man ihm seinen Sitz im österreichischen Herrenhause nicht oder was sonst für Gründe obgewaltet haben mögen.

In einem zweiten Falle verwunderlichen Urteils liegt der Beweggrund des Kritikers offener vor Augen. Eine Blüte unsrer novellistischen Literatur, die Prachterzählung Gottfried Kellers, „Romeo und Julie,“ wird in einer langen Kritik unbarmherzig zerpflückt und in den Schmutz getreten. Daß die Liebenden vom Dorfe etwas wie Ehre, wie tiefe Abneigung gegen den gemeinen Lauf der Welt in sich verspüren, dünkt unserm aristokratischen Leser unerträglich, er kann aus der entzückenden tragischen Erzählung nichts andres herauslesen als „nur ein Motiv: Widerwille gegen Prüfungen, gegen Ausdauer, gegen Arbeit, nach

Digitized by Google

einem luſtigen Tag. Denn — ſo belehrt er uns — die beiden edlen Veroneſer (Romeo und Julie) hatten oder glaubten mit allem Recht für ihre Liebe nirgend eine Zuflucht als im Tode; Saly und Vreeni aber, ich kann mir nicht helfen, will mir auch gar nicht helfen, denen beiden aber konnte, mein ich, mit allem Reſpekt vor der Poeſie, geholfen werden. Sie waren weder Montague noch Capulet, noblesse ne les obligeait pas, ich ſehe wirklich nirgends den tragiſchen Grund zum tragiſchen Ende. Die armen Dinger hatten ſo ſchon gar nichts, das wie Ehre oder Ehrbarkeit ausſah" (S. 139). Selten wird die Suffiſance, der Hochmut am unrechten Platz, der nörgelnde Dünkel ſich ſo ungeſchminkt darſtellen wie in dieſem „Urteil." Selbſt der hocharistokratiſche Spanier Calderon hat in ſeinem „Richter von Zalamea" gewußt, daß die vornehmſten Empfindungen der Seele auch in niedern Hüllen bewußt und unbewußt auftreten können.

Um der Sache die Krone aufzuſetzen, nimmt der „Unbekannte" von Viſchers „Auch einer," freilich keinem vollendeten, keinem ſchönen Buche, Veranlaſſung, der geſammten deutſchen Literatur das Endurteil zuzuſchleudern: „Der deutſche Bürgerſtand iſt ehrenwert, tüchtig, ſtark, arbeitskräftig aber — ach! ſo unheilbar geſchmacklos. Und das ſpiegelt ſich in all den Büchern von allen (!), auch den ehrenwerteſten deutſchen Schriftſtellern wieder, mit Behagen verweilen ſie bei den trivialen Bildern, bei der Butter, die aufs Brod, bei dem klebrigen Honig, der auf die Butter geſtrichen wird, bei dem Staub, in den das Butterbrod fallen muß, um noch widerlicher zu werden — mir vergeht halt der Appetit" (S. 296).

Uns auch! — Mit einem Leſer, der Schiller und Goethe im tiefſten zu verſtehen meint, der unter den Neuern Heyſe und Scheffel „ſehr hoch ſtellt" und dann derartige Armſeligkeiten, wenn auch nur in einem Briefe niederſchreibt, iſt uns nicht geholfen. Wir bleiben dabei: Stimmen aus dem Publikum, dem unbefangenen, gebildeten, müſſen laut werden, ſollen ſich vernehmen laſſen, wir haben zu wünſchen, daß es das nächſtemal harmoniſcher klingende, klarere, jugendkräftigere Stimmen ſein möchten. Für diesmal aber bitten wir die Fee des Märchens, die im Unbedacht herbeigewünſchte Bratwurſt unter der Naſe uns freundlichſt wiederum abzunehmen.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Christus sagt, fuhr der Jüngling fort, daß es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun, und die Leute plappern es zwar nach, aber sind ganz anderer Meinung. Ein Jeder will lieber den Nächsten übervorteilen als sich von ihm übervorteilen lassen, nur sieht man ein, daß das Unrechtleiden ein noch größeres Übel ist als das Unrechtthun ein Gut ist. Denn im Naturzustande freilich thun die Menschen einander Unrecht, und erleiden es von einander, die Kultur aber besteht darin, daß man einsieht, es sei vorteilhafter sich dahin zu vertragen, daß man weder Unrecht thue noch leide. So entstanden die Gesetze, und nun nennt man das vom Gesetz gebotene das Gerechte. So hält also die Gerechtigkeit die Mitte zwischen dem größtem Guten, nämlich dem straflosen Unrechtthun, und dem größtem Übel, nämlich der Unfähigkeit, sich vor Unrecht zu schützen, aber beliebt ist die Gerechtigkeit nur bei denen, die zum Unrechtthun zu schwach sind. Denn wer es vermag, sich über die Gesetze hinwegzusetzen und seinen Willen zum Gesetz zu machen, der thut es und ist, wie Onkel Balduin richtig sagt, ein großer und gefeierter Mann. Daß aber auch diejenigen Menschen, welche wirklich tugendhaft leben, es gegen ihre Neigung thun, das kann man leicht einsehen. Denke dir nur, du nähmest einen Gerechten und einen Ungerechten und schicktest beide in die Welt, ausgestattet mit aller Freiheit und Macht, zu thun, was sie wollten. Da würdest du bald den Gerechten ertappen, wie er es gerade so macht wie der Ungerechte, nämlich alles nach seinem Vorteil lenkt. Erinnerst du dich der Geschichte vom Ringe des Gyges? Ein Hirt im Dienste des Herrschers von Lydien entdeckt, wie er seine Heerde weidet, einen Riß in der Erde, der durch Erdbeben und Wolkenbruch entstanden ist. Neugierig steigt er hinein und sieht viel Wunderbares und darunter auch ein großes ehernes Roß, mit Thüren versehen. Er guckt hinein und sieht einen Leichnam darin sitzen, von übermenschlicher Größe, der einen goldnen Ring am Finger hat. Der Hirt nimmt den

Digitized by Google

Ring, steckt ihn an seine eigne Hand und geht wieder fort. Als nun die nächste Zusammenkunft der Hirten ist, die dem König ihren Bericht erstatten, ist auch unser Hirt mit dem Ringe dabei, und unabsichtlich dreht er im Gespräch mit den andern den Ringkasten nach dem Innern der Hand zu. Da bemerkt er zu seinem Erstaunen, daß die andern Hirten ihn nicht mehr sehen, denn sie blicken sich um und fragen, wohin er gegangen sein möge. Der Hirt wundert sich, dreht den Ringkasten wieder und bemerkt, daß er wieder sichtbar geworden ist. So findet er denn, daß dem Ringe die Kraft innewohnt, den, der ihn trägt, nach Belieben unsichtbar und wieder sichtbar zu machen. Als der Hirt Gyges nun diese Entdeckung gemacht hat, da bringt er es dahin, daß er mit zu denen gehört, die an den König abgesandt werden, und als er an den Hof kommt, da verführt er die Königin, stellt mit ihr zusammen dem König nach, ermordet ihn und bemächtigt sich der Herrschaft. Nun möchte ich wohl zwei solcher Ringe haben und einen dem Gerechten, den andern dem Ungerechten anstecken. Was thäten sie wohl? Ich glaube nicht, daß der Gerechte, wenn er wüßte, er könnte ohne Scheu in jedes Haus, in jedes Zimmer, Kaufgewölbe und an jeden Geldschrank gehen und überhaupt wie ein Gott unter den Menschen wandeln — ich glaube nicht, daß er dann von so eiserner Festigkeit bliebe. Ich denke, er würde es gerade so machen wie der Ungerechte und Geld nehmen, wenn er es nötig hätte, seinen Freunden gute Dienste erweisen, seinen Feinden Schaden zufügen, seiner Eitelkeit Genüge thun und überhaupt seinen Neigungen folgen, nicht aber den zehn Geboten. Deshalb, scheint mir auch, heißt die Bitte im Vaterunser: Führe mich nicht in Versuchung, nichts andres als: Laß mich nicht sehen, wer ich bin. Auch würde ein Mensch, der mit dem Ringe des Gyges an der Hand kein Unrecht thäte, sondern sich im Gegenteil alles ebenso gefallen ließe, wie ein andrer sich gefallen lassen muß

> Der Zeiten Spott und Geißel,
> Des Mächtgen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
> Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,
> Den Übermut der Ämter und die Schmach,
> Die Unwert schweigendem Verdienst erweist,

— es würde ein solcher Mensch von allen, die es sähen, für höchst unverständig und unglücklich gehalten werden, obwohl sie ihn natürlich einander gegenüber loben und in der Öffentlichkeit als tugendhaft und von echt christlicher Gesinnung preisen würden.

Wollen wir alsdann ein genaues Urteil über das Leben beider, des Guten und des Bösen, gewinnen, so müssen wir den vollendet Guten dem vollendet Bösen gegenüberstellen. Es soll nun also der Ungerechte handeln wie ein großer Meister in seinem Fach, der das in seiner Kunst Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden weiß und nur das unternimmt, was er ausführen kann, der auch kaltes Blut hat, um, wenn er einen Fehler begangen, ihn sogleich wieder

Digitized by Google

korrigiren zu können. Ebenso muß er seine Schlechtigkeiten so geschickt und versteckt ausführen, daß man sie nicht bemerkt, sondern sie im Gegenteile für edle Thaten hält. Dann offenbar besteht die äußerste Ungerechtigkeit darin, daß man für gerecht gilt, während man es doch nicht ist. Er muß sich also des besten Rufes wegen seiner Tugend erfreuen, während er die größten Schlechtigkeiten begeht, muß die Gesetze genau kennen, um sie ohne Gefahr umgehen zu können, muß beredt sein, um überzeugend zu reden, wenn ja etwas von seiner Ungerechtigkeit verlautet, mutig und stark sein, um mit Gewalt seine Feinde niederzuwerfen, wo deren auftreten sollten, die durch List nicht zu bewältigen sind. Auf der andern Seite wollen wir den Gerechten betrachten, einen wirklich Tugendhaften, der nicht gut scheinen, sondern sein will. Denn das Scheinen muß man wegnehmen, weil ihm, wenn er für gerecht gilt, Ehre und Vorteile zufallen und alsdann ungewiß ist, ob er nicht vielleicht deshalb tugendhaft ist. Man muß ihn also aller Dinge, außer der Tugend, entkleiden und ihn in allen Punkten dem andern Bilde entgegenstellen, so daß er also für ganz böse gilt, während er doch keine Schlechtigkeit begeht. Und dann wird das die wahre Prüfung hinsichtlich seiner Gerechtigkeit sein: ob er sich nicht doch endlich durch den bösen Leumund und dessen arge Folgen erweichen lasse, sondern unwandelbar bis zum Tode der Gerechtigkeit treu bleibe, obwohl sein Leben lang für ungerecht gehalten.

Sind nun beide so beschaffen, lieber Vater, so ist es wohl nicht schwer, einzusehen, welches Schicksal ihrer wartet. Der Gerechte wird sein Leben unter Schmach und Verfolgungen hinbringen, bis er zuletzt ins Gefängnis geworfen wird und auf dem Schaffot stirbt. Christus ist dafür das Beispiel. Und das ist in keiner Weise eine Dichtung und Übertreibung, sondern es ist die nackte, einfache Prosa und Wirklichkeit. Ein wirklich tugendhafter Mensch muß notwendigerweise in der menschlichen Gesellschaft zu Grunde gehen. Ja, wenn er auch nur eine einzige von allen Tugenden hat, angenommen, es wäre möglich, daß er nur eine einzige haben könnte, zum Beispiel die, nur die Wahrheit zu sprechen, würde er dem edeln Wilde gleichen, dem viele Hunde und Jäger nachjagen. Mirza Schaffy sagt mit völligem Recht:

Wer die Wahrheit liebt, der muß
Schon sein Pferd am Zügel haben —
Wer die Wahrheit denkt, der muß
Schon den Fuß im Bügel haben —
Wer die Wahrheit spricht, der muß
Statt der Arme Flügel haben.

Und doch singt Mirza Schaffy: Wer da lügt, muß Prügel haben, warf der Vater ein.

Ja, erwiederte der Sohn, und deshalb sagt auch Hamlet mit Recht, als Polonius die Schauspieler nach ihrem Verdienst behandeln will: Viel besser Mann,

Digitized by Google

viel besser. Wenn wir alle nach Verdienst behandelt würden, wer entginge der Peitsche?

So also, wie ich sagte, wird es dem Gerechten ergehen. Er wird jämmerlich zu Grunde gehen, völlig verachtet. Der Ungerechte aber wird in seiner Stadt und seinem Staate das gebietende Wort führen, er wird heiraten, welches Mädchen er will, wird Allianzen schließen, mit welchem Hause er Lust hat, in persönlichen und politischen Streitigkeiten die Oberhand behalten, reich werden, seinen Freunden nützen, den Armen wohlthun, die Kirchen beschenken, fromme Stiftungen gründen und nach einem glücklichen Leben unter Segnungen sterben, betrauert und belobt und nicht nur bei den Menschen, sondern bei Gott selbst angenehm.

Willst du aber noch deutlicher sehen, daß dies die Wahrheit ist, so sieh nur gerade die Darstellungen an, welche das Gegenteil behaupten, daß nämlich die Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit vorzuziehen sei. Zuerst sind da die Eltern und die Lehrer, die schon den Kindern sagen und sie ermahnen, ja ein gerechtes Leben zu führen, da ihnen dies Ehre und Vorteil bringen würde. An der Spitze steht da das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dirs wohl gehe und du lange lebest auf Erden. Es ist also von der Gerechtigkeit selbst gar nicht die Rede, sondern nur von dem Lohne der Gerechtigkeit. Und noch weiter gehen die Religionslehrer und Prediger, indem sie der Jugend und dem Alter Ermahnungen zur Tugend und Frömmigkeit und zum Glauben geben, damit sie dereinst das Himmelreich erwerben. Also auch hier sogar redet niemand von der Schönheit der Gerechtigkeit selbst, sondern nur von deren himmlischem Lohn. Hundert Stellen sind im Neuen Testament, die den Sinn haben: Liebet eure Feinde, thut wohl und leihet, ohne dafür etwas zu hoffen, so wird euer Lohn im Himmel groß sein. Was sind Himmel und Hölle andres als der Lohn für das Gute und die Strafe für das Schlechte? Die Gläubigen und Gerechten erfreuen sich ewiger Seligkeit, die Ungerechten aber schmachten in ewiger Verdammnis, und etwas andres wissen die Priester nicht.

Das stimmt auch ganz damit, was alle Leute, auch die Dichter und auch die Apostel und auch der Stifter der christlichen Religion selber sagten, daß nämlich die Gerechtigkeit zwar etwas sehr Schönes, aber auch etwas Schweres und Mühseliges sei, die Ungerechtigkeit aber angenehm und leicht zu erlangen und nur der Meinung und dem Gesetze nach etwas Schimpfliches. Schon der alte Dichter Hesiod singt:

> Hin zum Laster vermag man sogar schaarweise zu kommen,
> Leichtlich, der Weg ist glatt, und es wohnt gar sehr in der Nähe.
> Doch vor die Tugend hin ist Schweiß von den Göttern gestellet.

Und ebendasselbe sagt Christus, nämlich:

> Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführet, und ihrer sind viele, die darauf wandeln; und die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und wenig sind ihrer, die darauf wandeln.

Digitized by Google

Aber am stärksten ist das, daß allgemein gesagt und zugegeben wird, daß Gott selbst schon vielen guten Menschen Unglück und ein trauriges Leben zugemessen habe, den Bösen aber häufig ein großes Glück und fröhliches Dasein.

Dazu machen die Priester aller Religionen den Reichen und Vornehmen den Hof und reden ihnen vor, daß sie ihre begangenen Sünden wieder gut machen könnten durch Reue und Buße und ein frommes Leben. Ja sie behaupten geradezu, sie, die Priester, hätten die Macht zu binden und zu lösen, Sünden zu behalten und Sünden zu vergeben, und sie bereiten so dem Ungerechten ein bequemes Sündenbett, von dem aus sie ihn zuletzt doch in den Himmel schmuggeln. Und ich muß gestehen: Dem vorurteilsfreien Blick giebt unsre christliche Lehre, wie sie von der Kirche gepredigt wird, ein Bild, welches solche Behauptungen rechtfertigt. Es scheint mir in der That so zu sein, daß das Christentum eine Erlösung von der Strafe der Sünde zum Inhalte hat. Unsre Voreltern opferten einen Bock als Sühne für ihre Ungerechtigkeit, und in der christlichen Religion hat nun Christus selbst sich zum Opferlamm gegeben. Also handelt es sich nur darum, von den übeln Folgen des Bösen loszukommen, aber nicht darum, das Böse selbst zu überwinden. Es scheint mir wenigstens wiederum auch hier die Voraussetzung zu gelten, das Laster sei angenehm, die Tugend aber bitter. Ja, wenn eine Prämie darauf gesetzt wäre, möglichst lasterhaft zu leben, da läge die Sache anders. Wenn die ewige Seligkeit demjenigen zum Lohne verheißen würde, der hier auf Erden in Hoffart, Fleischeslust und Bosheit gelebt hätte, da würde es klar hervortreten, daß die Ungerechtigkeit etwas Schlimmes und Schweres sei, wozu die Menschen erst durch Lohn verlockt werden müßten. Aber nun, wo die Tugend auf Erden den himmlischen Lohn finden soll, ist es doch wohl klar, daß sie selbst für sauer und unangenehm gehalten wird, und daß die Annahme gilt, es gebühre dem, welcher es auf Erden infolge seiner Gerechtigkeit schlecht gehabt habe, dort oben eine Entschädigung.

Was sollen nun junge Leute denken und thun, wenn sie, in solchen Lehren unterrichtet, in eine Welt kommen, die von solchen Anschauungen erfüllt ist? Wird nicht auch der beste die Überzeugung gewinnen, daß es ihm nichts nützt, tugendhaft zu sein, wenn er nicht zugleich auch für tugendhaft gehalten wird? Daß er vielmehr lauter Beschwerden und offenbare Nachteile davon hat? Und muß er nicht dann die Tugend selbst hinter den Schein der Tugend immer mehr zurücksetzen? Wer sollte wohl noch Lust haben die Gerechtigkeit zu ehren, der irgend Kraft des Leibes oder des Geistes oder Geld hat, um seinen Neigungen zu folgen? Ein jeder Starke wird lachen, wenn er die Tugend loben hört. Denn gewiß, wenn sich auch jemand fände, der das, was ich gesagt habe, als unrichtig zu erweisen imstande wäre, und der ganz überzeugt wäre, die Tugend sei besser als die Ungerechtigkeit, so würde er doch, wie die Welt einmal geht und steht, große Nachsicht mit dem Sünder haben, weil er weiß, daß, mit Ausnahme einiger

Digitized by Google

weniger Heiligen, kein Mensch aus freien Stücken gerecht gewesen ist, sondern nur in Folge von Feigheit, Einfalt oder Altersschwäche.

Das alles sage ich dir, lieber Vater, mit der Sehnsucht, von dir eines andern belehrt zu werden. Zeige mir, daß die Gerechtigkeit an sich besser sei als die Ungerechtigkeit, zeige mir, wie jede von beiden die Seele des Menschen zurichtet, den sie erfüllt, damit ich sehen kann, auf welcher Seite die Wagschale sich neigt. Aber den Schein, den die Religionen über die Wahrheit verbreiten, den lasse weg.

Mein lieber Sohn, sagte der alte Gelehrte, den bewegten Jüngling umarmend, wer so wie du über die Gerechtigkeit zu fragen versteht, der bedarf keiner menschlichen Lehre mehr. Gott wird dich auf dem Wege führen, den du gehst.

Aber als sein Sohn gegangen war, senkte der Vater sein Haupt in tiefer Betrübnis auf die Brust. Denn er bedachte, welch ein verhängnisvolles Geschenk des Schicksals eine forschende und empfindsame Seele sei.

Viertes Kapitel.

Die alte Schlange.

Antonius: Sie ist listiger, als mans denken kann! —
Enobarbus: Ach nein, Herr, nein; ihre Leidenschaften bestehen aus nichts, als aus den feinsten Teilen der reinen Liebe.

Dr. Irrwisch ging rasch die Treppe hinab, als er seinen Schwager verlassen hatte, und sein Gesicht nahm einen unzufriedenen und düstern Ausdruck an, der durchaus den Gegensatz zu der freundlichen Würde bildete, welche in der Öffentlichkeit darauf thronte und den Wert des Mannes schon von außen anzeigte.

Seine Droschke hielt vor der Thür. Er blieb eine kurze Zeit zaudernd stehen, bevor er dem Kutscher das neue Ziel der Fahrt nannte, stieg dann ein und stützte nachdenklich beide Arme auf die Knie, während das Gefährt dahin rasselte.

Ich weiß nicht, dachte er, warum mir dieser Mann so unangenehm ist und warum mir in seiner Gesellschaft stets unbehaglich zu Mute ist. Dieser pedantische alte Narr mit seinen Griechen und Römern! Es ist beinahe so, als wollte er mich ironisch behandeln, dieser Bücherwurm, der von der Welt nicht mehr weiß als ein kleines Kind, und der es mit aller seiner Weisheit noch nicht so weit gebracht hat, für seine eigene Familie ausreichend sorgen zu können. Wenn er nur wenigstens nicht so selbstzufrieden wäre! Er kommt mir vor, als bildete er sich ein, der glücklichste Mensch zu sein. Ich bin überzeugt, er schläft jede Nacht, geht ohne Sorgen zu Bett und steht ohne Sorgen wieder auf.

Digitized by Google

Dr. Irrwisch lehnte sich in die Kissen zurück und seufzte.

Ich schlafe niemals so, wie ich wohl einmal schlafen möchte! Die Last so großer Verantwortung, so wichtiger Geschäfte und so umfassender Pläne verläßt mein Bewußtsein weder Nacht noch Tag. Und dazu diese Anfeindungen! Ich bin wie ein Feldherr, der in seinem befestigten Lager, aber inmitten eines insurgirten Landes steht. Immer auf dem Posten, immer in Erwartung des Angriffs. Es macht mich doch müde. Sollte mein Stern schon im Sinken sein? Es heißt: Wer hoch steht, sehe zu, daß er nicht falle! Richard von Gloster freilich antwortet auf diese Mahnung: In Cederwipfeln nistet unsre Brut und tändelt mit dem Sturm und trotzt der Sonne. Aber ich bin kein Herzog, ich verdanke nichts dem Glück oder der Geburt, ich bin niedrig geboren, unsre Brut nistete im Strauch. Wenn ich es weit gebracht habe, so verdanke ich es meiner Geschicklichkeit, meinem Genie. Und ich habe mir so viele Feinde gemacht — alles dies neidische, boshafte, ränkevolle Volk, welches ich glücklich unter die Füße gebracht habe im Kampfe ums Dasein.

Sonderbar! In meinen jungen Jahren malte ich mir oft eine Stellung, wie ich sie jetzt einnehme, als das höchste Glück aus. Nun habe ich mein Ideal erreicht — und was ist es? Ich habe alles. Ich bin reich, ich bin angesehen, ich bin gesund und fühle mich noch immer kräftig. Ich kann mir alle Freuden verschaffen, welche die Welt bietet. Und doch —!

Sollte ich einen Fehler in meiner Rechnung haben? Die Klugheit hat doch immer meine Schritte geleitet! Man könnte sagen, ich wäre unglücklich verheiratet, und in der That ist mir ja Rahel in keiner Weise sympathisch, so daß möglicherweise meine Abneigung gegen den Doktor nur der Reflex meiner Gefühle für seine Schwester ist. Aber ich wußte das ja vorher, ehe ich sie nahm, und ich denke eigentlich nicht, daß Liebe in der Ehe notwendig ist. Wenigstens ist es wichtiger, daß die Verhältnisse passend sind. Ist der Kontrakt doch auf Lebenszeit, die Neigungen aber sind vorübergehend. Freilich, wenn ich mir ausmale, ich hätte Lilli Blankendorff zur Frau, so giebt das ein wahrhaft berauschendes Bild.

Dr. Irrwisch starrte träumerisch vor sich hin.

Ein entzückendes Weib! Ich habe nie ein Wesen gesehen, das den Kopf so herrlich getragen hätte. Wenn man sie von der Seite sieht, so ist dieser Halsbildung, diesem Ansatz des kleinen zierlichen Ohrs, diesem eigentümlichen Schwung um Mund und Auge gar nichts in ganz Berlin zu vergleichen. Ganz allein die Venus von Milo hat einige Ähnlichkeit mit ihr. Auch diese Farbe, dieser Elfenbeinton mit etwas Grau gemischt, ist in meinen Augen ganz entzückend. Die meisten Leute schwärmen für rote Backen, mir gefällt diese morbidezza. Ich muß an die wilden Nächte denken, die dieses leidenschaftliche Geschöpf durchgemacht hat, und an die Stürme, die ihr Herz schon durchtobt haben. Und ihre Augen! Sie sind unergründlich wie das Meer. Dies Frauenzimmer hat, glaube

Digitized by Google

ich, einige Ähnlichkeit mit mir selbst. Denn ich habe noch niemals bis auf den Grund ihrer Seele dringen können, ebenso wenig wie bei mir selbst. Es bleibt immer noch ein Geheimnis übrig. Ich glaube, daß sie zu allem fähig ist, diese Tochter Moabs, vorausgesetzt, daß die Umstände darnach angethan wären, und auch in mir selbst fühle ich einen Dämon, der mich unter dem Drange der Verhältnisse zu allem treiben könnte.

Was wäre wohl daraus geworden, wenn ich sie geheiratet hätte, anstatt dieser Mollusse Rahel? Wenn ich mir vorstelle, sie schritte mit ihrem unnachahmlichen Gange über meine Parketts hin und ihr königliches Haupt ragte über meine Gesellschaften hinweg, so peinigt mich eine heiße Sehnsucht bis ins Mark hinein. Aber der Teufel traue! Sie erinnert mich oft an die Sphinxe des Prinzen Eugen im Belvederepark. Rococco-Gesichter mit Hofdamen-Lächeln auf einem geflügelten Löwenleib. Sie haben gewaltige Tatzen, diese Sphinxe.

Was kann es auch nützen, sich mit solchen Bildern zu betrügen und die Vergangenheit in Träumen ungeschehen zu machen. War doch Lilli kaum zehn Jahr alt, als ich Rahel heiratete. Ja, hätte ich ahnen können, daß ich einst einer Lilli begegnen würde, da.... Ich habe Rahel geheiratet, weil ich es für vorteilhaft hielt; und es ist mir auch vorteilhaft gewesen, mit den Lovendals in Verbindung zu treten. Jetzt allerdings sind mir die Juden oft wie ein Klotz am Bein. Im Reichstage sieht mich dieser und jener von der Seite an, wenn von Judengenossen die Rede ist, und die Verwandtschaft steht zwischen mir und dem Minister-Portefeuille.

Pah! Wer weiß! Noch ist nicht aller Tage Abend. Und schließlich habe ich es vielleicht so am besten getroffen. Rahel ist indolent, sie studirt ihre Nationalökonomen, zählt den Domestiken die Kartoffeln zu, unterhält sich mit ihrer Schneiderin und läßt mich meiner Wege gehen. Sie merkt es, glaube ich, nicht einmal, daß diese verführerische Lilli meine Mußestunden ausfüllt. Wäre diese aber meine Frau — ich könnte eben so ruhig in einer Dynamitfabrik wohnen als mit ihr zusammen.

Schon jetzt, ohne daß ich mit ihr verheiratet bin, ist sie mir oft bedenklich. Ihre Leidenschaft ist ohne Maß, und seitdem ich ihr thörichter Weise verraten habe, daß das Kind noch lebt, ist sie wie umgewandelt. Man lernt die Weiber nicht auskennen. Alles hätte ich eher in ihr vermutet als diese übertriebene Sehnsucht nach dem Kinde. Ich für meine Person kann mich gar nicht da hineindenken. Wunderliche Sentimentalität! Jetzt, nach achtzehn Jahren! Mein weiser Schwager Ephraim würde sagen, an ihrem Hinterkopfe befände sich das Organ der Kinderliebe stark entwickelt. Ich werde mich aber wohl hüten, ihr den Gefallen zu thun. Sie behauptet, das Mädchen als ihre Nichte zu sich nehmen zu wollen, aber ich traue den Blankendorffs nicht. Ihre Verhältnisse sind zu derangirt, er, Blankendorff, ist keinen Schuß Pulver wert, und wenn ich

Digitized by Google

ihnen das Kind überliefere, so könnten sie eine Citronenpresse daraus machen, in welcher ich die Citrone wäre.

Unmutig warf sich Dr. Irrwisch bei diesen Überlegungen in die andre Ecke des Wagens.

Wenn ich auf eine gute Manier von ihr loskommen könnte, thäte ich es wahrhaftig. Im Grunde ist es eine Thorheit, sich mit einer Geliebten zu befassen. Man hat so viel Ärger, als ob man doppelt verheiratet wäre. Das Schlimme ist nur.... ich weiß nicht, ob ich sie entbehren kann. Ich denke noch mit Schrecken an die Zeit, als ich mich mit ihr überworfen hatte, als ich sie Jahre lang nicht sah, und sie, um mich zu ärgern, diesen lackirten Schuhputzer, diesen Blankendorff, heiratete. Jeden Tag, jede Stunde sehnte ich mich nach ihr. Freilich ist das lange Zeit her, und ich bin älter und ruhiger geworden. Ruhiger? Älter gewiß, aber mir scheint es doch zuweilen so, als ob wir mit dem Alter immer schwächer würden gegenüber unsern Leidenschaften. Die Behauptung, das Alter mache klug, ist nichts als eine Lüge, die nur deshalb allgemein geglaubt wird, weil sie so albern ist. Als ich noch jung war, traf ich das Rechte instinktmäßig, und jetzt quält sich der Verstand und findet es nicht.

Wenn ich mich nur selber kennte! Aber ich weiß, hol mich der...., nicht, ob ich diese verzweifelte Sirene liebe oder nicht. Es ist möglich, daß ich sie vergäße, aber es ist eben so möglich, daß ich rein wahnsinnig würde durch ihren Verlust. Buridans Esel konnte nicht in schlimmerer Verlegenheit sein als ich es bin.

Aha, da sind wir!

Die Droschke hielt, Irrwisch bezahlte den Kutscher und schlüpfte in die nächste Hausthür. Er stieg zwei Treppen hinan, zog die Klingel, ein Dienstmädchen öffnete ihm, und er ward hineingeführt.

In dem elegant eingerichteten Zimmer, welches er unangemeldet betrat, lag die Dame, welche seine Gedanken auf der Fahrt so lebhaft beschäftigt hatte, auf der Chaise longue und schien zu lesen. Ihr Gesicht war der Thür abgewandt, und vielleicht war sie sehr vertieft in den kleinen Band, welcher vor ihr auf dem Rücken ihrer Angorakatze lag, denn sie beachtete gar nicht, daß jemand eingetreten war. Neben ihr auf einem chinesischen Tischchen stand ein durchsichtig feines Porzellan-Service mit dem starken Thee, den sie fast zu allen Tagesstunden zu schlürfen pflegte. Eine eigenartige Beleuchtung, durch kunstvolles Arrangement der Vorhänge, Tapeten und Teppiche, sowie durch die farbigen Schleier zweier Lampen hervorgerufen, und dazu der feine Duft irgend einer neu erfundenen Essenz, verliehen dem Gemach einen gewissen Zauber, der sich den Sinnen einschmeichelte. Dr. Irrwisch blieb eine Sekunde an der Schwelle stehen, und eine leichte Besorgnis prägte sich in seinen Zügen aus, als er seinen prüfenden Blick auf die Schöne richtete.

Digitized by Google

Ihre Haltung konnte nicht friedlicher sein. Anmutig zurückgelehnt lag sie da, das stolze Haupt etwas vorgebeugt, ihre rechte Hand ruhte auf dem Kopfe der Katze, welche blinzelnd nach dem Besucher schielte, der Rubin am kleinen Finger schimmerte aus dem weißen Fell des Thieres hervor. Mit der Linken hielt sie das Buch. Ihre Füße waren gekreuzt, wie bei den schlafenden Genien griechischer Sarkophage, ihr schwarzes Kleid hing in malerischen Falten auf den Teppich herab. Aber dies Bild der Ruhe erschien Irrwisch nicht beruhigend. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Geliebte nur zu sehr dem schönen, geschmeidigen Thier gleiche, welches aus den friedlichen Sammetpfoten gar schnell die scharfen Krallen hervorstrecken konnte, wenn es Lust dazu hatte.

Er trat mit lächelnder Miene näher und sagte in schmeichelndem Tone:

Kindchen und Kätzchen lassen sich gerne streicheln,
Kindchen und Kätzchen wollen gerne schmeicheln.
Doch das Kindchen, mit dem Mündchen,
Das küßt nur und schwatzt,
Aber's ....

Er hielt inne.

Lilli hatte ihren Blick von dem Buche empor gehoben, und indem sie die von langen, dunkeln Wimpern eingerahmten Lider aufschlug, zuckte ein Blitz aus ihren Augen auf ihn, der das Liedchen auf seinen Lippen erstarren machte.

Meine süßeste Lilli, sagte er rasch, ich bin unglücklich, daß ich erst so spät habe kommen können, um dir meinen innigsten Glückwunsch zu deinem Geburtstage zu bringen, aber die dringendsten, wichtigsten Geschäfte ....

Er ergriff die Hand mit dem roten Stein, um sie zu küssen, aber die Dame zog ihre Hand, die sich eiskalt anfühlte, zurück. Die Katze öffnete ihren kleinen Rachen zu einem Gähnen, das alle ihre spitzen, weißen Zähne zeigte.

Nur keine Entschuldigungen, wenn ich bitten darf, sagte Frau von Blankendorff.

Der Ton ihrer Stimme war tief und rein. Er hatte jenes weiche Vibriren, welches für viele Herzen von unwiderstehlicher Anziehungskraft ist.

Du hast Recht, entgegnete Dr. Irrwisch, indem er sich setzte und eine unbefangene Miene anzunehmen bestrebt war. Unter uns sind derartige äußerliche Höflichkeitsbezeugungen überflüssig. Du weißt so gut wie ich selbst, daß nur unbedingte Notwendigkeit mich abhalten konnte, schon in der Frühe hierher zu kommen. Aber sieh, mein liebes Herz, wie findest du den Geschmack dieses Künstlers?

Er zog bei diesen Worten ein Etui aus der Brusttasche, öffnete es und hielt ein Halsband von großen goldenen Kugeln empor.

Ich hatte ihm gesagt, fuhr er fort, es müsse ganz einfach sein, da es für eine Büste bestimmt sei, die durch die Reinheit ihrer Linien jeden verschnörkelten Zierrat unschön erscheinen ließe.

Digitized by Google

Er reichte ihr mit diesen Worten den Schmuck, da er eine entgegenkommende Handbewegung von ihr wahrzunehmen glaubte, aber ihre schlanken, weißen Finger hielten das Gold nicht fest, die Kette fiel auf das seidene Kleid und rollte mit leisem Klirren auf den Teppich hinab.

Die Katze schoß mit einem Satze hinterher und schien überzeugt zu sein, dies sei ein Spielzeug für sie.

Er preßte die Lippen zusammen und sah finster dem Spiele des Thieres zu, welches mit graziöser Pfote nach den Kugeln schlug, um sich dann zusammenzukauern und mit einem eleganten Sprunge über sie hinwegzusetzen.

Du bist ein unterhaltender Besuch, sagte Lilli nach einer langen, stummen Pause.

Es kommt mir so vor, entgegnete er, als hätte ich mehr gesprochen als du.

Ah, mein Freund, sagte sie schnell, wenn es dir irgend welche Mühe macht, mit mir zu reden, so wäre es klüger gewesen, du hättest von deiner Frau gar nicht die Erlaubnis erbeten, hierher zu kommen.

Pah! rief er ärgerlich. Es scheint dir nur um eine Szene zu thun zu sein!

Wirklich! sagte sie lachend und richtete sich halb auf. Aber, mein Freund, das läßt du dir gefallen? Du vernachlässigst wichtige Geschäfte, um dir Szenen machen zu lassen?

Er zuckte die Achseln. Du könntest Recht haben, versetzte er bitter, wenn du mich für thöricht hältst.

Ei, Balduin, wer hält dich denn? Die Thür ist offen. Ich weiß es schon lange, daß du meiner überdrüssig bist. Ich begreife nur nicht, daß du es für schwer hältst, mich los zu werden. Du suchst nach einer Gelegenheit zum Bruch. Gütiger Himmel, du hast embarras de richesses! Geh du, mein Freund, geh auf Nimmerwiedersehen!

Wahrhaftig, sagte er aufstehend, wenn das deine Meinung ist, so leb denn wohl!

Bleich vor Zorn nahm er seinen Hut, verneigte sich und ging entschlossen der Thür zu.

Sie folgte seinen Bewegungen mit lauerndem Blick, und als er die Thürklinke ergriff, hatte sie ihn mit einem Sprunge erreicht und packte ihn an der Schulter, indem ihre Augen gleich Flammen in die seinigen leuchteten.

Du gehst, Balduin? fragte sie mit zischender Stimme.

Du hast es mir nahe genug gelegt, entgegnete er unwillig und sich losreißend.

Geh nicht!

Ich will nicht dein Narr sein, antwortete er, ihre Hände zurückstoßend. Und er öffnete die Thür.

Sie folgte ihm.

Ohne auf das verwunderte Gesicht ihrer Zofe zu achten, welche höflich die Korridorthür öffnete, folgte sie ihm nach und blieb die Treppe hinab Stufe nach Stufe seinem Schatten gleich dicht hinter ihm.

Auf dem ersten Treppenabsatz blieb er stehen.

Bist du den ganz verrückt? fragte er leise und ingrimmig. Wie magst du

Digitized by Google

dich nur so vor den Hausbewohnern blamiren? Jeden Augenblick kann uns jemand begegnen.

Es ist mir alles ganz gleichgiltig, entgegnete sie.

Er zuckte die Achseln und stieg weiter hinab. Aber als er die letzte Treppe erreicht hatte und sie noch dicht hinter ihm war, blieb er wiederum stehen. Er überlegte, daß es ihn in ein sonderbares Licht setzen könnte, wenn er Seite an Seite mit einer exaltirten schönen Dame ohne Hut und Straßenanzug gesehen würde.

Was willst du eigentlich? fragte er.

Die Adresse meiner Tochter.

Ich weiß nicht, warum du sie so pathetisch deine Tochter nennst. Sie ist ebenso wohl meine Tochter, und ich denke meine Pflichten gegen sie besser erfüllen zu können als du.

Gieb mir die Adresse! wiederholte sie.

Nichts gebe ich dir.

Gut, so bleib ich bei dir. Wohin du gehen magst, ins Theater oder auf den Ball oder zu Rahel oder in den Reichstag, ich klammere mich an dich wie eine Klette, und wenn es mein letzter Tag sein soll.

Er biß die Zähne zusammen. Er fürchtete, ihr Unverstand sei groß genug, um sie wirklich zu einer That zu führen, die ihn lächerlich machen und kompromittiren müßte. Darum beschloß er einzulenken.

Du bist doch so toll wie du schön bist — oder noch mehr, sagte er. Als ich ruhig neben dir saß und du alles von mir erlangen konntest, triebst du mich gewaltsam aus der Thür. Und nun ich deinem Befehl gehorsam bin, läufst du hinter mir her. Ist darin nur eine Spur von Logik?

Ich besaß niemals Logik! erwiderte sie blitzschnell.

Erstaunt und beinahe zum Lachen gereizt hörte er diese Worte. Es fiel ihm ein, er sei doch wohl ein großer Thor, mit einem Weibe ernstlich zu streiten und von Lilli etwas zu verlangen, was sie doch nicht geben konnte. Er sah sie an und bemerkte, wie schön sie in ihrem Zorn war. Ihre Augen waren schwarz und leuchtend, ihre Haut blasser als je, und ihr bronzefarbenes Haar schien sich in züngelnde Schlangen verwandelt zu haben. Eine Empfindung überkam ihn, wie sie aus den Heineschen Versen klingt:

Den Leib möcht ich noch haben,
Den Leib, so zart und jung.
Ihr könnt die Seele begraben,
Hab selber Seele genung —

und er sagte mit ruhigem Tone: Liebe Lilli, ich sehe mein Unrecht ein. Verzeih mir mein strafbares Benehmen gegen dich und laß uns umkehren.

Siehst du, fuhr er leise fort, als sie neben einander die Treppe wieder hinaufstiegen, was die Adresse betrifft, so will ich sie dir ja gerne geben. Ich billige deinen Plan, das liebe Mädchen als Nichte in euer Haus zu nehmen, im Prinzip vollkommen. Nur hinsichtlich der Art und Weise und hinsichtlich

Digitized by Google

des geeignetsten Zeitpunktes habe ich meine eigenen Ideen. Doch wir reden darüber noch.

Meinst du das ernstlich? fragte sie mit forschendem Blick. Ihr Parlamentsredner seid so glatt wie die Aale.

Aber Lilli! sagte er mit vorwurfsvollem Tone.

So erreichten sie wieder das mit dem verführerischen Licht und Duft angefüllte Gemach.

Frau von Blankendorff ließ sich in einen niedrigen Lehnstuhl sinken, und Thränen verschleierten ihre Augen. Er nahm ihr gegenüber Platz und schwieg, in der Meinung, die beste Politik für ihn sei stille Erwartung.

Laß dir sagen, hub Lilli mit melancholischem Ton an, daß ich in trübem Vorgefühl diese Tage verbrachte, und den Grund davon mußt du wissen.

Er sah sie fragend an.

Wenn du mich wirklich liebtest, würdest du ihn wissen. Aber freilich — was beanspruche ich! So sehr hatte ich mich auf den Abend im Allianz-Klub gefreut, wo ich Chepa de Molini einführte. Ich hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, du würdest kommen, denn als wir zuletzt von dem Souper sprachen, schien es als sicher zu gelten, daß du kommen würdest. Mit keinem Gedanken konnte ich darauf verfallen, daß du mich im Stiche lassen würdest. Für dich hatte ich Toilette gemacht, für dich hatte ich mich frisirt. Und der Abend hätte so hübsch sein können, wenn du dort gewesen wärest. Es herrschte eine animirte Stimmung, Chepa erregte allgemeine Bewunderung. Wir machten auch eine angenehme Bekanntschaft, indem der Prinz von Parolignac sich uns vorstellen ließ, ein höchst liebenswürdiger, feiner Mann, der sich für Chepa besonders zu interessiren schien, bei Tisch neben ihr saß und eine wirklich glänzende Konversation zu führen wußte. Ich erinnere mich kaum je einen so spirituellen Gesellschafter gesehen zu haben. Aber es war mir alles angenehme, was der Abend hätte bieten können, durchaus vergällt dadurch, daß du es verschmäht hattest, zu kommen. — O, bitte schweig, setz mir bitte nicht auseinander, daß die Fraktionssitzungen oder die Sitzungen des Aufsichtsrats dich verhindert haben. Ich weiß es schon. Ich weiß ja, daß der Staat unrettbar verloren war, wenn du ihn nicht an diesem Abend bewahrt hättest. Aber für mich war es doch recht demütigend, daß du nicht in den Klub kamst. Ich überzeuge mich eben immer mehr davon, daß deine wahren Gefühle gegen mich nicht von erfreulicher Natur sind. Unser Verhältnis balancirt seit einiger Zeit auf einer Messerschneide, jeden Augenblick kann es zerfallen. Du wirst einen passenden Moment benutzen, um mich aufzugeben, und ich werde in den Winkel geworfen werden. Du wirst mich bei Seite schleudern wie einen Handschuh, der nicht mehr frisch ist. Das wäre denn das Ende einer Leidenschaft, die so glühende Versicherungen ewiger Treue von deiner Seite hervorrief, die, wie du einstmals versichertest, dein ganzes Wesen mit dem Feuer einer unsterblichen Liebe für mich durchglühte. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Literarische Stoßvögel. Neue Randglossen zu Zeit- und Streitfragen von R. Treitschke. Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp, 1882.

Diese Sammlung von Aufsätzen oder Vorträgen (wieder ein Exemplar jener Gattung von „Büchern", welche die gewaltige Überproduktion, an der unsere Literatur krankt, zum guten Teile verschuldet) führt durch jeden ihrer beiden Titel irre. Von den darin enthaltenen zwölf Aufsätzen behandeln neun einfach literarische Themen, und auch die der drei anderen: „Verkennung der Vergangenheit," „Pedanten und Charlatane," „Philister und Sonderlinge," kann man weder als Zeit-, noch als Streitfragen ansehen. Über den Charakter der literarischen Aufsätze täuscht der erste Titel. „Stoßvögel" — das läßt etwas Polemisches erwarten; es klingt an Lindaus „Rücksichtslosigkeiten" oder an dessen plumpe Blumenthalsche Nachäffung „Ungezogenheiten" an. Polemisch sind aber die Aufsätze trotz der mehrfach hervortretenden Selbständigkeit, ja Originalität der Auffassung gar nicht; eher könnte man sie literarische Schwalben nennen, von denen freilich in diesem Falle sogar mehrere noch keinen Sommer machen. Von den Aufsätzen leiden die, welche allgemeine Überblicke geben („Romanische Sprachen und ihre Literaturmission," „Deutsche Romantik und Klassizität") an Unbestimmtheit und Oberflächlichkeit; andere, welche speziellere Gebiete behandeln („Hans Sachs und altdeutsches Theater," „Shakespeare als Geschichtsdenker," „Zur Würdigung Gellerts"), haben an gelegentlichen originellen Bemerkungen eine allzugroße Freude und überschätzen deren Tragweite. An eine regelmäßige Wiederaufführung z. B. Hans Sachsscher Dramen kann man doch nicht denken — am ehesten noch bei Fastnachtspielen. Wenn auch eine Aufführung seiner „Griseldis" hie und da Beifall gefunden hat, so ists doch immer nur eine Kuriosität, seine Poesie ist bei seiner Abhängigkeit vom Novellisten trotz einzelner Änderungen eine durchaus noch undramatische. In dem Aufsatze über die Fremdwörter in der deutschen Sprache vermißt man den Begriff des Lehnworts, dessen Einführung manches von dem, was der Verfasser über die Notwendigkeit der Fremdwörter sagt und sagen will, erst klar machen würde. Im ganzen fehlt den Aufsätzen (oder wohl mehr Vorträgen) jene völlige Durchdringung des Stoffs und überdies jene Feinheit der Form, die es allein rechtfertigen würde, daß solche Gelegenheitsarbeiten durch den Druck größeren Kreisen zugänglich gemacht werden. Sie sind nicht genügend durchgedacht und durchgearbeitet, wenn schon der bekannte Horazische Spruch von manchen von ihnen wenigstens in dem Sinne gelten mag, daß sie schon eine Reihe von Jahren im Kasten gelegen haben.

Der Stil, nicht frei von Geschraubtheit und eckigen Wendungen, leidet an zwei wirklichen Fehlern. Das Verbum „sein" wird am Ende des Satzes häufig ganz unrichtig weggelassen, wie S. 8: „Da kann man z. B. in alten etwa dreißigjährigen (2c. kritischen Zeitschriften) lesen: wie so sehr doch in einer gewissen Stadt die zeichnenden Künste in Verfall (was der Wahrheit gemäß); dagegen in einem neuesten Blatte: wie doch vor dreißig Jahren eine Glanzperiode der zeichnenden Künste in dieser Stadt gewesen (was der Wahrheit ins Gesicht geschlagen)." Und das bis zum Überdruß oft angewandte aktive Particip braucht der Verfasser sogar absolut, wie S. 72.: „Ähnliche äußere und innere Erscheinungen fanden sich auf der pyrenäischen Halbinsel: nur hier die Literatur erst später hervorzutreten vermögend."

Bei solchen Qualitäten der Aufsätze hat man trotz mancher hübschen Einzelheiten derselben keinen Genuß und wenig Gewinn von ihrer Lektüre.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Reichstag und Landtag im neuen Jahre.

Wenn wir in die folgende rückblickende Betrachtung auch den königlichen Erlaß vom 4. Januar einschließen, so glauben wir dazu berechtigt zu sein, weil derselbe in seinem zweiten Teile offenbar eine Antwort auf gewisse Vorwürfe ist, die man im Reichstage dem Minister des Innern gemacht hatte, als er den Beamten, welche die Regierung bei den Wahlen unterstützt, den Dank des Königs in Aussicht gestellt hatte. Der Erlaß hat in Abgeordnetenkreisen viel Aufsehen erregt und daheim wie im Auslande Wolken journalistischen Staubes aufgewirbelt. Die Stimmen waren geteilt. Die einen wollten in dem Dokument eine Äußerung der „Regierung," worunter man den Reichskanzler verstand, erblicken, die andern sahen es als persönliche Kundgebung des Souveräns an. Die Demokraten von der Fortschrittspartei an bis zur äußersten Linken, der Volkspartei, geberdeten sich, als ob die Erklärung des Königs Unerhörtes ausgesprochen hätte, und ergossen über dieselbe einen Schwall angsterfüllter und Angst machen sollender Phrasen. Nach ihrer Presse war sie das Wetterleuchten einer heraufziehenden Reaktion, die zu ernstem Konflikt führen mußte. Herr Richter fühlte sich als Kapitän der Fortschrittsfregatte und kommandirte: „Klar zum Gefecht!" Rückkehr zum Absolutismus, die Volksvertretung wird beiseite geschoben, sie soll nur noch ja sagen dürfen, sie soll fortan nichts, auch gar nichts mehr bedeuten, ja sie hat in den Augen der Regierung schon bisher nichts bedeutet — in diesem und ähnlichem Stile konnte man eine Woche lang in jenen Kreisen faseln hören. Andre Stimmen nahmen die Sache nicht so tragisch. Die ersten Sätze des Erlasses erschienen ihnen ganz in der Ordnung, ja selbstverständlich, und nur die letzten, die sich auf die Stellung der Beamten bezogen, erregten Bedenken und Mißbilligung. Ein Heidelberger Staatsrechtslehrer soll diese Meinung un-

Digitized by Google

gefähr mit folgenden Worten ausgedrückt haben: Unbestreitbar ist, daß der König auch im konstitutionellen Staate persönlicher Träger und Inhaber der staatlichen Gewalt ist. Auch in Verfassungsstaaten regieren die Minister nicht, sie haben nur die Regierungsakte dem Volke gegenüber zu vertreten. Der Protest gegen die Parlamentsherrschaft, der im ersten Teile des Erlasses enthalten ist, muß bei der Zerfahrenheit des Reichstags als gegenstandslos und unnötig bezeichnet werden; wir haben keine festen und staatsmännisch geschulten Parteien. Die Verwaltungsbeamten dürfen der Regierung nicht systematisch opponiren, aber es heißt zu viel verlangen, wenn sie für die Regierung wirken sollen. Thätiges Wahlorgan darf der Beamte nicht sein. Wenn die Gedanken des königlichen Manifests gerade jetzt ausgesprochen werden, so kann man dahinter Anschauungen und Absichten vermuten, die dem Konstitutionalismus fremd sind.

Im folgenden unsre Meinung, die, wie man sehen wird, nur zum Teil mit der zuletzt angeführten zusammenfällt. Der Erlaß vom 4. Januar ist ganz entschieden ein persönliches Manifest des Kaisers und Königs Wilhelm, ein Pendant zu der Botschaft, mit welcher der Reichstag eröffnet wurde. Er erfolgte ferner nicht ohne Veranlassung und war somit nicht überflüssig; denn er war ein Einspruch vom Throne gegenüber den Versuchen gewisser Redner der Opposition, das verfassungsmäßige Recht der preußischen Regenten zu verdunkeln. Er war endlich auch in seinem zweiten Teile wohlbegründet und wohlberechtigt.

Auch die Botschaft war eine persönliche Ansprache des Kaisers gewesen. Die liberalen Redner aber hatten sie nicht als das gelten lassen, obwohl Stil und Form derselben daran zu zweifeln nicht gestatteten. Hierdurch, sowie durch parlamentarische Äußerungen über die staatsrechtliche Stellung des Königs überhaupt bewogen, erklärte der letztere in dem Erlaß zunächst den Ministern, dann der Reichs- und Landesvertretung und der gesammten Nation, wie er diese Stellung auffasse, und wie er über die in der bekannten Rede v. Bennigsens enthaltene Bemäkelung der Anschauungen des Ministers von Puttkamer in Betreff des Verhältnisses des Staatsoberhauptes zu seinen Beamten urteile. Der Sinn des ersten Teils des Erlasses ist kurz gefaßt: Der König von Preußen, der deutsche Kaiser herrscht nicht bloß, sondern regiert auch. Die selbstverständliche Unverantwortlichkeit und Unverletzlichkeit seiner Person benimmt seinen Äußerungen und Handlungen als König und Kaiser die Natur selbständiger Willensakte in keiner Weise. In Preußen und im deutschen Reiche wird verfassungsmäßig, aber nicht parlamentarisch, wie in England, regiert. Nach den Verfassungen ist der oberste Träger der Staatsgewalt kein bloßer abstrakter Begriff, kein bloßer Repräsentant des Königtums, kein bloßer Sanktionirungsapparat, aufgestellt zu dem Zwecke, die nach den Abstimmungen der Mehrheit in den Parlamenten geschaffenen Gesetze für die Praxis einzuweihen, sondern eine lebendige Persönlichkeit mit einer Meinung und einem Willen, mit denen er nicht unter, sondern neben und in wesentlichen Beziehungen über der Volksvertretung

Digitized by Google

steht. Die Verfassung Preußens und Deutschlands hat nur die Wirkung, einesteils einen bestimmten Kreis der Regierungshandlungen an Gesetze zu binden, die aus der Vereinbarung der Volksvertretung mit der Regierung, im Reiche zugleich mit den im Bundesrate repräsentirten Landesregierungen hervorgehen, anderenteils den Souverän mit verantwortlichen Räten zu umgeben, die von ihm gewählt und seine Organe, nicht die der Parlamente, nicht ein bloßer Ausschuß der wechselnden Majorität in den letzteren sind. Wenn der Geist der Parteien, welche den Parlamentarismus, zu deutsch die Herrschaft der Volksvertretung und in letzter Reihe bewußt oder unbewußt die Verwirklichung der Volkssouveränetät anstreben, dieses verfassungsmäßige Verhältnis nicht anerkennt und den Kaiser und König zu einem stummen Prinzip machen, ihn als politisch mundtot und gewissermaßen nur ornamental ansehen will, so nimmt er einen völlig irrtümlichen Standpunkt ein, so hält er seine Wünsche fälschlich für bereits zu Thatsachen geworden, so steht er nicht auf klarem gesetzlichen Boden, sondern in der trüben Luft seiner Einbildungen. Wir aber wollen dem Himmel danken, daß bei uns das parlamentarische System nicht herrscht, daß unsere Verfassungen uns nicht der Gnade der Majoritäten von heute zu morgen ausliefern; denn nichts ist schwerer zu tragen als deren Herrschaft, durch nichts ist das Interesse der Schwachen in Verfassungsstaaten besser geschützt als durch eine starke, solide monarchische Gewalt neben der Volksvertretung mit ihrem Fanatismus für Modedoktrinen, und nie ist die wahre Freiheit so arg mit Füßen getreten worden als von der Unduldsamkeit, der Unbilligkeit und der Herrschgier der Demokraten, welche das Streben nach Freiheit auf ihre Parteifahne schrieben.

Kein Parlamentarismus also, aber deshalb kein Absolutismus, sondern Konstitutionalismus, verfassungsmäßiges Regiment, Gleichberechtigung von Krone und Volksvertretung, Verwaltung des Staates durch die Beamten des Königs unter Gesetzen, die durch Zustimmung der Mandatare des Volkes in Reichstag und Landtag, aber nicht allein durch diese Körperschaften zustande kommen. Das ist unser Recht, und daran ändert der Erlaß vom 4. Januar nicht das mindeste. Wie bisher, so werden auch hinfort die Parlamente die Hand auf den Knopf des Staatssäckels halten, wie bisher, so werden sie auch in Zukunft einer von den Faktoren bei der Gesetzgebung sein, der nicht umgangen werden kann. Aber es war gut und nützlich, daß die Begehrlichkeit und Streberei, die sich in letzter Zeit in der liberalen Partei lauter und breiter machten als seit Jahren, wieder einmal mit aller Deutlichkeit und Bestimmtheit erfuhren, daß wir nach der Verfassung nicht nur Rechte für das Parlament, sondern auch Rechte für den Monarchen und zwar für beide gleich volle Rechte haben.

Betrachten wir den zweiten Teil des Erlasses, so mag zunächst beiläufig daran erinnert werden, daß nach dem ursprünglichen Entwurfe der Reichsverfassung die Beamten nicht wählbar sein sollten. Dann behauptete der Minister des Innern allerdings, daß letztre bei Wahlen nicht gegen die Regierung wirken

Digitized by Google

dürften, sondern sie zu unterstützen hätten. Aber er bemerkte ausdrücklich, daß sie dabei von unmittelbarer Geltendmachung des Gewichts ihres Amtes, also von Versprechungen oder Androhung von Nachteilen abzusehen hätten, und diese Schranke für ihre Einwirkung auf die Wähler genügt. Wenn Herr von Puttkamer hinzufügte, Beamte, die sich das Zustandekommen regierungsfremdlicher Wahlen angelegen sein ließen, dürften sich des Dankes seitens des Königs versichert halten, und wenn Oppositionsredner dann klagten, er habe damit die Person des Monarchen in den leidenschaftlichen Wahlkampf gezogen und die Regierungspolitik mit ihr zu decken versucht, so ergiebt sich aus dem obigen, wer hier recht und wer unrecht hat. Wenn der König eine lebendige Persönlichkeit mit einer Meinung, einem Willen und bestimmten Zwecken ist, so darf ihm nicht verwehrt sein, für die Förderung dieser Zwecke zu danken. Ferner aber, wenn jetzt der König den Standpunkt des Ministers zu dem seinigen macht, nach welchem alle Beamten sich bei den Wahlen jeder Agitation gegen die Regierung zu enthalten, die aber, welche mit Ausführung der Regierungsakte beauftragt sind und deshalb nach dem Disziplinargesetze ihres Dienstes enthoben werden können, pflichtmäßig die Politik der Regierung zu vertreten haben, so erinnert die „Provinzialkorrespondenz" mit Recht daran, daß die entschiedenste Opposition sich — freilich zu einer Zeit, wo sie selbst die Regierung in die Hand zu bekommen hoffte — ganz unumwunden zu derartiger Auffassung bekannt hat. Als die Fortschrittspartei sich 1861 bildete, nahm sie in ihr Programm im Hinblick darauf, daß das damalige liberale Ministerium zu viele Gegner unter den Beamten duldete, den Satz auf: „Für unsre inneren Einrichtungen verlangen wir eine feste liberale Regierung, welche ihre Stärke in der Achtung der verfassungsmäßigen Rechte der Bürger sieht, es versteht, ihren Grundsätzen in allen Schichten der Beamtenwelt unnachsichtlich Geltung zu verschaffen, und uns auf diesem Wege die Achtung der übrigen deutschen Stämme erringt und erhält." Nach diesem Programme, dem man nachrühmt, es werde von der Partei noch jetzt unverändert festgehalten, hat die Regierung das unbezweifelbare Recht, ihre Grundsätze in der ganzen Beamtenwelt unnachsichtlich zur Geltung zu bringen, und man sollte meinen, daß es für dieses Recht gleichgiltig sei, ob eine liberale oder eine konservative Regierung am Ruder steht. Oder machen etwa die Herren vom Fortschritt auch hier wie in andern Fragen den Unterschied geltend, den der Junker Alexander zwischen seiner Kuh und der des Bauern fand?

Schließlich ist die Puttkamersche Äußerung und die mit ihr parallel gehende Stelle im königlichen Manifeste vom 4. Januar keineswegs so unerhört, wie man in den Lagern der „großen liberalen Partei" behauptet. Im Jahre 1875 beschloß das Staatsministerium gegen die Beamten einzuschreiten, die sich den Elementen angeschlossen hatten, welche die Opposition gegen die Maßregeln der Regierung auf kirchenpolitischem Gebiete zum Gegenstande ihrer Bestrebungen

Digitized by Google

machten. Dabei sollte dem Beamten das Festhalten an einer eignen, mit der Auffassung der Regierung nicht übereinstimmenden Überzeugung durchaus nicht verboten werden, sondern ihm nur nicht gestattet sein, diese Überzeugung durch Teilnahme an Agitationen mit regierungsfeindlicher Tendenz zu bethätigen. Noch mehr paßt zu dem jetzigen Falle der folgende. Der Vorgänger des gegenwärtigen Ministers des Innern, Graf Eulenburg, sagte am 13. Dezember 1878 im Abgeordnetenhause: „Schon gestern bin ich in der Lage gewesen, in vollständiger Übereinstimmung mit meinem Amtsvorgänger zu erklären, daß ich es nicht für zulässig halte, amtliche Mittel und amtliche Autorität bei den Wahlen zu mißbrauchen. Im übrigen hat niemand die Berechtigung, seine Thätigkeit bei den Wahlen zu versagen, und die Staatsregierung wird einverstanden sein, wenn sie in dieser Abgrenzung auf die Mitwirkung der Beamten bei den Wahlen zählen kann, wie sie auch dankbar die Thätigkeit der Beamten bei den letzten Reichstagswahlen anerkennt."

Wenden wir uns hiernächst den Verhandlungen des Reichstags im neuen Jahre zu, so bot die Debatte über die Interpellation Hertlings wegen Besserung des Looses der Fabrikarbeiter, die sofort nach der Wiedereröffnung der Sitzungen das Haus zwei Tage lang beschäftigte, nur insofern besonderes Interesse, als der Reichskanzler sich an ihnen beteiligte und dabei die Erklärung abgab, in der letzten Zeit sich überzeugt zu haben, daß die Unfallversicherung nicht ohne korporative Unterlagen zustande kommen dürfe. Deutlicher ausgedrückt heißt das: Wenn die Sache praktischen Erfolg haben soll, so muß eine Arbeitsteilung eingerichtet werden, die den Interessenten mit heranzieht und den Ersatz des Schadens mit der Aufgabe verbindet, ihn durch Aufsicht seltener werden zu lassen, was der Kanzler weiter mit den Worten erläuterte: Die (zu bildenden) Korporationen sollen wesentlich aus den gleichartigen Gefahrenklassen bestehen wie die, welche die Schäden zu tragen haben, so daß der, welcher diese mit seinen Beiträgen decken muß, welcher also ein Interesse daran hat, Unfälle zu verhindern, zugleich mit der Aufgabe betraut wird, über seine Genossen zu wachen, daß sie sich der Gefahr, zu verunglücken, nicht leichtfertig aussetzen. Das staatliche Institut der Fabrikinspektoren kann dabei erhalten bleiben, aber nicht in seiner jetzigen isolirt bureaukratischen Gestalt, sondern getragen und unterstützt von jenen Korporationen, die übrigens nicht fakultativ ermöglicht, sondern zwangsweise eingeführt werden sollen. Bezeichnend war in der Rede noch vor allem der Passus, wo der Kanzler die Stellung charakterisirte, welche der Kaiser zu der Frage einnimmt. Er sieht sie mit den Augen seiner Vorfahren an, er folgt der Tradition seiner Dynastie, die es ihm als Regentenpflicht erscheinen läßt, sich der Schwachen im wirtschaftlichen Kampfe anzunehmen. Wie Friedrich der Große der „König der Bettler" sein wollte, wie Friedrich Wilhelm der Dritte mit Stein und Hardenberg die Bauern von der Hörigkeit befreite und dadurch stärker, wohlhabender und unabhängiger werden ließ, so ist Kaiser Wilhelm von dem edeln Ehrgeiz

Digitized by Google

beseelt, in seinem hohen Alter wenigstens noch den Anstoß geben zu können, daß für die heutzutage schwächste Klasse des Volkes eine wesentliche Besserung ihrer Lage erzielt werde — eine Tendenz, mit welcher es durchaus im Widerspruche steht, wenn man nach dem Rezept des Manchestertums die Dinge gehen lassen und den Schwachen auf seine eignen Kräfte anweisen will.

Der Entwurf des Unfallversicherungsgesetzes wird also — sehr wahrscheinlich in einer Frühjahrssession — dem Reichstage in einer Umarbeitung wieder vorgelegt werden. Inzwischen haben Delegirte der drei Gruppen der „großen liberalen Partei" den Versuch gemacht, zu zeigen, daß sie in dieser Frage nicht bloß opponiren, sondern auch Positives leisten können, und daß auch sie sich für das Wohl der Arbeiter interessiren. Sie haben ihrerseits einen Unfallversicherungs-Gesetzentwurf zustande gebracht und dem Reichstage zur Diskussion übergeben, die damit endete, daß das Elaborat einer Kommission überwiesen wurde. Der liberale Entwurf, der beiläufig nur die Übereinstimmung jener drei Gruppen in seinen wesentlichen Bestimmungen, nicht in allen Einzelnheiten ausdrückt, verlangt in erster Linie die Verpflichtung des Unternehmers zur Entschädigung der bei seiner Unternehmung verunglückten Arbeiter und Beamten — eine Bestimmung, die schon in der bisherigen Gesetzgebung (Haftpflicht) im Prinzip enthalten ist. Von einer Verpflichtung der Arbeiter zu Beiträgen ist abgesehen, ebenso von Zuschüssen des Reichs oder der Einzelstaaten. Die Last, welche der Industrie dadurch auferlegt wird, soll erleichtert, die Aussicht der Arbeiter, ohne Weitläufigkeiten zu der ihnen gebührenden Entschädigung zu gelangen, verstärkt werden durch die weitere Verpflichtung der Unternehmer, ihre Arbeiter bei einer im deutschen Reiche zugelassenen Versicherungsanstalt zu versichern. Ferner wird der Kreis von Unternehmungen, welche das Haftpflichtgesetz gegenwärtig umfaßt, durch den Entwurf in der Weise erweitert, daß er alle Unternehmungen einschließt, bei denen infolge der Natur ihrer Maschinen oder ihres Betriebes die Gefahr von Unfällen nahe liegt. Endlich sollen „Unfallskommissäre" angestellt werden, denen die Anzeige von Verunglückungen auf diesem Gebiete obliegen würde.

Der liberale Entwurf nähert sich in wesentlichen Punkten dem, welcher im vergangenen Jahre dem Reichstage vom Bundesrate vorgelegt wurde. Daß sogar die Fortschrittspartei und die Sezessionisten, die Vertreter des laissez-aller, den Versicherungszwang eingeführt sehen wollen, ist erfreulich. Aber die Vorschläge der liberalen Opposition zeigen auch Mängel, die es sehr zweifelhaft erscheinen lassen, ob eine Verständigung möglich sein wird. Namentlich ist unsers Erachtens die Versicherung bei Gesellschaften, welche das Versicherungsgeschäft des Erwerbs halber betreiben, unzulässig. Wir müssen zu dem Zwecke eine Reichsanstalt haben, da nur diese volle Bürgschaft gewährt, daß unter allen Umständen prompt gezahlt wird. Normen über die Zulassung von Privatgesellschaften werden immer unwirksam sein, da sie sich nicht so gestalten lassen, daß sie alle

Digitized by Google

Fälle umfassen. Sie der Aufsicht des Staates unterwerfen, heißt, sie in ihren Lebensbedingungen stören. Die Aufgabe endlich, die den Unfallskommissären zugewiesen ist, und die in Ermittelung der Größe des Schadens und des Ersatzes sowie in Herbeiführung eines Vergleichs zwischen den Beteiligten besteht, wird sich in vielen Fällen nicht lösen lassen, und dann muß der Anspruch des Verunglückten wieder wie beim alten Haftpflichtgesetze auf dem Wege eines Prozesses festgestellt werden. So aber ist es unumgänglich, an dem Gedanken des Bundesratsentwurf festzuhalten, der den Schaden nach einem bestimmten Tarife ersetzt und ausgeglichen wissen will, ohne peinliches und langwieriges Untersuchen der Umstände, welche ihn veranlaßt haben.

Der Antrag Windthorsts wegen Aufhebung des Internirungs- und Verbannungsgesetzes von 1874, der nach der Hertlingschen Interpellation den Reichstag beschäftigte und mit starker Majorität angenommen wurde, weil auch ein großer Teil der Liberalen für ihn stimmte, führte zu Debatten, die kaum etwas neues zu Tage förderten, und der Bundesrat wird ihm jetzt schwerlich Folge geben, da sein zweiter Paragraph rückwirkende Kraft haben würde, und da man von den Verhandlungen, die im preußischen Landtage über das neue kirchenpolitische Gesetz bevorstehen, entscheidende Klärungen erwarten darf. Von dem großen Siege, den das Zentrum in dieser Abstimmung erfochten haben soll, bleibt also wenig mehr übrig, als die Thatsache, daß die Fortschrittspartei aus Haß gegen den Reichskanzler und um dessen Politik zu stören, den „Weg nach Canossa" betreten hat, den sie bisher mit so kräftigen Ausdrücken perhorreszirte. Wenn der Erfinder des Ausdrucks „Kulturkampf" bei seiner Rechtfertigung dieser Umkehr erklärte, was seine Partei als frischen, fröhlichen Strauß für die Freiheit der Geister gehalten, sei für den Kanzler nur ein Feldzug für die Omnipotenz der Regierung gewesen, so sind solche Redensarten nicht geeignet, jene Thatsachen zu bemänteln.

Unter den Vorlagen, die dem am 14. eröffneten preußischen Landtage zugegangen sind, nimmt der kirchenpolitische Gesetzentwurf den ersten Rang ein. Derselbe beruht auf den gleichen Gedanken und Absichten wie die Vorlage vom 19. Mai 1880 über Abänderung der Maigesetzgebung. Er setzt die mit Anfang des laufenden Jahres ungiltig gewordenen Artikel 2, 3 und 4 des Gesetzes vom 14. Juli 1880 wieder in Kraft, er nimmt aus der Maivorlage von 1880 den bekannten Bischofsparagraphen und die Bestimmung über die Entbindung der Geistlichen von den Bedingungen der Vorbildung wieder auf, und er geht schließlich in zwei Punkten weiter als jene Vorlage: er weist die gegen eine Anstellung erhobenen Einsprüche, die bisher dem Gerichtshofe für kirchliche Angelegenheiten übertragen war, dem Kultusminister zu und ermächtigt das Staatsministerium, für bestimmte Bezirke widerruflich zu gestatten, daß Geistliche, welche im übrigen die gesetzlichen Erfordernisse für die Ausübung kirchlicher Amtshandlungen erfüllen oder von denselben dispensirt sind, zur Hilfeleistung im geist-

Digitized by Google

lichen Amte ohne die nach dem Gesetze vom 11. Mai 1873 notwendige Benennung verwendet werden. Man ersieht namentlich aus den beiden neuen Vorschlägen den entschieden diskretionären Charakter des Gesetzentwurfs. Zweck desselben ist nach den Motiven die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im weitesten Sinne, 1) durch Wiedereinführung einer regelmäßigen Diözesanverwaltung, 2) durch Wiederbesetzung der mit der cura animarum betrauten Kirchenämter, insbesondre der Pfarrstellen.

Das Hauptorgan des Zentrums ist mit diesen Zugeständnissen nicht befriedigt. Es verlangt systematische Revision aller Maigesetze, es will keine diskretionäre Gewalt, sondern feste, endgiltige Bestimmungen über das Recht der katholischen Kirche. Der Staatsgerichtshof für kirchliche Angelegenheiten soll gänzlich beseitigt, die Staatsaufsicht über die kirchlichen Lehranstalten soll abgeschafft, Geistliche, welche in der Beichte die Absolution verweigern, sollen nicht mehr strafrechtlich verfolgt werden. Die im neuen Gesetzentwurfe trotzdem gebotenen Fortschritte sind nur bewilligt, weil im Hinblick auf den Mangel an Seelsorge „dem Staate selbst allmählich angst und bange wird."

Das heißt Unmögliches verlangen und Unbegründetes behaupten. Nur absichtliches Mißverstehen der Lage kann an Zustimmung der Regierung zu einer systematischen Revision der Maigesetze und an prinzipielle und definitive Regelung der ganzen Streitfrage denken. Man kann den tausendjährigen Widerspruch zwischen den Ansprüchen des Staates und denen der katholischen Kirche nicht durch ein Gesetz des preußischen Kultusministeriums beseitigen. Erst vor kurzem, bei der Debatte über die Neubesetzung des Gesandtschaftspostens bei der Kurie, sagte der Reichskanzler, daß er wünsche, daß man in Preußen dem Frieden mit der letztern immer näher und zuletzt so nahe komme, wie es irgend mit der seit Jahrhunderten den Gegenstand von Kämpfen bildenden staatlichen Unabhängigkeit sich vertrage. Diese Quadratur des Zirkels werde sich vollkommen niemals lösen lassen, wie man sie bisher nie gelöst habe; aber es stehe zu hoffen, daß ein für beide Teile annehmbarer modus vivendi zu ermöglichen sein werde. Überleitung des Streites in einen Zustand friedlichen Zusammenlebens, der nicht vertragsmäßig befestigt und beschränkt ist, sondern durch eine mehr und mehr zur Gewohnheit werdende versöhnliche Praxis pari passu von beiden Seiten geschaffen und geregelt wird, ist das allein Mögliche und darum allein vom Kanzler Angestrebte. Was aber die Behauptung der „Germania" betrifft, man sei bei dem Bemühen um Beseitigung des Mangels an Seelsorge von Angst und Bangigkeit getrieben, so fragt das offiziöse Blatt des Kanzlers mit Recht: „Bange, wovor? Es hat schon Zeiten und Länder gegeben, wo die katholische Seelsorge in sehr viel schlechterem Zustande war, ohne daß die beteiligten Staaten davon irgendwelchen Schaden genommen hätten .... Der Grund des staatlichen Entgegenkommens liegt ganz allein in dem Pflichtgefühl einer monarchischen Regierung, welche zur Bethätigung der landesväterlichen

Digitized by Google

Fürsorge (man beachte wohl diesen Satz, denn er enthält die eigensten Gedanken des Kanzlers) nach dem Willen des Königs thut, was thunlich ist, um den katholischen Unterthanen desselben das Maß freier kirchlicher Bewegung, welches mit dem Staatsinteresse erträglich ist, zu verschaffen." Will das Zentrum dabei nicht mitwirken, so wird die Regierung um so eher warten können, „als sie auf Gegenleistungen nicht rechnet."

Was die liberalen Parteien angeht, so bekämpfen sie die diskretionäre Ermächtigung der Regierung im Hinblick auf die Verfassungsfrage, die ihnen überhaupt die Regel für die Beurteilung aller andern Fragen liefert, und die, kurz gefaßt, das Verlangen der Liberalen einschließt, daß die Regierung vom Parlament abhängig werde. Der Liberalismus will in kirchenpolitischen Angelegenheiten keine diskretionären Vollmachten, weil er fürchtet, die Regierung könnte sich damit stärken, indem sie die katholischen Wähler mit diesem Werkzeuge für sich stimmte. Das Zentrum soll, als stets zur Opposition bereit, erhalten bleiben, damit die Regierung schwach und von der Unterstützung der Liberalen abhängig bleibe, die sich dieselbe dann mit Zugeständnissen abkaufen zu lassen in der Lage sind.

Die Konservativen endlich möchten, teils aus reiner romantischer Hinneigung zu Rom, teils infolge des Aberglaubens, die römische Politik werde ihre reaktionären Bestrebungen fördern, mit Hilfe der ihnen sonst höchst unsympathischen liberalen Parteien die Maigesetze so umgestalten, daß die katholische Kirche möglichst viel Einfluß gewänne.

Überblicken wir das zuletzt über die Hauptparteien des Landtags gesagte, so ist der jetzigen kirchenpolitischen Vorlage nur in dem Falle Erfolg zu prophezeien, daß die große Mehrzahl der Konservativen ihre Wünsche in der Sache ihrem Vertrauen auf die Politik des Reichskanzlers unterordnet, und wenn das Zentrum, vom Papste angeregt, für den Regierungsentwurf stimmte. Eine solche Anregung ist keine Unmöglichkeit; denn das System der diskretionären Vollmachten kehrt seine Spitze nicht so sehr gegen die Kurie als gegen das Zentrum, und man täuscht sich wohl nicht, wenn man annimmt, daß dem jetzigen Papste aus mehr als einem Grunde ernstlich an der Herstellung eines guten Einvernehmens mit der preußischen Regierung gelegen ist. Daß Herrn Windthorst eine von Rom kommende Weisung zum Einlenken und Umschwenken eine frohe Botschaft sein würde, wird schwerlich jemand vermuten, aber gehorchen müßte er ihr bei Verlust seines Ansehens in der Partei.

Digitized by Google

Die Reform des englischen Parlaments.

Von Wilhelm Hasbach.

(Schluß.)

enden wir uns von diesen Gedanken und Bestrebungen, die, so kräftig sie auch vertreten werden, wenn überhaupt, gewiß erst in weiter Ferne auf Verwirklichung hoffen dürfen, zu einer nüchterneren Reform, für die man sich überall im Lande regt, um auf das Kabinet einen Druck auszuüben. Wir meinen die Gleichstellung des Wahlcensus für Grafschaft und parliamentary borough. Die Reformbill von 1867 hat die Kluft zwischen beiden nicht überbrückt. Im borough hat der mündige Bewohner (Besitzer oder Mieter) eines Hauses eine Stimme, sofern er im Jahre vor dem 15. Juli Armensteuer bezahlt hat, der Aftermieter, wenn die Miete der möblirten Wohnung 10 Pfund Sterling oder mehr beträgt. Dagegen hat in der Grafschaft nur der Eigentümer eines Freigutes (freehold), dessen Reinertrag 40 Schillinge und mehr beträgt, oder wer ein Recht auf eine aus dem Ertrage eines Freigutes zu bezahlende Rente (rent-charge) von derselben Höhe hat, oder wer ein leasehold oder copyhold von dem jährlichen Betrage von 5 Pfund Sterling entweder während des Lebens einer Person oder für eine Periode von nicht weniger als 60 Jahren besitzt, endlich der Mieter, dessen Miete zu 12 Pfund Sterling und mehr eingeschätzt worden ist, eine Stimme für das Parlament. Dies sind die Grundlinien der Wahlcensusbestimmungen. Dazu kommt eine zweite Differenz. Ein Hausbesitzer, welcher im borough nicht ansässig ist, hat keine Stimme, während der Gutsbesitzer in allen Wahlkreisen, in welchen er eins oder mehrere der eben gekennzeichneten Güter besitzt, eine Stimme haben kann. Die letzte Bestimmung hat zu schweren Mißständen geführt. Eine große Menge der zur Ernährung einer Familie unfähigen kleinen Gütchen in Irland ist geschaffen worden, um mehr Stimmen für das Parlament zu erlangen. Die berühmten faggot-voters in Midlothian, denen Gladstone in den stärksten Ausdrücken zusetzte, sind noch im Gedächtnis aller, welche sich mit englischer Politik beschäftigen. Vor den letzten Wahlen wurden aus Ställen fünfzehn zur Wahl in Middlesex berechtigende rent-charges geschaffen. Die Stimmen fielen den Söhnen verschiedner adlicher Familien zu. Den Sieg der Freihandelsprinzipien verdankt England in einigen Bezirken derselben Taktik. Bright sagte im Jahre 1845, daß er 250 000 Pfund Sterling, also 5 Millionen Mark für den Ankauf von county-votes ausgegeben habe. So erklärt sichs, daß Cobden sich im Jahre 1849 rühmen konnte, er habe 5000 freeholds im West-Riding von Yorkshire geschaffen.

Digitized by Google

Bis jetzt tritt man nur für die Ausdehnung des Stimmrechts in Agitation, die Privilegien des ländlichen Grundbesitzes werden weniger angefochten, getreu dem englischen Grundsatze, immer nur wenige Forderungen auf einmal zu erheben, und verschieden von den Sitten in Deutschland, wo man zuweilen auf ganze Programmsysteme und Programmlehrbücher stößt. Die Forderung, für welche in den working men's associations agitirt wird, ist außerordentlich mäßig. Man beansprucht nicht einmal vollständige Gleichstellung mit dem borough, sondern nur die Reduktion des county-franchise von 12 Pfund Sterling auf 6 Pfund Sterling.

So wenig in den Jahren 1832 und 1867 ein einfacher und nicht mehr reformbedürftiger Wahlcensus festgesetzt wurde, so wenig vermochte man die großen Verschiedenheiten in der Vertretung der Wahlkreise auszugleichen. Gladstone behauptete in einer seiner Reden in Midlothian, daß Schottland in Anbetracht seiner Bevölkerung 70, seiner Steuern 78 Abgeordnete haben müßte. Es hat aber nur 60. Liverpool, Glasgow und Manchester mit einer Bevölkerung von ungefähr 1 500 000 Einwohnern senden zusammen 9 Abgeordnete ins Parlament, während 9 englische und irische Städte existiren, die bei einer Gesammtbevölkerung von nur 450 000 Einwohnern ebenfalls durch 9 Abgeordnete vertreten sind. Vier hauptstädtische Wahlkreise wählen bei einer Bevölkerung von 1 700 000 Einwohnern nur 8 Abgeordnete.

Es ist zweifellos, daß sich die konservative Partei, wenn nicht gegen die ganze Wahlcensusreform, so doch gegen jede Ausdehnung des Stimmrechtes sträuben wird. Sie hat schon Boden genug unter den Pächtern verloren, die nicht mehr so fest an die Solidarität ihrer Interessen mit denjenigen der Landlords glauben. Sie wird aber noch mehr Boden verlieren, wenn die Ausdehnung des county-franchise großen Massen ländlicher Tagelöhner und Fabrikarbeiter das Stimmrecht geben und damit die liberale Partei verstärken wird. Die konservative Partei wird zu schwach sein, die Maßregel zu verhindern, wenn sich ihr nicht die konservativ-liberale Gruppe der Whigs anschließt.

Die Konservativen haben Grund, von einem Reformgesetze nichts Gutes zu erwarten. Die beiden früheren Reformen öffneten einer liberalen Strömung von unwiderstehlicher Gewalt die Schleußen. Die bedeutenderen Politiker fürchten nicht bloß den Verlust der politischen Macht. Sie werden beunruhigt durch den raschen Wechsel politischer Meinungen, welchen sie die Einführung der Massen in die Wählerklassen zuschreiben, Massen, die ohne tiefere politische Bildung, ohne durchgebildeten Charakter, dem Einflusse jeder widersprechenden Stimme und leichter Veränderungen in ihrem materiellen Wohlbefinden unterworfen sind. Konnte jemand, sagen sie, im Jahre 1874 vorhersehen, daß die konservative, und im Jahre 1880, daß die liberale Partei siegen würde? Waren nicht beidemale die Parteien, welche das Staatsruder in den Händen hatten, zu den besten Hoffnungen berechtigt? Und wurde nicht beidemale die herrschende Partei be-

Digitized by Google

siegt, das letztemal gegen alle Erwartung gerade zu erdrückt? Muß diese Erscheinung nicht einem launischen, unberechenbaren, unfaßbaren Elemente zugeschrieben werden? Schon beugt sich alles vor ihm: Unterhaus, Oberhaus und Königtum. Bald wird die Staatstheorie Rousseaus in England verwirklicht sein, und die schrankenlose, rücksichtslose Gewalt kurzlebiger wechselnder Majoritäten einen Sturm über England heraufbeschwören, in dem sich die Wogen des Proletariats, alle Kultur begrabend, über das Land wälzen.

England ist ohne Zweifel in den letzten Jahren demokratischer geworden. Die Wahlen von 1880 führten eine größere Menge angeblicher Radikalen ins Haus, Beaconsfield berechnete sie auf 125. Es ist auch nicht unwahr, daß England vom allgemeinen Stimmrechte mehr zu befürchten hat als jeder andre Staat. Die Teilung einander beschränkender Gewalten, das Gleichgewicht, welches die Staatsrechtslehrer und die Philosophen des vorigen Jahrhunderts an der englischen Verfassung bewunderten, ist längst nur noch formell vorhanden. Das Oberhaus ist zu einer registrirenden Körperschaft herabgesunken. Salisbury entschuldigte seine Einwilligung zu dem irischen Landgesetze mit dem Willen des Volkes, als ob das Oberhaus, das Haus der gebornen Gesetzgeber, staatsrechtlich etwas mit dem Willen des Volkes zu thun hätte und er sprach mit großer Gelassenheit das Wort aus, daß die Verantwortlichkeit für allen Schaden dem Unterhause zufalle, als ob dieselbe, wenn das Oberhaus wirklich eine lebenskräftige Körperschaft, wirklich ein Senat wäre, nicht auf den Schultern des Oberhauses mit derselben Wucht lastete wie auf den Schultern des Unterhauses und des Königtums. Das heißt nicht einmal geschickt abdanken. Die königliche Gewalt aber ist noch tiefer gesunken als das Oberhaus. Seit mehr als 150 Jahren ist das Veto-Recht, welches Mirabeau einst so mannhaft verfocht, nicht mehr ausgeübt worden, der Souverän fühlt bis in seine Umgebung hinein die Reihenfolge der Parteien. Die Gerichte fürchten mit der gewaltigen Macht des Parlamentes in Konflikt zu geraten, und diese fürchterliche Macht wird gelenkt von der vielköpfigen Menge — wahrlich, England mit seiner Königin, seiner aristokratischen Gesellschaft, seinen konservativen Tendenzen, seinem House of Peers, seinen unabhängigen Richtern ist eine reinere Demokratie als irgend eine Republik in der Welt. Wie viel kräftiger stehen in der Schweiz die legislativen Körper einander gegenüber. Wie stät ist das Gleichgewicht der Gewalten in den Vereinigten Staaten, wo das Ministerium kein Ausschuß der Partei ist, der Präsident nicht aus dem Ministerium hervorgeht und sein Veto bei Gelegenheit kräftig in die Wagschale wirft. Wie viel selbstbewußter und eifersüchtiger hat sich oft der französische Senat in den elf Jahren der Republik gezeigt, und wie viel kräftiger als die englische Königin haben Thiers, Mac Mahon und Grévy regiert. Daher der billige englische Scherz: Wir haben eine Republik, aber wir bezahlen jährlich die königliche Familie, damit wir nicht Republikaner genannt werden. Denn das Wort würde uns schrecken.

Digitized by Google

Aber trotz des Zerfalls der ältern Gewalten, des Königtums und des Oberhauses, braucht die konservative Partei die Ausdehnung des Stimmrechts nicht zu fürchten. Im Gegenteil, man sollte glauben, daß ein weitsehender konservativer Staatsmann in der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts die Ursache der Erfüllung seiner Wünsche sehen müßte. Legen wir zuerst diese Wünsche dar. Der Konservative möchte den gegenwärtigen Zustand erhalten wissen, der Tory wünscht Stärkung der königlichen Macht. Erst unter Georg III., der entschlossen war, die königliche Majestät wieder zu Ehren zu bringen, haben sich die alten Tories vollständig mit dem Hause Hannover ausgesöhnt. Mit welcher Verehrung verweilt Beaconsfield, der Schüler Bolingbrokes, der Schöpfer der Neu-Tories, in seinem „Coningsby" bei dem Bilde eines kräftigen, über den Parteien stehenden und sie zügelnden Königstums! Mit welcher Geringschätzung spricht er vom Parlamentarismus. Er hält die freie Presse für das bessere Substitut! Nun ist die Zeit gekommen, die Welt wieder „einzurenken," und sie fürchten sich!

Eins ist sicher. Wenn die Ausdehnung des Stimmrechts eine Verstärkung des radikalen Elements mit sich bringen sollte, so würde eine Spaltung in der liberalen Partei eintreten. Die Whigs würden entweder eine Mittelpartei bilden, der sich gemäßigte Konservative und selbst Liberale (Alt-Radikale — Manchestermänner) anschließen könnten, die also eine Vereinigung vom linken und rechten Centrum, sowie eines Teiles der Linken darstellen würde, oder geradezu zu den Konservativen übergehen. Die Whigs waren immer eine aristokratische Partei, Anhänger der „venetianischen Konstitution" und bereit, wenn ihre Interessen sehr gefährdet wären, die Dogenmütze in eine Königskrone zu verwandeln. Gestützt entweder auf die Zwietracht oder die Furcht eines Teiles des Hauses und auf die Zustimmung der besitzenden Klassen, könnte der König oder die Königin von England sogar ohne Staatsstreich an die Stelle der parlamentarischen Regierung die konstitutionelle Monarchie setzen. Der Geheimerat würde das dem öffentlichen Rechte nicht bekannte Kabinet verdrängen, der König sein Veto-Recht wieder hervorsuchen und durch kluge Parlamentsauflösungen, sowie durch das wieder zu Ehren kommende Oberhaus das Unterhaus zügeln. Dann wäre es an der Zeit, daß die Tories, dem Worte ihres großen Führers getreu: „Arbeit und Kapital sind Zwillinge" die soziale Frage lösten, die großen Massen auf diese Weise politisch ungefährlich machten und dem neu geschaffenen Zustande Dauer und Bestand verleihen. Denn die Massen wünschen Veränderungen der Verfassung gewöhnlich nur als Mittel, ihre Führer oft als Zweck. Ob aber die Tories in den Tagen des Glückes nicht den Rat ihres großen Führers vergessen würden to insure equality not by levelling the Few, but by elevating the Many, ist sehr zu bezweifeln. Und doch ist die Lösung der sozialen Frage die Bedingung zur Lösung aller andern; bis jetzt aber haben die fabrikbesitzenden Liberalen nur schöne Worte für die englische Landbevölkerung gehabt, und die

Digitized by Google

landbesitzenden Tories eine Reihe von Gesetzen für die Fabrikarbeiter erlassen.

Aber würde das Volk, wird man fragen, nicht auf jeden Versuch, die Macht des Unterhauses zu schwächen, eine Revolution folgen lassen? Nein. Trotz der größeren materiellen Macht der Krone zur Zeit Georgs III., trotz anscheinend größerer Macht ist das gegenwärtige Unterhaus schwächer als vor hundert Jahren. Denn es hat an Ansehen verloren. Seine Debatten werden jetzt, da sie öffentlich sind und ein halbes Hundert Correspondenten über sie berichten dürfen, nicht mehr mit demselben Interesse gelesen, sie sind nicht mehr so ausführlich als zu der Zeit, da sie als Debatten im Senat zu Liliput gedruckt wurden. Der Grund ist einfach. Die meisten Mitglieder sind zu unbedeutend. Die ungeheuren, dem Kandidaten zur Last fallenden Wahlkosten gestatten nur reichen Leuten, im Unterhause zu sitzen. Reiche Engländer, die sich von ihren Geschäften zurückgezogen haben, betrachten es als die letzte Glorie ihres Lebens, M. P. hinter ihren Namen setzen zu dürfen. Und wenn es der Hausvater nicht wünscht, wenn er daran denkt, daß selbst die saumseligste Erfüllung der legislatorischen Pflichten die Annehmlichkeiten des Lebens beschränkt als da sind: Angeln, Schießen, Fahren, Reiten und Reisen, dann wünschen es manchmal Frau und Töchter zur Erhöhung der gesellschaftlichen Stellung. Aber es wäre falsch, diese Erscheinung allein aus der Qualität der Parlamentsmitglieder erklären zu wollen. Das regere öffentliche Leben dieses Jahrhunderts, die erstaunliche Entwicklung der Presse und die Leichtigkeit des Verkehrs bringen es mit sich, daß jede Frage hundertmal allseitig erörtert wird und spruchreif ist, ehe sie im Parlament zur Verhandlung gelangt. Die Reden der meisten Parlamentsmitglieder enthalten daher nur Erörterungen und Betrachtungen, die dem regelmäßigen Zeitungsleser, dem gebildeten Wähler schon geläufig sind.

Den allmählichen Niedergang in der Qualität des Unterhauses verhehlt man sich auf keiner Seite. Fawcett konstatirte die Thatsache vor nicht langer Zeit im Nineteenth Century. Und Gladstone sagte in seinen Gleanings (I. S. 134 u. 160), daß das Unterhaus langsam sinke, daß das Übergewicht sich nicht mehr in den Händen des Grundbesitzes, sondern des Reichtums überhaupt befinde und England in Gefahr vor einer Gerontokratie und Plutokratie sei. Ironie des Schicksals, daß das Haus, welches nach der Theorie die ungestüm vorwärtsstrebende Kraft darstellen soll, zu einem Hause der Greise, thatsächlich, nicht staatsrechtlich, ein senatus, eine γερουσία geworden ist!

Es liegt in der menschlichen Natur, unter Umständen die Lichtseiten von Zuständen zu sehen, die früher nicht genug verlästert werden konnten, an deren Entfernung mit dem Aufgebote aller Energie gearbeitet wurde. Das Parlament vor 1832 hatte Schattenseiten, welche den übermütigsten Spott und den leidenschaftlichsten Haß hervorriefen. Selten hat England eine solche Erregung gesehen wie zu der Zeit, als das Oberhaus die Reformbill verwarf. Das Volks-

Digitized by Google

haus ist der Sklave des Adelshauses, rief man damals, die Abgeordneten beginnen ihre politische Laufbahn nicht auf der Wahlbühne, sondern in den Speisesälen und Studirzimmern des Manors. Das freie Albion wird von einer Kaste regiert! Und jetzt blickt man mit einem schmerzlichen Gefühle der Hochachtung auf dasselbe Parlament, dessen Mitglieder zum größten Teil nur formell erwählt, in der That aber in den Edelsitzen des Landes ernannt wurden. Denn der Adel hatte ein Interesse daran, talentvolle Männer nach Westminster zu senden; die talentvollen Männer waren oft jung und hatten nicht selten eine große, sichere und vielseitige Erfahrung, wenn gewöhnlich der politische Mensch sich zum erstenmal zu häuten beginnt und eine unpraktische Thorheit ablegt. Der letzte der größern Zeiten, Gladstone, gelangte unter der Ägide des Herzogs von Newcastle ins Parlament, nachdem er in Oxford sein double-first bestanden hatte. Er sprach vor nicht langer Zeit die Überzeugung aus, daß die Katholikenemanzipation nicht so rasch durchgeführt worden wäre, wenn man sie nach dem Reformgesetz eingebracht hätte, und daß der Kornzoll früher gefallen wäre, wenn das Parlament seinen Charakter bewahrt hätte.

Wenn man alle diese Umstände und Einflüsse in ihrer Koexistenz und ihrem Einwirken auf einander erwägt, kann man sich nicht darüber wundern, daß Disraeli vor fast 40 Jahren die Frage stellte, ob sich nicht unter den demokratischen Tendenzen des Zeitalters eine allmähliche Erstarkung der königlichen Gewalt verberge. Die „Provinzialkorrespondenz" sprach vor einigen Jahren die Überzeugung aus, daß sie sich in Deutschland befestige. Bluntschli bezeichnet in seiner „Geschichte des allgemeinen Staatsrechtes und der Politik" als das Bestreben unsres Zeitalters „zwei scheinbar entgegengesetzte Tendenzen, die ausgebreitete und gesicherte Volksfreiheit, und die energische Centralgewalt, oder wenn man will, die Demokratie und die Monarchie politisch zu verbinden." Darüber kann kein Zweifel sein, daß der letzte Cäsar weder gestorben noch geboren ist und daß Beaconsfields Versöhnung von Toryismus und Radikalismus in unserm Jahrhundert kaum originell genannt werden kann. Aber Bestrebungen und Tendenzen sind keine Thaten. Der Cäsar muß geboren werden, der sein Schiff von dem Strome des Zeitalters forttragen läßt und mit kräftiger Faust das Steuer zu seinen Zielen lenkt. Und wenn in dem günstigen Augenblicke England auf seinem Throne einen Phantasten, einen Schwelger oder einen Hamlet findet?

Es ist eine trostlose Sache ums Prophezeien, meinte Hume vor hundert und einigen dreißig Jahren in seinem Essay: Whether the British Government inclines more to absolute monarchy or to a republic? und führt Harrington an, der von dem Grundsatze ausgehend, daß die Machtbilanz von der Eigentumsbilanz abhänge, zu dem Schlusse gelangte, das Königtum könne in England nicht wiederhergestellt werden. Kaum sei das Buch veröffentlicht worden, als Karl II. seinen Einzug in London gehalten habe. Das

Digitized by Google

hindert Hume jedoch nicht, selbst zu prophezeien. Er faßt das Mißverhältnis des königlichen Einkommens zu dem Volkseinkommen ins Auge, welches sich damals wie 1 : 30 verhielt, den Hang des englischen Volkes zum Luxus und zur Korruption, seine Hinneigung zur Monarchie, und sieht die absolute Monarchie, die er der Volksherrschaft vorzieht, über England hereinbrechen. Seit der Abfassung jenes Essays ist die königliche Macht, abgesehen von der ersten Hälfte der Regierung Georgs III., stets gesunken. Das Verhältnis zwischen Volks- und königlichem Einkommen ist ein ganz andres geworden. Es verhält sich wie 1 : 2500. Und dennoch hat das Königtum jetzt vielleicht festere Wurzeln als vor hundert Jahren. Es ist jedoch trostlos zu prophezeien, denn niemand kann alle Kräfte voraussehen, die die Geschicke der Völker weben, noch ihre Macht richtig abmessen. Wer weiß, ob nicht der Sieg des radikalen Prinzips den englischen arbeitenden Klassen zur materiellen Wohlfahrt verhelfen und dem Lande eine Periode langen Friedens geben wird? Wer weiß, ob nicht der Zusammenbruch des Oberhauses dem Unterhause die Intelligenz und die staatsmännische Bildung des englischen Adels zuführen wird? Wer weiß, ob nicht eine Reduktion der Wahlkosten, die man auf allen Seiten herbeiwünscht, dem Parlamente junge, tüchtige, mit der historischen, staatswissenschaftlichen und philosophischen Bildung ihrer Zeit „bewaffnete“ Talente zuführen wird? Und wer weiß, ob nicht beide Ereignisse das Ansehen des Unterhauses wieder heben werden?

Die Wahlkosten sind noch immer in England ungeheuer. Es werden jetzt nicht mehr so exorbitante Summen wie im vorigen Jahrhunderte bezahlt, wo eine Wahl in der Grafschaft York 150 000 Pfund Sterling, eine andre in Northhampton 70 000 Pfund Sterling kostete und sich einige Gutsbesitzer das Vergnügen, im Parlamente zu sitzen, jährlich auf 15 000 Pfund Sterling berechnen konnten. Aber auch jetzt noch ist die Ausgabe von 5000 Pfund Sterling nichts Außergewöhnliches. Die offiziellen Berichte sind nicht vollständig treu, da sie den zu Bestechungen ausgegebenen Betrag natürlich nicht aufführen können. Hier muß gründlich Wandel geschaffen werden, damit auch unbemittelte tüchtige Männer ins Parlament gelangen können. Man hat sich in einigen Fällen mit Subskriptionen geholfen. Auf diese Weise wurde es John Stuart Mill möglich, einen Sitz zu erlangen. Aber in vielen Fällen angewandt, würde dies Mittel bald versagen. Die jetzige Regierung sieht die Wichtigkeit der Reform ein. Sie ließ sich kürzlich über die Wahlkosten in andern Ländern berichten. Vor allem müssen die Anschauungen des englischen Volkes von Grund aus verändert werden, welches echt kaufmännisch kalkulirt, daß ein Kandidat sich durch einen Sitz im Parlamente einen Vorteil verschaffe, für den er bezahlen müsse. Wenigstens ein Teil der Wahlkosten, schlägt man vor, soll von den Wahlkreisen aufgebracht werden. Auch die Angelegenheit der nicht in der Grafschaft ansässigen Gutsbesitzer ist von einschneidender Bedeutung. Mit einem nicht einmal großen Aufwande von Kapital kann sich jemand fünfzig Stimmen verschaffen, und dieselben

Digitized by Google

mit einiger Energie bei der langen Wahldauer auch zur Geltung bringen. Dieser Umstand aber macht dem Kandidaten große Kosten, da mancher nicht ansässige Wahlmann für seine Reise und seine Mühe bezahlt werden will. Nun hält sich derselbe aber oft im Auslande, z. B. in Madrid, Rom oder Wiesbaden auf, und der Kandidat muß seinem Wähler, wenn er ihn an der Wahlurne sehen will, die Reisekosten vergüten.

Man ist auch zu der Einsicht gekommen, daß Bestechungen und Bestechungsversuche anders bestraft werden müssen. Nach einem Gesetze kann einem Wahlkreise wegen dieses Vergehens das Wahlrecht entzogen werden. Das heißt den Schuldigen mit dem Unschuldigen bestrafen und widerstreitet dem Geiste des konstitutionellen Staates. Gerecht dagegen würde es sein, denjenigen das Wahlrecht zu entziehen, welche es mißbrauchen, und durch Auferlegung harter Strafen dem öffentlichen Bewußtsein die Erkenntniß der Unehrenhaftigkeit eines solchen Verfahrens einzuprägen. So lange aber die Bürgermeister und die Stadträte eines borough sich teilweise mit hohen Summen bestechen lassen, wie es vor zwei Jahren noch geschah, muß die öffentliche Meinung verwirrt werden.

Das Problem, gesunde Beziehungen zwischen dem Wahlkreise und seinem Abgeordneten herzustellen, bietet mannichfache Schwierigkeiten. Es wird einer langen sittlichen Erziehung durch Wort und Schrift, ja sogar durch den Zwang des Gesetzes bedürfen, ehe die große Masse des englischen Volkes für seine Auffassung ein höheres Bild als das der Amme und des Säuglings findet. Der Wahlkreis melkt den Kandidaten, und der Kandidat verpflegt den Wahlkreis (to milk the candidate — to nurse the borough) — das ist die landesübliche Anschauung. Vor kurzer Zeit erging an einen jungen Mann, der sich dadurch in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, aber auch nur dadurch, daß er eine außerordentlich reiche und alte Dame heiratete, die Anfrage, ob er geneigt sei, einen Wahlkreis zu vertreten. Der junge Mann erwiederte, daß ihm bereits — zwölf Mandate angetragen worden seien. Dazu bemerkte das radikale „Echo," der Wahlkreis dächte wahrscheinlich, man könnte diesen Kandidaten — mehr als einmal abmelken. Als vor einigen Monaten mehrere Leute wegen Wahlbestechungen bestraft wurden, ging ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Land. Man habe so lange bestochen, hieß es, daß das öffentliche Rechtsbewußtsein nicht im mindesten dadurch verletzt werde. Es wurden Petitionen um Straferlaß in Umlauf gesetzt, und ein Geschworener war einfältig genug, in einem an eine Zeitung gerichteten Schreiben zu gestehen, daß er sein „Schuldig" nicht ausgesprochen haben würde, wenn er hätte voraussehen können, daß es zu einer Verurteilung käme. Derartige Vorgänge vermutet man gewöhnlich nur in den Ländern der Kelten, Irland oder Frankreich. Sie müssen tief auf eine Verrückung des natürlichen Verhältnisses zwischen Vertreter und Vertretenen einwirken.

Die Anschauung, daß der Wahlkreis Mandant, der Abgeordnete Mandatar ist, hat nur schwache Wurzeln in den mittleren und unteren Schichten der eng-

Digitized by Google

lischen Gesellschaft. Eine Zeitung fragte sich vor einigen Wochen, warum die „ehrenwertesten" Abgeordneten sich nicht scheuten, in Volksversammlungen demagogische Künste der niedersten Art zu gebrauchen, deren sie sich zweifellos im Unterhause schämen würden. Das Blatt gelangte zu folgender Antwort. Es faßte Wahlkreis und Abgeordneten als eine Persönlichkeit auf. Der Abgeordnete stellt den Verstand vor, der Wahlkreis das Gefühlsvermögen und die physische Kraft. Wenn nun die Köpfe im Parlament einander nicht überzeugen können, so reißt der eine oder der andere Kopf in seinen Wahlkreis und regt die Gefühlsseite und das Triebleben an und auf. Gelingt ihm dies in kräftiger Weise, so geraten die andern Köpfe im Parlamente in Furcht und lassen sich nun leicht überzeugen. Ein derartiger Prozeß ist die Bethätigung der Volkssouveränetät. David Syme, der vor kurzer Zeit ein Buch über die Schwächen des Parlamentarismus drucken ließ, verlangt, daß die Abgeordneten aus der usurpirten Stellung unabhängiger Gesetzgeber in diejenige verantwortlicher Vertreter zurücktreten sollen. Die radikale Westminster Review billigt diesen Vorschlag aus dem Grunde nicht, weil das Parlamentsmitglied viel klüger als sein Wahlkreis sei. Sie glaubt folglich an eine Parlamentssouveränetät. In der That ist die Sache so, daß in England eine Parlamentsmajoritätssouveränetät herrscht. Sie ist in der Hand einiger hundert reicher Männer, welche mit Geld und guten Worten am energischsten zur Gefühlsseite der Wahlkreispersönlichkeiten sprechen. Die Millionen Wähler schieben und werden geschoben.

Eine Frage möchten wir zum Schlusse noch erheben. Wie ist es möglich, daß die Zahl der Radikalen so beträchtlich sein kann, wenn man die kostspieligen Wahlen in Betracht zieht? Es ist schade, daß niemals ein Romanschriftsteller oder ein Dramatiker mit einer Beobachtungsgabe wie Balzac sie besaß, die verschiedenen Typen des Radikalismus gezeichnet hat, daß die Aufgabe, welche sich Turgenieff in „Neuland" stellte, nicht in größerem Maßstabe gelöst worden ist. Er würde die furchtbarsten Kontraste, das hellste Licht und den düstersten Schatten in einem Gemälde zu vereinigen haben: den Schwung, das Feuer der Jugend und die Ernüchterung, die Kälte des Alters, ein volles, ideales Gemüt und grimmige Verbissenheit und tiefste Verbitterung, reinste Menschenliebe und giftigen Haß und Neid, höchste Intelligenz und geistige Beschränkung, eine Schwelgerei in abstrakten Prinzipien und genaueste Bekanntschaft mit der wirklichen Welt, feinste, ästhetische Bildung neben einem Gefallen an einer öden Einfachheit und Gleichheit. Eine einzige Gestalt würde nur ausnahmsweise auf seinem Gemälde fehlen dürfen: der reiche, alte Herr. Mit Recht machte Schmoller in seiner Schrift: „Über einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirtschaft" darauf aufmerksam, daß die gewaltigen, reformirenden Geister an den beiden Enden der sozialen Leiter stehen.

Man sollte erwarten, daß in einer Darstellung der Reformprojekte auch der Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen und der Umbildung oder Ab-

Digitized by Google

schaffung des Oberhauses gedacht würde. So sicher aber das englische Wahlgesetz zum weiblichen Stimmrechte führen muß, mag es auch im Anfange beschränkt sein, so sicher wird die Menge wichtigerer Vorlagen einen dahin zielenden Antrag von der Schwelle des Unterhauses fern halten. Die Abschaffung des Oberhauses wird aber nur dann erfolgen, wenn überhaupt der Adel in England abgeschafft wird. Der Engländer ist zu sehr davon überzeugt, daß die Abschaffung des Oberhauses den Lebensnerv des englischen Staatslebens verletzen würde. Der Adel würde zu einer Kaste herabsinken, dessen Ansprüche sich in umgekehrtem Verhältnis zu seiner Bedeutung steigern würden. Das goldene Buch wäre geschlossen und der staatsmännische Eifer vieler Männer erlahmt. Ähnlichen Befürchtungen begegnet selbst eine Umbildung des Oberhauses, wie John Stuart Mill sie vorschlug.

Ob diese Reformen die schwerfällige, rostige und unzeitgemäße Maschine des englischen Parlaments wieder in Stand setzen werden, ist schwer zu sagen. Auf alle Fälle wird ihre Ausführung noch lange Zeit in Anspruch nehmen. 62 Jahre verflossen zwischen der ersten Anregung zur Parlamentsreform durch den Earl of Chatam und dem Erlaß des Reformgesetzes, nachdem die Angelegenheit fast zweidutzendmale das Parlament beschäftigt hatte. Jeder, der der Geschichte der Reform seit 110 Jahren gefolgt ist, wird auch in manchen der jetzt diskutirten Projekte liebe alte Bekannte erkennen, die sich ein neues Mäntelchen umgehängt haben und von neuen Männern vorgeführt werden. Es wäre wirklich an der Zeit, eine Geschichte der Reformprojekte zu schreiben.

Als im Jahre 1790 das Parlament über Floods Reformantrag beriet, sagte sein Gegner Windham: Warum sollen wir reformiren? Das Land ist glücklich. Die Güte eines Puddings erkennt man daran, daß er schmeckt (the proof of the pudding is in the eating.) Sollte es jetzt schwieriger sein zu beweisen, daß der Pudding schmecke, als vor 92 Jahren?

Die Royal Geographical Society in London und die deutschen geographischen Gesellschaften.

(Schluß.)

Nachdem wir von der Festschrift Markhams, der wir die thatsächlichen Angaben in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes hauptsächlich danken, und die zu den eingestreuten Bemerkungen Anlaß gegeben hat, scheiden, werfen wir noch einen kurzen vergleichenden Blick auf die entsprechenden Erscheinungen in Deutschland.

Die deutschen geographischen Gesellschaften, besonders die älteren unter ihnen, fanden bei ihrer Begründung den Boden nicht so wohl vorbereitet wie

Digitized by Google

die englische Gesellschaft. Ihnen wurde es nicht so leicht wie dieser, sich aus den Anfängen emporzuringen, sie mußten nicht nur die Ungunst der Zeiten und der Verhältnisse überwinden, sondern auch die Gleichgiltigkeit gegen die geographische Wissenschaft, ihre Forschungen und ihre Ergebnisse beseitigen, ein Interesse daran in weiteren Kreisen wecken. Damit soll nicht gesagt sein, daß Deutschland bis dahin nichts für die Geographie gewirkt hätte, ohne Anteil an ihren Forschungen geblieben wäre; gerade Deutsche — um allein Alexander von Humboldt und Carl Ritter von vielen aus früherer Zeit zu nennen — hatten wiederholt bahnbrechend gewirkt und das Studium der Geographie, die geographischen Forschungen auf den rechten Weg geleitet und dem wahren Ziele zugeführt. Es lag aber an den politischen, gewerblichen und wirtschaftlichen Verhältnissen, daß nur zu viele lediglich die naheliegenden materiellen Zwecke verfolgten und darüber die höheren geistigen Zwecke, welche ersteren, wenn auch erst weiterhin, dienten, vernachlässigten. Nur zu viele, denen das Studium der Geographie für ihre Interessen hätte vorteilhaft erscheinen sollen, hielten sich in Verkennung dessen fern davon und ließen sich so manchen materiellen und geistigen Gewinn entgehen. Für den größten Theil Deutschlands fiel endlich auch der mächtigste Antrieb zum Studium der Geographie, die Seeschifffahrt, hinweg und damit das allgemeine materielle Interesse, welches das englische Volk so bald der Geographie zuführte. Daß dessenungeachtet geographische Gesellschaften in Deutschland gegründet wurden, ist ein Zeugnis dafür, wie notwendig die geographische Wissenschaft für das Volkswohl erschien, ein Zeugnis der erwachenden Erkenntnis dieser Notwendigkeit, sei es auch zunächst nur für das materielle Wohl.

Da es aber damals ebenso wie auch jetzt noch, an einem Mittelpunkte des gesammten deutschen Lebens fehlte, die Seehandelsstädte andre Ziele und Zwecke verfolgten als das Binnenland, endlich bei Begründung der ersten Gesellschaften die politische Zerklüftung Deutschlands überaus groß war, so konnte der Gedanke an eine allgemeine deutsche geographische Gesellschaft nicht wohl aufkommen; das Vorhandensein der zahlreichen Staaten Deutschlands ohne ein festes einigendes Band ließ es nur zur Begründung kleinerer Vereine kommen, welche, meist ohne engeren Zusammenhang, doppelt zu ringen und zu kämpfen hatten, um das Interesse an der Geographie wachzurufen. So entstanden, wenn wir nur die älteren und größeren Vereine nennen wollen, die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin — welche ebenfalls bereits das fünfzigjährige Jubiläum gefeiert hat —, die Vereine für Erdkunde in Leipzig, Dresden, Halle, Darmstadt, die geographischen Gesellschaften in Wien, Hamburg, Bremen, und der Verein für Geographie und Statistik in Frankfurt.

Es soll nicht verkannt werden, daß die über Deutschland verbreiteten Vereine gewisse Vorteile vor einem großen Vereine hatten und noch haben, schon deshalb, weil sie durch das Wort dem einzelnen näher treten, eher seine Teilnahme

Digitized by Google

für die Ziele der Geographie wecken und ihn zum gemeinsamen Werke heranziehen können; einem großen, an einen Ort gebundenen Vereine ist dies höchstens in Wanderversammlungen möglich. Auch durch Bibliotheken können kleinere Vereine nicht minder, wenn auch in andrer Art als ein großer Verein, wirken. Die Begründung einer die ganze Wissenschaft umfassenden, der Wissenschaft ausgiebig dienenden Bibliothek setzt freilich Mittel und Beziehungen voraus, welche nur großen Vereinen zu Gebote stehen; kleinere müssen sich meist auf die Bedürfnisse ihrer Mitglieder beschränken. Indes ist für Deutschland ein derartiger Mangel bisher weniger hervorgetreten, weil er durch die großen öffentlichen Bibliotheken ausgeglichen ward, welche mit anzuerkennender Bereitwilligkeit einen Teil der Mittel auf die Erwerbung geographischer Literatur verwendet haben. Für die Verbreitung der geographischen Kenntnisse und Forschungen durch das gedruckte Wort ist in Deutschland auch außerhalb der Vereine und ihrer zum Teil sehr bedeutenden Publikationen durch Zeitschriften in einer Weise gesorgt, daß Deutschland in diesem Punkte wohl am besten versorgt ist und den Vergleich mit England und andern Ländern nicht zu scheuen braucht. Der hohe Rang der Petermannschen Mitteilungen aus Justus Perthes' Geographischer Anstalt ist allseitig anerkannt. Die Verbreitung geographischer Kenntnisse in populärer und doch streng wissenschaftlicher Weise haben sich ferner das „Ausland," der „Globus," „Aus allen Weltteilen," „Behms geographisches Jahrbuch" und eine große Zahl neuerer Unternehmungen zur Aufgabe gemacht. Das Fehlen einer allgemeinen deutschen geographischen Gesellschaft mit Publikationen ist deshalb noch nicht so fühlbar geworden, und so erklärt sichs auch, daß die Bildung einer solchen aus den einzelnen Gesellschaften und Vereinen nicht schon seit langer Zeit auf die Mahnungen Dr. Petermanns und anderer hin mehr in Anregung gekommen ist.

Alle die erwähnten Umstände können aber die erheblichen Nachteile, welche eine Spaltung in kleinere Vereine mit sich führt, nicht aufwiegen. Ein solcher Nachteil entspringt schon aus dem geselligen Triebe im Deutschen, der nur zu oft in einen Absonderungstrieb ausartet. Er zweigt gern, um besondere Teile der Wissenschaft eingehender zu pflegen, Vereine von dem Hauptverein ab, schwächt damit das Interesse am Ziele des Hauptvereins selbst und führt, wenn die Teilnahme nachläßt, Haupt- und Zweigverein nur zu leicht einem stillen Ende zu. Ein großer Verein erträgt solche Abzweigungen eher als ein kleiner, und nimmt den Zweigverein, wenn das Interesse an dessen Zielen sich mindert, ebenso leicht wieder in sich auf; er bietet sogar den Vorteil, daß er das Gute, was der Zweigverein geschaffen hat, bewahren und zu neuer Anregung bringen kann. Dies gilt entschieden auch von den geographischen Vereinen, besonders, wenn sich, wie wohl zu erwarten steht, einzelne Teile der Geographie zu besonderen Wissenschaften entwickeln werden.

Noch evidenter werden die Nachteile der Zersplitterung, wenn wir auf einen

Digitized by Google

der wichtigsten Teile der Geographie, auf die geographische Forschung sehen. Diese bedarf neben anderem einer kräftigen und nachhaltigen Unterstützung in Geld und kostspieligen Instrumenten und setzt zu ihrem Gedeihen eine gewisse sie stützende politische Macht voraus. Für eine Erhebung der Mitgliederbeiträge in der Höhe, wie sie für England wohl möglich sind (2 Pfund Sterling oder 40 Mark), als ein Mittel hierzu, möchten wir nicht sprechen; sie würde für Deutschland den Beitritt nur sehr bemittelten Personen möglich machen und oft gerade diejenigen vom Beitritt ausschließen, welche das meiste Interesse für das Studium der Geographie beweisen und den thätigsten Teil der Vereine abgeben. Es fehlt vielmehr an einer Konzentration der Mittel, um sie für diesen oder jenen Zweck in erfolgreicher Weise verwenden zu können. Diese Konzentration kann nur in einer großen Gesellschaft erreicht werden.

Den besten Beweis, wie wünschenswert eine Einigung der geographischen Gesellschaften ist, um auf dem Gebiete der Forschung erfolgreich zu wirken, wie nur vereintes Wirken das Erreichen dieses Zieles hoffen läßt, bietet eine Gesellschaft, deren Begründung in die Zeit kurz nach der Einigung des deutschen Reiches fällt, und die den ersten Anfang zu einer Einigung der Vereine gemacht hat. Im Frühjahr 1873 traten auf Veranlassung des Professors Adolf Bastian die Vorstände mehrerer deutschen geographischen Vereine zusammen, um eine „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas“ zu begründen. Dieser Gesellschaft traten bald alle geographischen Vereine, sowie eine große Anzahl von Privatpersonen zum Teil mit sehr erheblichen Beiträgen bei. Durch die Beiträge der Vereine und der Privatpersonen, sowie durch die großen Zuschüsse des Kaisers (zweimal 25 000 M. und einmal 75 000 M.), und durch die Bewilligungen des deutschen Reiches, welche ihrem Betrage nach denen der englischen Regierung nicht nachstanden, wurde die Gesellschaft in den Stand gesetzt, die Expeditionen an der Loango-Küste, die des Dr. Lenz am Ogowe u. a. auszurüsten und zu unternehmen. Im Jahre 1877 wurde eine Vereinigung dieser Gesellschaft und der inzwischen ebenfalls entstandenen „Deutschen Afrikanischen Gesellschaft“ im Anschluß an die auf Anregung König Leopolds II. von Belgien in Brüssel gegründete Internationale afrikanische Assoziation zu einer „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ in Aussicht genommen, letztere auch am 29. April 1878 zu Berlin konstituirt, mit dem Zwecke, die unbekannten Gebiete Afrikas zu erforschen und für Kultur, Handel und Verkehr zu erschließen, sowie den Sklavenhandel auf friedlichem Wege zu beseitigen. Diese Gesellschaft wirkt jetzt erfolgreich von verschiedenen Stellen aus nach Innerafrika für ihre Ziele. Die zur Erreichung derselben erforderlichen bedeutenden Geldmittel sind teils durch Beiträge der Vereine und Mitglieder beschafft, teils und vornehmlich von seiten der Reichsregierung bewilligt worden; die letztere hat z. B. 1878 60 000 M., 1879 50 000 M., 1880 38 000 M. in sehr entgegenkommender Weise gewährt. Einem einzelnen kleineren Vereine würde schon mit Rücksicht

Digitized by Google

auf die Geldmittel ein solches Vorgehen ganz unmöglich gewesen sein. Die beendigten Expeditionen der vorgenannten Gesellschaften erforderten (in abgerundeten Zahlen) 190 000 M. (Loango-Küste und Chinchoxo), 31 000 M. (Ogowe-Expedition des Dr. Leuz), 89 000 M. (Cassange-Expedition des Hauptmann von Homeyer, Dr. Pogge u. s. w.), 14 000 M. (Expedition Ed. Mohrs 1876), 52 000 M. (Schüttsche Expedition 1878, 1879), 45 000 M. (Rohlfssche Expedition nach Abessynien 1878).

Daß die Begründung der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft zu einer Vereinigung aller deutschen geographischen Vereine, zu einer „Deutschen geographischen Gesellschaft" den Anstoß geben würde, war eine beinahe notwendige Folge. Bereits in der Ausschußsitzung der Gesellschaft zur Erforschung Äquatorial-Afrikas vom 29. Dezember 1877, bei der Feststellung des Statutenentwurfs für die Afrikanische Gesellschaft, regte der damalige Vertreter des Vereins für Erdkunde in Leipzig, Professor Bruhns, die Gründung einer Deutschen Gesellschaft für Erdkunde an, welche sämmtliche deutsche Vereine umfassen sollte. Der Gedanke fand allgemeine Zustimmung; ein näheres Eingehen darauf wurde lediglich aus praktischen Gründen vertagt. Bei der Jubiläumsfeier der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin am 30. April 1878 wurde die Angelegenheit von neuem aufgenommen. Aber erst bei der Karl-Ritter-Feier am 12. Oktober 1879 kam es zu einem greifbaren Resultat; es wurde eine Redaktionskommission gewählt, bestehend aus Professor Bruhns, Dr. Nachtigal, Dr. Neumayer, Professor Rein, Generalarzt Dr. Roth, um einen Statutenentwurf zu verfassen und zu beraten. In dieser Kommission traten jedoch zwei Richtungen einander gegenüber, eine stark zentralisirende (Dr. Nachtigal, Rein), welche nach einem von Dr. Nachtigal verfaßten Statutenentwurfe das Vereinsleben in der Hauptsache an Berlin binden und nur den Ort der allgemeinen jährlichen Versammlungen wechseln lassen wollte, und eine andre, welche die Selbständigkeit der einzelnen Vereine, soweit ein Aufgeben derselben für die Zwecke der allgemeinen Gesellschaft nicht erforderlich sei, gewahrt wissen wollte (Dr. Neumayer, Bruhns, Dr. Roth.) Dr. Neumayer bemerkte dabei: „Die geographische Arbeit ist in Deutschland in erfreulicher Weise in vollem Zuge, sodaß ich mich nicht von der Notwendigkeit oder selbst von der Räthlichkeit einer so straffen Organisation, wie sie der Entwurf in sich schließt, überzeugen kann. Vielmehr bin ich der Meinung, daß das gedeihliche Wirken der einzelnen geographischen Gesellschaften in empfindlichster Weise geschädigt werden müßte, wenn die beantragte Zentralisation auf diesem Gebiete durchgeführt werden könnte." Dieser Ansicht pflichten wir vollständig bei. Für die Begründung einer deutschen geographischen Gesellschaft sind andre Verhältnisse maßgebend als seiner Zeit für die Begründung der Royal geographical Society. Letztere fand eine leere Stelle vor, deren Ausfüllung allgemein erwünscht war, fand ihren Sitz an einem Orte, welcher nicht nur Hauptstadt und Mittelpunkt eines Weltreiches, sondern auch Seehandelsstadt, sowie Mittelpunkt

Digitized by Google

des geistigen und materiellen Lebens einer Nation ist. Anders in Deutschland; hier sind eine Anzahl zum Teil bedeutender Gesellschaften dem Bedürfnisse entgegengekommen; hier haben eine große Anzahl von Universitäten und höheren Bildungsanstalten, über ganz Deutschland verbreitet, verschiedene Konzentrationspunkte des geistigen Lebens geschaffen, welche ohne Schädigung der Wissenschaft und des allgemeinen Wohles nicht unberücksichtigt bleiben können. Ferner ist Berlin zwar Reichshauptstadt, auch Mittelpunkt für manche Zweige des geistigen und materiellen Lebens und bietet den Vorzug einer Verbindung mit den leitenden Kräften der Reichsregierung; es liegt aber nicht in der Mitte Deutschlands und ist nicht als ein Mittelpunkt des gesammten geographischen Lebens anzusehen. Am entscheidensten aber ist, daß Berlin weit von der See liegt, dem Seeverkehr fern steht und so die geographische Gesellschaft die direkte Berührung mit denjenigen Leuten und Ämtern entbehren müßte, welche die geographische Wissenschaft vorzugsweise praktisch zu verwerten und wiederum mit ihren praktischen Erfahrungen zu beleben haben. Diese Umstände sind umsomehr zu beklagen, als gerade die deutsche Reichsregierung bisher der Geographie die wünschenswerteste Unterstützung hat zu teil werden lassen und eine Fortdauer der letzteren bei einem Verkehr der Gesellschaftsorgane mit der Regierung wohl zu hoffen wäre.

Den erwähnten Meinungsverschiedenheiten der Kommission wollte nun ein von Dr. Marthe verfaßter Statutenentwurf allseitig Rechnung tragen, welcher lediglich eine äußere Verbindung der einzelnen Vereine, gegenseitigen Austausch der wissenschaftlichen Publikationen und Wanderversammlungen feststellte, ohne Geldbeiträge zu fordern oder Reiseunterstützung in Aussicht zu nehmen. Hiermit würde aber gerade eines der wesentlichsten Ziele, welches zu erreichen die deutsche Gesellschaft bestimmt sein müßte, außer Betracht geblieben sein.

Hervorzuheben sind von den Verhandlungen jener Kommission noch die in einer längern Denkschrift enthaltenen Ausführungen des Professors Zöppritz über die Ziele, denen man bei der Gründung der deutschen Gesellschaft zustrebe: das praktische Ziel, bestehend in Beschaffung von Geld zur Unterstützung geographischer Unternehmungen, und das akademische Ziel, bestehend in gegenseitiger wissenschaftlicher Belehrung und Förderung. Das praktische Ziel sei mancher Umstände wegen, insbesondre mit Rücksicht auf das zur Zeit unthunliche Aufgehen der eben erst begründeten Afrikanischen Gesellschaft in die Deutsche geographische Gesellschaft gegenwärtig nicht wohl erreichbar, und es empfehle sich daher für jetzt bei den Vereinigungsbestrebungen das akademische Ziel allein zu verfolgen und zunächst Jahresversammlungen anzustreben; sei erst eine Einigung, wenn auch in lockerem Bande, hergestellt, so würden fernere Schritte zur Ausdehnung der Gesellschaftsthätigkeit auf praktische Ziele wahrscheinlich aus ihrem Schooße heraus mit mehr Aussicht auf Verwirklichung geschehen können.*)

*) Vgl. Petermanns Mitteilungen, 1880, S. 253, wo sich ein ausführliches Referat über die Verhandlungen befindet.

Digitized by Google

Diesen Ausführungen trat die Redaktionskommission bei und beschloß zunächst nur jährliche Zusammenkünfte zu organisiren. Von diesen hat die erste bereits im Frühjahr 1881 in Berlin stattgefunden; die nächste soll in der Osterwoche 1882 in Halle abgehalten werden. Und sonach ist die Begründung der Deutschen geographischen Gesellschaft, wenn auch noch nicht festgestellt, doch sicher bevorstehend. Da die Gründung der neuen Gesellschaft manche Interessen verletzen wird und muß, so wird nach den Erfahrungen der nächsten Jahre wohl zu erwägen sein, wie weit eine Konzentration erforderlich ist, beziehentlich was ohne Schädigung der Wissenschaft den einzelnen Vereinen belassen werden kann. Die Ausschließlichkeit der englischen Institution wird von der deutschen Gesellschaft schwerlich jemals erreicht werden; letztere wird aber einen Vorzug dadurch bieten, daß sie durch die in ihr verbundenen Vereine auch in entlegeneren Gegenden des Reiches erfolgreich wirkt und weitere Kreise zur gemeinsamen Arbeit heranzieht. Gegenwärtig wird man sich mit dem obigen Ergebnisse begnügen müssen, besonders da es dem Bedürfnisse der Geographen nach persönlicher Annäherung und nach mündlichem Meinungsaustausch einigermaßen abhilft und Anregung und Förderung im Studium bietet.

Leopold von Rankes Römische Geschichte.

Als vor Jahresfrist der erste Band von Rankes Weltgeschichte erschien, konnten wir dem greisen Geschichtschreiber unsere Bewunderung nicht versagen, der in einem Alter, in welchem andre ihre literarische Thätigkeit aufzugeben pflegen, noch Hand an ein Werk legt, das auf Jahre hinaus seine volle Kraft in Anspruch nehmen muß. Dennoch nahmen wir, wie hohe Anerkennung wir auch der neuesten Schöpfung unsres großen Historikers zollen mußten, an mancherlei Anstoß, was, wie wir glaubten, dem Werte des Buches Eintrag thut. Da war zunächst der Ton der ganzen Darstellung, welche Ereignisse, die bisher noch jeden Geschichtschreiber gezwungen hatten, wärmere Saiten anzuschlagen, mit einer gewissen vornehmen Kühle behandelte. Dann wollte uns der akademische Vortrag wenig gefallen, der, Bekanntes voraussetzend, an andre Dinge mit wenigen Worten erinnernd, weniger Freude am Erzählen hat, als vielmehr die Prüfung der Thatsachen nach ihrer Glaubwürdigkeit und die Beurteilung derselben nach ihrem Zusammenhange, nach Ursache und Wirkung für seine vornehmste Aufgabe hält. Endlich bedauerten wir auch, daß in der Darstellung Rankes nur eine Seite des Völkerlebens, nämlich die politische, zur Geltung

Digitized by Google

kommt, und daß der geistigen Strömungen, wie sie die Literatur erkennen läßt, gleichsam nur beiläufig und unter einem beschränkten Gesichtspunkte Erwähnung gethan wird.

Was wir an jenem ersten Bande vermißten, suchen wir auch in der soeben erschienenen zweiten Abteilung der Weltgeschichte, welche die Geschichte der römischen Republik und ihrer Weltherrschaft enthält, vergeblich.*) Auch hier tritt uns vor allem wieder dieselbe Kürze in der Erzählung entgegen. Nur in großen Zügen zeichnet der Geschichtschreiber sein Bild. Er unterläßt jeden Versuch, durch Spekulation Unklares klar, Zweifelhaftes sicher zu machen. Da wo uns die alten Geschichtschreiber im Stich gelassen, wie bei der Darlegung der Stellung, die Marius zu Saturninus einnahm, verzichtet Ranke auf jedes nähere Eingehen. „Von einer psychologischen Erörterung muß man, sagt er, absehen. Es ist schon genug, wenn wir die Hauptmomente der Begebenheit mit Sicherheit ergreifen." Ein andresmal weist er die Aufgabe, irgend eine streitige Frage zu untersuchen, ab. Dies komme ihm nicht zu. Er begnüge sich, die Begebenheiten, die ohnehin von universalhistorischer Wichtigkeit seien, einfach an unserm Auge vorübergehen zu lassen. Wiederholt versagt er sichs auch, da, wo die Geschichtschreiber Roms ausführlich von Verhandlungen über Krieg und Frieden berichten, näher auf die Tradition einzugehen. „Es wäre unnütz, meint er, zu wiederholen, was sie gesagt, welche Antwort sie empfangen haben." Nur darauf allein kommt es ihm an, die bewegenden Gegensätze deutlich erkennbar zu machen.

In gleicher Weise behandelt Ranke auch das geistige Leben des römischen Volkes. Vergil, Livius, Horaz, Ovid, Properz werden nur kurz besprochen. Ausführlicher ist allein des Polybius gedacht. Und was wir bei der Besprechung des ersten Bandes schon hervorhoben, daß Ranke bereits eine tiefere Kenntnis der von ihm vorgetragenen Geschichte voraussetzt, gilt auch von der vorliegenden Fortsetzung des Werkes.

Freilich dürfen wir nicht übersehen, daß die römische Geschichte bis zum Beginn der Kaiserzeit lediglich politische Geschichte ist, und daß, während die Haupttätigkeit des griechischen Volkes nicht auf dem Gebiete des Staates, sondern in der Welt des Gedankens und der Phantasie sich entfaltete, bei den Römern in jener Epoche der Staat alles war. Schildert also Ranke in der Hauptsache die Schicksale des römischen Staates und wirft er nur gelegentlich einen Blick auf die Kulturgeschichte, so vermissen wir hier nicht allzuviel.

Aber auch in andrer Hinsicht wäre es unbillig, wollten wir nur aussprechen, mit was für Erwartungen wir an eine neue Weltgeschichte herantreten, und beklagen, daß das neue Werk unsern Wünschen nicht in jeder Beziehung entspricht.

---

*) Weltgeschichte von Leopold von Ranke. Zweite Abteilung. Geschichte der römischen Republik und ihrer Weltherrschaft. Leipzig, Duncker und Humblot, 1882. 2 Bände.

Digitized by Google

Es ist so viel Schönes und Großes in Rankes Buch, daß jeder Leser, der mit dem behandelten Stoffe bereits vertraut ist, hohe Freude an der Lektüre haben wird. Vor allem bewundern wir den gedrungenen Stil, die knappe Ausdrucksweise, die nie in Breite sich verliert, sondern immer zum Aufmerken und Denken zwingt. Sodann verschmäht es Ranke, die moderne Brille beim Anschauen antiker Verhältnisse aufzusetzen und sich z. B. der modernen Phraseologie bei der Beurteilung römischer Parteien zu bedienen. Er weiß, daß nichts damit gewonnen ist, von Pfaffen und Junkern in Rom zu sprechen, daß das Hineintragen moderner Ideen in die Welt des Altertums nur bewirkt, daß man sich falsche Vorstellungen davon bildet. Wie wunderbar fein sind ferner die Charakterschilderungen, die uns Ranke giebt! Man vergleiche das Bild, das er von dem älteren Scipio, dem Sieger von Zama, und von Flamininus, dem Befreier der Griechen, zeichnet. Wir wüßten nichts ähnliches dem an die Seite zu stellen. Wer entsinnt sich nicht der Schilderungen, die Mommsen von Cicero, Cato, Pompejus und Cäsar entwirft? Sie gelten als Glanzleistungen des bekannten Historikers, und sie sind es auch. Geistreicheres ist in so schöner Form über jene Größen der römischen Revolutionszeit gewiß nie gesagt worden. Und doch wird man jene Charakteristiken nicht als Meisterstücke der historischen Kunst bewundern dürfen. Der jammervolle, hohle, eitle Cicero, der bornirte Cato, der nicht einsehen will, daß es mit der Republik vorüber ist, und daß der einsichtige Mensch sich daher dem großen Imperator zu unterwerfen habe, der schlechte Politiker und unfähige Feldherr Pompejus: mit bewundernswerter Kunst sind sie von Mommsen konstruirt und gezeichnet. Ob sie aber in Wirklichkeit so aussahen, ist eine andre Frage. Wichtige Thatsachen sprechen dagegen. Lesen wir Rankes Bericht, so erhalten wir ein andres Bild, ohne Spekulation, kein Phantasiegemälde, und beruhigt empfangen wir den Eindruck, daß Cicero ebensowenig ein Mensch ohne Einsicht, Ansicht und Übersicht, als Cato ein römischer Don Quixote war.

Der Tradition der ältern Geschichte begegnet Ranke nicht mit der souveränen Verachtung, die ihr sonst gezollt wird. Auch das rechnen wir ihm zum Lobe an. Er verzichtet auf den vergeblichen Versuch, hier Dichtung von Wahrheit zu trennen. Denn wozu führt ein solcher Versuch als zu endlosen Hypothesen? Er läßt die von den Historikern berichteten Begebenheiten einfach an unserm Geiste vorüberziehen. Nur hie und da unterbricht er sich. Wo etwas Charakteristisches oder Vorbildliches vorkommt, setzt er es, mag es wahr oder sagenhaft sein, in helles Licht. „Auch die Dichtung, sagt er, hat ihre Wahrheit, inwiefern sie eine alte Tradition darstellt. Solche Zeiträume giebt es, in denen Tradition und Geschichte sich untrennbar ineinander verschlingen. Es war wohl der Mühe wert, diese traditionelle Wahrheit zur Anschauung zu bringen. Namentlich lud der Inhalt der großen Epoche von der ersten Sezession, durch welche die Tribunen geschaffen, bis zu der zweiten, durch welche die Dezemvirn gestürzt wurden, hierzu ein; sie hat etwas Vorbildliches für alle Zeiten." So

Digitized by Google

verweilt Ranke einen Augenblick bei den Gestalten des Brutus, Coriolan, Cincinnatus, Manlius. Sie verkörpern uns die erhabenen Tugenden bestimmter Epochen oder bringen durch ihre Schicksale die Gegensätze und Kämpfe eines Jahrhunderts zu lebendiger Anschauung. Insofern dürfen sie, welche sagenhaften Züge ihnen auch anhaften, nicht übergangen werden.

Schließlich bewundern wir noch die treffliche Anordnung des Stoffes, die sich aus dem Plane ergiebt, den Ranke verfolgt. Der Geschichtschreiber bleibt sich jederzeit bewußt, daß er nicht eine römische, sondern eine allgemeine Weltgeschichte schreibt. Die Geschichte Roms ist ihm also nur ein zweiter Akt in der Geschichte der Menschheit, und so hält er es nicht für seine Aufgabe, das römische Geistesleben nach jeder Seite zu durchforschen, sondern beschränkt sich auf jenen Teil römischer Thätigkeit, der einen Fortschritt in der Geschichte der Menschheit einschließt. Aus demselben Grunde verfolgt er nicht alle Wandlungen des römischen Staatswesens. Nur das wahrhaft Bedeutende hat für ihn Wert.

Worin aber lag der Einfluß des römischen Volkes auf den Gang der Universalgeschichte? Im ersten Bande führt uns Ranke in die Geschichte der partikularen Gewalten ein, Ägyptens, der asiatischen Staaten und Griechenlands. Alexander der Große brach durch die Macht seiner Persönlichkeit die Freiheit der einzelnen Staaten und vereinigte diese unter seinem Szepter. So entstand das erste Universalreich. Aber Alexanders Werk war unvollkommen. Es blieb auf das östliche Becken des mittelländischen Meeres beschränkt. Was Alexander, das einzelne Individuum, begann, brachte Rom, ein ganzes Volk, zur Vollendung. Der Kampf mit den stammverwandten Italikern, den fremdartigen Etruskern und den Griechen führt die Römer zur Herrschaft Italiens. Der Sieg über die Karthager läßt die Macht der phönizischen Welt zusammenbrechen: Melkart unterliegt dem Jupiter Gradivus. Der Streit mit Karthago führt zum Erwerb Spaniens und dieser allmählich zur Eroberung Galliens und zur Vernichtung der Kelten. Unterdessen hat auch Rom den Osten bezwungen. Immer der Angegriffene mehr als der Angreifende, dehnt es nach und nach seine Macht über Griechenland und Kleinasien aus.

Neben dieser Aufgabe, die Einzelgewalten zu brechen, hatte aber Rom noch einen andern Beruf. Es sollte, was das griechische Volk auf geistigem Gebiete erarbeitet hatte, in sich aufnehmen und von dem reichen Schatze andern mitteilen. Auch dies bringt Ranke zur Geltung. So wird uns verständlich, wenn er den Römern mit griechischer Bildung, wenn er dann dem Griechen Polybius besondere Beachtung schenkt. Sie waren etwas neues in der Weltgeschichte. Polybius zumal hat die beschränkten Anschauungen der Nationalität abgestreift. In ihm tritt uns das Weltbürgertum zum erstenmale entgegen.

Wir müssen es uns versagen, im einzelnen den feinsinnigen Bemerkungen des Autors und der kunstvollen Verknüpfung, mit der er anscheinend ganz ver-

Digitized by Google

schiedenartige Ereignisse in Berührung bringt, nachzugehen. Doch müssen wir es aussprechen, daß uns hierin Ranke noch immer als der erste unter den lebenden deutschen Geschichtschreibern erscheint.

Um nochmals unser Urteil zusammenzufassen: Rankes Weltgeschichte ist nicht die Weltgeschichte, auf die wir gehofft haben, und die auch jetzt noch ein Bedürfnis bleibt, aber sie ist ein schönes und wertvolles Buch, das der geschichtskundige Leser nicht ohne aufrichtige Freude und reichen Gewinn aus der Hand legen wird.

Zwei Faustkommentare.

Mit besondrer Vorliebe hat sich neuerdings das Studium unsrer germanistischen Philologen der deutschen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts zugewandt. Insbesondre hat jene Periode des Ringens und Gährens, die in eine neue Zeit hinüberleitet, die sogenannte Sturm- und Drangzeit, das Interesse derselben angezogen. Darum ist aber das Ziel, auf das diese Bestrebungen hindeuten, die Spitze, in der sie alle gipfeln: Goethe und eine eindringendere Erkenntnis seines geistigen Werdens und poetischen Schaffens, niemals außer Augen gelassen worden. Die Goetheliteratur wächst von Jahr zu Jahr in erstaunlicher Weise an, und den Mittelpunkt derselben bildet, wie natürlich, der „Faust," jenes in allen Literaturen einzig dastehende Werk des höchsten sich selbst offenbarenden Dichtergenius. Gerade in den letzten Jahren ist eine große Reihe neuer Faustpublikationen zu verzeichnen gewesen, durch welche die Kenntnis der Dichtung nach den verschiedensten Richtungen hin gefördert worden ist.

Gegenüber dieser von den zünftigen Gelehrten ausgehenden Geschäftigkeit wird wohl der kürzlich mehrfach erhobene Schmerzensschrei, daß auf den Universitäten zu wenig für unsre neuere Literaturgeschichte geschähe, verhallen, und die Forderung, daß besondre Professuren für letztere einzurichten, aber ja nicht mit Fachgelehrten zu besetzen seien, dieses öte-toi que je m'y mette, in seiner Nichtigkeit erkannt werden. Der Himmel bewahre uns vor den Literaten auch in den akademischen Lehrstühlen! Bricht sich doch die Erkenntnis immer mehr Bahn, daß, soweit überhaupt ein Bedürfnis vorhanden ist, die einer jüngst vergangenen Zeit angehörenden Dichterwerke der jetzigen Generation näher zu bringen und in eine richtige Beleuchtung zu rücken, dies auch nur mit der auf andern Gebieten des gelehrten Studiums erprobten und bewährten kritischen Methode geschehen könne, daß das naive, voraussetzungslose Genießen ebensowenig wie das mit vorgefaßter Meinung herantretende rein ästhetische Beurteilen zu einer

Digitized by Google

rechten Würdigung des dichterischen Objekts führe, daß nur das historische Begreifen eine solche vermitteln könne. Weit entfernt den Genuß abzuschwächen, vermag eine derartige Betrachtungsweise denselben nur zu steigern, wie ja auch bei Betrachtung eines Werkes der bildenden Kunst der Genuß desjenigen höher ist, der zur warmen Empfindung auch die Einsicht in die Entwicklung der Kunst und ihrer Gesetze mitbringt.

Zu einer solchen methodischen Behandlungsweise fordert der Goethische „Faust" vor allem auf. Er ist so enge mit des Dichters ganzem Entwicklungsgange verknüpft, er hat ihn so lange auf seiner Lebensbahn begleitet und steckt von daher so voller Schwierigkeiten im einzelnen, daß hier eine vom Detail ausgehende kritische Erläuterung so wenig entbehrt werden kann wie bei Dantes oft damit in Parallele gestellter „Göttlicher Komödie."

Von den beiden im vorigen Jahre neu aufgetretenen Faustkommentatoren Marbach*) und Schröer**) stellt sich letzterer mit Bewußtsein auf diesen streng philologisch-historischen Standpunkt und strebt vor allem nach möglichster Vollständigkeit der sachlichen und sprachlichen Erläuterungen. Er begleitet die Dichtung durch fortlaufende erklärende Noten unter dem Texte, nicht anders als irgend ein lateinischer oder griechischer Autor in einer Weidmannschen oder Teubnerschen Ausgabe sich uns darstellt. Ebenso mit Bewußtsein tritt Marbach dem gegenüber. Er verwirft von vornherein ausdrücklich jene Intrepationsmanier, die, wie er sich ausdrückt, „zur Erklärung der Aussprüche und Schilderungen des Dichters Klatschgeschichten aus seinem Privatleben auftischt." Ähnlich sagt er an einer andern Stelle: nachforschen, wer von dem Dichter hin und wieder als Modell benutzt worden, heiße nichtsnutziger Klatschsucht sich hingeben. So stehen sich zwei Pole der Faust-Erklärung in diesen beiden Kommentaren gegenüber. Marbach vertritt entschieden ein bereits überwundenes Stadium derselben, wenn er, alles „Störende" fernhaltend, bloß den Inhalt der Dichtung aufsuchen will, um sich der Geistesfreude an dem Schönen und Herrlichen hinzugeben. Wie will er diesen Inhalt finden ohne den leitenden Faden, den ihm die Lebensgeschichte des Dichters und die Entstehungsgeschichte des Gedichts an die Hand giebt? Ist er so sicher, daß ihn seine Philosophie nie irre leiten werde? Geht diese doch von der nicht zutreffenden Voraussetzung aus, daß Goethes „Faust," ein im Verlaufe von ungefähr 60 Jahren bruchstückweise erwachsenes Gedicht als ein in sich geschlossenes organisches Kunstwerk zu erfassen und ihm eine überall ersichtliche einheitliche Idee unterzulegen sei.

Einiges Mißtrauen erregt es schon, wenn Marbach in den Goethes Manen

*) Goethes Faust. Erster und zweiter Teil. Erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1881. XIII u. 481 S.

**) Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Erster und zweiter Teil. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1881. LXXXVI u. 303, XXXIV u. 441 S.

Digitized by Google

geweihten Dedikationssonnetten diesen mit geheimnisvoller Hindeutung als „Bruder“ feiert. In der Erklärung der Schlußverse des Vorspiels wird nochmals in ebenso mysteriöser Weise auf Goethes Freimaurertum hingewiesen. Weder dies Freimaurertum noch jene Philosophie haben den Verfasser zu einer besondern Tiefe der Auffassung geführt, wenn er im „Faust“ weiter nichts sieht als die Wiederaufnahme des im Buche Hiob angeregten Problems: die versuchte Lösung der Frage, wie die von dem irdischen Leben des Menschen unzertrennlichen Übel vereinbar seien mit der Vorstellung eines weisen und gütigen, allmächtigen und allwissenden Schöpfers. Zur Aufstellung dieser Grundidee hat ihn wohl hauptsächlich der in seiner Einkleidung dem Hiob nachgebildete „Prolog im Himmel“ veranlaßt; aber auch nur die Einkleidung ist daher entlehnt; und das hat natürlich seinem Grundsatze gemäß der Verfasser nicht weiter in Betracht gezogen, daß der Prolog erst 1797 hinzugedichtet und es mehr als fraglich ist, ob er zu dem ursprünglichen Plane der Dichtung gehöre. Marbach entwickelt obige Grundidee in einer kurzen „Der Böse und das Böse“ überschriebenen Einleitung; Mephistopheles gilt ihm dabei als der Satan schlechthin, die Personifikation aller Bosheit, als der Teufel in der ganzen Massivität dogmatischer Rechtgläubigkeit. Daß er dies bei Goethe nicht ist, auch im Prolog nicht, bedarf keines Beweises.

Auch in dem auf die Einleitung folgenden Kommentar ist Marbach, bei sonst sehr humaner Gesinnung, auf Mephistopheles, gegen den er von einer fast persönlichen Animosität beseelt ist, sehr schlecht zu sprechen. Daß er der Vater der Lüge sei und in dem ganzen Stücke beständig lüge — nur im Selbstgespräche und außerdem öfter unbewußt wider seinen Willen soll er die Wahrheit sprechen — wird als sein Grundcharakter aufs einseitigste durchgeführt. Von der schillernden Lebensfülle gerade dieser so wunderbar gezeichneten Figur, die Goethe aus der alten mit Ironie behandelten Sagengestalt gänzlich ins Moderne umwandelte, erfahren wir nichts.

Marbach giebt den Text nicht selber, sondern, etwa in der Weise von Düntzer, eine Szene für Szene fortschreitende kommentirende Paraphrase der Dichtung, in die er wörtliche Allegate aus derselben einflicht. Er zeigt sich dabei als ein recht gemütlicher, wohlwollender, etwas redseliger alter Herr, der hin und wieder eine kleine Geschichte auftischt, auch dem Humor stellenweise nicht abhold ist. Nur gegen andersdenkende Interpreten ist er etwas intolerant, wenn er ausnahmsweise einmal sich auf das „Geschwätz und Gezänk“ derselben einläßt, um nachzuweisen, auf welche „Holz- und Irrwege“ sie geraten sind. Für die Dichtung selber profitiren wir weniger dabei, da er vielfach an diese nur anknüpft, um uns seine eigenen Gedanken über das Gute und Böse, über Diesseits und Jenseits, Schuld und Strafe und vielerlei andre nicht unwichtige Dinge zu entwickeln. Auf eine Erklärung einzelner Schwierigkeiten kommt es ihm nicht an, sondern mehr auf ein verständiges, allgemein faßliches Zurechtlegen

Digitized by Google

der ganzen Szenen. Charakteristisch für das Buch und in der Faustliteratur wohl ziemlich einzig dastehend ist die dabei geflissentlich zur Schau getragene Verachtung aller Gelehrsamkeit. „Man kann bei dieser Szene noch viele gelehrte Bemerkungen machen, die mehr oder weniger überflüssig sind" sagt er ablehnend. Ganz absichtlich verschmäht er es, auf die Erläuterung von Realien einzugehen, indem er beispielsweise erklärt: „Wir wissen genug von Salomonis Schlüssel, wenn wir ihn in der Beschwörungsformel betrachten, die Faust hersagt." Und wo er doch einmal von dieser Regel abweicht, entschuldigt er sich gewissermaßen mit den Worten: „Da muß ich auch einmal eine gelehrte Anmerkung machen."

Da wir im Gegensatz zu Marbach meinen, daß von der streng sachlichen Erklärung zunächst ausgegangen werden müsse, um zu der konkreten Anschauung des Dichters zu gelangen, daß letzterem aber nichts ferner gelegen habe, als im „Faust" ein in sich übereinstimmendes, in allen Stücken konsequent durchgeführtes philosophisches System niederzulegen, so vermögen wir dem Kommentator, wo er nun in den Gedankengehalt tiefer eingeht, meistens nicht zu folgen. Seine Philosophie legt er in die Worte des Dichters hinein und sucht letztere ins Allgemeine zu erheben. So sieht er gleich in der Zueignung, um ein Beispiel anzuführen, eine „prototype (urbildliche) Schilderung der Genesis jedes wahren Dichtwerkes," die darin bestehe, „daß der Wahn des jugendlichen Menschen, nachdem er alle Phasen der Entwicklung von der Subjektivität des Dichters bis zur Objektivität des vor der Menschheit hingestellten Kunstwerkes durchgemacht, schließlich als Wirklichkeit offenbar wird." Damit verflüchtigt der Kommentator die rührenden Empfindungen des alternden Dichters, der bei Vornahme seiner ihm fremd gewordenen jugendlichen Dichtung mit Wehmut erster Liebe und dahingeschwundener Freunde gedenkt, ins Wesenlose und sieht nicht, wie er durch diese kahlen Abstraktionen zugleich den Zauber zerstört, mit dem der ergreifende poetische Ausdruck dieser allgemein menschlichen Gefühle gleiche Gefühle in uns anklingen läßt.

Die Beschwörung des Erdgeistes legt Marbach sich folgendermaßen zurecht. Das geheimnisvolle Zeichen und der Name des Erdgeistes ist — Faust! Das Gespräch, das Faust mit demselben führt, ist — ein Selbstgespräch! Um dies zu erweisen, erzählt uns der Verfasser einen abergläubischen Spuk, „wenn auch nicht um zu zeigen, was Goethe bei der Erscheinung des Geistes sich gedacht habe, sondern was ich dabei mir denke, wenn ich sage: Der Name des Geistes sei Faust." Weil nun Mephistopheles später verrät, in jener Szene, wo der Erdgeist erschien, zugegen gewesen zu sein (d. h. er zeigt nur Kenntnis von Fausts Selbstmordversuch), so ist der Erdgeist zugleich — der Teufel, der auch sonst der Fürst dieser Welt heißt. Fausts Furcht vor dem Erdgeiste, d. h. vor dem eignen Geist, erklärt sich so ganz natürlich daraus, daß der Mensch in seinem eignen Geiste einen bösen Geist, den Teufel, erblickt. Bei diesem Rattenkönig

Digitized by Google

von Qui pro quo greift man sich unwillkürlich an den Kopf und fragt sich, ob man nicht am Ende auch vielleicht der Erdgeist sei.

Auch ein so unbedeutender Zug wie der, daß Mephistopheles es für ein Gesetz der Teufel erklärt, daß sie dort, wo sie hereingeschlüpft, auch wieder hinaus müßten, wird als symbolisch wichtig für das Ganze ausgedeutet. Der Teufel kam zum Vorschein, als Faust in seiner Bibelübersetzung bei dem Ausspruche anlangte: Im Anfang war die That; und als am Schlusse des zweiten Teils sich als das Endergebnis der durch Faust gewonnenen Weisheit ergiebt, daß der Anfang des Lebens und der Freiheit die rastlose That sei, wird dem Mephistopheles damit der Weg gewiesen, auf dem er wieder hinaus muß.

Sogar der klare Wortlaut des Dichters muß sich der vorgefaßten Meinung des Interpreten beugen. Fausts großer Fluch wird von Marbach hypothetisch gefaßt, weil sonst Faust schon unrettbar dem Teufel verfallen wäre. Da aber, trotz der anscheinend hypothetischen Form, der Wortlaut dem widerspricht, meistert er die Fassung des Dichters mit den Worten: „Logik ist das nicht, wohl aber Poesie, die logisch interpretirt lauten würde: Wenn Glockenklang und Chorgesang, welche mich damals vom Selbstmorde zurückgehalten haben, nichts waren als ein Trugspiel, dann fluch ich u. s. w.“

Doch genug! — In den zweiten Teil der Dichtung, wo es noch viel mehr aus- und unterzulegen giebt, dem Verfasser zu folgen, müssen wir von vornherein ablehnen. Es ist jedoch anzuerkennen, daß er wenigstens von einer bis ins Einzelne durchgeführten rein allegorischen Deutelei der dort entgegentretenden bunten Erscheinungswelt sich fern hält, vielmehr der Dichtung als solcher in diesem Punkte ihre Rechte wahrt. Daß er im Mummenschanz bei der Elephantengruppe an das moderne Gründertum und bei Zoilo-Therfites an die Sozialdemokratie denkt, geht nur so nebenher und soll wohl nicht ernstlich eine Auslegung sein. —

Ein völlig andrer Geist weht uns an, wenn wir Schröers Faustausgabe aufschlagen. Hier fühlen wir festen Boden unter den Füßen und einen Ausgangspunkt, von dem aus sich zu einer Verständigung gelangen läßt. Schröer sieht im „Faust“ kein von philosophischer Spekulation eingegebenes Gedicht. Diese blieb Goethe, wie er sehr gut ausführt, bei seinem poetischen Schaffen überhaupt stets fremd. Er ging von einem Angeschauten aus, und diese Anschauung aufzusuchen, ist die Aufgabe des Kommentators, während eine philosophische Erklärung überall scheitern muß.

In seiner Einleitung geht Schröer hauptsächlich auf die Entstehungsgeschichte des Gedichts ein und kommt da zu vielfach von den verschiedenen bisherigen Annahmen abweichenden Aufstellungen, die eine besondre Prüfung wohl verdienen. Die ursprüngliche Konzeption rückt er weiter hinauf als es gewöhnlich geschieht, schon in das Jahr 1769. Er macht diese Annahme ziemlich wahrscheinlich, und es wird sich umsoweniger etwas dagegen einwenden lassen, als

Digitized by Google

er den Beginn einer Niederschrift auch erst später, seit 1773, ansetzt. Die von Scherer (Goethes Frühzeit) aufgestellte Hypothese eines ersten Faust in Prosa, von dem noch Reste in der einen Prosaszene („Trüber Tag. Feld.") und in einzeln vorkommenden, jetzt im Druck als rhythmische Verse abgesetzten Prosastellen vorhanden seien, verwirft er und ist eher geneigt, diese Prosastellen für spätere Einschiebsel zu halten. Einige derselben kann man ja in der That leicht entbehren. Aber der prosaische Passus in dem berühmten Glaubensbekenntnis des Faust fügt sich doch so genau in das Ganze ein, und die darauf folgenden Reimverse schließen sich so unmittelbar an, daß es schwer hält, sie sich als später eingeschoben zu denken. Es ist natürlich nicht nötig anzunehmen, daß alle die der frühesten Zeit zuzuweisenden Szenen zuerst in Prosa verfaßt gewesen seien, aber von einzelnen ist es doch nicht unglaublich; man wird aber annehmen müssen, daß sie sehr bald in Verse umgewandelt worden seien, die daher, worauf Schröer außerdem noch Gewicht legt, sehr wohl das Gepräge eines ersten Wurfes an sich tragen können.

Im wesentlichen nimmt Schröer in der Entstehung des zuerst 1790 als „Fragment" gedruckten Teiles — abgesehen von den in Italien entstandenen Szenen „Hexenküche" und „Wald und Höhle" — zwei bis drei Schichten an. Die erste geht ganz auf in dem titanischen Ringen des Faust; an sie schließt sich unmittelbar an die Liebestragödie „Faust und Gretchen." Die zweite oder dritte Schicht, die Schröer in der Hauptsache erst der Weimarer Zeit zuweist, führt uns nur die rührende Gretchengestalt in einzelnen unzusammenhängenden Bildern vor. Ein äußerer Umstand, auf den schon Düntzer aufmerksam gemacht hatte, unterstützt diese Absonderung der „Gretchenbilder"; in ihnen allen nämlich kommt nur die Namensform „Gretchen" vor, während in den übrigen ebenso konsequent die szenarische Anführung „Margarete" ist. Hierin ist entschieden ein zwiefaches Ansetzen zu verschiedenen Zeiten nicht zu verkennen. Nur folgt daraus nicht, daß die Gretchenszenen erst in der Weimarer Zeit entstanden sein müssen. Aus dieser Zeit, über die wir ja besonders gut unterrichtet sind, läßt sich von ihnen keine Spur nachweisen. Auch sieht man nicht ein, warum der Dichter nicht, wie Schröer will, das Bild des gefallenen und unglücklichen Gretchens eher könne ausgeführt haben als das des unschuldigen glücklich liebenden, wenn auch die natürliche Ordnung eine umgekehrte ist. Ebenso wie diese Schröersche Aufstellung, ist auch die andere zur Unterstützung seiner oben dargelegten Ansicht mehrfach wiederkehrende Ausführung, daß in der Zeit der eigenen Gährung in Goethes Brust neben der Gestalt des titanischen Faust für Gretchen kein Raum geblieben sei, doch nur eine subjektive Behauptung, die ohne Beweis bleibt. So einseitig ergriffen brauchen wir uns den Dichter nicht vorzustellen.

Auch die Kerkerszene, die in dem „Fragment" noch nicht vorkommt, weist Schröer, da ihr die Namensform Margarete eigen ist, der frühesten an die erste Konzeption sich anschließenden Zeit zu, wie er auch das ganze im Fragment

Digitized by Google

fehlende große Stück vom Abgange Wagners bis zum Schluß der Vertragsszene zu den ältesten Bestandteilen der Dichtung rechnet. Hiermit steht er Löper diametral gegenüber, der annimmt, daß seit 1797 im wesentlichen alles neu hinzukam, was der erste Teil mehr enthält als das Fragment. Das Fehlen im Fragment mag Schröer nicht als beweisend für ein späteres Entstehen ansehen. Aber was kann Goethe, der doch, als es sich um die Drucklegung handelte, um eine Abrundung ernstlich bemüht war, veranlaßt haben, diese große Lücke zu lassen, wenn sie in der That schon, und dem Plane des Ganzen gemäß, ausgefüllt war? Diese Frage wirft Schröer gar nicht auf. Beim zusammenhängenden Lesen sofort auffällig ist der ganz andre Ton, mit dem der zweite Monolog des Faust einsetzt; auch durch die andre Versbehandlung markirt er scharf einen neuen Ansatz. Faust erscheint ferner in ihm bedeutend älter als im ersten Monolog. Ebenso auffällig ist später der plötzliche Umschwung, der am Schluß der ursprünglichen Lücke in Fausts Stimmung ganz unvermittelt eintritt. Zu beachten ist endlich auch, daß Goethe noch 1800 in einem Briefe an Schiller auf die große, noch nicht ganz ausgefüllte Lücke hinweist, womit doch nur das in Rede stehende Stück gemeint sein kann. Daß von demselben in älterer Zeit noch gar nichts vorhanden gewesen sei, soll nicht behauptet werden, nur daß es die Gestalt, wie es seit 1808 uns vorliegt, noch nicht gehabt haben kann. Mit dieser Anschauung sehr wohl vereinigen lassen sich die Parallelen, die Schröer zu einzelnen Stellen dieses Stückes in andern Schriften Goethes aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre nachweist. Von diesen sind einige nicht sehr schlagend. Daß sich zudem leicht dieselbe Gedankenvorstellung in weit auseinander liegenden Zeiträumen einstellen kann, davon bringt Schröer selbst ein Beispiel, wenn er die Vorstellung von einem „Sich zu einer Welt Erweitern" sowohl im „Prometheus" (1773) als auch in einem Briefe an Lavater vom Jahre 1781 nachweist. Trotzdem sollen ähnlich anklingende Stellen aus der Lücke im „Faust" mit Notwendigkeit in jene ältere Zeit zurückreichen. Man wird diese ganze, im Fragment noch fehlende Partie (2. Monolog des Faust, Ostherspaziergang, die beiden Szenen zwischen Faust und Mephistopheles bis zu den Worten, wo das Fragment wieder einsetzt) nicht so in Bausch und Bogen behandeln können, sondern hier sehr im einzelnen unterscheiden müssen, eine Untersuchung, die bisher noch nicht in genügender Weise angestellt worden ist.

Die wichtigste Frage wird immer die bleiben, ob auch die Vertragsszene und der Pakt mit Mephistopheles schon zu der ersten Konzeption gehöre. Schröer muß dies nach dem oben angeführten bejahen. Obwohl er sich von seinem historisch-kritischen Standpunkte aus vorurteilsfrei der Dichtung gegenüberstellt, mit Recht nachdrücklich betont, daß der erste Faust immer Fragment geblieben ist und eine durchgreifende Redaktion desselben niemals stattgefunden hat, und obwohl er vielfach die durch die Art der Entstehung in der Dichtung vorhandenen Widersprüche heraushebt, bekämpft er doch Kuno Fischers Annahme

Digitized by Google

von zwei verschiedenen, von Goethe zu verschiedenen Zeiten verfolgten Faust-plänen. Insbesondere ist Schröer für die Einheitlichkeit des Mephistopheles, der gleich anfangs als, wenn auch nicht ganz konsequent durchgeführter Teufel aufgefaßt sei, schon einfach deshalb, weil er so in der Sage, bei Marlowe und im Puppenspiel erscheine. Einen mit diesen übereinstimmenden Zug in Goethes Faust für nicht zum ursprünglichen Plane gehörig zu halten, sei eine unnatürlich erzwungene Annahme. Das will uns nicht einleuchten. Warum soll der Dichter nicht anfangs von der überlieferten Sage abzuweichen willens gewesen und später doch wieder zu ihr zurückgekehrt sein? Gerade als er fünfzehn Jahre später den „Faden" der ihm fremd gewordenen Dichtung mühsam wieder aufsuchte und, suppliren wir, nicht so recht auffand, war es ganz begreiflich, daß die äußere Macht des traditionellen Sagenstoffes kräftiger auf ihn wirkte als zu der Zeit, wo er innerlich ergriffen sich ihm freier schaltend gegenüberstellte. Der Erdgeist und der Herr im Himmel, Mephistopheles, als koboldartiger Sendling des erstern dem Faust als Geselle beigegeben, und als Teufel mit dem Herrn um Fausts Seele wettend und mit letzterm den Pakt abschließend, das sind einander so entgegengesetzte Figuren, daß es schwer hält, sie mit einem einzigen, im großen festgehaltenen Plane des Dichters zu vereinigen. Über die Spuren, die diese verschiedenartige Auffassung in dem uns jetzt vorliegenden Texte zurückgelassen und die Widersprüche, die dadurch entstanden sind, geht Schröer doch zu leicht hinweg. Auch nimmt es Wunder, daß er die Paralipomena zu „Faust," die doch mit Rücksicht auf ursprüngliche Absichten des Dichters vielfach beachtenswert sind (insbesondre der Disputationsaktus), in seiner historischen Auseinanderlegung in keiner Weise berücksichtigt.

Dies sind einige von den Hauptbedenken, zu denen Schröers Einleitung zum ersten Teil Veranlassung giebt. Man sieht, wie viel immer noch schwankend und unsicher bleibt.

Die Entstehungsgeschichte des zweiten Teils, wo in der Hauptsache nur die Entstehung der Helenaszenen kontrovers ist, liegt wesentlich klarer und ist von geringerer Bedeutung für die Betrachtung des Ganzen. Schröers Tendenz ihm gegenüber ist eine stark apologetische, wenn er auch nicht so weit geht wie Löper, der ausführt, daß gerade so, wie Goethe den „Faust" weiter geführt habe, er mit Notwendigkeit hätte weiter geführt werden müssen, ja der sogar die ursprüngliche Konzeption der einzelnen Szenen des zweiten Teils mit der Zeit der ersten Konzeption des Gedichts überhaupt zusammenfallen läßt. Die Zeit ist freilich vorbei, wo man mit einigen wohlfeilen Scherzen glaubte, sich über den ganzen zweiten Teil hinwegsetzen und ihn als unverdaulich ungelesen bei Seite schieben zu können, und müßig und unfruchtbar sind die Ausführungen, wie Goethe seinen „Faust" hätte fortsetzen müssen. Aber den ganzen zweiten Teil mit Schröer ebenso als organisch geworden zu betrachten wie den ersten, vermögen wir nicht; wir glauben, daß doch vieles darin nur gemacht und leider auch Manier bisweilen

Digitized by Google

nicht zu verkennen sei. Mit der Zeit wird sich wohl eine Ansicht allgemein feststetzen, die zwischen beiden Extremen die richtige Mitte hält.

Der Schwerpunkt der Schröerschen Arbeit liegt in den fortlaufenden erklärenden Anmerkungen. Leider läßt er sich hier in dem Streben nach Vollständigkeit von seinem philologischen Erklärungseifer zu weit fortreißen. Wenn er es sogar für nötig findet zu kommentiren: „Mit Stroh dreschen wird vergebliche, fruchtlose Arbeit bezeichnet, da Stroh schon gedroschen ist und kein Korn mehr enthält," so können wir ihm den Vorwurf nicht ersparen, daß er damit selber Stroh gedroschen hat. Er scheint uns denn doch seinen Lesern zu wenig zuzutrauen. So glaubt er Worte wie Ragout, Maxime, Fakultät ꝛc. erklären zu müssen. Da fragt man sich, welches Publikum er eigentlich im Auge gehabt habe. Er spricht sich darüber nirgends aus. Unsern heranwachsenden Töchtern pflegen wir doch den „Faust" nicht in die Hand zu geben, und für eine ersprießliche Lektüre dieses Gedichts ist doch außer der nötigen geistigen Reife auch ein gewisser Fonds allgemeiner Bildung und eine Summe gewöhnlicher Kenntnisse eine unumgänglich notwendige Voraussetzung. Die Voraussetzungslosigkeit von Schröers Kommentar fällt um so mehr auf, als sie in Kontrast steht mit der Einleitung, die keineswegs darauf berechnet ist, in zusammenfassender Übersicht den gebildeten Leser in das Ganze der Dichtung, die Geschichte der Sage ꝛc. einzuführen, sondern sich mehr an ein gelehrtes oder wenigstens mit den einschlagenden Fragen bereits vertrautes Publikum wendet und nur einige wichtigere Punkte erörtert. Schröers ausdrücklich betonte Absicht, keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehen zu wollen, ist ja an sich durchaus lobenswert. Aber viele seiner Erklärungen sind weiter nichts als entbehrliche prosaische Umschreibungen der Dichterworte. Hierin geht er entschieden zu weit.

So können wir z. B. auch nicht zugeben, daß der Satz:

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen

„eigentlich unverständlich" sei und erst durch Parallelstellen aus andern Goethischen Werken klar werde. Allerdings klingt er paradox, aber ein Paradoxon ist doch noch nicht unverständlich. Man braucht die juristische Unterscheidung zwischen Eigentümer und Besitzer, auf die Schröer hätte hinweisen sollen, gar nicht einmal präsent zu haben, um sofort zu fühlen, was der Dichter sagen will, und was er im zweiten Teile etwas anders gewendet mit den Worten ausdrückt: „Nur der verdient sich Freiheit und das Leben, der täglich sie erobern muß." Wir haben nichts dagegen, wenn man jene Parallelstellen herbeizieht, um nachzuweisen, wie Goethe zu einer bestimmten Zeit sich gerne in einem gewissen Ideenkreise bewegt habe. Es ist dies ja lehrreich genug. Nur soll man nicht den Vorwurf der „Unverständlichkeit" gegen ihn erheben. Denn ein Vorwurf wäre es. Ein andres ist es, ob dem Verständnis nachgeholfen werden kann und muß bei vorhandener Zweideutigkeit des Ausdruckes, oder durch Aufdeckung von Beziehungen,

Digitized by Google

sei es innerhalb des Gedichts, sei es auf außen stehendes, oder durch Hinweis auf die dem gewöhnlichen Verstande entgehende Tiefe der Gedanken, oder durch Erklärung von Realien ꝛc., ein andres, ob absolute Unverständlichkeit in den Worten vorhanden ist.

Man kann natürlich im einzelnen zweifeln, was der Erklärung bedürftig sei, was nicht, und wir verkennen die Schwierigkeit nicht, hier die richtige Mitte zu treffen; es allen recht zu machen, dürfte überhaupt unmöglich sein. Aber in dem einen wird man uns wohl grundsätzlich beistimmen, daß in einem Faustkommentar etymologische, auf das Altdeutsche und fremde Sprachen, in oft weit ausholender Weise, zurückführende Worterklärungen ganz allgemeiner Natur nicht gehören. Ausdrücke wie Kegelschieben, Mammon, Geselle, profan, sind allgemein verständlich und bedürfen keiner Erläuterung, Goethe gebraucht sie eben auch nicht anders, als wir sie gebrauchen; wer sich über sie zu unterrichten wünscht, möge das Grimmsche Wörterbuch und andre bekannte Hilfsmittel nachschlagen. Etwas andres ist es, wenn veraltete oder von Goethe in ihm eigentümlicher Weise verwendete Ausdrücke durch Herbeiziehung der ältern Sprachstufe aufgehellt werden. Hierbei kommt Schröer seine Kenntnis des Altdeutschen trefflich zu statten. Wenn wir aber bei „Spiegel“ erfahren, daß dies aus dem lateinischen speculum entstanden ist und sich ein deutscher Ausdruck für die Sache in dem gothischen skuggva findet, so erscheint uns die auf solche Weise ausgebreitete Gelehrsamkeit falsch angebracht, da sie zum Verständnis des Faust nichts beiträgt. Es dünkt uns nicht unwichtig, diesen Punkt ganz ausdrücklich zu betonen. Denn dies Übermaß kann — abgesehen davon, daß es mit unnötigem Ballast beschwert und die Augen des Lesers öfter von dem Text nach den Noten abzieht, als notwendig ist — auch leicht schädlich wirken, indem es geeignet ist, die philologische Methode zu diskreditiren.

Gegenüber diesem Zuviel vermissen wir aber wiederum bei manchen Stellen eine Erklärung. So, wo Mephistopheles sein Wesen als das eines Teiles der Finsternis definirt (I, 996 ff.), eine Stelle, die auf optische Studien zurückweist und darum auch für die Entstehungszeit der Szene wichtig ist, freilich in einer der Schröerschen Datirung ungünstigen Richtung. An den merkwürdigen Versen II, 1, 1623—1626, worin Faust sich in Beziehungen auf frühere Vorgänge ergeht, die uns wenigstens unklar geblieben sind, geht Schröer auch schweigend vorüber, während er an das darin vorkommende Wort Wildernis, das jedermann versteht, einen kleinen sprachlichen Exkurs anknüpft. Von einem gelehrten, in die Dichtung nach allen Richtungen hin einführenden Kommentar müßte man unsers Erachtens mindestens verlangen, daß solche Stellen, über die erhebliche Controversen entstanden sind, oder zu denen schon bemerkenswerte Erklärungen vorliegen, markirt würden. Wir meinen nicht, daß jeder tolle Einfall, der irgend einmal aufgetaucht ist, verzeichnet und etwa gar alle die früher so beliebten hirnverbrannten Allegorien registrirt werden sollten. Aber eine so beachtenswerte und für die Komposition wichtige Interpretation, wie die von K. Fischer, daß unter „jenem schönen Bild“ (2895 „Wald und Höhle“), nach dem Mephistopheles in Faust ein wildes Feuer anfacht, nicht Gretchen verstanden werden könne, sondern nur das Bild im Zauberspiegel, mußte doch wenigstens erwähnt werden. Denn entweder muß man zugeben, daß der Ausdruck, von Gretchen gedacht, mindestens ein eigentümlicher ist, oder wenn man dies nicht findet, es ausdrücklich zurückweisen. Ebenso hätte zu dem Ausspruch des Herrn im Prolog „Es irrt der Mensch so lang er strebt“ doch auf den so lebhaft erhobenen Einwurf Fischers hingewiesen

Digitized by Google

werden sollen, der in diesen Worten einen Widerspruch mit der schließlich durch Fausts rastloses Streben erfolgte Rettung desselben hat herausstellen wollen. Alles dies mit genaueren Allegationen der betreffenden Schriftstellen, woran es Schröer häufig fehlen läßt, hätte man in einem erschöpfenden Faustkommentar gern beieinander, um immerfort an alles, was zu bedenken ist, gemahnt zu werden. Auch verschieden mögliche sprachliche Konstruktionen rechnen wir hierher. Die Worte z. B. „daß überall die Menschen sich gequält" (309) können sowohl gleich „sich abgequält" als auch gleich „einander gequält" aufgefaßt werden, was beides geschehen ist. Hier hätte manchmal durch ein einziges Wort, Angabe des Kasus u. a. („Der Menschheit [Dat.] Schmitzel kränselt" 202) namentlich der unkritische Leser wenigstens auf die Möglichkeit abweichender Auffassung aufmerksam gemacht und zu eigner Prüfung aufgefordert werden können.

Mit manchen der Schröerschen Erklärungen können wir uns sehr wenig befremden. Als sehr geschraubt und unnatürlich ist uns besonders aufgefallen die Deutung der auf die Wette folgenden Worte Fausts an Mephistopheles: „Wie ich beharre, bin ich Knecht" (1357), was so viel bedeuten soll als: „So wahr als ich beharre, dabei bleibe, bin ich in dem angegebenen Falle Knecht," während doch einfach zu verstehen ist: Sowie (d. h. sobald) ich beharre (d. h., wie einige Verse vorher, mich auf ein Faulbett lege oder zum Augenblicke sage: verweile doch!), bin ich dein Knecht.

Es würde zu weit führen, mehr auf dergleichen Einzelheiten einzugehen. Es kommt uns hier weniger auf einzelne Fälle als die Behandlungsart überhaupt an. Und da ist uns bei einem Philologen wie Schröer doch aufgefallen, daß er es verabsäumt hat, auf die äußere Form des „Faust", auf die Metrik näher im Zusammenhange einzugehen. Es ist bekannt, in wie abwechslungsvoller Reichhaltigkeit Goethes Versknnst im „Faust" erscheint. Im ersten Teile bildet der sogenannte Knittelvers von vier Hebungen die Grundlage, aber vielfach eingewischt sind fünffüßige Jamben und Alexandriner, auch Strophen kommen vor, die Reimstellung ist verschiedenartig, dazwischen finden sich einzelne reimlose Zeilen, endlich auch blos rhythmische Verse und eine vollständige Prosaszene. Im zweiten Teile kommen noch Terzinen, Trimeter und verschiedene andre Maße hinzu. Nur dem Alexandriner widmet Schröer, durch einen Aufsatz von Bartsch im Goethe-Jahrbuch angeregt, eine kurze Besprechung und macht in den Noten gelegentlich auf das Vorkommen eines einzelnen solchen Verses aufmerksam. Das können wir aber nicht zugeben, daß diese Alexandriner Goethe unwillkürlich entschlüpft seien und er sich ihrer nicht bewußt gewesen sei, sowenig wie wir ihm zutrauen mögen, daß er den Spruch Eritis sicut Deus scientes bonum et malum „unbewußt" als Hexameter (!) gelesen habe. Bei genauerem Eingehen auf die ganze Mannigfaltigkeit der Versbehandlung im Faust, glauben wir, werden sich noch interessante neue Gesichtspunkte herausstellen, und insbesondre auch für die Unterscheidung von ältern und jüngern Partien wird diese Untersuchung vielleicht nicht unfruchtbar sein. Daß es Schröer zu derselben nicht an Befähigung fehlen würde, zeigt er durch das richtige rythmische Gefühl, welches er bei der Wiederherstellung von Versen bekundet, die Löper, Düntzer folgend, in seiner Ausgabe, weil reimlos, mit den folgenden in eins zusammengezogen hatte. Hierin begegnet er sich teilweise mit Marbach. Leider wird durch diese Richtigstellung nun die bei Löper zum erstenmale durchgeführte Verszählung wieder hinfällig. Dies ist für ein einheitliches Zitiren schlimm. Damit im

Digitized by Google

Zusammenhange entsteht zugleich die Frage, ob man Zueignung, Vorspiel und Prolog einzeln für sich zählen, und ob man beim zweiten Teile wieder mit 1 anfangen soll (Löper zählt sogar jeden Akt des zweiten Teils apart). Hoffentlich läßt sich darüber zu dem durchaus erwünschten, allseitigen Einvernehmen gelangen. Am praktischsten erscheint uns der Vorschlag Zarnckes im „Centralblatt" von der Zueignung bis zum Ende des Ganzen in einer kontinuirlichen Reihe fortzuzählen. Der geringe Übelstand einer dadurch erreichten etwas hohen Zifferzahl wird durch die Einfachheit und durch den Wegfall einer jeden andern nähern Bezeichnung reichlich aufgewogen. Die Prosaszene muß natürlich dabei ganz übergangen werden.

Ein anderer bei dem vorwiegend philologischen Charakter von Schröers Arbeit uns auffällig gewordener Punkt ist, daß er nicht der Textgestaltung eine größere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Er entschuldigt sich mit dem Mangel an Hilfsmitteln und bemerkt nur, daß er sich bemüht habe, möglichst konservativ zu sein. Aber nach welchen Grundsätzen er dabei verfahren ist, giebt er weder an, noch haben wir selbst es herausbringen können. Es ist schlechterdings nicht ersichtlich, warum er beispielsweise in einem Falle die Lesart des Fragments gegen die spätern Ausgaben beibehalten, in andern verlassen hat. Daß II, 1, 1665 gegen alle Ausgaben „Reiche" statt „Räume" in den Text aufgenommen worden ist, können wir nicht für konservativ halten. Ebenso willkürlich und nicht zu billigen sind gewisse Änderungen der Interpunktion, wie namentlich Hinzufügung eines Ausrufungszeichens oder eines Gedankenstriches, die schon eine Interpretation der Textesworte in sich schließen und den Leser von vornherein nach einer bestimmten Richtung hin beeinflussen wollen. Solche Vorschläge gehören in die Noten. Ebendahin auch szenarische Angaben, die der Dichter zu machen unterlassen hat. Auf das häufige Fehlen derselben (beiläufig ein Beweis mehr, wie wenig Goethe eine szenische Darstellung vorgeschwebt hat) macht Schröer mit Recht geflissentlich aufmerksam. Dann hätte er aber auch zu Vers 1386 bemerken sollen, daß man sich nun Faust den Vertrag mit Mephistopheles unterzeichnend denken muß, um zugleich darauf hinzuweisen, wie ganz nebensächlich Goethe dieses von der Sage ihm aufgedrängte Moment behandelt hat.

Schließlich können wir noch mit Hinsicht auf Schröers Darstellung die Bemerkung nicht unterdrücken, daß bei einem Buche, welches sich die sprachliche Erklärung einer so sprachgewaltigen Dichtung zur Hauptaufgabe macht, der Verfasser auch seiner eigenen Sprache eine größere Aufmerksamkeit hätte zuwenden sollen. Diese ist recht hart und ohne Sorgfalt behandelt. Selbst an österreichischen Idiotismen fehlt es stellenweise nicht.

Wenn wir im vorstehenden manches an dem Schröerschen Werke haben aussetzen müssen, so wollen wir damit das verdienstliche desselben im Ganzen keineswegs in Abrede stellen. Wir erkennen gerne an, daß die Faustforschung durch dasselbe um ein gutes Stück gefördert worden ist, und haben uns bei unserer Kritik nur von dem Wunsche leiten lassen, der Verfasser möchte, was ihm im ersten Anlaufe mißlungen, bei einer bald zu wünschenden zweiten Auflage ins Reine bringen und die vorhandenen Ungleichheiten ebnen.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Doctor Irrwisch betrachtete Lilli, während sie so klagte, mit Bewunderung des wechselvollen Spiels ihrer Züge und gefesselt im Bann ihrer Stimme, welche eine eigentümliche Macht über ihn hatte. Auch heute wieder stand sie wie ein schönes und gefährliches Rätsel ihm gegenüber, aus welchem er nur die eine Lösung zu ziehen wußte: sie sei ihm unentbehrlich, und er würde sie niemals aufgeben können, während doch sein Verstand ihm warnend zuflüsterte, diese Lösung sei nicht die richtige.

Er beugte sich nieder, hob die goldene Kette auf, mit welcher die schöne Angorakatze zu spielen müde geworden war, legte sie auf das chinesische Tischchen und bat um eine Tasse Thee.

Ich weiß nicht, fügte er hinzu, ob es mehr die ausgezeichneten Eigenschaften deines Blüten-Pecco sind, oder mehr der reizende Anblick deiner schlanken Hände, wenn sie mit dem Kessel und dem goldenen Büchschen beschäftigt sind — genug, es hat auf meine durch Arbeit überreizten Nerven einen so wundervoll beruhigenden Einfluß, bei dir den Thee zu nehmen. Die köstlichen Stunden bei dir sind mein Paradies inmitten der mühevollen, unruhigen Welt, und mir so süß, daß ich sie mir selbst nicht durch die ungerechtesten Beschuldigungen von dir, du böse Fee, verbittern lasse. — Daß ich es nicht vergesse: du sprachst mir vor einigen Tagen von einem Wechsel, der Blankendorff in Verlegenheit bringen könnte. Ich habe hier dreitausend Mark mitgebracht. Du hast vielleicht die Güte, sie ihm zu geben.

Lilli erhob sich, nahm mit einem leichten Nicken die Banknoten in Empfang und ging damit zu ihrem entfernt stehenden Schreibtisch.

Sie schien zu wissen, mit welchen Blicken ihr Geliebter jedem ihrer Schritte folgte, und wie gern er ihre anmutigen, elastischen Bewegungen sah. Denn sie machte sich wohl, indem sie das Geld verschloß und indem sie dann die kleine silberne Theemaschine in Gang setzte, ein wenig mehr zu thun, als durchaus

Digitized by Google

nötig war. Zweimal streifte ihn ihr Kleid mit leisem Rauschen, und als sie das Kugel-Halsband aufnahm, und es um den Nacken legte, schoß sie einen schnellen, losen Blick und ein kokettes Lächeln gleich zündenden Pfeilen auf ihn ab. Endlich kam sie in ernster und demütiger Haltung zu ihm.

Verzeih mir, sagte sie mit gefalteten Händen, ich war kindisch. Du bist ein großer Mann, und deshalb wird es mir schwer, immer den richtigen Maßstab für dich zu finden. Aber ich will mir Mühe geben, habe du nur Nachsicht mit mir. Meine Liebe zu dir mag mich selbst zerstören, deinen Werken, deinen großen politischen Plänen soll sie nicht hinderlich sein. Wirke, schaffe, ich will stolz sein auf jede Minute, die du für mich erübrigst. Ich bin dein Geschöpf, du bist mein Gott.

Sie war ihm ganz nahe gekommen, er wußte nicht, wie. Gleitend war sie da, umfaßte seinen Hals, sank an ihm nieder und umwand ihn alsbald mit den Ringen ihrer geschmeidigen Glieder.

Meine alte Schlange! flüsterte er unter ihren heißen Küssen, du bist entzückend, und ich schwöre dir: Niemals werde ich dich verlassen.

Fünftes Kapitel.

Heautontimorumenos.

Schau! Im zweifelhaften Dunkel
Glühend blühen alle Zweige,
Nieder spielet Stern auf Stern,
Und, smaragden, durchs Gesträuche
Tausendfältiger Karfunkel.
Doch dein Geist ist allem fern.

Der blasse Jüngling, der so gründlich über die Ungerechtigkeit in der Welt nachgedacht hatte, war der zweite Sohn des Dr. Stahlhardt, Namens Ephraim. Es war dieser Name von jeher in der Familie seines Vaters gewesen, und trotz des Widerspruchs der Mutter hatte auch er ihn in der Taufe erhalten. Er studirte auf der Universität zu Berlin, und das Ziel seines Strebens war, Professor der Geschichte zu werden. Er war außerordentlich fleißig, es gab für ihn kein Interesse außerhalb der Wissenschaft. Die Bücher waren sein Glück, die Studirlampe war seine Sonne.

Er war erst zwanzig Jahre alt, aber schon blickten seine Lehrer mit Bewunderung auf ihn und verkündigten, daß in ihm eine Leuchte der Wissenschaft verborgen sei, die dereinst vieles erhellen werde. Auf dem Gymnasium war es sein Loos gewesen, die Lehrer in Verwirrung zu setzen durch die Schärfe seiner Intelligenz und die schneidende Kritik seines Verstandes. Doch war er zugleich seiner Lehrer größte Freude, denn das Wissen allein galt ihm etwas, und niemals

Digitized by Google

richtete sich seine Untersuchung auf die Personen. Niemals ging ein Wort, das vom Katheder tönte, für ihn verloren. Er war in allen Klassen der erste gewesen, und sein Maturitätsexamen war wie eine freundschaftliche Unterhaltung inter pares.

Doch mehr und mehr wich die Farbe von seinen Wangen, der Geist ermüdete den Körper, die Klinge fing an die Scheide abzunutzen. Seine Seele war frei von jeder Leidenschaft, sie war nur auf das Erkennen gerichtet, aber ein unerklärliches Sehnen fing an, sie mit schmerzlicher Empfindung zu durchziehen. Es kamen Tage, an denen er früh erwachte, wenn eben die Sonne ihre ersten Strahlen am Himmel emporsandte, und wo ihn das Gefühl aus dem Bette zog, er habe ein Glück zu suchen, das ihm entfliehen wolle. Dann zog er sich eilig an, wie unter dem Antriebe einer fremden Gewalt und mit angstvoller Unruhe. Es trieb ihn aus dem Hause hinaus auf die Straße, ohne daß er wußte, wohin er gehen sollte. Dann stand er wohl Minuten lang vor der Thür, unschlüssig, wohin nun, und den Morgenhimmel mit fragenden Blicken durchforschend, bis es ihm war, als riefe es ihn dorthin, nach irgend einer Seite, und bis er in dieser Richtung davoneilte. Dann ging er mit pochenden Schläfen und brennendem Kopfe immer geradeaus. Seine bleiche Farbe, seine glühenden Augen, sein zerfahrenes Wesen fielen den Leuten auf den Straßen, Arbeitern und Gassenkehrern, auf, und sie dachten, er sei ein leichter Vogel, der nach einer liederlichen Nacht halb betrunken nach Hause eile. So jung und schon so verdorben, sagten wohl die Gemüseweiber, die ihre Körbe aufstellten und ihm kopfschüttelnd nachblickten. Und einem Trunkenen glich er in der That. Sein Schritt war bald sehr eilig, bald zögernd, er blickte bald stier vor sich hin, bald unruhig umher nach den Häusern, als suchte er etwas. Er sah aber nichts von dem, was ihn umgab, sondern sein Blick war in ein Land der Träume gerichtet, das nichts mit seiner wirklichen Umgebung zu thun hatte. Er hätte nicht sagen können, welchen Wegs er komme, noch wohin er wolle. So lief er umher, bis er müde ward und inmitten des lebhaften Treibens der nun völlig erwachten großen Stadt gleichfalls erwachte. Dann schien ihm alles fahl und grau und trostlos, und er schlich auf dem nächsten Wege nach Hause zurück, gleichgiltig gegen alles und von dem niederdrückenden Bewußtsein erfüllt, daß sein Leben ohne jede Aussicht, ohne jede Hoffnung, ohne jedes Glück sei. Vergeblich bemühte er sich dann, sich selbst von der Thorheit solcher Ideen zu überzeugen, sich klar zu machen, daß er nichts gesucht und nichts versäumt habe. Immer wieder faßte ihn der Schmerz um ein Schönes, das er nicht gesehen.

Er versuchte, seine Bücher zu lesen, aber selbst seine Lieblingsschriftsteller gefielen ihm nicht. Er las eine Seite herunter und entdeckte, daß er nicht wußte, was darauf stand. Er las wohl eine Stunde lang, immer weiter, immer weiter, und mitten im Buche entdeckte er mit Schrecken, daß er noch kein einziges Wort in sich aufgenommen habe. Es war ihm alles, alles ohne Sinn. Oft dachte

Digitized by Google

er, es sei gut, zu sterben, aber eine wunderliche Art von Ärger widerrief stets diesen Wunsch nach erlösender Ruhe: Erbitterung darüber, daß er in einer großen, schönen, vielgestaltigen Welt mitten inne stehe und sich so vergeblich bemühe, das Schöne zu finden. Denn er fühlte wohl, daß es nicht die Schuld Gottes sei, wenn seine Welt ihm kahl erschien, sondern daß diese Welt wunderbar und reich und köstlich sei, und nur der Sinn des Suchenden dumpf, träge und matt. Wo ist die Wonne, die für mich ist, wo ist das Glück? fragte er, sollte es mir nicht doch endlich noch erscheinen? Aber es kam nichts. Diese Erwartung voll Ungeduld, voll Zitterns, voll Schmerzes hatte kein Ende. Es brachte kein Engel vom Himmel die goldene Schale der Erquickung.

Und diese Tage tiefer Erregung und Niedergedrücktheit wechselten mit Tagen voll hohen Stolzes. Dann war er frisch zur Arbeit, große Aufgaben schmolzen vor seiner Thatkraft zusammen, er schien schwierige Werke gleichsam zu verschlingen, und wenn er schrieb, flog seine Feder. Dann war sein Geist elastisch, voll Zuversicht, und er sah die Zukunft als sein Eigentum an, in der Gewißheit, berühmt und groß zu werden. Er fühlte sich dann mit einer magnetischen Kraft begabt, die alles, was er wünschte, zu ihm heranziehen müsse, unweigerlich müsse.

Sein leidendes Aussehen veranlaßte die besorgten Eltern, ihn von Berlin fortzuschicken. Sie wünschten ihn zu überreden, für eine Zeit seine Studien ganz aufzugeben und auf dem Lande zu leben, aber er ging darauf nicht ein, weil er nicht aufhören wollte, zu arbeiten und weil er sich vor dem Gedanken scheute, er sei der Schonung bedürftig. Es hatte ihn schon tief verletzt und ihn in seinen eigenen Augen herabgesetzt, daß er seiner Gesundheit wegen nicht als Freiwilliger hatte in die Armee eintreten können. So wenig angenehm ihm die Aussicht auf Militärdienst war, so traurig war ihm der Gedanke, er sei körperlich zu schwach, um zu dienen. Er kam sich entwürdigt und verächtlich vor, als man ihn zur Ersatzreserve zurückstellte. Es war durchaus nicht Besorgnis wegen seiner Gesundheit, die ihn quälte, es war nur verletzter Stolz und zugleich die schmerzliche Empfindung, daß er zum Kampfe mit der Welt nur halb gerüstet sei. Denn wir haben nicht umsonst Geist und Körper zusammen erhalten, sagte er sich. Was soll ich thun, wenn mir der eine Teil den Dienst versagt? Und bin ich fähig, mich zu vervollkommnen, wenn ich überhaupt kein ganzer Mensch bin?

Es kostete den Eltern Mühe, ihn von seinen traurigen Reflexionen abzubringen, indem sie ihm vorhielten, daß er niemals in seinem ganzen Leben eine ernstliche Krankheit gehabt habe, daß man ihn auch nicht schwächlich nennen könne, daß er nur eben von zarter Konstitution sei und weniger muskulös als Jünglinge, die in körperlicher Thätigkeit und in freier Luft aufgewachsen seien.

Er entschloß sich endlich, Berlin zu verlassen und für ein Jahr nach Heidelberg zu gehen.

Du kannst dort ruhig weiter studiren, sagte ihm der Vater, aber thu es mit Muße. Nach Heidelberg gehen viele junge Leute des Studirens halber,

Digitized by Google

lassen sich aber von den Reizen seiner schönen Natur zum Nichtsthun verlocken. Ich wünschte, du ahmtest diesen unnützen Studenten möglichst nach. Was bei ihnen zu viel ist, möchte wohl bei dir gerade das rechte Gleichgewicht herstellen.

Ephraim ging, reiste langsam von Köln ab stromaufwärts und kam zur Zeit des schönsten Erblühens der Natur in Heidelberg an. Dort nahm er eine bescheidene Wohnung, entsprechend seinen bescheidenen Mitteln, belegte nur ein einziges Kolleg und bemühte sich, an der Schönheit der Welt Gefallen zu finden. Aber schon die Rheinreise hatte ihn melancholisch gestimmt, und das Neckarthal vermochte nicht, ihn aufzuheitern. Er besuchte täglich das berühmte Schloß und starrte in die Landschaften hinein, aber er ward täglich trauriger. Es war, als sei seine Brust zu eng, um das Schöne aufnehmen zu können, als fehle ihm die Kraft, die Welt in ihrer Wirklichkeit zu begreifen. Er überzeugte sich, daß es thöricht von ihm gewesen sei, nach Heidelberg zu gehen und daß jedes Stückchen schöner Natur ihm gefährlich sei. Denn ihre Schönheit steigerte seine Sehnsucht, befriedigte sie aber nicht.

An einem prachtvollen warmen Abend, als er ganz allein oberhalb des in Trümmern liegenden Schlosses saß und die Sonne in wundervollem Glanz untergehen sah, ward ihm so bange und kam er sich so von Gott verlassen vor, daß ein Strom von Thränen aus seinen Augen hervorbrach. Er stand eilends auf und schämte sich seiner selbst und faßte einen Haß gegen sich selbst und beschloß, nie wieder sein zu empfindsames Gemüt dem Angriff der mitleidlosen Natur auszusetzen.

Ich bin entsetzt über mich selbst, sagte er sich, es müssen Abgründe von Schlechtigkeit in mir sein, die mir verborgen waren, denn ein guter Mensch müßte doch wohl froh und heiter werden bei so erhabenem Anblick. Sind nicht die Dichter voll Lobes solcher Dinge, die mich traurig machen? Simrock warnt vor dem Besuche des Rheins, denn er meint, man werde dort so glücklich, daß man nie wieder fortziehen möge. Sonderbar!

Er ging nach Hause, zündete seine Lampe an, vertiefte sich in den Aristoteles und ward allmählich ruhig und zufrieden. Zu andern Studenten hatte er sich noch nicht gesellt. Seine delikate Natur schreckte vor der Berührung mit derben und lustigen Burschen zurück, das Gespräch mit jungen Leuten, die nicht reiflich über das nachgedacht hatten, was sie sagten, und die einschlägige Literatur nicht kannten, war ihm peinlich, und nun gar Biertrinken und Weintrinken war ihm höchst fatal, weil es ihn die Klarheit der Anschauung raubte.

Nur mit einem einzigen Studenten war er bekannt geworden. Es war ein harmloser, gutmütiger Mensch, in dessen Nähe es Ephraim wohl wurde. Die stärkste Anziehung aber übte dieser Freund, der Schaible hieß, dadurch auf ihn aus, daß er wundervoll Klavier spielte. Musik war für Ephraim der höchste Genuß, und wenn er mit einem Band Gedichte, worin er gleichsam naschte, auf dem Sopha seines Freundes liegen konnte, während dieser spielte, so waren die

Digitized by Google

bösen Geister seines Innern gebannt, und er fühlte sich zu höhern Sphären erhoben.

Ephraims Wohnung gegenüber stand ein altes, wunderliches Haus, welches ihm vielen Genuß bereitete, indem er es oft, an seinem Fenster sitzend, betrachtete. Es mußte Jahrhunderte alt sein, denn es war so gebaut, wie es seit undenklicher Zeit keinem Menschen mehr einfällt Häuser zu bauen, und in ganz Berlin hatte er niemals seinesgleichen gesehen. Es war von geheimnisvollem Aussehen, wie es Ephraim vorkam, und oft war es ihm, als müsse in einem solchen Hause hinter den kleinen Fenstern, tief verborgen in Gemächern, die altersschwarz und winkelig versteckt lagen, das Glück schlummern, das die Welt noch für ihn aufbewahrte.

Jedes Stockwerk dieses Hauses sprang weit über das darunter liegende vor, so daß das Ganze oben viel größer war als unten, dazu war das Haus mit vielem Zierrat bedeckt, der in die roten Steine eingehauen war, mit Figuren, die im Laufe der Zeiten abgeschliffen und zerstückelt waren, auch mit Guirlanden, Sprüchen und Zahlen. Das reizendste aber war ein Vorbau, der in die Straße hineinragte. Er ruhte auf einer einzigen Säule, die inmitten des Trottoirs stand, so daß man unter ihm hingehen konnte, und reichte bis zum Dache hinauf. Er enthielt drei übereinanderliegende Zimmer, jedes mit drei Fenstern in der Front und einem Fenster nach jeder Seite, aus denen man die ganze Straße hinauf und hinunter sehen konnte. Und welche entzückenden, poetischen kleinen Schiebfenster, von steinernen Fruchtschnüren eingefaßt, mit Darstellungen aus dem Alten Testament dazwischen, und im ersten Stock auch von innen geziert durch blühenden Goldlack und Kaktus. Um die Säule herum, die mit Reliefs bedeckt war und sich nach oben einem Palmbaum gleich auseinanderbog, um den Erker zu tragen, spielte immer eine Schaar Kinder, und wenn es regnete, warteten dort die Leute, die ohne Schirm ausgegangen waren. Man hatte viel Zeit in Heidelberg, es war nicht wie in Berlin.

Von diesem Hause aus tönten oft Melodien, die Ephraim veranlaßten, stille zu lauschen, und er entdeckte mit der Zeit, daß der große, blonde Student, der mit ihm dasselbe Kolleg besuchte, der Urheber dieser Musik war. Sie gingen denselben Weg zusammen, und so begründete sich ihre Bekanntschaft. Herr Adolf Schaible war wortkarg, das behagte Ephraim. Schaible hielt die Welt für so beschaffen, daß es nicht Not thäte, darüber viele Worte zu machen. Es war alles gut, wie es war, und das, was nicht gut war, konnte man doch nicht ändern. Er hörte Ephraim gern zu, wenn dieser ihm seine Ideen vortrug, wunderte sich im Stillen über solche Verschwendung von Geist, aber antwortete nur durch ein Nicken. Er war durch nichts aus seiner Ruhe zu bringen. Er war mächtig gebaut, ein echter Germane mit großen, blauen Augen, mädchenhafter Gesichtsfarbe und glänzend blondem Haar. Er hatte sein Jahr als Freiwilliger abgedient, als Flügelmann bei den Grenadieren in Karlsruhe. Ephraim sah ihn

Digitized by Google

oft mit staunendem Neide an, aber hatte ihn doch gern, weil er so gut und so unendlich indolent war. Ephraim konnte thun, was er wollte, Adolf Schaible blieb stets derselbe. Gegen Abend pflegte Ephraim hinüber zu gehen in das alte Haus, sobald er dort das Klavier ertönen hörte. Dann stieg er über breite Treppen und geräumige Vorplätze hinan in den zweiten Stock in das niedrige Zimmer, wo der blonde Student hauste, nickte diesem zu, der sich nicht in seinem Spiel stören ließ, und legte sich auf das Sopha. Herr Schaible spielte und spielte, bald Norma, bald Lohengrin, bald nach Noten, bald aus dem Kopfe, und Ephraim träumte und war glücklich. Aber um acht Uhr stand Herr Schaible auf, nahm seine Pfeife und sein Cerevismützchen, nickte und ging fort, ohne sich darum zu kümmern, was aus seinem Besuche würde. Der ging dann hinter ihm her und in sein eigenes Heim gegenüber. Schaible aber wandelte mächtig schreitend in die Kneipe und vertilgte unglaubliche Mengen Bier. Er war ein prachtvoller Trinker, ruhig, lächelnd, unbesiegbar.

Eines schönen Tages, als Ephraim wieder, von den Melodien Mozarts angezogen, über die Straße ging, seinen Freund zu besuchen, sah er vor dessen Thür auf einem Tische ein Mädchen sitzen, das ihm auffiel. Sie saß dort in sehr ungezwungener Weise, mit einem Fuß auf dem Boden stehend, während der andre baumelte, und ihr blaues Waschkleid war so kurz, daß Ephraim deutlich einen herabgerutschten Strumpf bemerken konnte. Das Mädchen hatte goldig glänzendes Haar und strahlende blaue Augen, es biß in dem Augenblick, als Ephraim ihrer ansichtig wurde, mit zwei Reihen Perlenzähnen in ein riesiges schwarzes Butterbrod, und die Zähne schnitten ein kreisrundes Loch aus der daumsdicken Rinde heraus. Als sie den fremden Herrn sah, legte sie ihr Butterbrod bei Seite und wurde rot.

Ephraim ging in des Freundes Zimmer, setzte sich auf das Sopha und dachte nach, was für ein Mädchen das gewesen sein könne. War es ein Dienstmädchen? Sie war so sehr einfach in ihrem Äußern. Aber für ein Dienstmädchen war sie doch zu fein aussehend, und es war ein gewisses Etwas an ihr, das auf eine höhere Stufe in der menschlichen Gesellschaft schließen ließ. Ihre Erscheinung hatte Ephraim frappirt, er konnte das Bild des Mädchens nicht aus der Erinnerung loswerden.

Endlich fragte er den Freund.

Ein Mädchen? fragte dieser entgegen.

Ja, es saß hier vor der Thür auf dem Tische.

War wohl meine Schwester, sagte Herr Schaible und setzte sein Spiel fort.

Ephraim schwieg und wunderte sich.

Seine Schwester? sagte er zu sich selbst, wie kommt sie hierher? Und warum sitzt sie vor der Thür? Wohnt sie bei ihrem Bruder?

Ist sie bei Ihnen zum Besuch? fragte er endlich, als Herr Schaible aufstand und sein Cerevismützchen aufsetzte.

Digitized by Google

Herr Schaible sah ihn verwundert an. Zum Besuch? Nein. Sie war zum Besuch und ist jetzt zurückgekommen.

Erst jetzt kam Ephraim auf den Gedanken, daß sein Freund im Schoße seiner Familie wohne. Er hatte das bis jetzt nicht vermutet, da er niemals etwas von einer Familie gesehen hatte.

Aber als er fragte, sagte sein Freund: Natürlich.

Es war also natürlich.

Herr Schaible ging, und Ephraim folgte ihm und ergötzte sich innerlich an dem Wesen dieser Familie. Das Mädchen saß nicht mehr auf dem Tische und war überhaupt nicht mehr zu sehen.

Ich möchte wohl die Eltern kennen, sagte Ephraim lächelnd zu sich selber. Diese Schaibles haben noch das unvermischte Blut des alten Volkes, das Tacitus schildert. Der andre Tag war ein Sonntag, und Ephraim dachte, als die Glocken zu läuten anfingen, er wolle doch Acht geben, ob Schaibles zur Kirche gingen. Er setzte sich ans Fenster und sah wohl eine halbe Stunde lang das alte Haus und dessen Thüre an. Aber Schaibles schienen nicht zur Kirche zu gehen, wenigstens kam niemand heraus, der zu ihnen gehören konnte. Gerade in dem Augenblick, als Ephraim das Fenster verlassen wollte, sah er jedoch drüben das Mädchen von gestern erscheinen. Es trat an eins der Erkerfenster, öffnete es, hatte ihn in derselben Sekunde entdeckt und sandte ihm einen freien Blick herüber, während sie ein Staubtuch ausschüttelte. Ihr blondes Haar hing ihr in ungebändigten Locken um die Stirn, und es fiel ein Sonnenstrahl darauf, der es hell leuchten machte.

Ephraim prallte ganz erschreckt vom Fenster zurück und schaute dann aus dem Hintergrunde des Zimmers unverwandt hinüber. Aber es war nichts wieder von dem Mädchen zu sehen.

Er hörte diesen Nachmittag schon ungewöhnlich früh das Klavier von drüben ertönen, und da er sich gewöhnt hatte, dies als ein Signal zu betrachten, so ging er hinüber. Er fand zu seiner Verwunderung Herrn Schaible mit einem breitrandigen Strohhut auf dem Kopfe und mit einer Cigarre im Munde am Klavier sitzen und hörte von ihm, die Familie wolle heute eine Partie machen.

Eine Partie? Wie so? Was für eine Partie? fragte Ephraim.

Ehe noch Herr Schaible antworten konnte — denn er war sehr langsam mit Antworten —, öffnete sich die Thür, und mit einem kecken Schritt und fröhlichem Gesicht trat das blonde Mädchen herein. Sie trug ein weißes Hütchen mit Rosen auf dem Kopfe, ein weißes Kleid von sehr leichtem Stoff mit rotem Besatz und am Arme einen kleinen Korb. Unwillkürlich blickte Ephraim nach ihren Füßen. Die Schuhe waren von einem primitiven Schuster, konnten aber doch nicht verbergen, daß die Füße des Mädchens von tadelloser Form waren.

Komm, Adolf, sagte sie, Vater ist munter.

Adolf erhob seine langen Glieder langsam vom Stuhle, nickte dem Freunde zum Abschied und ging.

Digitized by Google

Ephraim stand noch im Anschauen des Mädchens versunken und fühlte sich verlegen wegen der Unart seines Freundes, der ihn nicht vorgestellt hatte. Aber das blonde Mädchen schien über Vorstellen dieselben vorurteilsfreien Anschauungen zu hegen wie ihr Bruder. Sie sah Ephraim mit freundlichem Lächeln an und sagte: Gehen Sie mit?

O, wenn Sie erlauben — stotterte er.

Kommen Sie nur, sagte sie, und er folgte ihr nach.

Auf dem Vorplatze standen ein gewaltiger, älterer Herr mit rötlichem Antlitz und eine behäbige Dame in vorgerückten Jahren.

Hast du den Kuchen eingepackt, Flörchen? fragte die behäbige Dame.

Es ist alles eingepackt und nichts vergessen, sagte das blonde Mädchen.

Schließe auch die Thüren zu, sagte die behäbige Dame.

Brauchst du gar nicht zu sagen, erwiederte die Tochter.

Während dessen betrachtete der ältere Herr neugierig den ihm unbekannten Ephraim, der bescheiden zur Seite stand.

Herr Stahlhardt, sagte das blonde Mädchen als Erklärung zu ihrem Vater, er geht auch mit.

Sehr angenehm, sagte der Herr, seinen Hut lüftend. Er hatte dieselben langsamen, bedächtigen Bewegungen, dieselbe Ruhe der Sprache wie sein reckenhafter Sohn. Die behäbige Dame winkte Ephraim freundlich zu, und dann gingen alle fünf zusammen fort. Flörchen schloß die letzte Thür ab und steckte den Schlüssel in ihren Korb.

Merkwürdige Leute, dachte Ephraim. Er war in seiner Vaterstadt Berlin an eine weit gründlichere Prüfung neuer Bekanntschaften gewöhnt.

Es ging die halbe Straße hinab, und dann hielt man an. Der jüngere Herr Schaible stieß einen melodischen Pfiff aus, Flörchen rief mit heller Stimme: Tante Lotte! und es erschienen mehrere Köpfe am Fenster. Dann trappelte es im Hause, eine ältliche Dame, zwei junge Mädchen und ein braunlockiger rüstiger Bursche in grauem Rock mit grünen Aufschlägen erschienen nach und nach in der Hausthür, und es fand eine freudige Begrüßung und ein Austausch der Meinungen über das Wetter statt. Die jungen Mädchen kicherten, als sie Ephraims ansichtig wurden, und dann ging es weiter.

Der ältere Herr Schaible ging voran, hinter ihm gingen in tiefen Erörterungen häuslicher Angelegenheiten Tante Lotte und Mutter Schaible, dahinter Arm in Arm Flörchen und ihre Basen, von denen die eine ebenfalls einen Korb trug, hinter ihnen ging in immer steigender Verlegenheit Ephraim, und Adolf Schaible mit dem Forsteleven machte den Beschluß des Zugs.

Die Erscheinung des jungen Mädchens, das auf dem Tische saß, in einem Kleide, aus dem sie herausgewachsen war, und mit herabgerutschtem Strumpf, hatte ihm gestern ein prickelndes Gefühl verursacht, das er nicht hatte loswerden können. Er mußte immer wieder an ihre weißen Zähne und deren schneidende

Digitized by Google

Kraft gegenüber der dicken, schwarzen Rinde, an ihre strahlenden Augen, ihr leuchtendes Haar und ihr Erröten denken. Das Bild dieses Mädchens machte ihn unruhig, es hatte ihn schon früh am Tage erweckt und den ganzen Morgen beschäftigt und war durch den Blick, den sie ihm vom Fenster herübergeworfen hatte, nur noch lebhafter geworden. Jetzt ging er mechanisch hinter ihr her und bewunderte ihre schöne Figur. Sie war aus demselben Holze geschnitzt wie ihr Bruder, dem sie bis an die Schulter reichte, und fast eben so groß wie Ephraim selbst, der ein schlanker, schmächtiger Jüngling war. Über ihre Cousinen ragte sie um einen halben Kopf weg. Sie mußte einen sehr biegsamen Hals haben, denn obwohl sie stetig gradeaus ging, vermochte sie doch von Zeit zu Zeit Ephraim ihr fröhliches Gesicht zuzuwenden und ihm einen Blick zuzuwerfen, der soviel sagte wie: Es ist hübsch, daß Sie mitgegangen sind.

So ging es immer vorwärts an dem warmen, hellen Juninachmittage, hinaus aus der Stadt in die Berge des Neckarthales unter fröhlichem Geplauder und Lachen der jungen Mädchen, die seitwärts vom Wege in den Wald sprangen, Blumen pflückten und Sträuße wanden und so natürlich in die Natur hinein paßten wie Finken und Lerchen. Flörchen nannte von allen Blumen die lateinischen Namen und sah Ephraim dabei triumphirend an, als wollte sie ihm beweisen, sie sei ebenfalls gelehrt. Bei dieser Gelegenheit aber kam es durch einen scherzhaften Zwist mit einer Base heraus, Flörchen sei wegen Frechheit aus der Schule gewiesen worden, was auf Ephraim, der stets ein Musterschüler gewesen war, einen lebhaften und verwirrenden Eindruck machte.

Er fühlte sich außerdem schon sehr befangen, denn er konnte kein Wort mitsprechen, welches natürlich geklungen hätte, und kam sich selbst unbeschreiblich steif und albern vor. Du stehst außerhalb alles Schönen und Liebenswürdigen, sagte er sich. Du kannst nicht einmal mit diesen einfachen Leuten umgehen, die dir so freundlich und umgänglich entgegen kommen. Es ist eine schreckliche Finsternis in dir, du hast ein trauriges Herz.

So schloß er sich, ohne ferner Versuche zu lustigem Umherspringen mit den ausgelassenen Mädchen zu machen, dem bedächtig voranschreitenden Vater Schaible an und begann ein ernsthaftes Gespräch mit ihm über die Vergangenheit des Großherzogtums Baden. Aber Vater Schaible, obwohl er ein studirter Mann und Rat beim Kreisgericht war, schien über die Vergangenheit seines Vaterlandes nur unklare Vorstellungen zu haben und antwortete wenig und langsam. Schaible Sohn und sein grüngezeichneter Genosse schickten unterdessen laute Jodler in den Wald, um das Echo zu wecken, und übten sich in weiten Sätzen über die breitesten Gräben.

Das einzige, was Ephraim über seine eigene melancholische Rolle in der Gesellschaft tröstete, war die Wahrnehmung, daß sich keiner darum bekümmerte, ob er etwas sagte oder ob er schwieg. Sie waren alle von der größten Unbefangenheit und wurden nicht im geringsten von seinen Launen berührt. So

Digitized by Google

ging es vorwärts nach der Wolfshöhle und auf das Sensenried, hinauf auf die Kanzel und hinab zum Riesenstein — alle diese Punkte wurden von Rat Schaible dem armen Ephraim mit Namen genannt — und dann zum Speierer Hof, einem Wirtschaftsgute inmitten prachtvollen Waldes.

Hier setzte man sich im Garten an einem Tische nieder, und die erhitzten und glühenden Mädchen packten ihre Körbe aus, während Adolf Schaible aus der Restauration Wein herbeiholte. Noch viele andre Heidelberger Familien hatten sich hier eingefunden, man grüßte links und rechts, und es war ein heiteres Bild für jemanden, der dazu gehörte. Die Körbe enthielten Brod und Butter, Käse, Eier und Schinken, sowie Kuchen, den Flörchen, wie sie sagte, selbst gebacken hatte, und der etwas ungleichmäßig angemengt zu sein schien. Man aß und trank und lachte. Ephraim trank gegen seine Gewohnheit mehrere Gläser Wein und fühlte sich etwas heimischer in seiner Umgebung. Dann, als alles bis zum letzten Krümchen und letzten Tropfen aufgezehrt und ausgetrunken war, zogen Mutter Schaible und Tante Lotte ihr Strickzeug, Vater Schaible eine kurze Pfeife hervor, und Flörchen sprang auf, indem sie den Vorschlag machte, ein Spiel zu spielen.

Die jungen Leute vertieften sich in den Wald, und als sie an einen Platz gelangt waren, der einsam und ganz von goldiggrünem Licht durchflossen unter stolzen, ragenden Bäumen dalag, begannen sie ihr Spiel. Es mußte sehr kompliziert und schwierig sein, Ephraim wenigstens begriff es nur zum kleineren Theil. Man mußte sich bald hinter einem Busch verbergen, bald hervorspringen, bald mit einem andern seinen Platz vertauschen, und wer einen Fehler machte, mußte ein Pfand geben. Der Schwerpunkt des Spieles lag endlich im Auslösen der Pfänder, und dies Auslösen geschah teilweise in Küssen.

Ephraim unterzog sich der Sache mit besserm Geschick, als er gedacht hatte. Der Wein hatte ihn lebendiger gemacht und beinahe aufgeregt. Er gab sich Mühe, gleich den andern zu lachen und lief ebenso flott wie sie. Schon hatte er mit ziemlichem Geschick sich der Aufgabe entledigt, die beiden Cousinen zu küssen, eine That, die er noch vor einer Stunde für unmöglich gehalten haben würde, da warf sich das Loos auch so, daß er Flörchen küssen mußte. Er wußte nicht, wie es geschah, war es Zufall, oder hatte Flörchen, die das ganze Spiel leitete, die Schuld, kurz, er fand sich in diesem Augenblick entfernt von den Übrigen mit ihr allein. Sie blickte ihm mit dem süßesten Lächeln in die Augen und sagte leise: Warum sind Sie so traurig? Dann — er wußte nicht, küßte er sie, oder küßte sie ihn — umschlangen ihn zwei Arme, er fühlte gleichsam eine glühende Wolke ihn umfangen und Lippen auf die seinigen gepreßt, die ihm völlig die Besinnung raubten. Der Himmel, die Bäume, der Rasen, alles tanzte um ihn und floß zu einem unentwirrbaren Rätsel zusammen, und als er wieder sehen konnte, stand er allein und wußte nicht, ob er wache oder träume.

Digitized by Google

Wenn ein Kranker lange Wochen das enge Zimmer gehütet und die Gewohnheit ängstlicher Vorsicht ihm den Sinn schwer und trübe gemacht hat, sodaß er das muntere Leben der Natur kaum noch beachtet, sondern die Wände des Hauses für die Grenzen der Welt nimmt, so pflegt der erste Ausgang in die freie Luft, die erste Spazierfahrt durch Feld und Wald auf ihn einen solchen Eindruck zu machen, daß ihm diese erste und natürlichste Umgebung fremd erscheint. Die Winde des Himmels brausen ihn und sein Licht blendet ihn. So sagte der heilige Franz von Assisi, als ihn seine Freunde zum erstenmale nach langer Krankheit auf den schönen Hügel führten, der sein liebliches Heimatthal überschaute, und als sie ihn fragten, wie ihm die Welt nun wieder erscheine: Nicht mehr wie sonst.

Ähnlich erging es heute dem guten Ephraim. Flörchens Lippen schienen die Zauberkraft zu besitzen, schwere Thüren aufzusprengen, die seinen bedrückten Geist von der lebendigen Natur trennten. Er sah in die Natur hinein und kannte sie nicht mehr. Sie war eine andre geworden. Die alten, geraden Stämme der Bäume standen freilich noch da, und droben wölbte sich noch das grüne Blätterdach, auch das Buschwerk, Kulissen gleich um den Spielplatz geschoben, war noch dasselbe, aber es lag ein Etwas darauf und es zog ein Etwas dadurch hin, was alles veränderte. Er fühlte sich nicht mehr als Ephraim, der mit fremden Leuten in einer fremden Umgebung herumgehe, sondern es schien eine Schranke durchbrochen zu sein, die ihn von der Außenwelt trennte, sodaß nun Licht und Leben, welche durch die Welt wogten, auch durch seinen Leib mit Wellen schlugen, und diese Empfindung machte ihn unsagbar glücklich. Er betrachtete Flörchen, die jetzt mit der größten Unbefangenheit einer der Cousinen einen Strauß Wald-Erdbeeren hinreichte, mit einer Dankbarkeit, die sein Herz zu zerschmelzen drohte, als wäre es von Wachs. Dann mischte er sich mit einer Lust und einem Geschick in das Spiel, die ihn selber verwunderten. Er schien Springfedern in den Füßen zu haben, und die Regeln waren ihm jetzt so klar, als hätte er das Spiel selbst erfunden. Er trat an Flörchens Stelle als Ordner der Lustbarkeit und schlug einen Tanz auf dem Rasen vor. Er tanzte mit den Cousinen, er tanzte mit Flörchen, er tanzte wieder mit den Cousinen, und er würde nicht erstaunt gewesen sein, wenn er sich in die Lüfte erhoben und dort oben weiter getanzt hätte.

Herr Adolf Schaible und der Forsteleve aber waren durstig geworden und verlangten nach der Restauration zurückzukehren. So ging man denn Arm in Arm zurück.

Die Eltern fanden, daß es schon spät sei, und wollten nach Hause gehen, aber die jungen Leute wollten noch nicht. Ephraim ließ vom besten Wein auf seine Kosten bringen, was von allen als ein Zeichen seines Takts angesehen wurde und besonders den durstigen Beiden gefiel, die schon mit ihrem Wunsch zu trinken auf Widerstand bei Vater Schaible gestoßen waren. So blieb man

Digitized by Google

denn sitzen, bis die Schatten der Bäume sich ins Unendliche verlängerten und blauer Duft die Höhen umhüllte.

Ephraim war ein unerschöpflicher Redner, Scherze und launige Bemerkungen sprudelten von seinen Lippen, und er beherrschte völlig die Unterhaltung. Sie sahen ihn alle verwundert an und begriffen nicht, woher der blasse, hölzerne Mensch plötzlich soviel Feuer und Geist habe. Er selbst war erstaunt über den Reichtum an lustigen Geschichten und witzigen Einfällen, die in seinem Innern verborgen gelegen hatten und nun hervorquollen wie das Wasser aus dem Felsen, den Mosis Stab öffnete. Er schüttete ein wahres Feuerwerk über die Familien Schaible und Gmelin auf, sodaß sie verdutzt und belustigt nur noch Auge und Ohr waren. Flörchens Augen verließen ihn keine Sekunde, das sah er. Sie war ganz verloren für die Welt und wurde in ein träumerisches Behagen gewiegt, indem sie seiner Stimme lauschte. Das fühlte er. Aber es begann nun zu dunkeln, und Vater Schaible räusperte sich bedenklich. Nun ist es wohl Zeit, sagte er bedächtig und stopfte sich eine frische Pfeife für den Weg nach Hause.

Es ward aufgebrochen. Vater Schaible ging voran, dann kamen Tante Lotte und Mutter Schaible, dahinter die Jünglinge, jeder mit einem Mädchen am Arm. Mit prächtigen Stimmen sangen sie Volkslieder. Ephraim war der letzte und führte Flörchen. Es war ein glückseliges Wandeln. Dunkler und dunkler ward es im Walde, und ein weicher Wind wehte durch die Zweige. Am fernen Horizonte leuchteten die Blitze, und ein langsam verhallender Donner rollte durch den Himmel. Sie schloß sich eng und enger an ihn an, und ihr Haar streifte seine Wange. Er hörte ihren tiefen Athem und fühlte das Schlagen ihres Herzens und von Zeit zu Zeit ein Zittern, das durch ihre Glieder zog.

Fürchten Sie sich? fragte er.

O nein, entgegnete sie, ich fühle nur die Blitze vorher. Wenn ich mir das Haar mache, knistert es, und wenn ich mich im Dunkeln kämme, fliegen die Funken auf.

Ephraim fand sich in Heidelberg angelangt, als er kaum dort oben fortgegangen zu sein glaubte. Er sagte der Familie Gmelin gute Nacht und drückte der Familie Schaible vor dem alten Hause herzlich die Hände. Dann ging er zu Bette und schlief selig bis an den Morgen.

Er erwachte und besann sich, wo er war. Wie schön habe ich geträumt, dachte er zuerst. Dann fiel ihm ein, er sei in der That auf einer Landpartie gewesen und habe ein schönes Mädchen geküßt. — Sie ist wegen Frechheit aus der Schule geschickt, sagte er laut vor sich hin. Wie sonderbar das klang! Was für eine Art von Frechheit das wohl gewesen sein mag? fragte er sich. Gewiß irgend eine harmlose Naivetät, die dem steifleinenen Philister, der sie unterrichtete, mißfiel, weil er zu beschränkt war, um das Anmutige, Göttliche einer ganz wahren, ganz offenen weiblichen Natur zu begreifen. Das ewig Weibliche wird von den Menschen nicht begriffen, wie überhaupt das an sich Schöne dem Menschen

Digitized by Google

zu hoch ist. Er durchlebte in der Erinnerung noch einmal den vergangenen Tag, durchschritt Berg und Thal in Gedanken mit Schaibles und Gmelins, ließ sich in Gedanken noch einmal von Flörchen küssen und hüpfte in der Erinnerung auf dem grünen Grase. Der Eindruck war nicht ganz so wie gestern. Seine Augen schienen heute Morgen durch ein andres Glas zu sehen. Ein Gefühl der Beschämung überkam ihn, und die blasse Furcht, er habe nicht ganz so gehandelt, wie es dem Jünger des Aristoteles zukomme, ließ das helle Sonnenlicht des Neckarthales, welches ihn gestern entzückt hatte, nunmehr verschleiert und ungewiß erscheinen.

Eben noch freutest du dich des ewig Weiblichen, sagte er sich vorwurfsvoll, und du hieltest es für so schön, daß die Menschen es nicht begriffen. Aber du selbst, du hochmütiger Gesell, der so urteilt und sich über seine Nebenmenschen hinwegsetzt, weißt du selbst das ewig Weibliche zu würdigen? Hast du selbst dich so benommen, wie es dem Manne gebührt, der das Schöne erkannt hat? Nein, du hast es nicht. Du hast dich von den Sinnen überwältigen lassen und im niedrigen Weinrausch vergessen, daß der Geist allein das Schöne begreift.

Er erhob sich voller Reue und blickte mit Beschämung nach dem alten Hause hinüber.

Diese braven, einfachen Leute, sagte er sich, diese kindlichen Gemüter, rührend und ehrwürdig in ihrer altgermanischen Gastfreundschaft, wie ihre alte, erinnerungsreiche Wohnung selbst, ließen dich in ihrer Mitte verweilen ohne die Gefahr zu kennen, die ihnen von deinem zersetzenden Geiste drohte. Du aber hattest nichts besseres zu thun als ihre Tochter zu verlocken. Ist es nicht genug, daß du dich selbst unglücklich machst mit diesem kritischen Sinn, der nicht ruht, bis er jeder Erscheinung bis auf den letzten Grund gedrungen ist, mußt du auch noch bei andern die Unbefangenheit und Unschuld vernichten, indem du mit frevelnder Hand den Schleier des verhüllten Geheimnisses zerreißest? Oder war es etwas andres, als du dies schöne Mädchen über die Grenze hinüberzogst, die zwischen Seelenfrieden und Sinnenglück gezogen ist und von einem gütigen Gotte diesem Mädchen noch verhüllt war? Du bist der Teufel, der diesem Engel nahte. Sie kannte sich selbst nicht, sie war wie die Blume des Feldes, sie weiß selbst nicht, wie schön sie ist, denn ich habe gesehen, wie sehr sie ihr Äußeres vernachlässigt und sich nur den Eltern zu Gefallen schmückt, wenn sie mit ihnen am Sonntag Nachmittag ein einfaches Vergnügen aufsucht. Und doch liegen alle Keime des Verderbens in ihr, um sie zum Abgrunde zu führen, wenn der Verführer naht. Denn sie hat eine üppige Natur, ein leicht erregtes Blut, Geist, Behendigkeit des Witzes und Freude an jeder Art von Lust. Um so mehr mußtest du dich hüten, für sie der Versucher zu werden. Aber du bist schwarz! Nun sehe ich ein, warum die Natur mich unglücklich macht. Die hohe Sonne ist mir zu mächtig, Berge und Thäler und Ströme kann ich nicht zerpflücken, aber eine Rose zerpflücken, dazu habe ich die Kraft, und nur in der Zerstörung finde ich meine Freude.

Digitized by Google

Er sank zerknirscht auf einen Stuhl nieder und vergrub sein Gesicht in den Händen.

In strenge Zucht will ich mich nehmen, sagte er sich dann, nach langem Sinnen aufstehend. Nie wieder soll mich die Freude verlocken. Ich werde nur noch Wasser trinken, ich will das alte Haus nicht wieder sehen, ich will die verweichlichenden Töne der Musik nicht mehr hören.

Er setzte sich an die Arbeit und studirte den ganzen Tag. Er sah nicht über die Straße. Als am Nachmittage drüben das Klavier ertönte, verstopfte er sich die Ohren. Er ging nicht ins Kolleg, um nicht den Jüngling zu sehen, der die Züge seiner Schwester ihm vor die Augen bringen konnte. (Forts. folgt.)

Literatur.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen von Karl Goedeke. Dritter Band. Siebentes (Schluß-)Heft. Dresden, L. Ehlermann, 1881.

Mit dem vorliegenden siebenten Hefte ist der dritte Band des allbekannten Goedekeschen Grundrisses und damit zugleich das ganze Werk komplet geworden. Wenigstens macht der Verfasser hier einen Abschluß und bleibt uns somit den zweiten und dritten Abschnitt des achten Buches, welche die neueste Zeit hätten umfassen sollen, schuldig. Er schließt mit dem Jahre 1830, doch so, daß er jeden einmal berührten Schriftsteller auch über diesen Zeitraum hinaus bis an sein Lebensende verfolgt.

Es ist bedauerlich, daß Goedeke von einer Weiterführung des Werkes absehen will, aber auch so müssen wir ihm für das Gebotene in hohem Maße dankbar sein. Wahrhaft erstaunlich ist die Masse des in diesem dritten Bande aufgespeicherten Stoffes. Aber nicht eine unverdaute und unverdauliche bloße Ablagerung von beliebig und planlos zusammengerafften Notizen liegt vor uns, sondern ein nach einfachen Gesichtspunkten mit kritischem Scharfsinn geordnetes Material, ein vollständiger Apparat zum Studium der Geschichte der deutschen Dichtung.

Die Eigenartigkeit und die Vorzüge des Goedekeschen Grundrisses sind bekannt; seit 25 Jahren, wo das erste Heft erschien, ist dasselbe in den Händen und in steter Benutzung aller, die sich mit deutscher Literaturgeschichte, sei es ex professo, sei es gelegentlich, befassen, und es ist mehr als die herkömmliche Phrase, wenn wir sagen, daß er ihnen allen ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden ist. Der Schwerpunkt des Werkes beruht, außer in der erstrebten Vollständigkeit der aufgeführten Schriftsteller, in der den breitesten Raum einnehmenden, mit der größten Gewissenhaftigkeit gearbeiteten Bibliographie. Um eine Vorstellung von der Reichhaltigkeit dieses Teiles wie des Ganzen überhaupt zu geben, bemerken wir nur, daß der Verfasser es nicht verschmäht hat, auch die belletristischen Journale und Sammelschriften früherer Zeit für seine Zwecke auszuziehen, daß er für den, der weiter forschen will, ein reiches biographisches Quellenmaterial mitgeteilt hat, und daß er den Schluß macht mit einer ebenso erschöpfenden Literatur der schönwissenschaftlichen Übersetzungen. Neben dieser großen Fülle tritt zwar der verbindende Text in den Hintergrund, doch versteht es der Verfasser sehr wohl, bei aller Präzision ein deutliches und anschauliches Bild, sei es einer Zeitrichtung, sei es eines einzelnen Dichters, zu zeichnen. So ist beispielsweise die romantische Schule, so die Wiener Zauberposse mit wenigen Worten treffend charakterisirt. Die Koryphäen der Schriftstellerwelt behandelt der Verfasser an der Spitze ausführlicher und läßt

Digitized by Google

dann auf sie in einem endlosen Zuge, geographisch und chronologisch geordnet, die minder glücklichen folgen. Wie wenige davon sind heutzutage noch, selbst dem Fachmanne, auch nur dem Namen nach bekannt! Und doch sind darunter Autoren, die zu ihrer Zeit viel gelesen und beliebt waren, wie die stattliche Reihe ihrer Schriften ausweist. Es hat ein riesiger Sammlerfleiß dazu gehört, alle diese längst Vergessenen wieder ans Licht zu ziehen.

Ein dem dritten Bande beigegebenes Register — die beiden ersten hatten schon früher eins erhalten — ermöglicht es, rasch jeden beliebigen Autor aufzufinden, und erleichtert somit wesentlich die Benutzung des Buches. So besitzen wir denn in demselben ein in der Beherrschung des bibliographischen Materials einzig dastehendes Repertorium der gesammten deutschen poetischen Literatur und können das in Anlage wie Ausführung gleich vortreffliche Werk allen Literaturfreunden, denen es bisher unbekannt geblieben sein sollte, nur aufs angelegentlichste empfehlen. — r.

Rembrandts früheste Thätigkeit. Der Künstler in seiner Vaterstadt Leiden. Von W. Bode. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, 1881.

Zu jenen Produkten des modernen Alexandrinertums, die sich die Aufgabe stellen, aus dem Leben und Wirken einer bedeutenden Persönlichkeit einzelne Perioden gesondert zu beleuchten, gehört auch der vorliegende Separatabdruck einer vorher schon in der Kunstzeitschrift „Die graphischen Künste“ erschienenen Abhandlung. Wenn der Wert einer kunstgeschichtlichen Arbeit ausschließlich in einer luxuriösen Ausstattung bestünde, so müßte diese Publikation im Hinblick auf ihr ansehnliches Format, die Opulenz ihres Papieres und Druckes und die zahlreichen zum Teil pompösen Abbildungen sehr hoch rangirt werden. Dem steht leider entgegen der die letzteren begleitende Text, der wenig neues bietet und bei seiner nüchternen und trockenen Betrachtungsweise, welche fast lediglich auf die Mache der in Frage kommenden Werke gerichtet ist, auf einen weiteren Leserkreis von vornherein verzichtet. Daß die Entscheidungen über Echtheit und Unechtheit, sowie die angestellten Datirungsversuche größtenteils auf rein subjektivem Belieben beruhen, wird diejenigen, denen des Verfassers Stellung zu dem vielberegten Berliner „Rubens“ noch erinnerlich ist, kaum befremden. Unverständlich ist uns, weshalb der Verfasser (S. 18) die Bemerkung Vosmaers über die Heilige Familie zu München „unverständlich“ findet; dieselbe will doch eben nur sagen, daß der Künstler mit dem armen Joseph nicht viel anzufangen wußte, der ja auch in den Bildern italienischer Meister, wie Bode nicht unbekannt sein wird, eine ziemlich traurige Rolle zu spielen pflegt. Daß Rembrandt in dieser Figur die Bibel habe „verhöhnen“ wollen, ist doch schlechterdings aus den Worten des berühmten Rembrandtbiographen nicht herauszulesen. — Als Proben jenes Jargons, der heutzutage selbst unter denen grassirt, die mit so vornehmer Geringschätzung wie der Verfasser (S. 1) auf „Belletristen und Schöngeister“ herabblicken, seien zum Schlusse, um abzusehen von ungeschickten Satzkonstruktionen, der konstanten Verwechslung der Partikeln „wie“ und „als“ u. s. w., nur zwei Wendungen von mehr als zweifelhafter grammatikalischer Kurfähigkeit angeführt: „So sehr sind,“ lesen wir S. 21, „die Komposition und der Ausdruck über die malerische Wirkung und Behandlungsweise vernachlässigt,“ und S. 23: „In Szenen wie das Petrusschifflein . . . oder die Auferweckung des Lazarus“ u. s. w. Einem arglosen Belletristen mag dergleichen in einer Zeit allgemeiner Sprachverwilderung zur Not hingehen, nicht aber Autoren, die bei jeder Gelegenheit ihre Zünftigkeit so geflissentlich betonen. p. s.

Für die Redaction verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die Inkonsequenz des Fürsten Bismarck.

Der Gegensatz, in welchen der Reichskanzler gedrängt worden ist, nicht zum Liberalismus, sondern zu derjenigen Generation liberaler Parlamentarier, welche bis jetzt allein das Augenmerk der liberalen Wähler auf sich zu lenken gewußt hat, wird immer heftiger. Dies zeigt sich auch in dem unruhigen Wechsel der Waffen, nach denen die Gegner des Fürsten greifen. Das Gespenst einer aus Absolutismus, Feudalismus und Jesuitismus zusammengesetzten Reaktion hat man längst ausgemalt, aber es hat kaum einen Tag seine Wirkung gethan. Dann kam die Diktatur, die Allgewalt des einen Mannes, die Stellung eines major domus im fränkischen Recht, die Knechtung der Krone durch den Ministerabsolutismus, und wie die Kunstausdrücke alle lauten. „Wir wollen von den Hohenzollern regiert sein!“ rief Herr Eugen Richter in einer Berliner Wählerversammlung unter ungeheuerm Beifall. Darauf hat der Kaiser in der unvergeßlichen Botschaft vom 17. November das ganze Gewicht seiner ehrwürdigen Persönlichkeit für die Wege der innern Politik, namentlich für die Sozialreform eingesetzt, und nachher durch den Erlaß vom 4. Januar in seiner schlichten königlichen Weise die Mähr zerstreut, welche mit erstaunlicher Dreistigkeit der Fortschritt ausgerufen, als trügen die Hohenzollern die Namensherrschaft der gefangenen Merowinger. Dieses Eintreten des Kaisers für die vom Fortschritt bekämpften Maßregeln hat den letztern nicht wenig erbittert. Er hatte nach der Hand des Kaisers in unehrerbietiger Weise gerufen, und nun diese Hand sich zeigt, klagt er über den Mißbrauch der königlichen Würde, welche in unnahbarer Höhe und unerschütterlicher Neutralität verharren müsse. Unglaublich ungeschickt suchte man die Waffe, die man in der Behauptung gefunden zu haben glaubte, der Minister dränge den König zurück, schleunigst mit der entgegenge-

Digitized by Google

setzten zu vertauschen, der Minister flüchte hinter die Krone. Nachdem dies mißlungen, kehrt man um so eifriger zu einer andern, schon vorher gelegentlich erhobenen Anklage zurück, zu den gigantischen Plänen des Kanzlers, die alles verwirren und jede Basis der Möglichkeit verlassen sollen. Die Furcht, die man so erregen will, bestätigt und bestärkt man durch den Hinweis auf den beständigen Wechsel, auf die Überstürzung in den Plänen des Kanzlers, von denen der neueste nie den Vorgänger ausreifen lasse.

Zwei Dinge sind es, welche diesem Vorwurf einen Schein der Wahrheit leihen, den man zerstreuen muß. Der Aufbau des Reiches und seine Ausstattung mit Institutionen, welche die gewaltigen Anforderungen der Zukunft tragen können, ist eine Aufgabe, deren Größe und Vielseitigkeit einen gewöhnlichen Geist wohl erschrecken kann. Jeder einzelne Teil derselben hat die mannigfaltigsten Beziehungen zum Ganzen, die man, um die verschiedensten Elemente zu überzeugen und zu gewinnen — denn die Aufgabe wird nicht von einer absolutistischen Regierung gelöst —, im Tagesstreit abwechselnd hervorheben muß. Dies läßt sich fälschlich als ein Wechsel der Grundansicht darstellen, ohne es im mindesten zu sein. Allein die Gegner haben hier noch eine wirksamere Waffe als ihre eignen Fälschungen. Es kann von ihnen die großartige Wahrheitsliebe des Fürsten ausgebeutet werden, der zwar im diplomatischen Spiel sich nicht die Kenntnis der geringsten Thatsache entreißen läßt, auf welche kein Gegner Anspruch hat, der aber in Bezug auf seine Person nicht den kleinsten Flitter falschen Glanzes duldet. So liebt es der Fürst zu wiederholen, daß er nicht zu denen gehöre, die nicht nötig haben zu lernen, daß er irren könne und öfters geirrt habe. Ein solches Bedürfnis, in Bezug auf persönliche Autorität nur im vollen Lichte der Wahrheit dazustehen, kann verfänglich werden. Wie unrecht haben doch diejenigen, welche dem Fürsten nachsagen, er treibe die innere Politik nach den Regeln des Kriegs! Im Kriege ist es geboten, den Feind über unsre Stärke und Unfehlbarkeit zu täuschen. Man möchte wünschen, daß der Fürst diesem Gebote seinen parlamentarischen Feinden gegenüber nachlebte, sogar um der Wahrheit willen. Keine Wirkungen sind so zähe wie die der Selbstverleumdung. In einem Anfall von solcher Demut vor der Wahrheit hat Lessing den Deutschen erzählt, er sei kein Dichter, sondern ein mühsamer Verstandesklügler, und sie haben es ihm bis heute geglaubt.

Wer den Versuch macht, mit der Unbefangenheit eines künftigen Historikers die politische Thätigkeit des Fürsten Bismarck zu überblicken, der bewundert die gegenüber dem Gedränge der zusammengesetztesten Aufgabe stets im Auge behaltene Folgerichtigkeit eines großen Planes ebenso wie die Sicherheit, mit der die richtigsten Mittel im einzelnen von Anfang an ergriffen worden. Verfolgen wir dies ein wenig in Bezug auf seine innere Politik.

Die Zollreform von 1879 bietet ein Mittel unerschöpflicher Anklage auf eine jähe, unvermittelte, oberflächliche oder gar durch Nebenzwecke herbeigeführte

Digitized by Google

Bekehrung zu einem entgegengesetzten System. Der Fürst hat seinerseits mehrmals das Geständnis abgelegt, daß ihm bis dahin die Fragen der Handelspolitik verhältnismäßig fremd gewesen, daß er, von auswärtigen Dingen überwiegend in Anspruch genommen, sich auf den Präsidenten des früheren Bundeskanzleramtes, nachmals Reichskanzleramtes verlassen habe — ein ergiebiger Stoff zur Verdächtigung. Denn wie bequem läßt sich nun der schnelle Erwerb selbständiger Einsicht anzweifeln, wie bequem der Tadel übernommener Verantwortung für eine falsche Politik von großer Tragweite begründen. Aber man kommt zu solchen Anklagen nur durch die unbillige, wahrheitswidrige Ausbeutung vereinzelter Äußerungen. Als der Kanzler den eignen Blick auf die Handelspolitik wandte, begriff er die Notwendigkeit eines neuen Weges. Aber die frühere Leitung trifft darum nicht der Vorwurf, daß sie falsche Wege gegangen, sondern nur der Vorwurf, die Notwendigkeit eines andern Weges nicht im rechten Moment begriffen zu haben. Keine Regierungsthätigkeit steht so unter dem Gebote der Opportunität wie die Handelspolitik. Als Napoleon III. den Handelsvertrag mit England geschlossen, dem eine ganze Reihe ähnlicher Verträge folgten, auch ein solcher zwischen dem damaligen Zollverein und Frankreich, wäre es sehr unrichtig gewesen, sich dieser europäischen Bewegung zu widersetzen. Sie trieb zu einem Experiment, dessen Ergebnis man abwarten mußte. Als aber bei dem herannahenden Ablauf der Handelsverträge allgemein die Lust zur Erneuerung schwand, wäre die isolirte Fortsetzung der Freihandelspolitik ebenso pflichtwidrig gewesen wie früher die isolirte Ausschließung von derselben. Der Fehler der deutschen Handelspolitik war, daß unter Führung der Minister Camphausen und Delbrück, auch nachdem der Krieg von 1870 den deutsch-französischen Handelsvertrag auf die Meistbegünstigungsklausel reduzirt hatte, unsrerseits immer noch einseitig Zölle herabgesetzt wurden. Aber der europäische Umschwung war es nicht allein, der das Verharren auf der Freihandelsbahn selbstmörderisch machte. Es kam die ganz neue Erscheinung der Einfuhr amerikanischer und russischer Getreidemassen hinzu, welche dem deutschen Ackerbau die Lebensbedingungen zu entziehen drohte; es kam die wirtschaftliche Niederlage nach dem Taumel der ersten siebziger Jahre hinzu. So war die Zollreform von 1879 nicht das Produkt einer plötzlichen Bekehrung gegenüber unveränderten Thatsachen, sondern das Produkt der rechtzeitigen Würdigung einer kolossalen Veränderung der Thatsachen. Möchte doch jeder patriotische und wahrheitliebende Mann in Deutschland sich diesen Umstand deutlich vor Augen halten, um das Verdienst des Mannes nicht zu verkennen, der den Mut und die sichere Erkenntnis hatte, die verderblichen Folgen veränderter Weltverhältnisse im rechten Augenblick von uns abzuwenden.

Ein andrer ergiebiger Stoff zum Vorwurf der Inkonsequenz ist der Kulturkampf. Die Jahrgänge der Maigesetzgebung, welche das Rüstzeug dieses Kampfes bilden, sind entstanden aus der Wahrnehmung, daß die unter den bis Anfang der siebziger Jahre geltenden Verfassungsbestimmungen immer zunehmende Macht

Digitized by Google

des römischen Klerus sich mit den auf Wiederauflösung der Reichsschöpfung gerichteten politischen Bestrebungen verband. Der Wege, die reichsfeindliche Stellung des römischen Klerus zu ändern, lagen von Anfang mehrere offen. Der Minister Falk machte zum Mittelpunkte der von ihm entworfenen Gesetze den wohlberechtigten Gedanken, die Entfremdung des römischen Klerus von der nationalen Geistesbildung zu beseitigen. Der Minister konnte nicht wissen, daß Rom und sein Klerus lieber die Seelsorge im katholischen Deutschland veröden lassen als jene Forderung erfüllen würden. Darin, daß ersteres geschah, besteht der Kulturkampf, in dem passiven Widerstande der katholischen Geistlichkeit gegen die Anforderung der Maigesetze. Daß man, auf der Falkschen Gesetzgebung beharrend, Rom früher oder später hätte können zum Nachgeben bewegen, braucht nicht bezweifelt zu werden. Aber der Staatsmann, der auf diesem Wege zum Ziele gelangen wollte, hätte eine einmütigere Unterstützung behalten, namentlich eine rüstigere Gestalt der evangelischen Kirche zur Seite haben müssen, als Fürst Bismarck beides fand. Wir stoßen hier auf ein Kapitel, dessen Ausführung besser der Zukunft überlassen bleibt. Aber der Gedanke drängte sich auf, ob es nicht richtig sei, nach des Kanzlers Wort denselben Faden, aber von einer andern Nummer, weiter zu spinnen; ob man den weit aussehenden Gedanken, die Feindschaft des Klerus durch Veränderung der Erziehung abzustellen, nicht vertauschen solle mit dem Gedanken, die politische Neutralität des Klerus, bei staatlicher Nachgiebigkeit in Wiederherstellung der Seelsorge, durch den Papst herbeizuführen, ohne sich der Mittel zu berauben, den alten Weg zu betreten, wenn der neue sich als Irrweg erweisen würde. Inkonsequenz ist nicht zu finden, wenn die Wege vervielfältigt werden, wo das Ziel die Hauptsache ist.

Zu den elementaren Lebensbedingungen jedes Staates gehört eine Steuerverfassung, deren Erträge wachsen mit den steigenden Staatsbedürfnissen, welche in der Regel dem Wachstum der Gesellschaft selbst parallel laufen müssen. Auch darf die naturgemäße Zunahme des Steuerertrags nicht gehemmt werden durch eine in der Anlage verfehlte Erhebungsform. Fürst Bismarck erkannte diese Lebensbedingungen des Reiches bereits, als er nur erst die Grundlagen des letztern durch den Norddeutschen Bund und durch das Zollparlament gelegt hatte. Schon im Jahre 1869 forderte er indirekte Bundessteuern, und auf seinen Betrieb legte der preußische Finanzminister v. d. Heydt eine Anzahl Steuerentwürfe in diesem Sinne vor. Sie wurden mit einer Fülle von Hohn und Superklugheit zurückgewiesen. Es war das erste unvorsichtige Rütteln der Liberalen an dem auf Grund der Erfolge von 1866 und auf dem Boden der nationalen Idee mit dem Kanzler geschlossenen Bunde. v. d. Heydt trat zurück, ihm folgte Camphausen, der sich zunächst durch Aufhebung des Tilgungsverfahrens der Staatsanleihen zu helfen wußte. Dann kam der französische Krieg mit der Frucht der Milliarden. Wenn der deutschen Finanzpolitik Versäumnisse und Fehler vorgeworfen werden können, so sind dieselben bei der Verwendung der Milliarden

Digitized by Google

begangen worden. Es waren leider die Jahre, wo die Sorgen der auswärtigen Politik den Kanzler gebieterischer als in irgend einer andern Zeit in Anspruch nahmen. Aber hätte er sich auch der Finanzpolitik widmen können, so hätte er das richtige nur in hartem Kampfe mit den Ministern Camphausen, Delbrück und dem liberalen Parlamentarismus durchsetzen können. Dem Kanzler lag in jenen Jahren alles an der Bewahrung des patriotischen Aufschwunges und der innern Eintracht. Davon gab er den stärksten Beweis bei dem Militärgesetz von 1874, wo er den auf jährliche Bewilligung der Aushebungsziffer dringenden Reichstag hätte auflösen und bei der damaligen unzweideutigen Volksstimmung ein anderes Parlament hätte erhalten können. Vom Krankenlager aus vermittelte damals der Kanzler und bewirkte das erste Septennat, ein Opfer, das ihm der Liberalismus schlecht gelohnt hat. Denn als der Kanzler im Herbst des folgenden Jahres wiederum die Begründung einer Reichssteuerverfassung, anstatt der in jeder Hinsicht nachteiligen Matrikularbeiträge, anregte, wurde die bloße Ankündigung dieses Gedankens als Konfliktsdrohung behandelt, so daß der Kanzler bei seinem ersten Erscheinen vor dem damaligen Reichstage versichern mußte, die Abgeordneten könnten die Steuervorschläge in völlig konfliktfreier Situation nach ihrem pflichttreuen Ermessen behandeln. Das thaten die Herren, indem sie alles ablehnten. Unter Herrn Richters Führung wurde das bereits vorhandene Defizit durch Aufzehrung eines Bestandes nach dem andern verdeckt, bis man eben keinen Bestand mehr hatte. Im Jahre 1879 konnte man sich endlich der Notwendigkeit, selbständige Reichseinnahmen durch Finanzzölle zu schaffen, nicht mehr entziehen; das heißt, was alle andern nicht konnten, konnte der Fortschritt, aber er war in der Minorität. Indes was der Reichstag 1879 bewilligt hatte, war nur der Anfang zu einer Steuerverfassung, wie sie das Reich bedarf. So hat der Kampf um dieses Fundament, ohne welches der neue Reichsbau zusammenbrechen muß wie einst der Bau des alten Reiches, seinen Fortgang nehmen müssen. Theoretisch ist der Kanzler unter unsäglicher Mühe ein gutes Stück weiter gekommen. Niemand wagt mehr, ernstlich einer Erhöhung der direkten Steuern das Wort zu reden, während vor zehn Jahren noch das Projekt einer direkten Reichseinkommensteuer erörtert und Propaganda für dasselbe auf Wanderversammlungen gemacht wurde. Man begnügt sich jetzt, das weitere Bedürfnis zu leugnen. Als ob der deutsche Staat und die deutsche Gesellschaft für ihre Lebensentwicklung nicht eine Reihe von unerläßlichen Aufgaben vor sich sähen, welche große Geldmittel erfordern! Wenn nun der öffentlichen Meinung von diesen Aufgaben bald die eine, bald die andre zum Bewußtsein gebracht wird, bald die Entlastung der Gemeinden, bald die Sorge für die notleidenden Klassen, bald die Erhöhung des Gehaltes der Staatsbeamten — und man könnte noch eine ganze Reihe ebenso unumgänglicher Aufgaben aufzählen —, so soll auch dies zu einem Wechsel der Pläne gestempelt werden. Diese Zwecke erfordern sämmtlich Befriedigung. In welcher Folge, das muß

Digitized by Google

sich aus den Erfolgen der Steuerreform und aus dem Schritt der gesunden Entwicklung des Volkswohlstandes ergeben. Aber keinen dieser Zwecke könnte man für immer vernachlässigen, ohne die Nation in ihrer Kraft zurückzubringen und in ihrem harmonischen Organismus zu stören. Bei dem Kampfe für die Finanzpolitik ist keine Inkonsequenz, sondern eher eine zu rasche Enthüllung der Konsequenzen hervorgetreten.

Wir erwähnen kurz die Verstaatlichung der Eisenbahnen. Im Frühjahr 1876 regte Fürst Bismarck den Plan an, zunächst in der Form, daß die preußische Regierung durch ein Gesetz ermächtigt werden sollte, über die Abtretung ihrer Staatsbahnen an das Reich zu verhandeln. Der Gesetzentwurf wurde angenommen, obwohl Herr Richter ihn mit dem Argument bekämpfte, zur Verstaatlichung der Eisenbahnen müsse man einen Eisenbahn-Bismarck haben. Wirksamer als Richters Widerstand war der des Finanzministers Camphausen, welcher es nicht einmal zur Ermittelung des Wertes der preußischen Staatsbahnen kommen ließ. Ostern 1878 war dieser Widerstand mit Camphausens Rücktritt gebrochen. Aber die Idee des Reichseisenbahngesetzes war inzwischen durch den Trieb der Bundesstaaten, sich jeder seiner Eisenbahnen zu bemächtigen, vereitelt. Es konnte nur die Verstaatlichung der preußischen Bahnen durch den preußischen Staat erfolgen. Da sie dem Staate bereits jetzt einen Überschuß von dreißig Millionen Mark einbringt, so wird die Maßregel wohl nie wieder von einem Finanzminister bekämpft werden, sondern höchstens noch von den Vertretern der Privatinteressen prosperierender Eisenbahnen, oder auch zum Schein von den Vertretern nicht prosperierender Eisenbahnen, denen an hohen Verkaufspreisen gelegen ist.

Wir kommen zur Sozialreform. Hier hat der Kanzler wiederholt erklärt, daß er nur die ersten Steine eines Generationen erfordernden Baues legen könne, und der Kaiser hat in der Botschaft vom 17. November erklärt, daß er sich zu der Anregung dieser Reformen ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Erfolg vor Gott und Menschen verpflichtet halte. Aber auch bei der Legung des ersten Steines eines so schwierigen Baues hat sich die glückliche Hand des Kanzlers bewährt. Ob die Versicherung in ihren verschiedenen Zweigen der richtige Ausgang für eine dauernde Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen werden könne, wurde noch bei dem Antrage, den der Abgeordnete Stumm über die Bildung von Vereinen nach dem Muster der bergmännischen Knappschaften im Jahre 1879 gestellt hatte, überwiegend bestritten. Seitdem der Reichskanzler den Unfallversicherungsentwurf vom Frühjahr 1881 vorgelegt hat, findet der Gedanke, die Versicherung und sogar den Versicherungszwang als Ausgangspunkt zur Hilfe für die arbeitenden Klassen zu nehmen, unaufhaltsam Verbreitung, und die liberale Partei selbst hat, unterstützt von allen ihren Fraktionen, einen Gegenentwurf eingebracht, der dem Bismarckschen Entwurfe den Versicherungszwang entlehnt, im übrigen freilich die Idee in einer Weise aus-

Digitized by Google

führt, wodurch sie unbrauchbar wird. Aber einen großen Triumph glauben die Liberalen über den Kanzler gefeiert zu haben, als er mit seiner gewöhnlichen Offenheit erklärte, daß er von dem Gedanken einer Centralversicherungsanstalt ablasse. Als ob er damit seinen Grundgedanken aufgegeben hätte, als ob die einheitliche Versicherungsanstalt nicht wieder erschiene in der unentbehrlichen Kontrolle über die zu bildenden Zwangsgenossenschaften oder Versicherungskorporationen.

Es sei der Widerlegung genug, aber die Frage sei erlaubt: Wie verhält es sich mit der Konsequenz der Ankläger, die so viel von der Inkonsequenz des Fürsten Bismarck wissen?

Alles für das Reich! rufen die Liberalen. Aber keinen Pfennig dauernder Einnahme über das Existenzminimum hinaus, damit das Reich alljährlich dem Schwanken mißwollender oder kurzsichtiger Majoritäten preisgegeben sei. Der Schutzzoll ist ein Unheil! rufen die Liberalen. Aber sie erklären, vorläufig sei die Zollreform nicht zu bekämpfen; die Nationalliberalen erklären ihre Beibehaltung sogar für eine offene Frage. Jedes Entgegenkommen gegen Rom ist ein Gang nach Canossa! rufen die Liberalen. Aber sie erklären die Maigesetzgebung für revisionsbedürftig, welche die Regierung behalten will, sie stimmen zum größten Teil mit Windthorst für die Aufhebung des Gesetzes gegen die widerrechtliche Anmaßung kirchlicher Ämter. Die Eisenbahnverstaatlichung giebt dem Staate viel zu große Macht! rufen die Liberalen. Aber sie gestehen, daß die Konsolidation der Eisenbahnen unaufhaltsam und in jeder andern Hand schädlicher sei als in der des Staats. Der ernste Versuch, die arbeitenden Klassen wenigstens in der Sicherheit der Existenz den übrigen Teilen der Gesellschaft gleichzustellen, ist ein gigantischer, ausschweifender Gedanke! rufen die Liberalen. Aber bevor die Hand an dieses Werk gelegt war, mahnten sie jeden Tag an das bei dem Sozialistengesetze von 1878 gegebene Versprechen, auf positive Heilung der Schäden Bedacht zu nehmen, und der Fortschritt höhnte, daß dieses Versprechen für immer ein leeres bleiben werde.

Dem geschlagenen Konsul votirte nach der Schlacht bei Canä der römische Senat den Dank, weil er am Vaterlande nicht verzweifelt habe. Im heutigen Deutschland sollten alle Männer, die sich ein klares Urteil bewahren, einem Staatsmanne den Dank votiren, der, von Erfolg zu Erfolg schreitend, an einem Vaterlande nicht verzweifelt, das ihm jeden neuen Schritt mit Widerstand, Verdächtigung und Schmähung unmöglich zu machen seine ganze Leidenschaft aufbietet.

Digitized by Google

Verbotene Bücher.

Aus den Censurakten der Leipziger Bücherkommission.

Mitgeteilt von G. Wustmann.

Gewöhnlich sagt man, daß die Hauptursache, weshalb der deutsche Buchhandel im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts von der Frankfurter Messe sich mehr und mehr hinweggewandt und seinen Schwerpunkt nach der Leipziger Messe verlegt habe, in den Belästigungen und Verfolgungen zu suchen sei, denen der Buchhandel des protestantischen Nordens von seiten der katholischen Kaiserlichen Bücherkommission in Frankfurt ausgesetzt gewesen sei. Diese Ansicht trifft auch gewiß das Richtige. Dennoch hat es Zeiten gegeben, namentlich Zeiten theologischer Kämpfe, wo auch in Leipzig der Buchhandel nicht auf Rosen gebettet war. Man braucht nicht zurückzugehen bis zur Reformationszeit, wo Herzog Georg von Sachsen, der erbitterte Gegner Luthers, jahrzehntelang, von der Leipziger Disputation an bis zu seinem Tode (1539), die Verbreitung reformatorischer Schriften hartnäckig bekämpfte und wo der in der Geschichte des deutschen Buchhandels einzig dastehende Fall sich ereignete, daß ein umherziehender Buchhändler von Nürnberg, Hans Herrgott, der im Herzogtum Sachsen beim Vertrieb einer sozialistischen Flugschrift betroffen worden war, in Leipzig mit dem Schwerte hingerichtet wurde (Mai 1527); auch nicht bis in die Zeit der calvinistischen Fehden, wo der wackere, calvinistisch gesinnte Leipziger Buchhändler Ernst Vögelin, um den Nachstellungen des orthodox-lutherischen Kurfürsten August zu entgehen, seine Druckerei, seine Buchhandlung und seine Familie im Stiche ließ und sich nach Heidelberg flüchtete, worauf der Kurfürst seine Druckerei mit Beschlag belegte und den ihm ergebenen Leipziger Bürgermeister Hieronymus Rauscher als Verwalter hineinsetzte. Auch in einer Zeit, wo der Übergang des buchhändlerischen Hauptgeschäfts von Frankfurt nach Leipzig bereits eine vollendete Thatsache war, während der pietistischen Bewegung und der „Thomasischen Händel“ am Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, und später wieder im Zeitalter der Aufklärung entfaltete die Leipziger Censurbehörde, wetteifernd mit dem Oberkonsistorium in Dresden, eine außerordentliche Geschäftigkeit, Wachsamkeit und Strenge.

Wie in andern Universitätsstädten, lag auch in Leipzig schon seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts das Censurrecht in den Händen der Universität. Nach einem Erlaß des Kurfürsten August vom Jahre 1560 sollten die Dekane der einzelnen Fakultäten an allen in Leipzig zu druckenden Büchern, mit Ausnahme poetischer Werke, Censur üben. Ein Reskript des Kurfürsten Johann

Digitized by Google

Georg II. von 1661 ordnete an, daß die theologische, juristische und medizinische Literatur von den Dekanen der betreffenden Fakultäten censirt werden sollte; in der philosophischen Fakultät sollte jeder ordentliche Professor das Censurrecht über die in seine Wissenschaft einschlagenden Schriften haben, außerdem der Dekan über die Werke gemischten Inhalts. Für die Untersuchung und Bestrafung von Vergehen gegen die Censurgesetze gab es aber bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kein festes Verfahren. Die Buchdrucker und Buchhändler galten zwar für „Universitätsverwandte“ und drängten sich als solche, wo es ihren Vorteil galt, nur gar zu gern in den Schatten der akademischen Gerichtsbarkeit. Dennoch konnte die Regierung in Strafsachen die Mitwirkung des Rates nicht entbehren, und so übertrug sie die Untersuchung und Ahndung von Censurvergehen bald dem Rate allein, bald dem Rate und der Universität zugleich, bald einem oder mehreren Professoren und dem Rate zugleich. Erst 1687 wurde mit der Einsetzung der „Kurfürstlichen Bücherkommission“ eine feste Behörde geschaffen, vor deren Forum von nun an alle Übertretungen der Censurgesetze und — wie gleich noch hinzugefügt sein mag — alle Privileg- und Nachdruckstreitigkeiten gewiesen wurden.

Diese Bücherkommission bestand aus zwei Gliedern: aus einem Professor der Universität und aus dem Rate der Stadt. Alle ihre Schriftstücke tragen die Unterschrift eines Professors, und darunter die Worte: Der Rat zu Leipzig. In der Praxis bestand die Kommission freilich nur aus zwei Personen, aus dem betreffenden Professor, dem dieses Amt auf Lebenszeit übertragen war, und dem jedesmaligen Deputirten des Rates, der alljährlich bei der Ratswahl zu Bartholomäi (im August) neu ernannt wurde. Man richtete dabei sein Augenmerk in der Regel auf Männer, die in literarischen Dingen besonders bewandert waren.

Das umfängliche Aktenmaterial dieser Bücherkommission, aus hunderten von Aktenbänden bestehend, eine reiche Quelle für die Geschichte des deutschen Buchhandels, namentlich während des achtzehnten Jahrhunderts, bewahrt das Leipziger Ratsarchiv. Im nachfolgenden teile ich ein paar Lesefrüchte aus den Censurakten mit, die dem Literarhistoriker nicht unwillkommen sein werden. Sie umspannen die Zeit von Thomas und Gottsched bis zu Lessing und Goethe. Für später behalte ich mir vor, einige auf unsre Klassiker bezügliche Mitteilungen aus den Privilegakten zu geben.

Der erste, der die Segnungen des neuen Instituts gründlich zu schmecken bekam, war Christian Thomas. Seit Luthers Tagen war niemand so planmäßig von den Leipziger Theologen verfolgt und gemaßregelt worden wie dieser kühne Neuerer und Aufklärer. Das Schlimme war, daß gleich anfangs zwei seiner Hauptgegner, die beiden theologischen Professoren Valentin Alberti und Benedict Carpzov, nach einander Mitglieder der Bücherkommission waren, Alberti bis 1697, Carpzov bis 1699.

Digitized by Google

Thomas hat die Geschichte seiner Verfolgung selbst ausführlich erzählt im dritten Teile seiner „Juristischen Händel“ und im zweiten Teile seiner „Vernünfftigen und Christlichen Thomasischen Gedancken.“ In den erhaltenen Akten der Leipziger Bücherkommission interessirt vor allem der Anfang dieser Streitigkeiten, der sich an die von Thomas herausgegebenen „Schertz- und Ernsthafften Gedancken“ — die erste in Deutschland erschienene Zeitschrift in deutscher Sprache — knüpfte.

Am 11. Januar 1688 sandte Dr. Alberti von Dresden aus, wo er sich damals aufhielt, ein an ihn und den Leipziger Rat gerichtetes Schreiben, das ihm in Dresden — natürlich auf seine Veranstaltung hin — übergeben worden war, und das die Anzeige enthielt, daß unter verschiedenen andern wider das letzte kurfürstliche Censurpatent (1686) verstoßenden Schriften auch eine Schrift erschienen sei mit dem Titel: Schertz- und Ernsthaffter Vernünfftiger und Einfältiger Gedancken über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen Erster Monat oder Januarius. In einem Gespräch vorgestellet von der Gesellschafft derer Müßigen. Frankfurth und Leipzig, Verlegts Moritz Georg Weidmann Buchhändler, 1688. Die Regierung könne den Vertrieb dieser Schrift unmöglich gestatten, die Kommission möge nach dem Verfasser und dem Drucker, ingleichen wer die Schrift censirt habe, Erkundigungen einziehen. Am 13. Januar langte der kurfürstliche Befehl in Leipzig an, und sofort wurde der Verleger Weidmann vor den Rat zitirt und aufgefordert, Autor, Drucker und Censor der Schrift seinen bürgerlichen Pflichten gemäß anzugeben.

Weidmann erklärte, den Autor könne er bona conscientia nicht nennen; die Schrift sei zu Halle gedruckt, und gegenwärtig der Monat Februar bereits unter der Presse. Weil er des Werkes keine Scheu getragen, noch vermeint, daß es im geringsten etwas zu bedeuten haben sollte, so habe er als Verleger seinen Namen auf das Titelblatt gesetzt. Auch werde bereits bei Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht um ein gnädigstes Privilegium angehalten, und er habe gute Hoffnung, es zu erlangen, weil die Schrift nicht nur bei vornehmen Ministris an Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Hofe, sondern auch an auswärtigen Höfen sehr angenehm sei. Der Autoren wären etliche, die aber ihre Namen verschwiegen haben wollten, weil sie andrer Bücher darin censirten. Dieselben habe er auch bereits ein halb Jahr voraus kontentiret. Wenn allzuscharf auf die Censur gedrungen werden sollte, so würden die Buchführer in Leipzig noch ihre Nahrung verlieren, weil anderswo leichter zum Drucke zu gelangen sei und doch hernach alles in Leipzig eingeführt würde. Er sei im Begriff, einen unterthänigsten Bericht einzuschicken, worauf hoffentlich eine andre gnädigste Resolution erfolgen werde.

Hierauf wurde Weidmann entlassen, jedoch für den nächsten Tag nochmals vor den Rat beschieden. Er erschien, erhielt dieselbe Aufforderung wie Tags zuvor, blieb aber bei seiner Erklärung und Weigerung. Nur fügte er hinzu,

Digitized by Google

er werde an den Drucker nach Halle schreiben, der in zwei oder drei Tagen ohne Zweifel sich selbst und auch wohl die Autoren nennen würde; er für seine Person könne dieselben nicht namhaft machen, wisse nichts von ihnen außer dem, was insgemein geredet werde und man etwa mutmaßte. Wofern er einen ohne genügsamen Grund benennete, könnte es ihm schwere Verantwortung bringen. Die Autoren aber würden schon bei Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht selbst einzukommen nicht unterlassen, worauf gewiß andrer gnädigster Befehl zu hoffen wäre. Was das Verbot anlange, die Schrift zu vertreiben, so sei davon einerseits in dem kürfürstlichen Befehl ausdrücklich nichts enthalten, daher wohl auch ein wohlweiser Rat die Grenzen desselben nicht überschreiten werde. Andrerseits liege die Schrift in allen Buchläden, werde öffentlich verkauft, und wenn er als Verleger allein diese Freiheit nicht haben sollte, so würde es ihm schimpflich sein, zumal da große Nachfrage nach dem Büchlein wäre. Der Rat erklärte ihm hierauf, es bleibe zur Zeit in jeder Beziehung bei der ihm gemachten Andeutung, und stattete am folgenden Tage über beide Verhöre nach Dresden Bericht ab.

Am 21. Januar lief, abermals mit einem kurzen Begleitschreiben Dr. Albertis, der noch in Dresden verweilte, ein neuer Befehl des Konsistoriums ein, worin der Rat aufgefordert wurde, Weidmann anzuhalten, die Autoren und den Drucker „eidlich anzuzeigen." So wurde denn der Verleger am 23. Januar abermals vorgefordert und ihm der kurfürstliche Befehl eröffnet. Weidmann blieb dabei, daß er mit gutem Gewissen den Autor nicht nennen könne. Insgemein werde geredet von Herrn Dr. Thomasio und einigen andern, aber wer in Wahrheit der Autor sei, könne er nicht sagen. Der Freund, von dem er die Exemplare zum Verkauf bekomme, habe ihn hoch gebeten, ihn nicht zu nennen; soviel wisse er, daß die Schrift bei Saalfeld in Halle gedruckt werde.

Auf nochmaliges Drängen, denjenigen doch nur zu nennen, von dem er die Schrift bekommen habe, überreichte er folgendes Schreiben von Thomas' eigner Hand, welches sich im Original bei den Akten befindet.

Magnifici

Hoch- Wohl- und Edle, Veste, Hoch- und Wohlgelahrte

auch Hochweise

Großgönstige Hochgeehrte Herren,

Ich vernehme, daß Dieselben vigore erhaltener commission auß dem Hochlöblichen Ober Consistorio zu Dreßden bey Moritz George Weidmannen wieder den Autorem der ohnlängst herausgekommenen Schertz und Ernsthafften Gedancken über lustige und nützliche Bücher und Fragen inqviriret. Nun hat es damit kürtzlich diese bewandtnüß. Alß ich ohnlängst von etlichen vornehmen Leuten, mit denen ich die ehre habe zu correnspondiren, ersucht worden ein journal des Scavans in teutscher Sprache cum judiciis de auditoribus [sic] zu schreiben, ich aber wegen meiner collegiorum und disputationum die müßige Zeit, so auff dergleichen sachen gewendet werden muß nicht gefunden; habe ich etliche auswärtige gute Freunde vermocht, welche wenig zu verrichten haben, dieses an meine Statt auff sich zu nehmen: auch

Digitized by Google

weil ich gemeinet, das hierbey etwas zu erwerben wäre, die unkosten so zu deren verlag gehören, auff mich genommen, weil wie bekannt, ich, alß von salariis publicis destituirt, honesto modo so gut leben muß als ich kann. Gleichwie aber in dergleichen schreibart da mann judicia von denen autoribus geben will, mehrentheilß gebräuchlich daß mann die nahmen derer Autorum verschweige, ich auch sonsten kein buchführer binn; Alſo haben die Autores auch bey diesen journal unter den nahmen der Gesellschafft der Mäßigen Ihre nahmen verbergen, und ich mit Herrn Moritz George Weidmannen solcher gestalt handeln wollen, daß er Seinen nahmen auff das werck solte setzen laßen, das ich Ihm alle monat gedruckt zu überlieffern versprochen, und von verkauffung iedes stücks 6. ₰ haben sollte, wie in gleichen casu Herr Licientiat Mencke die Acta Eruditorum bey Herrn Gledítschen und andern Buchhändlern zu verhandeln gewohnet. Wann dann hochgeehrte Herren, bey dieser bewandnüß Herr Moritz George Weidemann von dem autore weiter keine nachricht alß bisher gemeldet geben kann, ich auch nicht gerne sähe, daß er meinetwegen in ungelegenheit kommen solte; Alß habe ich bey dieser commission interveniendo einkommen, und Meine Hochgeehrte Herren ersuchen wollen, diese meine Schriftliche erklährung denen Commission actis beyzulegen, und ermelden Herr Weidmannen hochgeneigt zu dimittiren oder doch zum wenigsten zuvor an das Hochlöbl. Ober Consistorium einen bericht zu erstatten. Ich binn hierbey erbötig, daferne Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit mich dieses werckß halber fernerweit gnädigst hören wollen, wieder diejenigen, so daßelbige ungleich angegeben haben, alle Zeit Unterthänigste antwort einzusenden, lebe aber dabey des Unterthänigsten Gehohrsamsten vertrauens, es werde Seine Churfürstliche Durchlauchtigkeit wieder meine wiedertwertigen, die unter dieser gelegenheit wie bißhero gar merclich geschehen, mich nachdrücklich zu kräncken suchen, alß dero Gehohrsamsten Unterthanen in dero hohen Schutz nehmen, und verharre in übrigen

Meiner Großgönstigen Hochgeehrten Herren

Dienstfertiger

Leipzigk d. 23. Januar 1688 — Christian Thomas

Als der Rat trotzdem Anstalten traf, Weidmann einen Eid vorzulegen, erklärte dieser, daß er den Eid, so wie er abgefaßt sei, zwar ablegen könnte, da er aber sein Lebtage in dergleichen Begebenheit noch keinen Eid geleistet, so bitte er, ihn hiermit nicht zu übereilen, sondern bis morgenden Tages Bedenkzeit zu verstatten.

Am folgenden Tage überreichte Weidmann seinerseits ein Schreiben, worin er auseinandersetzte, wie durch Thomas' Erklärung die Sachlage eine völlig veränderte geworden sei, und bat nochmals dringend, ihn mit dem Eide zu verschonen, worauf der Rat abermals an das Oberkonsistorium nach Dresden Bericht erstattete. Leider brechen damit die Akten über diese Untersuchung ab.

Ein Aktenstück aus den Jahren 1724 und 1725 gewährt uns einen Einblick in das Treiben der unter dem Weiseschen Einflusse stehenden Leipziger Universitätspoeten aus den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, an deren Spitze der junge Christian Friedrich Henrici stand (als Dichter unter dem Namen Picander bekannt, nachmals der Verfasser mancher Bachschen Kantaten-

Digitized by Google

texte und der Bachschen Matthäuspassion), und denen der junge Gottsched, sobald er in Leipzig festen Fuß gefaßt hatte, nachdrücklich entgegentrat. Anfang März 1724 überreichte Henrici der Bücherkommission folgendes Schreiben:

Magnifice, Hoch Ehrwürdiger, Hoch Edle, Veste, und
Hochgelahrte, auch Hochweiße
Hochgeehrteste Herren!

Ew: Magnificenz Hoch Edl. und Hochweiß. Herr. geruhen aus der Beylage zuersehen, was maßen Johann Gottlieb Bauch ein Buchdrucker im großen Fürsten Collegio alhier sich nicht gescheuet, eine Schmäh- und Ehrenrührige-Schrifft zu drucken, insonderheit aber bin ich vor allen andern in diesen Scripto mit unverantwortlichen Injurien so mir auch rechtlich zu vindiciren vorbehalten will, tractiret worden, als da der Verfaßer

1.) p. 6 lin. . . . mein Nomen fictum Picander | : von der Elster : | lächerl. durchziehet, und lin. 20 mich einen wilden Hacksch genennet
2.) p. 7. lin. 3 einen Lügner betittult
3.) p. 10. bey Gelegenheit meiner aufgefangenen Briefe mich einen Spion gescholten,
4.) p. 11. lin. 5 mich an einen mal honetten Orth verweiset,

Weil nun dergleichen Unternehmen zu meiner gröſten Prostitution vorgenommen, und ich damit vor der Welt öffentl. blämiret werden soll; Alß ersuche Ew: Magnificenz Hoch Edl. und Hochweiß. Herr. hiermit gehorsamst, meine Ehre und Renommée, davon ohne dem mein gantzes Glück dependiret hochgeneigt zu retten, so thane Schmäh-Schrifft gäntzl. zu unterdrücken, und solche weiter zu verkaufen, verkaufen zu laßen, zu verschencken, oder sonst zu distrahiren, noch weiter aufzulegen, bemeldten Bauche zu untersagen; Sothane Hochgeneigte Willfahrung werde mit gehorsamsten Danck erkennen, und allstond (?) verharren

Ew. Magnificenz, Hoch Ehrwürd., Hoch
Edl. und Hochweiß. Herr.
gehorsamster Diener
Christian Friedrich Henrici.

Leipzig
am 6. Martij
1724.

Das Pasquill, welches Henricis Zorn erregt hatte, führt den Titel: Kurtze Nachricht Von dem Plisseniſchen Parnasso Des daſelbſt solenn-angeſtellten Dichter-Carnevals, entworffen, Von Verandern. Leipzig, druckts Johann Gottlieb Bauch.*) Wie Henrici sich als der Dichter „von der Elster" zu bezeichnen liebte, so war hier der ganze Kreis, dem er angehörte, als der „Parnaß an der Pleiße" verspottet. Der Verfasser des Pasquills rät, sich nicht um seinen wahren Namen zu bemühen.

Genung, daß dieser dir durch dieses Blat entdecket,
Wie unser Helicon so voller Dichter steckt,
Die kaum zehn Secula vor diesen auffgebracht.
So, daß sich Phoebus selbst den starcken Kummer macht,
Woher er weiter hin die Lorbern nehmen solte,
Wenn jeder Dichter nur ein Blätgen haben wolte.

*) Ein Exemplar auf der Leipziger Stadtbibliothek.

Digitized by Google

Dann werden die einzelnen Figuren des Karnevals geschildert, hinter deren Masken die wirklichen Gestalten zu erkennen heute freilich nicht mehr möglich ist. Der eine wird als Robinson, ein andrer als Peter Squentz, ein dritter als Tabaksbruder, ein vierter als Postkurier, ein fünfter als lahmer Bote vorgeführt. Der Postkurier ist noch nachzuweisen; es war ein Stud. jur. Johann Gottfried Neubert, von dem ein unflätiges Machwerk, „Poetischer Post-Reuter," gerade in denselben Tagen vom Konsistorium bei der Bücherkommission denuncirt worden war. Nun wurden beide Schriften gleichzeitig konfiszirt und verboten.

Henrici scheint die Sache lange gewurmt zu haben. Im September des folgenden Jahres stand er selber vor der hohen Bücherkomission, um sich seinerseits zu verantworten wegen eines Angriffs auf den Verfasser des „Plissenischen Parnaß." Am 29. August 1725 wurde der Buchhändler Boetius, der namentlich mit Flugschriften trödelte, vorgefordert, um Rechenschaft zu geben über einen von ihm vertriebenen Druck: Extract, Das VIte Stück von allerhand Nouvellen, Die Wahrheit, Schertz und Ernst der Welt vor Augen stellen. Es ist ein halber Bogen meist lasziven Inhalts, und am Schlusse steht eine gereimte Annonce, auf den „Plissenischen Parnaß" bezüglich, in der Verander ein grober Flegel genannt wird. Boetius nannte sofort den Verfasser. Der Autor sei Henrici, ein Studiosus, wohne in dem Hommelischen Hause auf der Reichstraße, der Drucker sei Bittorf vorm grimmischen Thore, ob die Schrift censirt worden sei, wisse er nicht. Er für seine Person habe nichts Anstößiges darin gefunden. Hierauf wurde der Drucker belangt, der erst vor wenigen Wochen mit Weib und Kind nach Leipzig gezogen und noch gar nicht in die Innung aufgenommen war. Er gestand, das Blatt gedruckt, sich aber nichts Schlimmes dabei gedacht zu haben, weil es schon das fünfte Stück gewesen sei. Endlich mußte Henrici selbst erscheinen, und als man ihm außer allerhand andern „bedencklichen expressiones" namentlich den „groben Flegel" vorhielt, erklärte er, wenn er gegen seinen Angreifer nicht gelinde verfahren sei, so wäre es deshalb geschehen, daß jener sich nur melden möchte. Für die Censur der Schrift habe er nicht gesorgt, da dies dem Drucker zukomme.

Wer hinter dem Verander steckte, ist nie ans Tageslicht gekommen. Die Möglichkeit, an Gottsched dabei zu denken, wäre an sich nicht ausgeschlossen. Gottsched war Ende des Jahres 1723 aus Furcht vor den preußischen Werbern von der Königsberger Universität geflüchtet und hatte sich nach Leipzig gewandt. Seit dem 1. März 1724 gehörte er hier bereits zu den Mitgliedern der unter Menckes Schutz stehenden „Deutschübenden poetischen Gesellschaft" und ließ auch schon im Frühjahr 1724 unter dem Namen des „Deutschen Persius" eine Satire drucken, die in derselben Richtung vorging wie der „Plissenische Parnaß." Doch wird man sich damit begnügen müssen, anzunehmen, daß Verander unter den Mitgliedern der Menckeschen Gesellschaft zu suchen sei. Kurze Zeit darauf aber sehen wir in der That Gottsched selbst in Gefahr, mit der Leipziger Bücher-

Digitized by Google

kommission in Konflikt zu geraten, und zwar wegen der von ihm begründeten Wochenschrift „Die vernünftigen Tadlerinnen."

Diese Wochenschrift ist nicht, wie es nach den unbestimmten Angaben unsrer landläufigen Literaturgeschichten scheinen könnte, eine belletristische Zeitschrift, in der Gottsched etwa die poetischen Erzeugnisse andrer kritisirt und seine eignen Ansichten über Poesie vorgetragen hätte, sondern es ist eine der zahlreichen „moralischen" Wochenschriften, die, nach englischem Vorbilde, in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland aufkamen. Die erste dieser Art war — wenn wir absehen von den bereits 1721 in Zürich durch Bodmer und Breitinger begonnenen „Discursen der Mahler" — der in Hamburg erscheinende, von Brockes, J. A. Fabricius u. a. herausgegebene „Patriot" (1724 und 1725). Die zweite waren die „Vernünftigen Tadlerinnen," deren erster Jahrgang 1725 in Halle gedruckt wurde, während der zweite 1726 in Leipzig erschien. Zahlreiche ähnliche Blätter, die gleichzeitig an andern Orten Deutschlands gegründet wurden, brachten es meist nicht über die ersten paar Nummern hinaus. Nur der „Patriot" und die „Tadlerinnen" erlebten je zwei Jahrgänge. Die letztern wurden sogar 1738 und 1747 in Buchform nochmals neu aufgelegt.

Den Hauptinhalt der „Tadlerinnen" bilden kurze Aufsätze und Briefe, in denen die zahllosen gesellschaftlichen Untugenden, Geschmacklosigkeiten und Narrheiten jener Zeit verspottet und in charakteristischen Typen vorgeführt werden. Für die gesellschaftlichen Zustände aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bilden sie eine wichtige Quelle. Der Titel war dem englischen Tatler nachgebildet. Da aber Gottsched und seine Mitarbeiter, wie es im Vorwort zur zweiten Auflage heißt, die Absicht hatten, „dem deutschen Frauenzimmer ein Blatt in die Hände zu bringen, welches ihm zu einer angenehmen Zeitkürzung dienen und doch von nützlicherm und lehrreicherm Inhalte seyn sollte, als die gewöhnlichen Romane," so bedienten sie sich „des unschuldigen Kunstgriffes, sich selbst für Frauenzimmer auszugeben." Die einzelnen Aufsätze waren mit Calliste, Iris, Phyllis u. a. unterzeichnet. Dazwischen kamen Briefe mit allerhand andern Unterschriften zum Abdruck, die den Herausgebern entweder wirklich oder angeblich zugegangen waren, und die sie dann, mit Zusätzen, Nachträgen oder Entgegnungen begleitet, unter die Aufsätze mischten.

Die Zeitgenossen moquirten sich gewiß vielfach über die Zeitschrift. Man wollte darauf schwören — wie es in einem im August 1726 erschienenen Flugblatte „An die Vernünftigen Tadlerinnen" heißt, als dessen Verfasser sich vor der Bücherkommission Henrici bekannte, — daß die Tadlerinnen Allongeperücken trügen; man sehe ja die Mannsfüße unter der weiblichen Kappe hervorragen und höre sie so stark wie die gröbsten Fuhrleute tapfen. Mitunter würden gewiß gute Lehren von den Tadlerinnen gegeben, aber ihren Zweck würden sie schwerlich erreichen. „Männer-Stimmen klingen ansehnlich: Aber der Weiber Richten und

Digitized by Google

Tadeln heisset Keiffen und Kleffen. Die weiblichen Gemüther sind zur Galanterie bestimmet, und haben das Recht nicht allgemeine Lehrmeister abzugeben. Es ist zum wenigsten der weiblichen Artigkeit und Bescheidenheit gantz zuwider. Es scheinet mir eben so poßirlich, als wenn eine Frau Professorin sich auf den Catheder setzen, und denen Studenten die Welt-Weißheit, oder eine andere Wissenschaft vorlesen wolte." Auch das Beiwort „vernünftig," in welches Gottsched einen ganz andern Sinn legte als seine Gegner, erregte Anstoß. „Sehet — schreibt Henrici —, wie unsre Tadlerinnen so vermessen sind, und selbst klatschen, da sie kaum ihre Comödie angefangen. Schlaget auf die grossen Sitten-Lehrer unsrer Zeit, wie haben sie ihre Blätter überschrieben? Findet ihr nicht alles so bescheiden, den Tatler, die Mahler, den Patriot. Alle überlassen das Beywort einem künfftigen Urtheil." Endlich sprach man der Zeitschrift auch die Originalität ab. „Berichtet mich doch — fragt Cordula in dem erwähnten Flugblatt schnippisch die «Herren Tadlerinnen» —, ob es wahr ist, ihr hättet aus dem Spectateur vieles zu euern Blättern entlehnet."

Nicht lange, so gerieten die „Tadlerinnen" auch mit der Censurbehörde in Konflikt. Sie hatten sich nicht damit begnügt, ihre moralischen Abhandlungen mit hypothetischen Beispielen zu illustriren, sondern hatten wiederholt ihre Figuren direkt aus der Leipziger Gesellschaft entlehnt, so deutlich, daß man mit Fingern auf sie weisen konnte.

Am 4. September 1726 wurde beim Rate der Stadt „angebracht" — von wem, verschweigt das Protokoll —, daß im 25. Stück der „Tadlerinnen" Herr Dr. Hölzl auf eine ungebührliche Art angegriffen worden sei, weil er den Antrag, den der Autor jenes Aufsatzes bei der Jungfrau Winckler gethan, nicht sekundirt habe, und im 28. Stück werde Herr Dr. Örtel nebst seinem Herrn Vater boshafter Weise durchgezogen und gewisser Untugenden beschuldigt, deren ihn jedermann, der nur einige Kenntnis von ihm habe, sicherlich freisprechen werde. Es wäre schlimm, wenn alles, was in Leipzig vorgehe, dem Urteil des Autors unterworfen sein und von ihm den Ausschlag, ob es gut oder übel ausgeführt worden, erhalten sollte. Der Rat werde ersucht, in dieser Sache gebührend zu inquiriren und nach Befinden die „Tadlerinnen" zu konfisziren.

Schlägt man die angegebenen beiden Nummern auf, so findet man im 25. Stück einen Aufsatz, in dem Callisto „einmahl armen, aber dabey geschickten und tugendhafften Mannspersonen das Wort redet." Sie erzählt, wie Chloris, ein wohlgeartetes Kind von vierzehn Jahren, einen Verehrer gefunden habe, dem auch sie heimlich zu verstehen gegeben habe, daß sie seine Feindin nicht sei. „Allein was geschieht? Chloris war eine Wayse, und ich weiß nicht, wie es kam, daß Herr Scharffsicht, ihr Vormund, diese hervorsprossende Liebes-Pflantze gar zu zeitig gewahr wurde. Augenblicklich bediente er sich aller Mittel, dieselbe in ihrer Geburth zu ersticken. Warum das? Chloris ist reich; und Thyrsis ihr Verehrer trägt sein gantzes Capital nur im Kopfe. Ursache genug,

Digitized by Google

sein Glück zu hindern!" Als das Verdrießlichste bei der Geschichte stellt es die Erzählerin hin, daß Herr Scharffsicht selbst erst „durch die Heyrath einer alten und reichen Wittwe Gelegenheit bekommen, seiner Gelehrsamkeit, durch Annehmung der Academischen Würden, das äußerliche Ansehen zu geben, und sich dadurch in einer fremden Stadt, wo er weder Freunde noch Gönner gehabt, bis zu den höchsten Würden zu schwingen." Im 28. Stück wird ein Unzufriedener, ein ewiger Wünscher, Herr Nimmersatt, dem Zufriedenen, Herrn Guthertz, gegenübergestellt. Herr Nimmersatt beneidet namentlich einen jungen Herrn Trax, den einzigen Sohn eines vornehmen Kaufmanns. „Ist er, fragt der Neidische, eines solchen Glückes wohl würdig, als er vor so vielen tausenden besitzet? Der Müßiggänger weiß von keiner Arbeit. Von Jugend auf ist er in aller Zärtlichkeit erzogen. Hernach ist er mit vollen Beuteln und offenen Wechselbriefen durch alle polite Provintzien von Europa gereiset. Itzo ist er zurücke gekommen. Sogleich hat er vor Geld alle Titel, die er sich nur gewünschet, erlangt, und nunmehro heyrathet er auch eines der artigsten Frauenzimmer, die wir bey uns haben. . . . Womit hat er sich in der Welt hervorgethan? Womit verdienet ers, daß ihm itzo alles Reverentze macht? Was hat er vor ein Recht in vergüldeten Kutschen zu fahren, da andre seines gleichen zu Fuße gehen?"

Die verräterischen Akten plaudern uns nun nach mehr als anderthalb Jahrhunderten noch aus, daß Chloris und Thyrsis, Scharffsicht und Trax keine fingirten Personen waren, sondern im damaligen Leipzig leibhaftig umherliefen. Herr Scharffsicht war der Leipziger Ratsherr und Prokonsul Dr. Hölzl, die schöne Chloris sein Mündel, Jungfer Johanna Salome Winckler, die Tochter des verstorbenen Kauf- und Handelsherrn Gottfried Winckler. Der reiche Trax ging auf den jungen Dr. Örtel, Ratsherrn und Assessor des Oberhofgerichts und des Konsistoriums, und der verdrängte Freier der Chloris war, wie uns zum Überfluß die erwähnte Zuschrift an die „Tadlerinnen" verrät, ein junger Prediger, der, sobald er von der Kanzel war, sich zu Hause umkleidete, um Chloris auf dem Kirchwege noch sein Kompliment zu machen.

Sobald die Beschwerde, jedenfalls durch die Verspotteten selbst, beim Rate angebracht war, wurde der Verleger der „Tadlerinnen," der Buchhändler Andreas Braun, vorgefordert und sagte aus, der Autor der Zeitschrift sei Herr Mgr. Gottsched; censirt habe sie Herr Jenichen — Professor der Moral und der Politik, damals Censor für die philosophische Fakultät —, wie durch dessen eigenhändige Unterschrift auf dem Manuskript nötigenfalls bewiesen werden könne. Die Beleidigten verlangten hierauf, daß die Sache zu fernerem gebührenden Verfahren an die Universität gebracht und diese ersucht werden möchte, Herrn Mgr. Gottsched eidlich anzeigen zu lassen, wer ihm zu dieser Bosheit von Manns- oder Weibespersonen Anlaß gegeben. Darauf wurde der Bücherinspektor in den Braunschen Buchladen geschickt, um sämmtliche Exemplare der „Tadlerinnen"

Digitized by Google

wegzunehmen und die fernere Kontinuation der Zeitschrift zu verbieten. Braun lieferte auch die Exemplare des laufenden Jahrganges aus, behielt sich aber vor, bei der Bücherkommission „mit seiner Notdurft darwider einzukommen." Tags darauf machte er eine schriftliche Eingabe bei der Kommission, in der er erklärte, daß er die Exemplare „mehr aus regard und respect, als es ihm bei einem censirten Werckchen würde haben können zugemuthet werden, extradiret habe"; er sei außer aller Verantwortung, da alle Stücke der Zeitschrift gebührend censirt worden seien, und wolle der Bücherkommission zur Erwägung geben, ob, wenn in den angezogenen Stücken sich einige Anzüglichkeiten eingeschlichen hätten, deshalb auch andre Stücke, „deren jedes a part distrahiret wird," mit abzufordern möchten gewesen sein. Schließlich beantragte er, daß ihm die unbeanstandeten Nummern zurückgegeben und ihm verstattet würde, dieses moralische Werckchen nach vorausgegangener gehöriger Censur auch in Zukunft ungehindert zum Druck zu befördern.

Die Bücherkommission berichtete daraufhin an den Rektor der Universität, überließ diesem das weitere Verfahren gegen Mgr. Gottsched, stellte auch einige Tage später dem Buchhändler die konfiszirte Zeitschrift mit Ausnahme des 25. und 28. Stückes wieder zu und referirte am 4. Oktober über den bisherigen Verlauf der Sache an die Regierung. Diese forderte die Universität zur Berichterstattung auf und erhielt von dieser die Erklärung, daß Mgr. Gottsched sich zwar zu solchen Piecen bekannt, daneben aber vorgewendet, daß er die darin befindlichen Briefe nicht gefertigt habe, sondern daß selbige dem Verleger sub fictis nominibus zugeschickt würden, auch dabei zwei Studenten, Juncker und Mgr. Frick, namhaft gemacht habe. Die Regierung sandte diese Erklärung an den Rat und forderte, indem sie alle Schuld dem Verleger zuschob, der hätte wissen müssen — was schon zu verschiedenen Malen anbefohlen worden sei —, daß unter erdichteten Namen nichts veröffentlicht werden solle, den Rat auf, den Buchhändler nochmals umständlich zu vernehmen und ihn dabei zu ermahnen, daß er seine Aussagen so einrichten solle, daß er sie allenfalls eidlich bestärken könne.

Darauf wurde Braun am 18. November nochmals vorgefordert, bestätigte zunächst, daß Gottsched die in den „Tadlerinnen" stehenden Briefe nicht selbst fertige; sie würden vielmehr ihm, dem Verleger, teils auf der Post, ohne Namen und Ort zugeschickt, teils in seinen Buchladen gegeben. So hätten ihm z. B. Ernst von Cypressenwald und Francisci solche Briefe geschickt; ferner wären ihm dergleichen von Dresden, Jena, Halle, Straßburg und Darmstadt unter fingirten Namen oder ganz ohne Namen zugesandt worden. Wer unter den Pseudonymen zu verstehen sei, insbesondre ob Francisci Mgr. Frick und Cypressenwald Juncker sei, wisse er nicht. Er korrespondire mit niemand deswegen, spreche auch niemand darum an. Auf den Einsendungen stünde gewöhnlich außen: „An Brauns Erben," inwendig: „An die Tadlerinnen." Auf die Frage, warum er gegen

Digitized by Google

das Verbot die Zeitschrift unter fingirten Namen habe drucken lassen, berief er sich darauf, daß er die Sachen habe censiren lassen, der Herr Censor müsse das verstehen. Übrigens würden die meisten Journale ohne Namen oder unter fingirten Namen gedruckt, und wenn solches verboten werden sollte, dürfte der Buchhandel großen Abbruch erleiden.

Der Rat berichtete diese Aussagen wieder getreulich an das Konsistorium und erhielt von diesem den Auftrag, dem Verleger sein Vergehen zu verweisen und ihm allen Ernstes aufzuerlegen, daß er dergleichen Briefe, wo er des Autors nicht genugsam versichert sei, nicht weiter annehmen, sondern entweder remittiren oder der Bücherkommission zur ferneren Einsendung an das Konsistorium zustellen, die übrigen Briefe aber und besonders was Mgr. Gottsched selbst schreibe, jedesmal gehörigen Orts zur Censur einreichen solle, weswegen auch der Universität noch besondrer Befehl zugegangen sei. Damit hatte dieser Handel glücklich sein Ende erreicht.

Es ist nicht zu verwundern, daß die Gestalt Gottscheds uns im Laufe der nächsten Jahrzehnte noch öfter in den Akten begegnet. Aber selbst seine „fleißige Gehilfin" setzte die Federn der hohen Censurbehörde in Bewegung. In der Michaelismesse 1736 fahndete die Kommission auf eine „ärgerliche Schrift," betitelt: „Die Pietisterei im Fischbeinrocke." Die Buchhändler Richter und König hatten sie aus Hamburg mitgebracht, wohin sie wieder von Rostock aus geschickt worden war; König hatte gleich in der ersten Meßwoche 150 Exemplare davon verkauft. Ob man damals wohl geahnt haben mag, aus welcher Feder diese „ärgerliche Schrift" geflossen? „Die Pietisterei im Fischbeinrocke oder die doktormäßige Frau" war ein Lustspiel, welches die frömmelnden, mit theologischem Gezänk sich befassenden Frauenkonventikel jener Zeit verspottete, und die Verfasserin lebte seit anderthalb Jahren in Leipzig; es war die witzige junge Frau Gottschedin, die mit diesem Stück ihre erste dichterische Leistung gegeben hatte; in Rostock war es „auf Kosten guter Freunde," wie es auf dem Titelblatte heißt, zum Druck befördert worden.*)

Auf einen besonders interessanten Fall stoßen wir in einem Aktenstücke aus dem Februar 1751. Danzel führt in seinem Buche über Gottsched (S. 241) als Beweis dafür, bis zu welcher Leidenschaftlichkeit sich das feindselige Verhältnis zwischen Gottsched und den Schweizern schließlich steigerte und wie Gottsched jede Gelegenheit benutzte, welche ihm Waffen gegen die Schweizer in die Hände gab, folgenden Brief an Gottsched aus Schaffhausen vom 28. Dezember 1750 mit der pseudonymen Unterschrift Sanonomotussli an.

Der freudige Zuruff an das Schweitzerland ist endlich in Zürich angelanget und hat die Vermuthete Würkung gehabt. Breitinger ist seinen Mitbürgern zum

*) Ein Exemplar mit dem Druckjahre 1737 auf der Leipziger Stadtbibliothek. Goedeke (Grundriß, II, S. 545) giebt 1736 an.

Digitized by Google

gespött worden. Vile, die zuvor über seine grobheit gegen gelehrte und verdiente leuthe erbittert gewesen, sind nun gäntzlich wieder ihn mitgebracht [?] und sagen, er seye mit gleicher müntz bezahlt worden. Andere, die ihn für etwas grosses und für einen Mann gehalten, der seiner Vaterstadt ehre gebracht, sagen itzt, sie hätten nicht gemeinet daß Breitinger ein solcher Pedant und Plagiarius wäre. Inzwischen ist er sehr ergrimmt. Der grosse Philosoph hat keinen Trost von seiner Philosophie. Er schnaubet nach Rach. Morgenz um 8 uhr wurde der Zurnff ausgepacket. bis zu mittag gab der Buchhändler ein Dutzent hinweg. Um 1 Uhr kam befehl an ihn von dem censuramt, daß er kein Exemplar mehr verkauffen sollte, sintemahl der Hr. Breitinger, der selber censor ist, diese schrift vor eine Pasquill wollte gehalten haben. gleich darnach wurde der Buchhändler vorgefordert und ihm bey seinem Eid aufgelegt, diejenigen anzuzeigen, an welche die Exemplare Vormittags verkaufft worden, und die übrigen auszuhändigen. obwohl derselbe am gleichen tage noch wol [?] hätte verkaufen können, war er doch gehorsam in allem. Dessen ungeachtet hat ihn die censur noch scharff geängstiget und ängstiget ihn ietzt noch, denn er soll die verkauffte alle wieder zu henden bringen und übergeben. Einige leuthe haben ihm gewillfahret, andere nicht. Es ist auch alles umsonst, denn es sind viele Exemplare ohne des Buchhändlers verschuld debitirt worden und ist fast kein Bürger, der diese Schrift nicht gelesen hette. was sie in andern Städten des Schweitzerlandes ausrichten werde, stehet noch zu vernehmen. Breitinger hat anfänglich gemeint, Herr Schwartz sey der Verfasser. Nun hat er seinen Sinn geändert, und meynt den Sanonomotuski errathen zu haben. Es kan auch seyn, aber er kan es nicht erweisen. wenn er es erweißen könnte, so würde es ihm an grausamer Rach nicht mangten, weil er bey der Inquisition alles vermag. Ich zweifle nicht, er werde alles anwenden, durch seine Freunde in Leipzig, damit er hinlängliche beweistümer zu henden bringe, denn der Buchhändler hat sagen müssen, wer ihm die Exemplare zugeschickt. Ich bitte demnach Ew. Hochedelg. das nothwendige vorzukehren, damit er auf keinen grund komme, besonders sehen Sie doch zu, daß Sie die Handschrift in ihrer eigenen Verwahrung behalten. Ich werde indessen nächstens etwas überschicken, das dem Breitingerschen credit gar den Boden ausstossen wird, denn es wird seine Einsicht in die Theologie, Philosophie und Historie gar blos stellen. Ich vertraue indessen zu Ew. Hochedelgeb. großmüthigkeit, daß Sie vor meine Sicherheit wachen werden und gebe mir die Ehre dieselbigen zu versichern, daß ich immerhin seyn werde ꝛc.

Mit diesem Briefe hat Danzel augenscheinlich nichts rechtes anzufangen gewußt. Man sieht ja ungefähr, um was sichs handelt: um ein Pasquill gegen Breitinger, das in der Schweiz geschrieben und in Leipzig gedruckt worden war, und bei dessen Drucklegung es Gottsched nicht verschmäht hatte hilfreiche Hand zu leisten. Vollständige, oder wenigstens beinahe vollständige Aufklärung über den Vorgang — nur der maskirte Verfasser bleibt unenthüllt — gewährt nun unser Aktenstück von 1751. Schlagen wir es auf, so fällt unser Blick sogleich auf folgenden eigenhändigen Brief Breitingers:

Hochgeachte, Hoch Edel Gebohrne, Hochweise, Hochgelehrte,
Fürtreffliche Herren

Da ich mir einerseits vorstelle, daß Euer Hoch Edel Gebohrnen, des zu der Censur der Bücher verordneten Hochweisen Collegii, Hoch Obrigkeitliche Für-

Digitized by Google

sorge und Bemühung vornemlich dahin gerichtet ist, um den Gebrauch der bey Ihnen stark floriendren edeln Kunst der Buchdrückerey und der darmit verknüpfften Freyheit der Buch Handlung, zum Schutz und Beförderung der Weisheit und Tugend, gegen alle gewinnsüchtige und Gesetzlose Ausschweiffungen der menschlichen Boßheit in gebührenden Schranken zu halten, und die etwann Gewalt und Unbill leidende Musen vor allem Schaden zu sichern: Anderseits aber mehr als wahrscheinlich ist, daß ein paar meiner ungerathenen Mitbürger, um ihre boßhaffte Verleumdung durch den Druck desto ungehinderter auszubreiten, unter verdeckten Nahmen und heimlicher Versendung der Exemplarien nach Leipzig dero fürsichtige Wachsamkeit und gerechte Ahndung auf eine schimpffliche und betrügliche Weise zu hintergehen sich vermessen dörffen: So darff ich hoffen, daß Euer Hoch Edelgebornen meine Kühnheit nicht in Ungnaden verdenken werden, da ich mich unterstehe Hoch Dieselben, mit der tiefsesten Ehrerbietung und ganz getrost, hiermit um dero hohen Schutz Schrifftlich anzuflehen, in einer Angelegenheit, die nicht so fast meine eigene Ehren-Rettung, als vielmehr die gemeine Sicherheit aller derer, die Sich die Aufnahme nützlicher Wissenschaften ernstlich angelegen seyn lassen, betrifft. Es ist nemlich durch hinterlistige Veranstaltung obbesagten verkappten Schrift Stellers und seines Verlegers (: die wahrscheinlich beide in der Schweitz zu Hause sind :) eine Schrift von 2. Bogen, unter dem Titul:

„Sanonomotuskis von Sanonomotuskium freudiger Zuruff an das Schweitzer-
„land von wegen der glücklichen Erfindungen, welche der Tit. J. J. Brei-
„tinger ꝛc ꝛc neulich ruhmwürdigst an den Tag gegeben hat. Freyburg in
„Nüchtland. 1751. in 8°."

nicht nur in dem Grossischen Messs Catalogo auf Michaelis vorigen Jahres öffentlich angekündiget; sondern auch muthmaßlich erst gegen das Ende besagter Messe, bey vielen Exemplarien heimlich in Leipzig hineingeworffen, und in die Hände dasiger Buch Händler gespielt worden; worvon unser Buchführer Heidegger für sich allein 50. Stk. durch seinen Commissarium von Hr. Löw, Buch Händler empfangen zu haben vorgiebt. Wann nun ebenbemeldte boshaffte Schrifft von einem allhiesigen Hochlöbl. Collegio der zur Censur der Bücher Hochobrigkeitl. verordneten Herren durch einen Actum publicum, wie Beylage zeiget, in allen hier gedruckten öffentlichen Zeitungen als eine notorische Schmäh- und Läster-Schrifft ist verrüfft und verurtheilt worden; So stehe in der gänzlichen Zuversicht auf Euer Hoch Edelgebohrnen Preiswürdige Liebe zur Gerechtigkeit, daß Hoch Dieselben nicht gestatten werden, daß dieser in seinem Vaterlande für infam erklärte Verläumder mit diesem seinem Schmäh-Libell, wie er sich auf eine unverschamte Weise selbst hat bereden dörffen, bey und hinter Ihnen eine Frey Stadt finden werde, von wannen er seine gedruckten Verläumdungen ungestört und gleichsam zum Trotz seiner angebohrnen Obrigkeit und der angefochtenen Unschulde weiter durch ganz Deutschland ausstreuen könne. Werden Euer Hoch Edelgebohrnen auf diese Anzeige hin zufolg meiner ganz angelegenen Ehrerbietigen Bitte, Sichs gefallen lassen, durch Ihr hohes Ansehen die boßhafften Absichten und Anstalten meines Verläumders in ihrem Fortgange zu hämmen und öffentlich zu Schanden zu machen: So werden Sie dardurch den wohlverdienten Ruhm Ihrer Gerechtigkeit und die Sicherheit der Unschulde in ein helles Licht setzen, und der Welt eine neue Probe geben, wie sehr Hoch Denenselben die Aufnahme der Gelehrsamkeit am Herzen liege, und wieviel hinwiederum die sonst schüchterne Musen auf dero Schutz sich zu verlassen haben: Mir aber wird dadurch ein starker Beweggrund an die Hände wachsen, dem Obersten Beherrscher der Welt für die Erhaltung und den beharrlichen Wolstand dero verehrungs-

Digitized by Google

würdigen Personen desto eiffriger anzuflehen, und nächst meiner gehorsamsten Empfehlung mich zu unterschreiben als

Euer

Meiner Hochgeachten, HochEdelgebohrnen
Hochweisen, Hochgelehrten

Herren Herren

Zürich d. 3t. Hornung. 1751.

deemüthig-gehorsamsten Diener,
Johann Jacob Breitinger,
Prof. Ling. Graec. und des Stiffts
zum Grossen Münster.

Diesem Briefe beigefügt war ein Exemplar des „Freudigen Zuruffs“ *) und ein Ausschnitt aus den bei Heidegger u. Co. erschienenen Züricher Nachrichten, worauf das durch die Züricher Büchercensur am 14. Januar 1751 ausgesprochene Verbot der Schrift abgedruckt war. Das Pasquill selbst ist eine bittre, aber, wie es scheint, nicht unverdiente Verspottung Breitingers als Philosophen und als neutestamentlichen Textkritikers und kehrt sich namentlich gegen zwei Schriften von ihm, eine Abhandlung, in der Breitinger „die Stärke des Grundes, den man von der Übereinstimmung der Menge herzuleiten pflegt, vernichtet“ zu haben meinte, und eine andre, in der er „die Gründe, mit denen gewöhnlich die Echtheit des Schlusses im Vaterunser verteidigt wird, bescheiden erwog.“ **) Von der ersten Abhandlung wird nachzuweisen gesucht, daß sie zum guten Teil aus Bayle abgeschrieben sei.

Breitingers Brief langte am 15. Februar in Leipzig an. Acht Tage später, am 23. Februar, citirte die Bücherkommission den Chef der Großischen Buchhandlung, welcher einräumte, den Titel der fraglichen Schrift wohl zu kennen, ihn auch auf Antrag des Leipziger Buchhändlers Löwe in den Meßkatalog aufgenommen zu haben. Den Katalog habe der Dekan der philosophischen Fakultät, Herr Professor Gottsched, censirt und nichts dagegen zu erinnern gehabt. Noch an demselben Tage wurde der Buchhändler Löwe vernommen und sagte aus: Er hätte die Schrift von einem ihm unbekannten Studenten erhalten, an den sie geschickt worden sei, und weil er sie hier drucken zu lassen willens gewesen, so habe er sie von Herrn Professor Gottsched gehörig censiren lassen. Da er sie aber vor der Michaelismesse nicht mehr habe gedruckt bekommen können, so habe er sie in Halle drucken lassen, nachdem sie dort nochmals censirt worden sei. Wer der Autor sei, wisse er nicht. Ebensowenig könne er den

*) Auf der Leipziger Stadtbibliothek.

**) 1) Dissertatione logica vim argumenti, quod a consensu multitudinis duci solet, explodit etc. — 2) Dissertatio Epistolica, quae argumenta, quibus clausulae orationis Dominicae *αὐθεντια* vulgo propugnari solet, modeste expenduntur.

Digitized by Google

Censor und den Drucker in Halle angeben, weil er den Druck durch einen guten Freund habe besorgen lassen. Er gestand, daß er an Heidegger in Zürich 50 Exemplare geschickt, leugnete aber, daß er noch Exemplare vorrätig habe; er habe sie fast alle schon in der Michaelismesse verkauft. Die Kommission bedeutete ihm hierauf, sich nach dem Censor und Drucker in Halle zu erkundigen und kein Exemplar der Schrift weiter zu verkaufen.

Inzwischen hatte Breitinger dem Leipziger Advokaten Spies Vollmacht erteilt, seine Sache zu führen. Spies richtete unterm 9. März ein Schreiben an die Bücherkommission, worin er darlegte, daß Löwe als Verleger schlechterdings gute Wissenschaft um die Schrift haben müsse, und beantragte nochmalige eidliche Vernehmung Löwes, indem er ausdrücklich die Fragen bezeichnete, die ihm dabei vorgelegt werden sollten. So wurde Löwe am 26. März nochmals vorgefordert, und jetzt, wo er ermahnt wurde, seine Aussage so einzurichten, daß er sie nötigenfalls eidlich bestärken könnte, lauteten seine Angaben wesentlich anders. Er gestand, daß ihm das Manuskript der Schrift von — Herrn Professor Gottsched zugeschickt worden sei. Ob derselbe sie auch verfertigt habe, könne er nicht sagen, vermutlich würde der Herr Professor selber hiervon die beste Nachricht geben können. Die Schrift sei von Rumpf in Leipzig gedruckt worden, nachdem sie von Gottsched gehörig censirt worden sei. Im ganzen seien 500 Exemplare gedruckt worden. Die 50 Exemplare für Heidegger habe dessen Leipziger Kommissionär ihm abgenommen; dieser sei zu ihm gekommen und habe ihn nach Neuigkeiten gefragt, worauf er ihm die Schrift gezeigt habe. Er wolle auch nicht leugnen, daß er noch Exemplare derselben zu Hause habe, viel würden es aber nicht mehr sein. Darauf wurde der Bücherinspektor sofort mit Löwe in dessen Laden geschickt und überbrachte beim Zurückkommen ein Packet mit 104 Exemplaren. Die Beantwortung einiger weiteren Fragen, die Breitingers Sachwalter noch an den Verleger gerichtet haben wollte, führte zu keinen weiteren Ergebnissen.

Das Ende war, daß — die Untersuchung eingestellt wurde. Was hätte man auch thun sollen? Gottsched selbst, der Censor, hatte die Schrift zum Druck befördert — ihm konnte die Kommission nicht an den Kragen, und so blieb dem Advokaten Breitingers nichts weiter übrig, als sich vom Leipziger Rat ein Zeugnis ausstellen zu lassen, daß er dem Auftrage seines Klienten gehörig nachgekommen sei. Der ganze Handel giebt wiederum eine Probe von der Verlogenheit, die bei den Censuruntersuchungen an der Tagesordnung war. Die Wahrheit wurde in der Regel nicht eher gesagt, als bis man mit der Eidesabnahme drohte, oft selbst dann noch nicht, wie im vorliegenden Falle die Aussage über Heidegger beweist.

Wenige Jahre später, 1757, als Gottscheds Stern schon halb verblichen war, sehen wir den ehedem allgewaltigen Diktator selbst einmal bei der Censurbehörde um Schutz betteln. Aus dem August 1757 findet sich folgender Brief von ihm bei den Akten:

Digitized by Google

Hochedelgebohrne Hochachtbare und
Hochgelahrte Herrn Commissarii,
Hochgeneigte Gönner,

Eurer Hochedelgebohrnen sehe ich mich genöthiget eine neuherausgekommene Schrift anzuzeigen, die meinem guten Namen so ehrenrührig, und überhaupt unsrer Universität so nachtheilig ist, daß sie den Namen einer boshaften Pasquille unstreitig verdienet. Wann es nun den weisesten Landesgesetzen gar nicht gemäß ist, dergleichen Libellos famosos, wie wohl mehrmals geschehen in den Buchläden roulliren zu lassen; als ersuche Eure Hochedelgebohrnen, denen die Aufsicht über das Bücher-Wesen von Sr. Kön. Majestät allergnädigst anvertrauet worden, ergebenst, auch das so betitelte:

Schreiben an Herrn ***, oder Anmerkungen eines Freundes aus Leipzig, über Hrn. Gottscheds Brief vom 10. Sept. 1756. an Hr. Grimmen in Paris. 1757. in 8. 2. Bogen stark.

allenthalben confisciren und wegnehmen zu lassen, auch auf den Drucker und Urheber, nach Vorschrift der Gesetze fleißigst zu inquiriren, damit beyde zu verdienter Strafe gezogen werden können.

Für solche Gewogenheit und bezeigte Sorgfalt, den ehrlichen Namen, von einem treuen Unterthan Seiner Königl. Majestät und Churf. Durchl. zu schützen, der nun über die 30 Jahre dieser Hohen Schule eifrig und redlich gedienet, werde ich jederzeit mit aller schuldigen Erkenntlichkeit und Ergebenheit beharren

Eurer Hochedelgebohrnen
Meiner insonders Hochzuehrenden Herrn
gehorsamer
und
verbundener
Diener
Joh. Chr. Gottsched
P. P. O.

Leipzig
d. 17. Aug.
1757.

Der Bücherinspektor begab sich auf diese Anzeige hin zu allen Buchhändlern Leipzigs, erhielt aber bei den meisten den Bescheid, daß ihnen die angeführte Schrift zur Zeit noch gänzlich unbekannt sei, und alle versicherten, daß sie nicht ein einziges Exemplar derselben gehabt hätten, übrigens auch glaubten, daß die Schrift gar nicht in Leipzig gedruckt sei.

Ich übergehe das nächste Jahrzehnt, um zum Schlusse noch ein paar merkwürdige kurze Dokumente aus den siebziger Jahren mitzuteilen: das Verbot von Goethes Werther und einen Angriff auf Lessings Nathan.

Daß der Werther in Leipzig verboten wurde, ist nicht unbekannt; über die nähern Umstände des Verbotes aber war man bisher auf eine etwas fragwürdige Quelle angewiesen: auf das Spottgedicht Mercks „Pätus und Arria eine Künstlerromanze." Dort heißt es zu Anfange:

In einer Stadt, wo alles frei
Wird aus- und eingeführet,
Und wo, wenn's den Transit bezahlt,
Auch wohl Genie passiret,

Da kam auch einst ein junger Mann
Auf die berühmte Messen,
Der hatt' an Kunst und an Gefühl
Den Gecken sich gefressen,

Digitized by Google

Und hat der Jugend goldne Zeit
Mit Schnitzeln sich verdorben,
Schnitt Arria und Pätus aus,
Just wie die Narr'n gestorben.

Als wär' es nicht schon schlimm genug,
Daß man so was muß lesen,
Wie in dem blinden Heidenthum
Der Mensch verderbt gewesen.

Ist's nöthig, daß der Jugend wird
Solch Beispiel eingepräget,
Von Leuten, die durch Satans List
Selbst Hand an sich geleget!

Hätt' er davor beim Hofrath Böhm
Jus Publicum gehöret,
Und was vom Mist und vom Damast
Herr Schröter gründlich lehret,*)

So könnte man ihn irgendwo
In ein Collegium setzen,
Und er braucht' nicht durch seine Kunst
Die Sitten zu verletzen.

Und nun stellt er vor Weygands Thür
Das Bild gar aus zur Schaue,
Und alles läuft hin, jung und alt,
Die Männer und die Frauen.

Die Romanze schildert dann in lächerlicher Weise die Wirkungen des Werther, erstens auf die schwache Jugend, die sich sofort an Werthers Stelle setze und den „Unterschied der Fälle" nicht gehörig überlege, dann auf die Alten in Amt und Würden, auf „manchen steif honetten Mann," der sich und seinem Weibe Glück wünsche, daß er in seinem Leben kein ähnliches Ärgernis gegeben, spottet über Nicolais „Freuden des jungen Werthers" und erzählt zum Schlusse:

In Leipzig ging's derweile bunt.
Mit Recht war zu besorgen,
Die Leute, die erstächen sich
Am lieben hellen Morgen.

Es fürchteten am Ende gar
Die feisten Superintenden,
Die Weiber präsentirten ihn'n
Den Dolch in ihren Händen,

Und riefen: Herr, es thut nicht weh!**)
Da hätten sie sich schämen
Und gar vielleicht in eigne Hand
Den Degen müssen nehmen.

Drum setzten sie sich an den Tisch
In ihren großen Krägen,
Und fingen an mit Gott und Muth
Die Sach' zu überlegen.

Und wurden eins, daß man sogleich
Den Männern und den Frauen
Bei hundert Thaler Straf' verbot
Das Bildchen anzuschauen.

Der Fremdling, der sich unterstünd'
Dergleichen einzuführen,
Soll' künftig auf der Stelle gleich
Den Kopf dafür verlieren.

Auf Grund dieser Verse erzählt Appell in seinem bekannten Buche „Werther und seine Zeit," daß in der steif-honetten Handels- und Gelehrtenstadt, wo der Roman bei Christian Friedrich Weygand ans Licht getreten, die entsetzten Väter der Stadt zu dem Entschlusse gekommen seien, ein Übriges zu thun; und so hätte denn der wohlweise Rat das Buch bei hundert Reichsthalern Strafe verboten.

Wie die Sache sich in Wahrheit zugetragen, zeigen drei kurze Dokumente in einem umfänglichen Aktenbande, welcher sich auf eine lange Reihe beanstandeter kleiner Schriften aus den Jahren 1741 bis 1779 bezieht und die Aufschrift

*) Hofrat Böhme ist aus „Dichtung und Wahrheit" bekannt. In dem Namen Schröter liegt ein Hörfehler Mercks vor. Der erste Docent, welcher den 1765 errichteten Lehrstuhl für Volkswirtschaft in Leipzig innehatte und über alle „Oeconomie- Manufactur- und Commerzsachen" las, hieß Schreber.

**) Arria reichte Paetus den Dolch mit den Worten: Paete, non dolet!

Digitized by Google

trägt: Acta Wieder den Druck und Divulgation allerhand nichtswürdiger und ärgerlicher Scarteqven 1741. Folgendes ist ihr Wortlaut.

1.

Pro Memoria

an die Churf. Bücher Commission

Es wird hier ein Buch verkauft, welches den Titel führt, Leiden des jungen Werthers ꝛc. Diese Schrift ist eine Apologie und Empfehlung des Selbst Mordes; und es ist auch um des Willen gefährlich, weil es in wiziger und einnehmender Schreib Art abgefaßt ist. Einige gelehrte und sonst gesezte Männer haben gesagt, daß sie sich nicht getrauet hätten das Buch durchzulesen, sondern es etliche mal weggelegt hätten. Da die Schrift also üble Impressiones machen kann, welche, zumal bey schwachen Leuten, Weibs Personen, [Eindrücke machen kann, welche] bey Gelegenheit aufwachen, und ihnen [schäd] verführerisch werden können; so hat die theol. Facultät für nöthig gefunden zu sorgen, daß diese Schrift unterdrückt werde: dazumal itzo die Exempel des Selbstmordes frequenter werden. Daher ich die Löbl. Bücher Commission im Namen jener hierdurch ersuche, den Verkauf dieser Schrift zu verbieten, und dadurch üblen Folgen vorbeugen zu helfen. Leipzig am 28. Jan 1775.

D. Joh. August Ernesti, als d. Z.
Decanus der theol. Facultät
alhier

2.

Illustris et Magnifice Domine Consul,

In beygehendem Pro Memoria trägt E. Hochw. Theol. Fakultät allhier, durch ihren Decanum, Herrn D. Ernesti, auf ein Verbot der Leiden des jungen Werthers, an. Die Sache hat ihre Richtigkeit, daß dieses Buch eine Apologie des Selbstmords genannt werden könne, die in den Händen junger Leute, von ungeübten Sinnen, auch anderen dickblütigen Personen, um desto gefährlicher ist, da der V. zu undeterminirt von dem Selbstmorde schreibt, und durch witzige und feine Wendungen seinen Leser ordentlich hinreißt. Ob es nun gleich mit dem Verbot, da das Buch bereits so sehr verbreitet ist, etwas zu spät zu seyn scheint; so will ich doch, meines Ort, dem petito der Herren Theologen gerne deferiren, und Ew. Wohlgeb. überlaßen, den debit des Buchs, etwa bey 10. Thlr. Strafe, allen Buchdrukern und Buchhändlern, biß auf weitere Verordnung, per Patentes, untersagen zu laßen.

Leipzig, den 30. Januar 1775.

D. Carl Andreas Bel.

3.

Vigore Commissionis wird denen sämmtlichen hier anwesenden Buchhändlern und Buchdruckern der Vertrieb einer, unter dem Titul:

Die Leiden des jungen Werthers ꝛc.

im Druck erschienenen Schrift bey Zehen Thaler Strafe, hierdurch, bis auf weitere Verordnung, ausdrücklich untersagt.

Digitized by Google

Sign. Leipzig, den 30. Januar: 1775.
Churfürstl: Sächß: Bücher Commissarii
allhier
D. Carl Andreas Bel
Der Rath zu Leipzig.

Das Patent Nr. 3 ist von 28 Buchhändlern, denen es in den nächsten Tagen „insinuirt" wurde, unterschrieben, zuletzt, an achtundzwanzigster Stelle, am 3. Februar von — Weygand, dem Verleger des Werther.

Aus diesen drei Dokumenten ergiebt sich, daß Appell den Vorgang, der in Mercks Gedicht, abgesehen von der in poetischer Licenz verzehnfachten Strafsumme, ziemlich richtig erzählt ist, entstellt hat. Die Initiative zu dem Verbote ergriff nicht die Bücherkommission, noch weniger der Rat, sondern die theologische Fakultät. Johann August Ernesti (gestorben 74jährig am 11. September 1781) war seit 1757 ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Leipzig und bekleidete 1774 das Dekanat. Es ist derselbe, der in den dreißiger Jahren als Rektor der Thomasschule so brutal gegen den großen Thomaskantor aufgetreten war. Bei der Niederschrift seines Antrags scheint er in einiger Erregung gewesen zu sein; zweimal — an den durch Klammern bezeichneten Stellen — hat er das Geschriebene wieder durchstrichen. Professor Bel, damals der von der Universität deputirte Bücherkommissar, gab dem Drängen der theologischen Fakultät nach, und dem Rate, der ja lediglich die Exekutive hatte, blieb, wie in hundert ähnlichen Fällen, nichts übrig als das Verbot auszufertigen. Daß der von seiten des Rates deputirte Bücherkommissar gegen den Antrag des Universitätsdeputirten Einspruch erhoben hätte, wird schwerlich jemals vorgekommen sein. Das einzige, was der Ratsdeputirte thun konnte, war das, daß er den Boten, welcher das Patent mit dem Verbote bei den Buchhändlern in der Stadt umherzutragen hatte, anwies, dem Verleger des verbotenen Buches — seine Aufwartung zuletzt zu machen, was übrigens die Regel gewesen zu sein scheint. Zurückgenommen wurden Bücherverbote natürlich nie, schon damit es nicht den Anschein habe, als ob die hohe Kommission irren könne. Auch das Verbot des Werther wurde nicht wieder aufgehoben. Wie streng es aber gehandhabt wurde, beweist, daß Weygand selbst im Jahre 1775 noch drei neue Auflagen des Romans druckte. Und wieviele Exemplare von den acht verschiedenen Nachdruckausgaben, die im Laufe des Jahres 1775 erschienen, mögen überdies in Leipzig eingeschmuggelt worden sein!

Endlich das Attentat auf den Nathan. Bis vor kurzem auf einem losen Bogen befindlich, der unter einem Haufen von Blätterzeug der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt war, ist es jetzt — sicherlich im Sinne seines Urhebers — in denselben Aktenband eingeheftet, in welchem sich auch die auf den Werther bezüglichen Dokumente befinden, und lautet:

Digitized by Google

Durchlauchtigster ꝛc.

Ew. Churfürstl. Durchl. verhalten wir nicht, daß in angeschlossenem dramatischen Gedicht, Gotthold Ephraim Lessings, betitult: Nathan der Weise, wir unterschiedene, der christlichen Religion sehr anstößige Stellen angetroffen haben, welche, ob sie gleich jüdischen und türkischen Personen in den Mund geleget sind, in den Gemüthern vieler, dergleichen Schrifften lesender, sonderlich junger Leute, gar schädliche Eindrücke machen möchten. Vornemlich scheinen uns die pag. 56. 83. 99. 117. 120. lin. ult. usq. pag. 126. 182. et 185. angebrachten Vergleich- und Beurtheilungen [in der Absicht, um bey dem Leser und Zuschauer eine Gleichgültigkeit gegen alle, sowohl christliche als unchristliche Religionen zu bewürken, hingeschrieben, mithin] von der Beschaffenheit zu seyn, daß diesem Impresso der Umlauf wohl nicht zu gestatten seyn dürfte. Nur das demselben, besage des Tituls, ertheilte gnädigste Privilegium hat uns mit der Confiscation noch anzustehen und zuförderst Höchst Derselben huldreichste Resolution dieserhalb treugehorsamst zu erwarten bewogen. Die wir in tiefster Devotion beharren

Sign. Leipzig, den 27. Novbr. 1779.

Ew. Churfürstl. Durchl.

unterthänigst
gehorsamste
D. C. A. B.
D. RzL.

Das Schreiben ist konzipirt von dem damaligen Oberstadtschreiber Leipzigs Simon Friedrich Olbrecht; die eingeklammerte Stelle ist am Rande hinzugesetzt, und zwar, wie die mehrfach in den Akten jener Jahre wiederkehrende Handschrift zeigt, von dem damaligen Professor der Eloquenz, August Wilhelm Ernesti, der 1782 Bels Nachfolger bei der Bücherkommission wurde, aber schon in den letzten Jahren vorher ihn gelegentlich vertrat. Da ihm also das Schreiben vor der Mundirung vorgelegt wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß auch in diesem Falle der erste Schritt von der theologischen Fakultät ausging, die sich ebenso wie bei dem Verbote des Werther an den Universitätsdeputirten der Bücherkommission wandte. Von den sieben als besonders anstößig hervorgehobenen Stellen wird der Leser in der fünften, die über sechs Seiten einnimmt, mit Recht die Erzählung von den drei Ringen vermuten. Die übrigen Stellen sind folgende; ich setze sie her, weil die Originalausgabe des Nathan wohl den wenigsten zur Hand sein wird:

S. 56. II,1 Sittah: Du kennst die Christen nicht ꝛc.
S. 83. II,5 Nathan: Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch?
S. 99. III,1 Recha: Wem eignet Gott? was ist das für ein Gott ꝛc.
S. 117. III,5 Saladin: Von diesen drei Religionen kann doch eine nur ꝛc.
S. 182. IV,7 Klosterbruder: Das ist die Sünde, die aller Sünden größte Sünd' uns gilt.
S. 185. IV,7 Klosterbruder: Und ist denn nicht das ganze Christenthum aufs Judenthum gebaut?

Daß das Schreiben nicht etwa im Konzept liegen geblieben, sondern wirklich an das Oberkonsistorium nach Dresden abgeschickt worden ist, unterliegt keinem

Digitized by Google

Zweifel. Am Rande steht die übliche Bemerkung: Abgegangen den 1. Decbr. 1779. Leider fehlt die Antwort des Konsistoriums. Daß eine solche eingegangen ist, ist sicher; daß es eine ausweichende war, möchte ich nicht sowohl daraus schließen, daß sie sich nicht bei den Akten befindet — denn auch in vielen andern Fällen sind solche Korrespondenzen nicht zusammengeheftet worden, sondern in losen Bogen liegen geblieben, so daß leicht etwas davon verloren gehen konnte —, wohl aber daraus, daß über ein thatsächlich erfolgtes Verbot des Nathan nie etwas bekannt geworden ist, was gewiß ebenso wie beim Werther der Fall sein würde, wenn das Verbot wirklich erfolgt wäre. Die Regierung konnte im vorliegenden Falle gar nicht auf den Antrag der Bücherkommission eingehen, denn sie hätte sich damit nur eine Blöße gegeben. Der Nathan war von der Voßischen Buchhandlung in Berlin im Mai 1779 zur Einzeichnung in das seit 1773 geführte sogenannte Bücherprotokoll angemeldet und daraufhin mit dem Kurfürstlich Sächsischen Privileg versehen worden, und ohne Zweifel waren zur Michaelismesse 1779 die gesetzlichen zwanzig Pflichtexemplare an das Konsistorium nach Dresden abgegangen. Freilich kam es nicht selten vor, daß die Regierung, weil ihr ein angemeldetes Buch verdächtig erschien, genaue Erkundigungen einzog, ob und von wem es censirt worden sei, ehe sie das Privileg erteilte. Im vorliegenden Falle hatte sie dies versäumt, und so war nachträglich nichts mehr in der Sache zu thun.

Für Bücherliebhaber will ich bei dieser Gelegenheit noch bemerken, daß von den beiden Nathanausgaben, die im Jahre 1779 erschienen sind — die eine ohne Angabe des Druckortes, die andre mit Angabe des Verlegers und dem Privilegvermerk —, wie aus dem eben erzählten hervorgeht, die letztere natürlich die Originalausgabe ist. Goedeke führt sie in seinem „Grundriß" (II, 618), dem Orakel aller Antiquariatsbuchhändler, in umgekehrter Reihenfolge auf, und erst vor kurzem noch habe ich in einem Berliner antiquarischen Katalog den Nachdruck als das Original angepriesen gesehen.

Die Offiziere in den Händen der Wucherer.

Ich werde zum Juden gehen, ist die allgemein gebräuchliche Redensart, um die Absicht auszudrücken, ein Gelddarlehen aufzunehmen, und: „Er ist in den Händen der Juden," sagen die Leute, wenn jemand mit wucherischen Schuldverpflichtungen zu kämpfen hat. Des Volkes Stimme aber ist Gottes Stimme, und jene Redewendungen in der Allgemeinheit ihrer Anwendung sind nur geeignet, die zweifellose Thatsache von neuem zu bekräftigen, daß die Mehrzahl jener dunkeln Ehrenmänner, welche man

Digitized by Google

mit dem epitheton ornans „Wucherer" bezeichnet, dem Stamme Israel entsprossen sind. Damit soll nicht das Vorhandensein einzelner derartiger Vampyre geleugnet werden, welche in den Kirchenbüchern als dem Christenglauben angehörig eingetragen sind; Kenner wollen sogar behaupten, daß diese gerade am hartherzigsten und unerbittlichsten auf ihrem Scheine zu bestehen pflegten. Solche Ausnahmen dürften indeß nur dazu angethan sein, die Regel zu bestätigen.

Mit der Behauptung der Semitenfreunde, daß den Juden ein besonders entwickelter Handelsgeist innewohne und daß bei solchen Anklagen ein gut Teil Brotneid mit unterlaufe, thut man ihnen entschieden zu viel Ehre an. Unter den großen Handelsherren unsrer Hansestädte, welche mit weitem Blick in ihren kommerziellen Beziehungen die halbe Welt umspannen, finden sich keine oder nur verschwindend wenige Juden. Wohl aber überschwemmen sie mit dem Geiste des kleinlichen Schachers, der ihnen in hervorragender Weise anklebt, alle solche Geschäfte, bei denen die ihnen nicht abzusprechende Emsigkeit, das geschmeidige, unterwürfige Wesen, so lange es etwas zu verdienen giebt, und die dem auserwählten Volke Andersgläubigen gegenüber gestattete Rücksichtslosigkeit, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, geschäftliche Erfolge verheißen. Der Hosen verkaufende Judenjüngling, der jüdische Wucherer und der jüdische Bankier sind Typen geworden. Geld ist die Waare, mit der sie vorzugsweise Geschäfte zu machen verstehen, weil damit der müheloseste und zu gleicher Zeit höchste Gewinn zu erzielen ist, und deshalb predigt seit Jahren die zum größten Teile vom jüdischen Kapitale abhängige und von Juden geleitete liberale Presse aller Schattirungen die Theorie, daß es jedermann frei stehen müsse, für sein Geld wie für jede andre Waare den höchstmöglichen Preis zu erzielen. Glücklicherweise ist trotz des lebhaften Widerspruchs auf der linken Seite des Parlaments, wo jene Theorie beredten Ausdruck fand, durch das seit dem 1. Juli 1880 in Kraft getretene Wuchergesetz diesen Anschauungen der gesetzliche Boden entzogen; der wucherische Zins ist unter Strafe gestellt, und man kann faule und schmutzige Geschäfte wieder beim rechten Namen nennen.

Der Notstand, welcher infolge elementarer Ereignisse vor einigen Jahren über einzelne Gegenden unsres Vaterlandes hereingebrochen war, gab die äußere Veranlassung dazu, daß in konservativen Tagesblättern und durch konservative Redner in den Parlamenten die öffentliche Aufmerksamkeit auch auf den Abgrund gelenkt wurde, an dessen Rand der ganze Stand der bäuerlichen Besitzer in diesen und manchen andern Gauen des deutschen Reiches infolge der Güterschlächterei und Wechselreiterei durch die jüdischen Wucherer gebracht worden ist. Eine große Zahl von Prozessen in Oberschlesien, Posen, Preußen und auch im Elsaß haben empörende Daten zu Tage gefördert. Trotzdem sind diese Zustände in ihrer ganzen nackten Häßlichkeit noch immer nicht in weiteren Kreisen bekannt, da jedermann sich mit seiner Not und Schande gern vor den Augen der Öffentlichkeit verbirgt.

Digitized by Google

Wie aber das vaterlandslose Wuchertum im Bauernstande die Wurzel der bestehenden staatlichen Ordnung benagt, so wirft es seine Schlingen ganz systematisch auch nach andrer Richtung aus. Es versucht in dem Offizierkorps den berufenen Verfechter der geheiligten Devise „Mit Gott für König und Vaterland" sich dienstbar zu machen.

Die Verhältnisse, welche wir im Nachstehenden schildern, sind in allen größern Städten, in Berlin, Breslau, Dresden, Hannover, Posen und Straßburg dieselben; die Vielfältigkeit der Verkehrsmittel erlaubt es den Blutsaugern, mit ihren Nachstellungen ein vollständiges Netz über alle Garnisonorte auszuspannen, dessen Maschen in der Reichshauptstadt zusammenlaufen.

Der Wucherer wartet heutzutage nicht mehr, bis ein geldbedürftiger Kavalier ihn aufsucht, sondern er bietet sich selbst an. Schon im Kadettenkorps oder auf der „Presse," jedenfalls aber zugleich mit den Offizierepauletten gehen den jungen Kriegern nicht einzeln, sondern von drei, vier Seiten Briefe oder Karten zu, in denen der Schreiber bei eintretender Geldverlegenheit seine Dienste „billig und diskret" zur Verfügung stellt. Diese Anerbietungen wiederholen sich von Zeit zu Zeit, damit der Name des trefflichen Nothelfers ja nicht in Vergessenheit gerate, und namentlich mit größter Pünktlichkeit bei solcher Gelegenheit, wo der Offizier voraussichtlich einer Extrasumme bedarf, bei Versetzungen und dergleichen, wie diese Herren denn außerdem für die weiteste Verbreitung ihrer „Firma" durch häufige Annoncen im Kladderadatsch und einzelnen andern Blättern, meist liberaler Färbung, welche Inserate jeden Genres aufnehmen, wenn sie nur Geld bringen, Sorge tragen.

Von der Vorstellung des Wucherers als alten, schmutzigen Juden im fettigen Kaftan mit der gedrehten Seitenlocke muß man dabei abgehen. Die Herren, mit denen ein Offizier zunächst in Berührung tritt, wenn er auf die ihm zugesandten Offerten oder auf eine Annonce hin Geld zu leihen versucht, sind nur Agenten und fungiren als „Schlepper." Meistens sind es Leute mit äußerlich anständigen Manieren, gewesene Offiziere, verdorbene Advokaten und Mediziner, unter ihnen manche mit wohlbekannten adlichen, selbst gräflichen Namen. Das Geschäft, zu dem sie doch wahrscheinlich zuerst in der Not gegriffen haben, scheint gut zu gehen, denn einzelne fahren in eigener Equipage und verkehren in den besten Restaurants. Wie sie zuerst selbst das Opfer gewesen, so dienen sie jetzt als Werkzeuge ihrer Hintermänner, der eigentlichen „Geldgeber." Diese entziehen sich in den meisten Fällen dem direkten Verkehr mit ihren Schuldnern aufs geheimnisvollste, wohl aus Furcht, sich in ihrer sonst geachteten bürgerlichen Stellung zu exponiren, denn es sollen unter ihnen bekannte Bankiersfirmen vertreten sein. Da die „Schlepper" in den letzten Jahren unangenehm bekannt geworden und auch verschiedentlich in bedenklichen Konflikt mit Staatsanwalt und Gericht gekommen sind, so verstecken sie sich in den öffentlichen Annoncen hinter allerlei anonymen Bezeichnungen, wie denn auch mancher

Digitized by Google

der Herren zwei verschiedene Höhlen sein eigen nennt, aus denen heraus er die Fliegen ins Garn lockt. Diese sämmtlichen Blutsauger unterhalten gegenseitige Verbindung und tauschen ihre Erfahrungen auf der z. B. in Berlin abends in der Passage unter den Linden abgehaltenen „Offiziers-Wechsel-Börse“ aus.

In welcher Weise hier förmlich Buch über die Opfer geführt wird und wie von einem Mittelpunkte aus viele solcher Angelegenheiten geleitet werden, tritt klar zu Tage in folgenden authentischen Beispielen. Vor mehreren Jahren wollte ein Offizier eine Summe Geldes borgen und wandte sich an eine Adresse, die er dem Kladderadatsch entnahm. Der Inserent versprach bereitwillig das Geld für den folgenden Tag — ein beliebter Kunstgriff, um in der Zwischenzeit Erkundigungen einzuziehen —, machte dann Schwierigkeiten und zeigte schließlich ein Telegramm des „Geldgebers“ vor: „Mit X. mache nicht, ist schon bei A. engagirt.“ Ein früherer großer Viehhändler, welcher jetzt als sogenannter Rentier in Berlin lebt und dessen Beziehungen zu solchen Kreisen niemand vermutet, wurde einst von einem Herrn aus der Provinz, der ihn seiner bei früheren Kaufgeschäften bewiesenen Reellität wegen schätzen zu müssen glaubte, um seine Vermittlung zur Wiedererlangung gewisser Wechsel eines leichtsinnigen Verwandten ersucht. Herr S. erklärte sich dazu bereit, teilte aber zu gleicher Zeit dem erstaunten Provinzialen mit, daß sein Vetter noch andre Schulden habe. Er wußte sogar genau, wie hoch die verschiedenen Wechsel sich beliefen, und in wessen Händen sie sich befanden, und glaubte entschuldigend hinzusetzen zu sollen, daß sein „junger Mann“ einen andern „jungen Mann“ kenne, der mit einer Wucherfirma in Verbindung stünde.

In den öffentlichen Ankündigungen findet sich seit Erlaß des Wuchergesetzes häufig die Zusicherung eines Zinsfußes von 5 bis 6 Prozent. Dies darf aber nur als eine äußerliche Konzession an das Gesetz betrachtet werden, die schwerlich jemals ernst zu nehmen ist. Vielmehr ist man zu der Annahme berechtigt, daß der Wucherer mit der Furcht vor den Folgen wahrscheinlich vorsichtiger, bestimmt aber auch — teurer geworden ist. Die Form der Verhandlung mag eine andre geworden sein, wirklicher Zins vielleicht nur nach jenem Satze berechnet und die andern Abgaben unter dem Titel von Provisionen, Courtage, Damno erhoben werden, Worte, welche der unglückliche Borger kaum versteht, wie denn das Verrechnen schlechter Papiere zu hohem Kurs in dieser Richtung eine bedeutende Rolle spielt. Der Kern der Sache aber, das Bestreben, aus dem Darleihen von Geld gewerbsmäßig einen unverhältnismäßig hohen Nutzen zu ziehen, ist unverändert derselbe geblieben. Dieser Nutzen berechnet sich im Minimum, unter welchem Namen und durch welche Winkelzüge man immer will, auf 25 Prozent gegen Wechsel auf drei Monate. Diese Zinsen werden vorweg in Abzug gebracht, so daß der Borger, indem er mittels „Valutenscheines“ über 400 Mark quittirt, nur 300 Mark erhält. Häufig behält der Darleiher noch weitere bedeutende Prozente hinter sich, welche er sich schriftlich von dem „prompt“ be-

Digitized by Google

zahlten Wechsel zurückzurechnen verpflichtet, welche aber verfallen, wenn der Zahlungstermin nicht genau eingehalten wird.

Gern wird eine erste Prolongationsfrist gewährt, doch sind die neuen Zinsen mit 100 Mark baar zu entrichten oder werden nach einem bedeutenden Aufwand von Schwierigkeiten dem Wechsel zugeschrieben. Natürlich müssen sie bei dem „ohnehin schon so schlechten Geschäfte," welches in den meisten Fällen überhaupt nur aus „besondrer Gefälligkeit" abgeschlossen wird, sofort wiederum verzinst werden, so daß der neue Wechsel über 525 Mark lautet. Von der Ungeheuerlichkeit, mit der solche Summen anwachsen, liefern folgende Zahlen ein sprechendes Beispiel. Ein Offizier hatte im Frühjahr 1876 eine Summe von 1500 Thalern geborgt und darüber einen Wechsel über 2000 Thaler ausgestellt. Er hatte nach 6 Monaten 700 Thaler baar bezahlt; trotzdem lautete der Wechsel nach 24 Monaten im Frühjahr 1878 auf über 6600 Thaler, welche der Vater bezahlte, um den Sohn seiner glänzenden Karriere zu erhalten.

Die Prolongationen werden mit vieler Überlegung so lange ausgedehnt, bis der Wucherer, der seit langem die Verhältnisse seiner „Kunden" genau kennt, den Vater an der Grenze der Zahlungsfähigkeit oder dem guten Willen dazu angekommen wähnt; dann zieht er die Schlinge zu (daher der Name Kravattenfabrikanten), versagt ferneren Kredit, klagt beim Regiment und bei den Gerichten, droht mit Veröffentlichung der Korrespondenz und sucht sich namentlich mit einem Aufwande von Geschicklichkeit, die einer bessern Sache wert wäre, als den gekränkten Ehrenmann darzustellen, welcher jahrelang mit eignem pekuniären Nachteile aus reiner Großmut und Menschenfreundlichkeit dem Schuldner Vorschüsse gemacht habe.

Der „Geschäftsmann" weiß sehr gut, daß der Offizier nur in ganz seltenen Ausnahmefällen imstande ist, das geborgte Geld aus eignen Mitteln zurückzugeben. Fast immer rechnet er auf den Rückhalt, den dieser am Vater, an der Familie, am Vormunde hat. Diesen gegenüber muß er sich aber eine wirksamere Handhabe verschaffen, als sie die einfache Wechselunterschrift bietet, welche schlimmsten Falls zur Auspfändung führen kann. Dies geschieht, indem er durch das Giro von Kameraden die Familie des Ausstellers vor die Alternative stellt, entweder dem Sohne zu helfen oder andre mit in dessen Sturz zu verwickeln; oder aber, indem er durch einen Ehrenschein nicht allein die Ehre des Offiziers selbst, sondern die der Familie in die Hand zu bekommen sucht. Fast alle sogenannten Offizierswechsel sind deshalb mit dem Giro eines oder mehrerer andern Offiziere versehen, neben vielen mag sich ein Ehrenschein in den Händen des Wucherers befinden, bei einzelnen würde sich vielleicht beides nachweisen lassen. Das Unmoralische und Verwerfliche des wucherischen Treibens tritt aber namentlich zu Tage in der raffinirten Kunst, mit welcher der Schlepper das durch die Annoncen angezogene Opfer zur Stellung von Bürgen oder zur Unterzeichnung eines Ehrenscheines zu überreden sucht. Denn niemand bietet

Digitized by Google

natürlich etwas derartiges von selbst an, manches Wuchergeschäft zerschlägt sich gottlob an diesen Zumutungen, und immer bleibt es ein schweres Geschäft, das Zögern und die Weigerung des jungen, unerfahrenen Mannes zu überwinden, welcher mit dem vollzogenen Federstrich ein gutes Stück seines bessern Selbst, seine Ehre, den Händen eines Schurken überantwortet und sich so fortwährend am Rande des moralischen und materiellen Ruins sieht, da die That des leichtsinnig verpfändeten Ehrenwortes weder vor der Stimme in der eignen Brust noch vor dem Richterstuhle der Standesgenossen durch die rechtzeitige Einlösung ungeschehen gemacht werden kann.

Aus dem ersten „Gefälligkeitsaccept" entwickelt sich nur zu oft im Laufe der Zeit ein ganzes System von gegenseitig girirten Wechseln, deren Höhe dann solche Summen zu erreichen pflegt, um neben dem Untergange junger, hoffnungsvoller Existenzen ganze Familien in schwere finanzielle Bedrängnis zu stürzen. Drei Brüder waren auf solche Weise vor mehreren Jahren an den Rand des Abgrunds geraten. Der Vater war außer Stande, zu helfen. Da erklärte sich der Schwiegervater des einen zur Hilfe für seiner Tochtermann bereit. Aber nur mit ganz unverhältnismäßig großen Opfern wurde es möglich, diesen aus den gemeinsamen Verbindlichkeiten zu lösen, da die Wucherer hoffen mochten, die ganze zu imaginärer Höhe angewachsene Schuld erpressen zu können.

Neben solcher „Geschäftsroutine," die nur in seltnen Fällen von der strafenden Hand des Richters erreicht wird, wenn sie auch vom Standpunkte der Moral nicht scharf genug verurteilt werden kann, sind direkte Betrügereien keine Seltenheit, mögen diese nun darin bestehen, daß ein unter allerlei Vorspiegelungen erlangter Blanco-Wechsel mit einer bedeutenden Zahl ausgefüllt, oder indem ein Brief auf die vereinbarte Summe deklarirt wird, während der Inhalt eine nicht unwesentliche Kürzung erweist. Fast immer scheut der Betrogene die Öffentlichkeit, und der Gauner hat richtig spekulirt, wenn er hofft, daß die Angelegenheit vertuscht bleiben würde.

Ungleich gefährlicher aber noch als die Geschilderten, deren Namen und Wirken wenigstens bekannt und von Presse und öffentlicher Meinung genugsam gebrandmarkt sind, erscheint eine Gattung von Geschäftsleuten, welche ganz im Geheimen und ziemlich unerkannt ihr Wesen treiben.

Als Inhaber eines gut gehenden offenen Geschäfts in einer belebten Straße der Königstadt und Besitzer mehrerer, zu den Zeiten des Krachs unter günstigen Bedingungen erstandenen Zinshäuser, genießt Herr F. allgemein das Ansehen eines soliden Kaufmanns und Bürgers. In den fortschrittlichen Versammlungen seines Stadtteils spielt er eine Rolle, und wenn der politische Ring in den kommunalen Angelegenheiten sich erhält, so wird er gewiß noch seinen Platz in der Stadtverordnetenversammlung erobern. Seine Geschäftsbücher, welche jedermann einsehen könnte, werden aufs peinlichste geführt und weisen den stetig wachsenden Wohlstand des trefflichen Mannes nach. Das von ihm selbst geführte und im

Digitized by Google

Privatkabinet wohl verschlossen gehaltene Sekretbuch aber würde merkwürdige Dinge an den Tag bringen. In seiner bürgerlich gediegenen und anspruchslos hergerichteten, von dem Geschäftslokale möglichst weit entfernten Wohnung empfängt er nämlich in den Mittagsstunden und nach Schluß des Geschäfts Besuche, die seinen Laden kaum betreten würden, und von denen er auch nicht wünscht, daß sie ihn betreten. Auch dieser solide Mann kann der Versuchung nicht widerstehen, sein Geld zu höheren als den bei reellen Geschäften gebräuchlichen Zinsen „arbeiten" zu lassen. Er hat mit dem Schlepper- und Geldmännertum keine Gemeinschaft, und sein Name wird nur ganz heimlich von einem Freunde dem andern ins Ohr geflüstert, wie er denn auch selbst bei jedem „Geschäft" den Charakter der Gefälligkeit zu betonen pflegt. Er nimmt nur 8 Prozent für drei Monate, muß dabei allerdings auf einem Ehrenscheine bestehen, aber nicht, weil er um die Zurückerstattung des Geldes Sorge trüge, sondern nur, wie er verbindlich und bedauernd zugleich bemerkt, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, zum Danke für seine Uneigennützigkeit durch so manche böse und schlechte Menschen als Wucherer an den Pranger gestellt zu werden. Dieser Ehrenmann hatte im April 1874 einem Offizier unter den oben angedeuteten Bedingungen 3000 Mark geborgt. Bei den mit großer Bereitwilligkeit zugestandenen Prolongationen wurden die Zinsen stets baar erlegt — denn darauf muß der Herr bestehen, das Zuschreiben der Zinsen zum Wechsel überläßt er den Wucherern —, und endlich wurde das Kapital am 1. April 1876 zurückgezahlt. Eine zweite „Geschäftsverbindung" mit demselben Offizier währte mit gleichem Erfolge vom Oktober 1876 bis zum Mai 1878, zu welchem Zeitpunkte das Kapital in der Höhe wie das erstemal zurückgezahlt wurde. Zum drittenmale borgte derselbe Offizier wiederum 3000 Mark im Oktober 1878, bezahlte abermals pünktlich die Zinsen, bis am 1. Juli 1880 mit dem Inkrafttreten des Wuchergesetzes Herr X. die Entdeckung machte, daß er sein Geld dringend zu einem Hausban bedürfe. Diesmal wollte er sich weder auf Prolongation, noch auf Abschlagszahlungen einlassen, drohte, obgleich er in der Zwischenzeit sein Kapital zweimal zurückerhalten und etwa 168 Prozent an Zinsen erzielt hatte, mit Klage, und der Offizier verließ den Dienst.

Wenn wir in vorstehenden Zeilen den Schleier gelüftet haben, der das verwerfliche Treiben der Wucherer unter den Offizieren deckt, so soll damit keineswegs eine Verteidigung oder auch nur eine Beschönigung des Thuns solcher Offiziere beabsichtigt sein, welche durch ihre Verbindung mit jenen Vampyren sich selbst ins Unglück stürzen und unsägliches Leid über ihre Angehörigen verhängen. Aus eingehender Kenntnis der Verhältnisse können wir der tiefinnersten Überzeugung Ausdruck geben, daß der Wucher, wenn er auch die ernstesten Gefahren für einzelne Individuen in sich birgt, doch nicht imstande ist, die Integrität des Offizierkorps als Gesammtheit auch nur zu tangiren. Dazu überwacht das Vaterauge des greisen Monarchen sein geliebtes, treues Heer mit zu ernster

Digitized by Google

Sorgfalt, dazu herrscht auch namentlich im Offizierkorps selbst zu hoher Sinn für Ehre, wahre Ritterlichkeit und die hohen Aufgaben des Berufs, ein Sinn, welcher infolge der durchlebten großen Zeiten sich nur hat kräftigen und vertiefen können.

Die Zahl der Opfer, welche genötigt sind, ihrer wucherischen Geldverpflichtungen wegen den Dienst zu verlassen, ist indeß absolut genommen immer noch groß genug, wenn sie als Prozentsatz des Ganzen auch gering erscheinen mag. Das Wuchergesetz scheint den bisherigen Erfahrungen nach wenig Schutz zu bieten. Dieser muß anderwärts gesucht werden, und vor allem dürfte er in der häuslichen Erziehung zu finden sein, welche von vornherein den Charakter des Sohnes zu stärken, ihm bedingungslose Offenheit und wahres Vertrauen zur unverbrüchlichen Lebensregel zu machen suchen muß. Charaktererziehung ist es auch in der That hauptsächlich, die den drohenden Gefahren des Wuchers im Offizierkorps bisher den wirksamsten Damm entgegengesetzt hat. Daneben muß sich freilich die Frage nach der Möglichkeit materieller Hilfe um so mehr aufdrängen, als erfahrungsmäßig die ersten Verlegenheiten eines Offiziers, aus denen sich nachher die ganze Schuldenlast entwickelt, nur ganz niedrige Ziffern zu erreichen pflegen.

In der österreichischen Armee hat im Jahre 1869 der Erzherzog Albrecht aus seinem großen Vermögen einen Darlehnsfonds für Offiziere geschaffen, „um bedrängte Offiziere vor Wucherern zu bewahren," welcher durch kaiserliche Munificenz und andere Schenkungen zu einem Vermögensstande von nahezu einer Million Gulden angewachsen ist, während der zwölfjährigen Dauer seines Bestehens an 10 567 verschiedene Offiziere im ganzen die Summe von 1 757 933 Gulden ausgeliehen und damit nach Ausweis der jährlich veröffentlichten Rechenschaftsberichte großen Segen gestiftet hat. In der Reichshauptstadt besteht ein Allgemeiner Beamten-Darlehns-Verein, und auch in der Armee ist im letzten Jahrzehnt die Gründung eines ähnlichen Instituts zu verschiedenen Malen angeregt worden. Welche Gründe bisher der Verwirklichung dieser Idee hindernd in den Weg getreten sind, mag hier dahingestellt bleiben. Jedenfalls dürften die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sein, wenn die Wohlthat einer solchen Einrichtung erst allgemein erkannt wäre. Die Möglichkeit, bei eintretender Geldverlegenheit unter bestimmten Bedingungen Hilfe zu legalem Zinsfuße zu erhalten und die Schuld in Raten zurückzuzahlen, würde es manchem Offizier erleichtern, eine Jugendthorheit durch Ordnung und Sparsamkeit zu überwinden, und manche hochachtbare, aber von schwerer Last darniedergebeugte Familie könnte nach wie vor mit Stolz auf den Sohn in des Königs Rock blicken. Hier hätten wir das wirksamste Mittel, dem Geier recht eigentlich die Krallen zu beschneiden.

Digitized by Google

Der Erlaß vom vierten Januar im Reichstage.

ie Fortschrittspartei hat es für zweckmäßig und unerläßlich erachtet, den königlichen Erlaß, welcher die verfassungsmäßige Stellung und Befugnis der preußischen Regenten und deren Anspruch gegenüber den Beamten definirt, im Reichstage zur Sprache zu bringen. Das Selbstgefühl ihres Wortführers aber bei diesem Unternehmen, das Machtbewußtsein der ganzen Genossenschaft hat dabei nichts davon getragen, wozu man ihr Glück wünschen könnte. Wir andern aber haben Ursache, uns den Herren verpflichtet zu fühlen, daß sie auf diese Weise zur Aufklärung über eine Frage beigetragen haben, die zwar für den Kenner und Freund unsrer Verfassung längst entschieden ist, bei der Begehrlichkeit der Parteien aber, welche über diese hinausstreben und Herrschaft des Parlaments verlangen, trotzdem mehr oder minder alle in der letzten Zeit verhandelten Spezialfragen beeinflußte, sich in ihnen gewissermaßen abspiegelte und bei ihrer Entscheidung als Hintergedanke mitwirkte.

Die große Debatte der letztvergangnen Woche war unstreitig die wichtigste der diesmaligen Session. Herr Hänel eröffnete den Sturmlauf gegen den Erlaß, gewaffnet mit dem Krebs der Gerechtigkeit und bedeckt mit dem Helm der unverbrüchlichen Königstreue, welcher gegenwärtig das Haupttrüstzeug seiner Partei bildet und ihr so schön zu Gesichte steht. Er war nicht bloß, wie immer, pathetisch, der Herr Professor, er wurde stellenweise geradezu überschwenglich. Er beklagte den Erlaß im Interesse der wahren Macht und der höchsten Würde des Königtums, das er sich als eine abstrakte, jenseits der Erdensphäre einsam und unnahbar thronende Potenz konstruirt zu haben schien. Er fand es deshalb ungerechtfertigt und verfassungswidrig, wenn die Minister durch Berufung auf den Willen des Königs Deckung — natürlich gegen den Willen des Redners und seiner Genossen — gesucht, und erblickte in der königlichen Kundgebung eine Gefährdung nicht bloß der Konstitution, sondern des monarchischen Prinzips. Denn wolle man die durch die Verfassung gezognen Grenzen niederreißen und die Person des Königs in die leidenschaftlichen Erörterungen der Parteien hereinziehen, sie mit irgend einer Regierungsmaßregel, mit irgend einem Regierungssystem, mit irgend einem Ministerium in eine unlösbare, eine der Zukunft vorgreifende, eine ihrer wahren Machtstellung präjudizirende Verbindung bringen, so schädige man das Königtum selbst, und die, welche dafür eingetreten seien, trügen daher eine große, eine schwere Verantwortlichkeit. Der fortschrittliche Redner kam dann auf den zweiten Teil des königlichen Erlasses zu sprechen und führte aus, daß die Beamten aller Kategorien verpflichtet seien, sich von Wahlbeeinflussung mit amt-

Digitized by Google

lichen Mitteln fernzuhalten, daß es aber im übrigen unmöglich sei, sie an jeder Wahlagitation zu hindern. Ihr Amt müsse ihnen hier die Grenze ziehen.

Herr Hänel war in seiner Würdigung des Königtums, wie man zu sagen pflegt, päpstlicher als der Papst gewesen. Er hatte offenbar gemeint, den Reichskanzler mit seiner Überschwenglichkeit überbieten und bewundernd vor derselben verstummen machen zu können. Allein er hatte sich damit verrechnet, und seine Angriffsmethode erwies sich als verfehlt. Fürst Bismarck ist ein nüchterner Denker, er kennt keine Doktrin, er hält es mit dem Thatsächlichen, wie es in der Geschichte und der Gegenwart vorliegt, ohne deshalb der Tiefe zu entbehren, und so war auch die Rede, mit welcher er den Hänelschen Angriff zurückwies, in ihren staatsrechtlichen Teilen ein Muster realistischer Betrachtung und Schlußfolgerung, klar, einfach und für jeden, in dessen Gehirn zweimal zwei nicht fünf giebt, durchweg überzeugend. Im folgenden geben wir die Quintessenz derselben in kurzen aus dem Persönlichen und Polemischen ins Objektive übertragenen Sätzen wieder. Zwar wird sie jedem, der an unserm politischen Leben Anteil nimmt, noch in den Ohren klingen; aber sie sollte dauernd in der Erinnerung bleiben, und da die Tagesblätter, welche sie uns vermittelt haben, rasch vom Winde verweht werden, so werden unsre Leser es uns Dank wissen, wenn wir ihre Hauptsätze hier fixiren. Man sollte sie sich in seinen politischen Katechismus mit roter Tinte ad marginem schreiben. Sie verdienen es im vollen Maße; denn sie können in Zukunft vor mancher Illusion und manchem Mißgriff behüten, und sie zeigen, was wirklich monarchische Gesinnung ist und was nicht.

Der königliche Erlaß hatte nicht den Zweck, neues Recht zu schaffen, denn das alte genügt, und er eröffnet keinerlei Aussicht auf einen Konflikt, denn der König hat in vollem Maße Frieden mit seinem Volke. Auch wenn die fortschrittlichen Liberalen einen Konflikt suchen, so werden sie ihn nicht finden, dafür verbürgt sich der Reichskanzler. Der Zweck des Erlasses war, die Verdunkelung des bestehenden Rechtes zu verhüten und die konstitutionellen Legenden zu bekämpfen, die sich wie wucherische Schlingpflanzen um den klaren Wortlaut der preußischen Verfassungsurkunde legen und darauf hinauslaufen, daß man sich den König als eine Art Ehrenpräsidenten einer Republik denkt, welcher er ein durch die Volksvertretung, d. h. durch die Liberalen ernanntes Exekutivkomitee, das Kabinet oder Ministerium giebt. Man verlangt, kurz gesagt, ministerielle statt königliche Regierung, und man will jene, weil sie die Regierung der Partei ist. Die preußische Verfassung weiß davon nichts. Wenn sie vom Könige erklärt, er sei unverletzlich, so bedeutet das auch, daß in allen Diskussionen mit Ehrerbietigkeit von ihm gesprochen werden soll. Wenn sie die Minister als verantwortlich bezeichnet, so ändert das nichts an dem Rechte, nach welchem der König regiert. Müssen Regierungsakte des Königs, um giltig zu sein, von Ministern gegengezeichnet sein, so werden sie dadurch nicht zu ministeriellen Akten. Der König regiert vielmehr selbst, die Minister redigiren nur, was dieser be-

Digitized by Google

fiehlt, und übernehmen für dessen Handlungen die Bürgschaft. So die Verfassung. Die Fortschrittspartei und ihre Verwandten in den andern liberalen Fraktionen möchten eine konstitutionelle Hausmeierei ausbilden und den Monarchen zum Schattenkönige machen. Die Verfassung Preußens sagt, dem Könige allein stehe die vollziehende Gewalt zu, er besetze alle Stellen im Staatsdienste, die gesetzgebende Gewalt werde von ihm gemeinschaftlich mit den beiden Kammern des Landtags ausgeübt — von den Ministern ist dabei nicht die Rede. Die Verfassung bestimmt ferner, daß zu jedem Gesetze Übereinstimmung des Königs und beider Kammern erforderlich ist, daß jener berechtigt ist, Gesetze vorzuschlagen, und daß Gesetze, die er einmal verworfen hat, nicht wieder eingebracht werden dürfen — auch hier wird der Minister nicht gedacht. Dieselben sind nach der Verfassung Lückenbüßer, und ob das in die Theorie der nach parlamentarischer Regierung Lüsternen paßt, ist vollkommen gleichgiltig. Die Verfassung allein giebt die Norm, und ihr entsprechen auch die Traditionen der Dynastie. Die preußischen Könige haben hinsichtlich ihrer Regentenstellung immer mehr an ihre Pflichten als an ihre Rechte gedacht, was Friedrich der Große damit ausdrückte, daß er sich für den ersten Diener des Staats erklärte. Das ist in dem Maße noch heute lebendig, daß innerhalb des Ministeriums der König befiehlt, und die Minister gehorchen, so lange sie glauben, die Verantwortlichkeit tragen zu können. Der König bestimmt, was geschehen soll, welche Vorlagen der Volksvertretung zu machen sind, nach eigner Überzeugung; die Ausarbeitung, die Fassung des königlichen Willens in bestimmte Formen ist Sache der Minister. Sind diese abweichender Meinung, so findet ein Kompromiß statt, d. h. entweder der König gesteht einem Minister, den er nicht ohne weiteres entlassen will, etwas zu, was er eigentlich nicht will, oder — und das ist der häufigere Fall — der Minister legt sich die Frage vor, ob er zurücktreten oder im Interesse des Landes und des Dienstes bleiben solle, und macht, wenn sein Gewissen ihm zu letzterem rät, dem königlichen Willen Zugeständnisse. Der letztere bleibt der allein entscheidende. In Preußen ist thatsächlich der König der Ministerpräsident. An diesen wendet sich der nominelle Ministerpräsident, wenn er bei seinen Kollegen, denen er nichts zu befehlen, die er nur zu bitten und zu überzeugen hat, etwas nicht durchzusetzen vermag, und findet er da keinen Anklang, so läßt er die Sache fallen; findet er ihn, so kommt ein königlicher Befehl, der das ausspricht, und dann geschieht das betreffende oder es folgt eine Kabinetskrisis, die sich ruhig vollzieht.

Als die preußische Verfassung erlassen wurde, lag denen, die sie beschworen, die Theorie der Majoritätsregierung noch sehr fern, man machte bei weitem noch nicht soviel Anspruch darauf wie heute, daß parlamentarische Einflüsse die Regierung bestimmen sollten. Und wenn letztres dann in der That nicht der Fall war, so ist das ein Glück für Preußen und für Deutschland gewesen. Hätte der König von 1860 an die Verfassung nach den Grundsätzen der Fortschritts-

Digitized by Google

partei ausgelegt, seine Politik derjenigen der Majorität des Abgeordnetenhauses untergeordnet und seine Minister nach den Ansichten und der Richtung dieser Majorität gewählt, wäre mit andern Worten die Hänelsche Legende zur Wirklichkeit geworden, so hätte Preußen zunächst keine Armeereorganisation gesehen, und so wäre, da nur mit einem starken preußischen Heere die deutsche Einheit herzustellen war, Deutschland noch heute, was es vor dem Sommer 1866 war. Wäre es ferner 1863 nach dem Willen des preußischen Abgeordnetenhauses gegangen, so hätte man die damalige polnische Insurrektion ermutigt, die schon als Opposition, als Auflehnung, als Angriff auf eine Regierung sich der Sympathie der liberalen Majorität erfreute, während die königliche Politik auf Schonung Rußlands für zukünftige Kriege, für große Zeiten gerichtet war. Hätte 1864 die Majorität des preußischen Parlaments durch Minister aus ihrer Mitte regiert, so hätte es in Schleswig-Holstein eine Bundesexekution mit preußischen Mitteln gegeben, man hätte die gemeinsame Operation mit Österreich unterlassen und den kläglichen Deutschen Bund verewigt, man wäre ohne Österreich sehr wahrscheinlich von den übrigen europäischen Mächten gemaßregelt worden und hätte sich bundesprotokollarisch darein ergeben, man hätte ein zweites Olmütz erlebt, ein deutsches Parlament aber wäre nicht vorhanden. Wenn das geschaffen worden ist, so dankt man es dem Umstande, daß der König national dachte und fühlte, daß er ein unerschrockenes, zur Ausführung seines Willens bereites Ministerium fand, und daß er keine ministerielle Hausmeierei sich bilden ließ, die, gestützt auf erdrückende Majoritäten, ihn von seinen Zielen abgedrängt hätte.

Der direkte Verkehr des Königs mit dem Volke und seiner Vertretung kann dem Ansehen der Monarchie nicht schaden, sondern nur nützen. Gerade dadurch ist das Königtum in Preußen so groß und stark geworden, daß es leisten konnte, was es geleistet hat. Und deshalb sollte man es fördern und pflegen und nicht dahin wirken, es durch Nichtgebrauch obsolet und untauglich werden zu sehen. Wenn man den starken, lebendigen, in unmittelbarer Beziehung zu seinem Volke stehenden König der ruhmreichen preußischen Geschichte zersetzt und in ein unsichtbares Wolkenkuckucksheim verflüchtigt, so bringt man dem Staate das Chaos; denn durch den Willen der Parlamentsmajorität ist er nicht zu ersetzen. Ist ihm die Verpflichtung auferlegt, stets incognito zu bleiben, hinter dem Vorhange, mit der ministeriellen Maske vor dem Gesichte, so ist es viel leichter, die Regierung anzugreifen und die Wahlen durch Verdächtigungen gegen sie zu lenken.

Der Vorwurf, daß die Minister, wenn sie den König nennen, ihn persönlich auftreten und eingreifen lassen, damit Deckung vor dem Parlamente suchen, sich also feig hinter dem unverantwortlichen Monarchen verstecken, ist ein völlig unbegründeter und ungehöriger. Er beruht auf seiten derer, die ihn erheben, auf Überschätzung ihrer Kraft und Bedeutung. Vor Parlamentsreden zurückzu-

Digitized by Google

schrecken und Zuflucht zu suchen hinter dem königlichen Schilde, ist nicht Brauch bei preußischen Ministern, und am wenigsten hat der Reichskanzler dazu jemals Ursache gehabt und Neigung besessen. Man erinnere sich der Konfliktszeit von 1862. Hat er da den Rücken gewendet, wich er da von seiner Überzeugung, seiner Pflicht und seinen Zielen, welche die des Königs waren, jemals auch nur ein Haar breit ab? Man verglich ihn mit Strafford und Polignac, die Gemeinheit der demokratischen Presse bedrohte ihn mit Vermögenskonfiskation, mit Wollekrempeln im Zuchthaus, mit dem Schaffot, und trotzdem ließ er nicht ab von der Deckung des Königtums, die er damals leistete. Was für Mut dagegen in dieser Zeit die demokratische Majorität des Abgeordnetenhauses bekundete, weiß die Geschichte. Man schoß große Phrasen ab, man hielt flammende Reden, mit denen nichts gewagt wurde und die zu nichts verpflichteten. Ähnliches geschieht jetzt, und ein Bismarck sollte das fürchten? Es ist Lüge und Unverschämtheit, wenn man ihm das schuld giebt, es wäre doppelte Lüge und Unverschämtheit, wenn man es zwar später geleugnet, aber doch vorher gemeint hätte, und außerdem das, was — wir drücken uns mild aus — Falstaff den bessern Teil der Tapferkeit nennt.

Stünde in der Verfassung auch etwas andres als die obigen klaren Bestimmungen, so würde es für das Maß von Bedeutung, welches in jedem Einzelfalle ein König, ein Parlament, ein Minister zur Geltung bringen kann, nichts entscheiden. Es macht einen großen Unterschied, ob ein hoch oder mäßig begabter König an der Spitze des Staates steht. Ein Parlament ferner, welches eine feste, gesicherte Majorität hat, die homogen organisirt und von Parteihäuptern wie die Pitt oder Canning, wie Palmerston und Peel geführt ist, wird eine gewaltige Macht sein, welche die Krone, falls sie nicht einen energischen und geschickten Träger hat, auf eine sehr enge Sphäre und geringe Bewegung beschränken wird. Aber ein Parlament wie der deutsche Reichstag, der in zehn Fraktionen zerfahren ist, der keine feststehende Majorität hat, der sich keiner allerseits anerkannten Führung erfreut, sollte froh sein, wenn neben ihm ein königlicher Wille im Staatsschiffe besteht und nicht bloß ein Königtum, das für das Fahrzeug wenig mehr als Gallion ist. Wäre letztres in Preußen, im Deutschen Reiche der Fall, so würde alles langsam zu Grunde gehen und schließlich das Chaos eintreten.

In betreff des zweiten Teiles der königlichen Kundgebung vom 4. Januar erklärte sich der Kanzler in einer Weise, die alle Maßvollen zufriedenstellen mußte. Die Beamten sollen sich immer bewußt sein, daß sie dem Könige gegenüberstehen, dem sie Treue geschworen haben. Das eigne Wählen soll dadurch nicht beschränkt werden, sondern völlig frei sein. Wenn der Erlaß von den politischen Beamten verlangt, daß sie die Politik des Königs vertreten, so ist damit nur gemeint, daß sie verpflichtet sind, Wahllügen oder, wie der Kanzler es nennt, der politischen Brunnenvergiftung entgegenzutreten, die Wähler über Entstellung

Digitized by Google

und Verleumdung der Regierungspolitik aufzuklären. Auch bei dieser Klasse der Beamten ist nicht darnach zu fragen, wen sie selbst auf ihren Wahlzettel schreiben, es ist das Sache ihres Gewissens. Dagegen dürfen sie bei den Wahlen nicht gegen die Regierung agitiren, da der König regiert, ebensowenig aber durch Amtshandlungen für dieselbe wirken. Der Erlaß erhebt nur eine Forderung des Anstandes. Er befiehlt nicht, er droht nicht, er bringt den Beamten nur ihren Eid in Erinnerung und überläßt es ihrem Takt, darnach den rechten Weg zu finden. Der König aber war nach der Verfassung und andern preußischen Gesetzen vollständig befugt, sich in der Art, wie es geschehen, zu äußern, und der Reichskanzler war ebenso vollständig berechtigt, wenn er den Reichsbeamten das mitteilte, was er als für sie interessant und nützlich zu lesen betrachtet.

Summa, Moral und Schluß des Ganzen geben wir mit den eignen Worten des Kanzlers wieder, wie folgt: „Die Verfassung ist klar. . . . Ich habe hier als preußischer Bevollmächtigter (zum Bundesrate) im Namen des Königs zu erklären, daß Seine Majestät sich seine verfassungsmäßigen Rechte weder nehmen noch verkümmern, noch sich selbst so hoch in die Wolken schrauben läßt, daß er sie nicht ausüben könnte, sondern daß er entschlossen ist, in dem durch seine Vorfahren überkommenen und gewohnten, durch die Regentenpflicht ihm vorgeschriebenen Wechselverkehre mit seinem Volke zu bleiben, und daß ich als Minister entschlossen bin, dem Könige auch dabei kämpfend zur Seite zu stehen, aber als Diener und nicht als Vormund."

Die übrigen Reden in der Angelegenheit waren neben dieser nicht von Bedeutung. Was Treitschke sagte, war zutreffend, aber nicht neu. Bennigsen äußerte sich maßvoll und so, daß man ihm im ganzen beipflichten konnte, der Minister des Innern sprach in echt vornehmer Weise, die man auf der Folie des Verhaltens der Fortschrittler noch wohlthuender empfand, die Rhetoren und Sophisten der letzteren suchten die Wirkung der Worte des Kanzlers vergebens abzuschwächen, und namentlich mißlang Herrn Virchow der Beweis, daß seine Partei zu allen Zeiten eine nationalgesinnte gewesen. Ist sie's dennoch gewesen, so muß sie's sehr tief inwendig gehabt haben; Thaten hat man davon nicht zu sehen bekommen.

Digitized by Google

Gambettas Rücktritt.

Am 26. Januar abends erbaten sich Gambetta und seine Kollegen vom Präsident Grévy ihre Entlassung, und am 28. übernahm Freycinet von letzterem den Auftrag zur Bildung eines neuen Kabinets. Der bedeutungsvolle Schritt erfolgte, nachdem der bisherige französische Ministerpräsident im Abgeordnetenhause eine Niederlage erlitten hatte, bei welcher sich in einer Frage, die ihm vor allen andern am Herzen lag, von 509 Stimmen 282, also eine ziemlich starke Majorität, gegen ihn erklärt hatten. Eine große Rede, die nachweisen sollte, daß er das Verlangte zu seinen Reformen bedürfe, und daß er damit keineswegs die Diktatur erstrebe, war erfolglos, und ohne Verzug verließ er das Haus, um sich von seinem etwas länger als zwei Monate bekleideten Posten zurückzuziehen.

Wie konnte es geschehen, daß ein Mann, welcher sich im Besitze von soviel Macht und Vertrauen befand, welcher sein Amt nach einer seiner Partei höchst günstigen allgemeinen Wahl antrat, und welcher vielen als der zur Leitung der französischen Staatsangelegenheiten allein Befähigte galt, mit seinen ersten großen Unternehmungen scheiterte? Die Antwort lautet: die Ursache seines Schiffbruchs waren seine falsche Auffassung der heiklen Frage des Listenskrutiniums und die daraus entsprungene Feindseligkeit der Abgeordneten gegen ihn. An mehrfacher Warnung hatte es nicht gefehlt. Als Bardoux im Herbst 1880 die Einführung jenes Wahlmodus beantragte, wurde sein Gesetzentwurf für mehrere Monate beiseite gelegt. 1881 auf die Tagesordnung gebracht, mißfiel er der Kommission, die ihn zu begutachten hatte, und die Kammer fand ihn, als sie geheim darüber abstimmte, so wenig nach ihrem Geschmack, daß der Antrag, ihn im Plenum zu beraten, nur mit acht Stimmen Mehrheit durchging. Besser fiel das Votum für die Maßregel aus, als man schließlich namentlich darüber abstimmte, und so kam die Frage vor den Senat. Bevor hier über sie verhandelt wurde, ließ Gambetta sich in Cahors als Heros feiern, und er war von den hier gewonnenen Erfolgen und Aussichten so befriedigt, daß er die Revisionisten von der Schule Barodets abwies und verlangte, die Revision der Verfassung, welche den Senat bedrohte, solle vertagt werden, bis wieder Harmonie hergestellt sei. Der Senat aber verwarf sein Lieblingsprojekt, und von jetzt an war Gambetta ein eifriger Fürsprecher und Förderer des Revisionsgedankens. Nun kamen die allgemeinen Wahlen, und dabei drehte sich der Streit nicht so sehr um eine Umgestaltung der Verfassung und um eine andre Formirung der Wählerschaften, als um die Frage, ob Republik oder Monarchie.

Digitized by Google

Ohne Zweifel haben aber auch noch andre Ursachen zum Sturze Gambettas beigetragen. Er hatte nicht wenige Leute, die überzeugt waren, daß ihnen ein Portefeuille gebühre und gut zu Gesicht stehen würde, durch Übergehung tief gekränkt und erbittert. Er hatte in verschiedenen Zweigen des höheren Staatsdienstes Anstellungen vollzogen, welche den Radikalen im höchsten Grade mißfielen und über welche auch andre den Kopf schüttelten, weil die betreffenden Persönlichkeiten mehr der Person des Ministers als den republikanischen Einrichtungen ergeben waren. Allgemein herrschte das unbehagliche Gefühl, daß ein mächtiger Minister mit Hilfe eines Wahlorgans, wie es das Listenstrutinium liefert, sich leicht eine dienstwillige Majorität schaffen könne, mit der er der Freiheit des Parlaments ein schleuniges Ende zu bereiten imstande wäre. Die Erwählten des allgemeinen Stimmrechts, welche den Konseilpräsidenten aus rein persönlichen Neigungen der Stimmung in den Kammern Trotz bieten sahen und überzeugt waren, daß er nicht nur die Verwaltung, sondern auch die Wahlkomitees draußen in der Provinz am Lenkseile führe, mußten sich sagen, daß er bei den nächsten Wahlen die Abfassung der Wahllisten nicht dem Zufall überlassen, sondern in seinem Interesse dirigiren werde. Sie mußten sich überlegen, daß, wenn sie heute den Fehler begingen, der Verfassung das Listenstrutinium aufzupfropfen, über jede ihrer Reden, jede ihrer Abstimmungen Buch geführt, daß ihre gesammte Haltung säuberlich in eine Konduitenliste eingetragen werden und daß eine einzige Regung von Unabhängigkeit genügen würde, um den zukünftigen Schöpfer der Abgeordneten zu bewegen, ihre Namen von der Kandidatenliste streichen zu lassen.

Als Gambetta dann ein Ministerium aus seinen alten Freunden und Waffengefährten bildete, machte er eine beschränkte Revision der Verfassung zur Bedingung eines Verbleibens im Amte. Was er vorschlagen würde, war aus seinen verschiedenen Reden so ziemlich bekannt, und die Kammer schien geneigt, ihm ein williges Ohr zu leihen. Ja auch die Senatorenwahl des Januar hatte diese Körperschaft mehr in Einklang mit dem andern Hause gebracht, sodaß manchen eine Umbildung der Grundgesetze nicht mehr notwendig erschien. Doch gab es noch keine entschiedene Abneigung gegen ein Verfahren, welches frühere Vorkommnisse gewissermaßen zu einem politischen Bedürfnisse gemacht hatten. Gambetta hatte, bevor er Minister geworden, eifrig auf Befriedigung dieses Bedürfnisses hingearbeitet, er konnte die Stellung, die er damit eingenommen, nicht wohl aufgeben. Und doch wurde, als er nun mit seinem Plane hervortrat, der sanfte Wind, der bisher geweht, plötzlich zu einem heftigen Sturme voll heißester Feindschaft. Die Ursache davon war einfach die, daß der Premier, verstrickt und befangen von dem Gedanken an das Listenstrutinium, dasselbe in die Reihe seiner Verbesserungsvorschläge aufnahm und beide Häuser aufforderte, es der Verfassung einzuverleiben. Der Vorschlag war eine Überraschung. Er erweckte nicht nur Verdruß, sondern tiefes Mißtrauen, er entflammte die neugewählten Abge-

Digitized by Google

ordneten, welche Verlust ihrer Mandate fürchteten, und erfüllte auch viele andre mit schweren Bedenken.

Die feindliche Demonstration vom 26. Januar war keineswegs ohne Vorzeichen gewesen. Als der Reformvorschlag mit dem neuen Wahlverfahren zuerst an die Deputirtenkammer gelangt, war er mit eisigem Schweigen empfangen worden, und das darauffolgende eifrige Treiben in den Bureaus, wo die lautesten Gegner des Listenskrutiniums die meisten Stimmen auf sich vereinigten, mußte gleichermaßen zu denken geben. Es lag auf der Hand: Gelang es der Beredsamkeit des Premiers nicht, eine Menge von sehr entschiedenen Widersachern seines Projekts zu andrer Meinung zu bekehren, so mußte er in dem Streite, den er selbst hervorgerufen hatte, unterliegen. Nur ein Ausweg, so schien es, war ihm offen: er hätte, um seine Position zu halten und seine in verschiedne Farben gekleideten Gegner zu entwaffnen, sich entschließen können, einzugestehen, daß er sich in seiner Abschätzung der Stimmung in der Kammer geirrt. Dann wäre er in der Lage gewesen, den Antrag auf Streichung des Paragraphen seiner Vorschläge zu stellen, welcher seine bisherigen Anhänger am meisten schied. Eine gewisse Hartnäckigkeit des Charakters und die Furcht vor dem in Frankreich üblichen Urteil über Minister, welche zurückweichen oder Kompromisse schließen, mögen ihn davon zurückgehalten haben. Er hatte ferner bisher viel erreicht, und Selbstvertrauen wird ihm Hoffnung gemacht haben, er werde auch dieses Hindernis mit seinen Gaben überwinden. Endlich wird er das Listenskrutinium deswegen so beharrlich erstrebt haben, weil er überzeugt war, es werde Dauer der gegenwärtigen Majorität zur Folge haben. Das kann richtig sein, aber immerhin war es Mangel an kluger Voraussicht, von einer neugewählten Volksvertretung zu verlangen, daß sie ihre Wählerschaften und deren Mandatare, also sich selbst, verurteile.

Für uns Deutsche ist der Fall Gambettas nicht von großer Bedeutung. Wir hatten ihn für die nächste Zeit nicht zu fürchten, und wir hätten ihn auch später nicht sehr gefürchtet. Indeß trägt sein Rücktritt immerhin dazu bei, die Hoffnung, daß dieses und wohl noch manches Jahr der Friede ungestört bleiben werde, einigermaßen zu verstärken. Daß Gambetta mit seinem Rücktritte der Macht, die er erstrebt und zuletzt besessen, für immer Lebewohl gesagt habe, ist dabei nicht vorausgesetzt. Im Gegenteil, wir erwarten ihn zunächst an der Spitze einer starken Opposition das alte Spiel gegenüber dem Präsidenten und seinen Ministern wiederholen zu sehen, und wir halten ein zweites Ministerium Gambetta nicht blos für möglich, sondern sogar für wahrscheinlich.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Ephraim hatte drei Tage das Zimmer nicht verlassen, er hatte sich sogar sein Essen holen lassen, um gar nicht mit der verführerischen Außenwelt in Berührung zu kommen. Da, am vierten Tage, Nachmittags, als drüben eine halbe Stunde lang das Klavier getönt hatte und er schon wieder die Kraft besaß, die Musik von ferne anzuhören, ohne die Vorsicht des Odysseus gegenüber den Sirenen anzuwenden, hörte er seinen Namen rufen. Er ward ganz bleich, und das Blut stockte ihm in den Adern.

Holla! Ho! rief es draußen mit mächtiger Stimme, und ein wilder Jodler tönte über die Gasse.

Ephraim trat ans Fenster.

Drüben im Erkerfenster lag die starke Büste des jungen Schaible, und es fragte herüber: Ruderst du in Schweinsleder?

Nein.

Bist du denn krank?

Ephraim entsann sich, mit dem Studiosus Schaible und dem Forsteleven Brüderschaft getrunken zu haben.

Du hast dich wohl auf der Partie erkältet, fragte es.

O nein, entgegnete Ephraim.

Was unkst du denn auf deiner Bude? Komm herüber! rief Adolf Schaible.

Es war zu viel. Ephraim nahm seinen Hut und ging hinüber. Aber er ging zögernden Schrittes.

Welche schreckliche Inkonsequenz, sagte er zu sich selber. Das muß sich rächen. Dieser Tag entscheidet vielleicht über das ganze Lebensschicksal des Mädchens. Dein Wiederkommen wirft einen neuen Feuerbrand in ihr Herz. Wie wird sie dich nur ansehen? Welcher Sturm muß in ihr toben!

Digitized by Google

Er hielt inne vor der Thür des alten Hauses und dachte, es sei besser, umzukehren. Aber wäre das nicht lächerlich, auffallend und demonstrativ gewesen? Was hätte er Herrn Schaible beim nächsten Zusammentreffen sagen sollen? — Vielleicht siehst du sie heute gar nicht.

Er ging hinein und die Treppe hinauf. Flörchen stand auf dem Flur und putzte Blumenstöcke aus. Das Herz schlug ihm bis in den Hals empor. Er sah sie nur von der Seite und wußte nicht, ob sie ihn gesehen hatte. Aber sie mußte doch seinen Schritt hören, so zog er denn grüßend seinen Hut.

Flörchen sah es nicht.

Er stutzte und sagte: Guten Tag, Fräulein Schaible.

Flörchen wandte ihm den Rücken vollends zu und sagte: Guten Tag.

Wenn sie mit der Butterfrau gesprochen hätte, so hätte ihr Ton nicht gleichgiltiger sein können.

Ephraim war ganz niedergeschmettert. Er hatte eine Empfindung, als wenn ihm jemand kaltes Wasser über den Kopf gegossen hätte. Aber er besann sich bald und sagte ärgerlich: So wenig bekümmern sie sich um mich?

Sie bekümmern sich ja auch nicht um mich, entgegnete Flörchen.

Wie so? fragte er verwundert.

Muß ich Ihnen das erst sagen? fragte sie, drehte sich herum und sah ihn vorwurfsvoll an.

Ja.

Sie machte eine schmollende Miene und sah mit halbgeschlossenen Augen von ihm weg.

Ich möchte es gern wissen, sagte er und es überkam ihn dabei die Vermutung, er sei drei Tage lang ein Narr gewesen.

Nun, entgegnete sie, es wäre doch wohl nur höflich gewesen, wenn Sie mich besucht hätten, um zu fragen, wie mir die Partie bekommen ist. Der Weg ist doch nicht so weit.

Die Idee des ewig Weiblichen, welche vor kurzem noch in des guten Jünglings Meinung ihre schönste Verkörperung durch Flörchen erhielt, schnellte durch diese Antwort sofort um einige Stufen höher hinauf, als Flörchen stand. Es kam Ephraim so vor, als ob die Liebe in den Augen dieses Mädchens mit dem strahlenden Haar ein hausbackenes Geschäft sei. Er hatte sich vorgestellt, auch sie sei, gleich ihm, von Verwirrung, Reue, Furcht, Sehnsucht und Schmerz erfüllt, und es berührte ihn eiskalt die Entdeckung, daß Flörchen durch die Erlebnisse der letzten Tage gar nicht aus dem Gleichgewicht gekommen war, sondern nur einfach einen Mangel an Höflichkeit in seinem von den höchsten Gefühlen vorgeschriebenen Fernbleiben sah.

Sogar ihr Ton klang nicht sehr zart, und er konnte sich in diesem Augenblicke vorstellen, wie es möglich gewesen sei, daß sie sich einmal in der Schule durch Frechheit hervorgethan habe.

Digitized by Google

Sie haben Recht. Entschuldigen Sie, sagte er kühl. Und damit ging er weiter und trat zu seinem Duzbruder ins Zimmer. Adolf war ganz wie sonst, urgemütlich. Ephraim beschloß, die Freundschaft nicht länger fortzusetzen. Diese Leute sind aus zu gewöhnlichem Thon geknetet, sagte er sich, als daß man aus ihrem Umgang irgendwelchen geistigen Gewinn ziehen könnte. Das konnte ich schon daraus erkennen, daß sie so richtig saugen. Denn ich habe noch nie einen fein organisirten und intelligenten Menschen gesehen, der die Gabe des Gesanges besessen hätte. Es ist gut, daß es aus ist.

Er ging bald wieder fort und dachte über die lex agraria nach, deren Bedeutung für den römischen Staat er in einem Aufsatz für eine wissenschaftliche Zeitschrift darlegen wollte. Flörchen war nicht zu sehen.

Als er aber aus dem Hause auf die Straße trat, fiel von oben eine Rose herab, ihm vor die Füße, und als er überrascht emporblickte, sah er eben noch einen Schimmer goldigen Haares, das rasch vom Erkerfenster verschwand. Er hob die Rose auf und begab sich nach Hause. Aber die lex agraria tauchte in den Strom der Vergessenheit unter, und es schwammen blonde Locken und blaue Augen auf der Lebensflut. Er dachte und dachte, bald dies, bald das, den ganzen Abend, und als er eine Stunde lang schlaflos im Bette gelegen hatte, schlug er sich zornig vor die Stirn und murmelte: Heautontimorumenos!

Sechstes Kapitel.

Im Schatten der Rosen.

Oft, wenn die reinen Morgenwinde sie umfächelten, oder wenn der Mond sie umleuchtete, seufzte sie über den eisigen Zustand der Keuschheit, der über sie verhängt war.

Ephraim erwachte mit übervollem Herzen, voll unbegreiflicher Sehnsucht und gleichsam in einer dichterischen Trunkenheit. Es war ein warmer, weicher Tag, und die vom Gebirge wehenden Lüfte warfen glühende Fackeln in seine Seele. Er eilte hinaus und durchstrich mit schwerer heißer Stirn die Pfade unter den Bäumen, bergauf, thalabwärts, und er wußte kaum, wo er war.

O, mein Glück, rief er in sein eignes Herz hinein, wann wirst du kommen, wo bleibst du? Bin ich denn zu spät in diese Welt gekommen oder vielleicht zu früh, und hat mir Gott nur das Leben geliehen, um es zurückzunehmen, ohne daß ich glücklich gewesen wäre? O nein, er wird mir zu rechter Stunde ein Ziel, einen Zweck zeigen, ein Schönes, welches meine Seele erfüllen kann. Aber warum verzehrt mich dieses furchtbare Sehnen und Denken? Ich gehe umher

Digitized by Google

wie in der brennenden Wüste. Es ist kein schattiges Plätzchen in meinem Innern, in das ich mich zurückziehen könnte. Ich bin voll Neid und Eifersucht auf ich weiß nicht wen, ich beunruhige mich über den Schatten eines Schattens, ich seufze nach einem Ding, das ich nicht kenne, ich vergieße Thränen, ohne zu wissen warum. O komm, mein Glück, laß nicht zu lange auf dich warten, sonst ist der schwache Leib verzehrt, der dich genießen soll! Dann werde ich nicht mehr die Kraft haben, zu arbeiten, zu lieben und zu leben!

Er warf sich unter einer breitästigen Linde in das Moos nieder und starrte in das Grün. Ein Blatt wehte herab, ihm ins Gesicht. Er nahm es in die Hand und betrachtete es.

Giebt es nicht einen Vers über ein Lindenblatt, sagte er sich, der schließt: Du wirst es wie ein Herz gestaltet finden, drum sitzen die Verliebten auch am liebsten unter Linden?

Die Verliebten! O, wie ich sie beneide! Wie ich jeden Menschen beneide, der den wühlenden Drang seines Innern mit irgend etwas zu betäuben vermag, der den Durst löschen kann, mit was es auch sei!

Auch ich könnte ja lieben! Dieses Mädchen küßt mich und schmollt mit mir und wirft nach mir mit Rosen. Ich könnte versuchen, sie zu lieben — mag es nun glücklich oder unglücklich enden, so wäre es doch etwas, woran ich mein Herz hängen könnte. Gewiß würde es unglücklich enden, denn ich fühle, ich bringe allem und allen Unglück, aber was liegt daran? Besser ein Unglück als überhaupt gar nichts! „Besser, daß dein Herze bricht von dem Kuß der Rose, als du kennst die Liebe nicht und stirbst liebelose." Aber kann ich sie lieben? Sie ist aus zu gesundem und zu derbem Stamme, eine echte Germanin, und es ist etwas fremdes in ihr, das meiner Natur entgegen ist. Im Vergleich zu mir ist sie gepanzert, während ich im leichten Wamms gehe, die Waffen, die ihre Haut kaum ritzen könnten, würden mir Haut und Fleisch und Herz durchdringen. Sie sind mir zu grobkörnig, diese echten Germanen, ich fühle in ihrer Gegenwart das Blut meines Vaters in mir sich bewegen, das vornehme Blut des uralten Volkes des Herrn.

Ermüdet vom Laufen und Denken sank ihm das Haupt auf den Arm, und er schlief ein im kühlen Schatten der Linde.

Mit neuen Gedanken erwachte er, blickte träumerisch umher und entdeckte, daß er lange geschlafen hatte. „Im Winde die Linde, sie rauscht mich ein gemach" murmelte er lächelnd.

Woran dachte ich doch? fragte er sich aufstehend. Mir scheint, ich bin ein strenger Richter. Was dachte ich doch über das arme hübsche Mädchen? Du erklärst sie für eine Kokette gewöhnlichen Schlags, weil sie freundlich gegen dich war und deine Sensibilität nicht teilt, und weil sie einfach beleidigt war über dein Fortbleiben, während dies doch in deinem Sinne die zarteste Rücksicht war? Du bist ungerecht, du bist überhaupt ein Narr!

Digitized by Google

Die Frauen sind in einer ganz andern Lage als wir, und wenn wir sie so beurteilen, wie wir Männer beurteilen müssen, so sind wir eben einfältig. Der Mann kann das Weib aufsuchen, kann ihm seine Liebe erklären, aber die Frau kann das nicht. Ihr Loos ist, ruhig dazusitzen und auf den Mann zu warten. Unmöglich kann deshalb eine Frau entzückt sein von dem Manne, der nun auch seinerseits ruhig dasitzt und wartet, der sich in seinen Mantel hüllt und kommen läßt, was kommen mag. Das ist nicht seine Rolle gegenüber der Frau. Was soll sie denken, wenn sie mit einem Manne zusammentrifft, der sich in sein Zimmer verschließt und unsichtbar macht? Sie wird einfach denken, er bekümmere sich nicht um sie, während er doch seinerseits vielleicht an innerm Drang nach ihr vergeht. Der Mann ist also einfach albern, wenn er der Frau nachahmt und sich zurückzieht und wartet — Flörchen hatte vollständig Recht.

Er ging weiter und merkte, daß er hungrig und durstig war, und als er nach der Uhr sah, fand er zu seiner Verwunderung, daß es schon vier Uhr Nachmittags sei, während er in aller Frühe von Hause fortgelaufen war. Zum Glück entdeckte er, einen gebahnten Weg verfolgend, nach nicht gar zu langer Zeit ein einzeln stehendes Haus, welches schon durch sein äußeres Ansehen gastlich anlockte. Vor der Thür zog sich eine weinumkränzte Verandah hin, und es saßen dort zwei junge Leute bei einer Flasche Wein. Ephraim erkannte beim Näherkommen in dem einen den Forsteleven Gmelin, der andre war ein Student. Ephraim setzte sich zu ihnen und bestellte einen Imbiß.

Der Blick von dem einsamen Wirtshaus ins Land war wunderschön. Unten zog der Neckar seinen stillen, glänzenden Weg, drüben schimmerten die Hügel in wechselnden Farben, als die Wolken darüber hinzogen, in der fernsten Ferne verschwamm die Welt in Lila-Tinten und man konnte nicht erkennen, wo es noch Erde war und wo Himmel. In nächster Nähe aber umgab das frische Grün, von der Nachmittagssonne durchstrahlt, mit strotzender Fülle den Tisch, an dem die Zecher saßen. Wie diese beiden deutschen Jünglinge das Leben genießen! dachte Ephraim. Gebräunt von der Luft und Sonne, rosig und mit leuchtenden Augen vom genossenen Wein saßen sie da, die Arme aufgestemmt, lachten über die einfältigsten Geschichten und dünkten sich Beherrscher der Welt zu sein. Ephraim gewann sie beinahe lieb wegen ihrer Natürlichkeit, er betrachtete sie mit wahrem Genuß. Sie waren ihm so unähnlich und kamen ihm so gesund und ungekünstelt vor, daß er sie mit derselben Freude ansehen konnte wie etwa ein Paar schöner Pferde oder schwerwandelnder trefflicher Stiere. Er aß und trank und führte ein vergnügliches Gespräch mit den beiden. Für eine kurze Stunde konnte er sich einbilden, auch ein junger Mensch zu sein, der mit zur Welt gehöre.

So kam das Gespräch auch auf die Landpartie, die er und Gmelin zusammen und in Familie gemacht hatten, und wo sie Brüderschaft getrunken hatten.

Du bist wohl der rechte Vetter von meinem Freund Schaible? fragte Ephraim.

Digitized by Google

Nun, so eigentlich nicht, sagte jener, die Verwandtschaft ist ein bischen weitläufig, und ich kann sie nicht genau nachrechnen, weil ich einmal kein Gedächtnis habe für Oheime von Großvaters-Basen und so weiter.

Aber es hieß doch immer „Tante Lotte" und „Tante Line?" sagte Ephraim.

Ja, wir haben schon von klein auf mit einander gespielt, Adolf und Flörchen und ich und meine Schwestern, erwiederte Gmelin.

Auch wohl schon früh euch an das Küssen gewöhnt, du und Flörchen, warf Ephraim schnell ein, dem plötzlich ein peinigendes Gefühl durch die Brust zog.

Ach, sagte Gmelin, indem er seine Pfeife ausklopfte und den Tabaksbeutel hervorzog, da werde ich wohl nicht der einzige gewesen sein.

Das glaube ich auch, sagte der Student, Flörchen Schaible ist ja ein ganz gemütliches Mädchen.

Sie kennen sie auch? fragte Ephraim.

Ich habe sie ein paar Mal gesehen, erwiederte der Student, auch einmal mit ihr getanzt.

Sie auch einmal geküßt! rief Ephraim gezwungen lachend.

Nein, das nicht, entgegnete der Student, ich mache mir nicht viel mehr aus den Weibern. Das sind tempi passati.

Herr Gmelin hob die große grüne Flasche auf, hielt sie gegen das Licht und betrachtete seufzend den kleinen Rest von Wein, der sich darin schaukelte.

Das weiß der Teufel, sagte er, wir haben heute neue Heringe gegessen, und die müssen wohl nicht ordentlich ausgewässert gewesen sein. Ich habe einen Durst, der groß ist in seinem Zorn.

Gegen den Durst giebts nichts besseres als Trinken, sagte der Student und pochte auf den Tisch.

Das freundliche Schenkmädchen erschien, ließ sich mit Vergnügen von dem Studenten in die runden Arme kneifen und ging eine frische Flasche holen.

Bei uns auf der Kneipe, sagte der Student, ists auch immer sehr salzig, und ich sage: nichts zieht den Wein so an wie Schweinsknöchel mit Meerrettig oder wie so ein richtig gesalzener Schinken mit Senfsauce.

Er trank mit Genuß sein Glas leer und sang:

Salzig, salzig, salzig ist das Meer.
Warum sollts nicht salzig sein?
's sind ja viele Harung drein.

Was ist der Unterschied zwischen einem Schinken und einer Faßschleife? fragte er dann mit listigem Augenzwinkern.

Herr Gmelin konnte es nicht sagen, und Ephraims Gehirn schien auch nicht stark genug zu sein, um es zu erraten.

Paßt auf, sagte der Student: Auf der Faßschleife zieht man den Wein in den Keller, und auf dem Schinken zieht man den Wein in den Magen.

Digitized by Google

Aber weißt du, fragte Herr Gmelin, wie du es machen mußt, um niemals Durst zu bekommen?

Nein, und wenn ich es wüßte, thäte ich es doch nicht, denn der Durst ist die schönste Eigenschaft der Gattung homo sapiens.

Das ist die Frage, höre nur zu. Das Mittel, nie Durst zu bekommen, ist gerade das Gegenteil von dem Mittel, nie von einem tollen Hunde gebissen zu werden. Du mußt nämlich immer hinter dem Hunde herlaufen, dann kann er dich nicht beißen, und du mußt immer vor dem Durst herlaufen, dann kann er dich nicht packen.

Wie kann ich denn vor dem Durst herlaufen? fragte der Student.

Das ist sehr einfach, sagte Gmelin, du mußt immer schon trinken, ehe du durstig bist.

Von der Theorie verstehe ich nichts, von der Praxis ein wenig, erwiederte der Student und schenkte sich aus der frischen Flasche den hohen Römer voll.

Und dann tranken sie noch so ein zwei- bis zwölfmal, bemerkte Gmelin, seinem Beispiel folgend.

Ja, sagte der Student, und damit nützten sie ihrer Seele, dem heiligen Augustinus folgend, welcher sagt: Anima certe, quia spiritus est, in sicco habitare non potest.

Das ist gewiß, sagte Gmelin, wer immer trinkt, stirbt nie. Man muß nur ordentlich ziehen, denn mit den kleinen Schlucken ruinirt man sich den Brustkasten.

Ich trage Gummisohlen, sagte der Student, und höre immer erst dann auf, wenn ich merke, daß die anfangen von der Feuchtigkeit aufzuquellen — es sei denn, daß das Getränk versiege.

Ja, ja, sagte Gmelin, zu viel kann man wohl trinken, doch trinkt man nie genug.

Der genius loci Heidelbergs ist feucht, bemerkte Ephraim, um doch auch etwas zu sagen.

Inzwischen und indem die neue Flasche geleert ward, entdeckte Gmelin, daß es Zeit sei zu gehen, und erklärte auf Ephraims Frage, daß er nebst seinem Freunde, dem Studenten, auf dem Wege zu seinem Onkel, dem Förster auf Einsiedel sei und daß sie beide hier nur einen kleinen Halt zum Ausruhen gemacht hätten. Zugleich forderte er Ephraim auf, sie zu begleiten, da der Tag doch einmal angebrochen sei und er nicht mehr ins Kolleg gehen, auch schwerlich noch arbeiten könne, nachdem er von dem guten Neckarwein getrunken habe. Er fügte als Verstärkung seiner Argumente noch an, daß Flörchen Schaible mit den Basen beim Förster sei und daß die jungen Mädchen nicht allein nach Hause gehen könnten durch den langen, dunkeln Wald.

Der Nachmittag war schön. Die Sonne schien in ihrem reinsten Licht, eine milde, frische Luft bewegte die Wipfel der Bäume, die kleinen Waldvögel zwitscherten und sangen, hüpften von Zweig zu Zweig und freuten sich des Lebens, die Bienen summten um die Blüten, Käfer und Schmetterlinge wiegten sich auf den Licht-

Digitized by Google

strahlen zwischen den schattigen Massen des Unterholzes, und die ganze Natur lud den Menschen ein, ebenso klug zu sein wie die Tiere und einmal aufzuhören mit Nachdenken.

So wenigstens kam es Ephraim vor, und er wußte nicht, was er besseres thun könnte, als den Studenten und Herrn Gmelin zum Förster auf Einsiedel zu begleiten.

Er strich mit den Gefährten lustig dahin auf Waldpfaden über Berg und Thal, sah bald mit träumerischem, sehnsüchtigem Blick in die Tiefen der grünen Schluchten hinab, wo tief unten das Wasser murmelte, oder in die blaue Ferne der tiefer liegenden Landschaft, versuchte bald in einen fröhlichen Gesang der Freunde einzustimmen und glaubte zuweilen sein Selbst ganz vergessen und verloren und ausgetauscht zu haben gegen das eines glücklicheren Menschen.

So kamen sie nach einer guten Stunde in ein hochgelegenes kleines Thal, das von niedrigen, runden Höhen ganz umschlossen war und in dessen einer Ecke, gleichsam an den Berg gelehnt, die Försterei Einsiedel lag. Ein tiefes Gebell empfing sie, als sie sich dem Hause näherten, und zwei große, schöne, langhaarige Jagdhunde kamen ihnen entgegen, die alsbald, Herrn Gmelin erkennend, den Besuch mit beifälligem Wedeln geleiteten.

Das Försterhaus war in einer Bauart aufgeführt, die der schweizerischen ähnelte. Das Dach sprang um mehrere Ellen über das Gesims vor, ward draußen von starken Balken gestützt, die aus den Wänden herausragten, und überdeckte so eine auf drei Seiten herumlaufende, ziemlich roh gezimmerte Galerie. Diese Anordnung nun, oder vielleicht das Verhältnis, in welchem Höhe und Breite und Tiefe oder die Verteilung von Fenstern und Thüren unter einander standen, oder irgend eine andre undefinirbare Eigenschaft verlieh dem Hause in Ephraims Augen einen ganz besonders traulichen und anheimelnden Zug. Er sah mit hoher Befriedigung die stillen, beschaulichen Plätze, die diese überschattete Galerie im heißen Sommer gewähren mußte, wenn die Hitze in den Thälern brütete, oder wenn der Regen auf den Fichtenwald gegenüber niederrieselte, daß ein harziger Duft im Nebel herüberwehte, oder wenn die Gewitterwolken sich an den Höhen festhängten und der Donner von den Bergen widerhallte. Die Thür in der Front des Försterhauses hatte einen ganz niedrigen, von vielen Füßen ausgehöhlten Schwellenstein und stand halb offen, wie zum Nähertreten einladend. Die Fenster, mit grünen Läden versehen, welche offen standen, gingen im Erdgeschoß tief herab auf den Boden, so daß ein Mann draußen sich bequem auf die Brüstung lehnen konnte, um dem Förster in die Stube hinein etwas mitzuteilen oder mit des Försters Töchterlein ein liebevolles kleines Geschwätz zu führen, wenn er oder sie etwa wollten. Vor allem aber war es hübsch, daß das ganze Haus mit allerhand fröhlichem unnützem Gewächs, wilden Rosen, Epheu und anderm Klettergewinde so bewachsen war, daß man kaum das tiefe rötliche Braun der hölzernen Bekleidung sah, und daß der Hirschkopf über der Thür

Digitized by Google

kaum sein zackiges Geweih durch das Gewirr der Ranken und die Flut der Blüten und Blätter hindurchstecken konnte.

Dieses dichte Gewucher schlang sich auch mit zähen Zweigen um die Pfosten herum, welche die Galerie trugen, umgab die Galerie selbst, welche vor den Fenstern des obern Stockwerks hinlief, mit grünem Schleier und stieg bis zum Dach empor, den zahlreichen Schwalben, die mit scharfem Fluge sich ab und zu schwangen, eine unzählige Menge von Verstecken bietend.

Endlich aber bildete es auch jetzt, wo Ephraim seinen Blick behaglich um das Haus herum spazieren führte, den schönsten Rahmen für ein blühendes Gesicht mit strahlenden blauen Augen, das von goldigen Locken geziert, reizender und frischer noch als alle die wilden Rosen umher, von der Galerie hernieder schaute und das süßeste Lächeln einladend auf den guten Jüngling hernidersandte.

Das war so lieblich, das war so entzückend, daß Ephraim die Augen schloß und sie dann neugierig wieder öffnete, um zu sehen, ob er wirklich wach sei, oder ob es nur ein spottender Traum sei, der Flörchen Schaible dort vor seine suchende Seele hinstelle. Aber es war wirklich so, und er zog ganz verwirrt seinen Hut zu einem artigen Gruße, den sie mit langsamen Nicken, wie in tiefe Betrachtung verloren, erwiederte. Mit allerhand sanften Empfindungen bedachte Ephraim dieses freundliche Neigen des blonden Kopfes, und es überkam ihn eine starke Neigung, hinaufzusteigen auf die Galerie und ein so holdes Gespräch, wie damals im Walde, wieder mit dem lieben Mädchen anzuknüpfen.

Die beiden Begleiter, Herr Gmelin und der Student, hatten viel damit zu thun, den Herrn Förster zu begrüßen, nach dem Schicksal des schwarzen Brunke, eines tapfern Jagdgesellen und Forstläufers zu fragen, der im Kampfe mit Wilddieben verwundet worden war, die Hunde zu loben, ein Jagdgewehr neuer Konstruktion zu bewundern und dann einen Fuchs zu necken, den der Förster vor einem der Hintergebäude an der Kette liegen hatte; Ephraim dagegen verschmähte diese Unterhaltung und ging mit klopfendem Herzen die Stiege hinauf. Wie von einem unsichtbaren Genius geleitet fand er ohne vieles Suchen die Thüre, welche zur Galerie führte und fand sich in wenig Augenblicken Flörchen gegenüber, welche nun mit anmutig verschämter Haltung in grünem Halblicht wie in einer Laube saß und ganz allein war. Ihre Basen waren den Jünglingen entgegen gesprungen und neckten jetzt, wie man an dem Knurren und Bellen im Hofe, sowie an hellem Lachen vernahm, mit jenen in Gemeinschaft den gefesselten schlauen Raubritter.

Ephraim ging jetzt aber, da er Flörchen allein fand, recht befangen auf sie zu, machte eine Verbeugung und setzte sich ihr gegenüber in den Schatten der Rosen.

Flörchen stützte ihren weißen Arm auf die Brüstung, den Kopf auf die Hand und blickte ihn lächelnd und wie mit leichtem Spott über seine Verwirrung an. Ihr Haar war leuchtender als je, die schöne Farbe des kecken Gesichts, die blauen

Digitized by Google

Augen, die langen, dunkeln Wimpern, ein krauses Löckchen, das auf die Stirn herabrollte, alles das hatte etwas verwirrendes für Ephraim und brachte ihn ganz aus der Fassung.

Er vergaß die hoffnungsvolle Sicherheit, die er auf dem Wege gehabt hatte, betrachtete seine freudige Spannung, Flörchen wiederzusehen, als einen unbegreiflichen Leichtsinn und fühlte mit Schrecken, in welche Gefahr er sich begeben hatte. So sehr verlor er seine Ruhe, daß er nicht einmal schweigend sitzen bleiben oder sich mit unbedeutenden Worten helfen konnte, sondern getrieben ward, seinen Gefühlen in bewegtem Tone Ausdruck zu geben.

Fräulein Schaible, ich wußte nicht, daß Sie allein waren, sagte er, sonst wäre ich nicht heraufgekommen. — Ich meine, fuhr er noch verwirrter fort, als sie ihn befremdet anblickte, daß Sie schöner sind als für mich gut ist und daß ich besser thäte, Sie zu meiden. Mir wird ängstlich in Ihrer Nähe. — Ich rede wohl recht unartig und konfus, aber es ist nicht meine Schuld. Es muß ein Dämon sein, der mich beherrscht, wenn ich Sie sehe. Denn ich verliere völlig die Besinnung und bin wie von einem starken Strome getrieben. Ich freute mich so sehr darauf, Sie wiederzusehen — wirklich, ich freute mich darauf, und nun ist es mir, als stünde ich vor einem Abgrunde. Verzeihen Sie, daß ich so unsinnig rede, ich wollte nur erklären, warum ich nicht hier bleiben kann und warum ich Sie nie wieder sehen darf. Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie eine solche Gewalt über mich hätten. Ich muß Abschied von Ihnen nehmen. Verzeihen Sie mir und leben Sie wohl!

Er wollte nach diesen Worten davoneilen, aber Flörchen sah ihn mit einem so reizenden Lächeln und so mitleidig an, daß er vor Erstaunen stehen blieb.

Da ergriff sie seine Hand, und er setzte sich ihr dicht gegenüber wieder hin. Flörchen hatte seine Worte ganz und gar anders aufgefaßt, als er sich das gedacht hatte. Sie hatte von ihrem Bruder gehört, Ephraim sei der gelehrteste Mensch auf der ganzen Universität, und sie hatte auf der einen Seite einen gewaltigen Respekt vor ihm, hegte aber auf der andern Seite die Überzeugung, gelehrte Leute müßten immer etwas verrückt sein, und fühlte instinktiv die Pflicht des Weibes, die schützende Hand über solch einen Nachtwandler zu halten.

Alles was Sie da reden, sagte sie leise und mit niedergeschlagnen Augen, alles das beweist mir, daß Sie mich lieben. Nur kann ich nicht begreifen, warum Sie darüber so erschrocken sind. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß mir Ihre Liebe eine unaussprechliche Freude bereitet.

O, Fräulein Schaible, sagte Ephraim errötend.

Und Sie wollen mich aus Ihrer Gegenwart verbannen, weil Ihre Liebe Ihnen Furcht bereitet? fuhr Flörchen fort. Aber was könnten Sie mir denn schlimmeres zufügen, wenn Sie mich haßten? Ist es meine Schuld, daß ich Ihnen gefallen habe? Und wenn wirklich die Liebe, welche ich Ihnen eingeflößt habe, ein Verbrechen ist, so kann ich Ihnen versichern, daß ich nicht die Absicht gehabt

Digitized by Google

habe, etwas böses zu thun. Ach, und ich muß es Ihnen doch sagen, daß ich mich, ach, so sehr darüber freue, daß Sie mich lieben.

Ephraim erhob mit flehender Geberde die Hände und dachte, sein Herz müßte vor Glück und Bangigkeit zerspringen, als sie ihn mit zärtlichem Ausdruck ansah.

Ich kenne die Gefahren wohl, welche die Liebe bringt, fuhr Flörchen altklug fort. Aber liegt es denn nicht in unsrer Macht, ihnen zu trotzen und sie zu besiegen? Ich wundre mich, daß das mir, die ich doch so unwissend bin, nicht schwierig vorkommt, während Sie, ein gelehrter Herr, wie alle sagen, so erschrocken darüber zu sein scheinen. Sie sehen ganz blaß und krank aus, so daß ich Sie nicht ohne Mitleid ansehen kann.

O, Fräulein Flörchen! rief Ephraim und drückte ihre Hand.

Ist das die Liebe, die Sie so krank macht? fragte Flörchen mit schelmischem Blick. Ich wundre mich, denn die Liebe ist doch keine Krankheit, und auf mich hat sie eine ganz andre Wirkung. Ich war so froh, als ich Sie kommen sah, und ich hatte den ganzen Tag eine frohe Ahnung gehabt, ich würde Sie sehen, obwohl ich keinen Grund hatte, es zu erwarten. Ja, soll ich es gestehen? Ich hatte schon in der Nacht geträumt, ich sähe Sie. Ich wachte auf, und als ich sah, daß es nur ein Traum war, suchte ich bald wieder einzuschlafen, um meinen Traum wiederzufinden. Und wirklich gelang es mir. Das hatte mich so glücklich gemacht. Ach mein lieber Herr Doktor, wenn für Sie die Liebe eine Qual ist, so thut es mir ja herzlich leid, aber sollten Sie unter allen Menschen dazu geboren sein, nicht zu lieben?

Flörchen, engelgutes Flörchen! sagte Ephraim, in Dankbarkeit zerschmelzend.

Ich will ja alles thun, was Sie mir befehlen, sagte Flörchen, die Hand an die Augen drückend, mit traurigem Ton, ich will Sie nie wieder sehen, aber ich werde niemals aufhören, an Sie zu denken, denn das ist mir nicht möglich. Ich will mich Ihnen nie wieder zeigen, denn besser, Sie leben gesund ohne Liebe als Sie werden krank.

O, mein Himmel! rief Ephraim, so war es ja nicht gemeint!

Nun denn, sagte sie, und zog die Hand von den Augen weg, dann wollen wir doch zusehen, ob es nicht noch ein andres Mittel zur Genesung giebt. Das von Ihnen angegebene betrübt uns zu sehr. Überlegen Sie, vielleicht ist es doch nicht das einzige, und Sie könnten eines entdecken, das nicht so bitter wäre. — Schlagen Sie einmal ein andres vor und trauen Sie ein wenig Ihrem Flörchen, setzte sie mit schalkhaftem Blick hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Das Kaisertum und unsre nationale Politik.

Von Konrad Hermann.

Auf eine Zeit des Parteikampfes und der mehr oder weniger wüsten und ziellosen Anarchie ist in der Regel eine solche des Absolutismus oder der uneingeschränkten Herrschaft irgend eines Einzelnen gefolgt. Cäsar und Cromwell, der erste und der dritte Napoleon in unsrer Zeit sind derartige Beispiele aus der Geschichte. Auch unter uns giebt es jetzt wenigstens eine Anarchie der politischen Meinungen, wenn auch sonst thatsächlich Recht, Ordnung und Frieden herrscht. Diese Anarchie der Meinungen zeigt sich darin, daß keine unsrer gegenwärtigen politischen Parteien wirklich regierungsfähig ist oder ein irgendwie ausführbares und praktisch mögliches Programm besitzt. Würde z. B. Herr Windthorst oder Herr Bebel oder auch irgend ein Häuptling der mittleren Parteien zum allmächtigen Minister berufen werden, so würde sich sofort das durchaus Undenkbare und Unhaltbare eines derartigen Regierungsstandpunktes herausstellen. Man darf aber fragen: Was sind das für Staatsmänner, von denen jeder in einem abstrakten und unmöglichen Ideale lebt und sich nicht um die realen Bedingungen und die praktische Möglichkeit seiner Erreichung bekümmert? Es wird im öffentlichen Leben stets Parteien geben müssen; aber eine wahre politische Partei kann immer nur diejenige sein, welche unter gegebenen Umständen auch regierungsfähig ist, d. h. welche ihr Ziel oder Programm auch den ganzen realen Verhältnissen des Staatslebens anzupassen und es aus diesen heraus seiner Verwirklichung zuzuführen versteht. Unsre Parteien aber sind durchaus nur Gruppen einseitiger Doktrinäre, von denen jede wesentlich bloß von der Bekämpfung der andern lebt und von denen

Digitized by Google

keine einen wahrhaft fruchtbringenden und lebenskräftigen Gedanken für die Weiterführung des Staatswohles überhaupt besitzt. Es wird mehr oder weniger überall zwei Hauptparteien oder Gesammtströmungen im öffentlichen Leben geben, die eine, welche das gerade Bestehende möglichst zu erhalten, und die andre, welche es nach irgend einer bestimmten Richtung hin weiterzuführen oder fortzubilden bestrebt ist. Der nähere Inhalt und Charakter dieser Parteien aber ist überall ein sehr verschiedner nach Maßgabe der besondern Verhältnisse jedes einzelnen Staatslebens selbst. Was wir jetzt konservativ, fortschrittlich, liberal ꝛc. nennen, hat mehr oder weniger einen zufälligen oder konventionellen Sinn und Inhalt angenommen, der mehr eine bestimmte Tendenz oder eingebildete und eigensinnige Velleität als ein wahrhaft mögliches und erreichbares Ziel des politischen Strebens bezeichnet. Wir nennen diesen ganzen Zustand eine Anarchie, weil, wenn nicht noch etwas andres außer den Parteien da wäre, wir nach dem Hindurchgange durch irgend ein politisches Chaos zuletzt unrettbar einer brutalen Willkür- oder Gewaltherrschaft anheimfallen würden.

Die formelle Basis unsres gegenwärtigen parlamentarischen Lebens ist das gleichmäßige allgemeine Stimm- oder Wahlrecht, die sogenannte breiteste demokratische Grundlage, welche noch von dem Jahre 1848 her sich zu uns fortgepflanzt hat. Eine Staatsverfassung auf dieser Basis würde im Altertum eine Ochlokratie genannt worden sein, eine Lebensform, die dort rechtlich eigentlich nie bestanden hat und die namentlich von Aristoteles geradezu für die schlechteste aller denkbaren Staatsverfassungen erklärt wird. Aber auch der Ausdruck der Demokratie hat bei uns eine an sich falsche oder seinem wahren Sinn und Wesen fremde Bedeutung angenommen. Im Altertum unterschied man bestimmt die beiden Begriffe der Demokratie und der Ochlokratie, während wir jetzt dasjenige eine Demokratie zu nennen pflegen, was dort richtiger Ochlokratie genannt worden wäre. Es war ein durchaus mißverstandenes Ideal einer antiken demokratischen Republik, was man am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich zu kopiren versuchte. Wer in Rom oder in Athen die allgemeine politische Gleichberechtigung aller Menschen hätte proklamiren wollen, wäre dort einfach ins Narrenhaus gesteckt worden. Die antiken Staatsverfassungen waren ihrem allgemeinen Typus nach den Städteverfassungen des Mittelalters oder der neuern Zeit analog. Überall standen die patrizischen Geschlechter und die Zünfte oder Abteilungen der Bürgerschaft einander gegenüber. Unser politischer Begriff Volk als die Gesammtheit aller erwachsenen männlichen Köpfe ist etwas ganz andres als der δῆμος in Athen oder die plebs in Rom, Bezeichnungen, welche wesentlich unserm speziellern Begriffe einer städtischen Bürgerschaft entsprechen. Die Staatsverfassungen des Altertums waren im allgemeinen wohlersonnene und den praktischen Verhältnissen angepaßte politische Kunstwerke, in denen jeder Klasse der Bevölkerung ein bestimmter Anteil am öffentlichen Leben zugestanden wurde, während wir in der rohen und brutalen Formel des uneingeschränkten Selbstbestimmungs-

Digitized by Google

rechts der Massen den allein wahren Schlüssel aller politischen Weisheit und Gerechtigkeit aufgefunden zu haben glauben.

Die allein richtige Lehrmeisterin über den wahren Wert aller politischen Theorien ist zuletzt die Geschichte. Wir greifen zu einer Theorie in der Regel erst dann, wenn uns der Boden der praktischen Wirklichkeit unter den Füßen verschwindet oder wenn uns die Natur gleichsam ihren Dienst zu den gebotenen Zwecken des Lebens versagt. In der französischen Revolution konstruirte man den Staat nach einer abstrakten Theorie, nachdem man den wirklichen Staat als faul und unbrauchbar zur Thüre hinausgeworfen hatte. In Rom im Altertum und in England in der neuern Zeit hat sich das Staatsleben von selbst und organisch oder ohne wesentliche Beihilfe allgemeiner Theorien weiter entwickelt. Anders in Frankreich, welches damals mit seiner ganzen früheren Geschichte brach und daher den Staat ganz von frischem nach allgemeinen Theorien und Grundsätzen aufzubauen versuchte. Wir in Deutschland haben wohl diese allgemeinen Theorien Frankreichs nachgeahmt und auf unsern Boden übertragen, aber doch immer nur schüchtern und mit halbem oder unvollkommenem Erfolg. Deutschland hat nie so vollständig mit seiner ganzen früheren Geschichte und Vergangenheit gebrochen wie Frankreich. Der Grund hiervon war der, daß die Monarchie oder die einheitliche politische Centralgewalt bei uns ihre Aufgabe von Anfang an tiefer, wahrhafter und vollkommener aufgefaßt hat als dort. Freilich im dreißigjährigen Kriege war uns die politische Einheit dem Wesen oder der Hauptsache nach verloren gegangen. Aber in den einzelnen Gebieten und namentlich in den größeren Staaten hatte sich von da an die Monarchie im allgemeinen ihrer Aufgabe der politischen Konsolidirung des gesellschaftlichen Lebens und der Beförderung des Volkswohles durch Beseitigung des Druckes der feudalen Privilegien mit Eifer und Hingebung unterzogen. Man kann sagen, daß die Monarchie in Deutschland eine echt demokratische und darum auch wahrhaft volkstümliche Einrichtung geworden ist. Das wahre Interesse der Monarchie und des Volkes im weiteren Sinne ist eines und dasselbe, nämlich das an einer wohlgeordneten, einheitlichen und starken Regierung und Verwaltung des Staates. In Frankreich dagegen hatte sich die Monarchie identifizirt nicht mit den Interessen des Volkes, sondern mit denen der höhern privilegirten Stände oder der Aristokratie. Sie sank daher mit diesen zusammen in den Abgrund des revolutionären Kraters hinab. Der ganze Kampf mit den Einrichtungen und Traditionen des Mittelalters ist in Deutschland wesentlich von oben herab oder durch die Monarchie eingeleitet und geführt worden. Etwas Ähnliches ist fast in keinem neueren europäischen Lande geschehen. Wir sehen überall die Monarchie entweder überhaupt entwurzelt oder wie in England zu einem bloßen romantischen Schattenbilde ihrer eigentlichen Bedeutung zusammengeschwunden. Diese bei uns erwachsene Institution muß durchaus anerkannt und in ihrem Wesen richtig aufzufassen und zu verstehen versucht werden. Unser

Digitized by Google

gegenwärtiges politisches System ist ein aus monarchischen und republikanischen Elementen nach französischer Art gemischtes. Der wahre Wert einer politischen Institution aber mißt sich darnach, was dieselbe leistet oder ihrer Natur nach zu leisten fähig ist. Auf die Leistungen und den Wert unsrer jetzigen Monarchie oder des deutschen Kaisertums hinzuweisen, ist wohl überflüssig. Es wiederholen sich aber jetzt leider vielfach ähnliche Erscheinungen im Leben der Nation, wie sie schon früher, allerdings in roherer Form, in den Zeiten der älteren Monarchie oder des durch Österreich vertretenen Kaisertums dagewesen sind.

Der Deutsche hat bestimmte Erbfehler, die er auch jetzt in der neuen Ära seines Reiches noch nicht abgelegt hat und die ebenso wie damals etwas Bedrohliches für die allgemeine Machtstellung und das Wohlergehen des Vaterlandes in sich enthalten. Oder ist etwa das Schauspiel des jetzigen Reichstags ein so sehr verschiedenes von dem des früheren Reichstags der deutschen Nation in Regensburg? Alle noch so berechtigten Intentionen des Kaisertums zur Stärkung und Befestigung der Machtstellung des Ganzen nach außen scheiterten damals an der Uneinigkeit, dem Mangel an Verständnis und dem kleinlichen Eigensinn und Dünkel der Stände des Reichs. Man hat sich späterhin sehr mit Unrecht daran gewöhnt, die Schuld von dem ganzen damaligen Unglück und Rückgang der Nation allein Österreich oder dem Kaisertum zuzuschreiben. Wir selbst oder das Reich und die Nation trugen wesentlich immer die Hauptschuld daran. Alle die langen und schweren Kriege, welche Österreich in dieser Zeit hauptsächlich aus eigner Macht mit Frankreich und den Türken geführt hat, sind eigentlich Reichskriege gewesen. Die Stände des Reiches aber waren hierbei in ihrer Mehrzahl durchaus inaktiv und schielten sogar oft liebängelnd nach Frankreich hinüber. Es ist vorgekommen, daß sich ein kaiserlicher General den Eintritt in die freie Reichsstadt Aachen hat mit Kanonenschüssen erzwingen müssen. Was man damals in Deutschland die Freiheit nannte, bedeutete ebenso wie in Polen die Anarchie und die Abwesenheit jeder kräftigen monarchischen Autorität über dem Partikularismus und der eigennützigen Beschränktheit der Stände des Reiches. Das thörichte Schimpfen auf Österreich, daß es Hauspolitik getrieben habe, ist ebenso durchaus ohne Grund; denn es blieb für Österreich wie auch für Preußen nichts anderes übrig als Hauspolitik zu treiben, und es war dies auch das einzig richtige Mittel für die beiden Großstaaten, um durch die innere Befestigung und Stärkung ihrer Macht zuletzt auch für das Ganze etwas thun zu können.

Die Verhältnisse sind jetzt andre geworden als damals, aber der mißverstandene Begriff der Freiheit und der partikularen Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Parteien ist derselbe geblieben. Es war aus einer Reihe von Gründen eine Unmöglichkeit, daß das frühere deutsche Reich durch Österreich zu einem politischen Ganzen verbunden werden konnte. Die Durchführung des monarchisch-politischen Einheitsgedankens aber in den beiden durch die jetzige

Digitized by Google

Zweiteilung gebildeten Staatskörpern ist eine Notwendigkeit. Auch dort aber, in Österreich, ist die Anarchie der Meinungen und der Parteien in andrer Gestalt eine gleich große wie bei uns. Beide Reichskörper sind auch jetzt noch in ihrem Schicksale unauflöslich aneinander gebunden, und die Frage nach der Stellung und Bedeutung der Monarchie ist in beiden die entscheidende für das Wohl und die Zukunft des Ganzen.

Die Worte Absolutismus und Zentralisation rufen bei vielen unter uns leicht einen Schrecken hervor, weil uns hierbei immer das Bild der alles Besondere in sich auffaugenden politischen Uniformität Frankreichs vor der Seele steht. Von wahrer Freiheit ist dort allerdings eigentlich niemals die Rede gewesen. Wir aber fürchten nur immer zu sehr an unsrer Freiheit, Partikulariät und Gemütlichkeit Schaden zu leiden, wenn wir uns irgend einer höhern Macht und Autorität unterordnen sollen. Dieses ganze Element des Individuellen und Partikularen kann aber auch übertrieben und falsch aufgefaßt werden. Eine Unterordnung ist notwendig, wenn es sich um die Verfolgung großer praktischer Ziele und Interessen namentlich in einer unsicheren und gefahrdrohenden Lage handelt. Alle bloß akademischen Streitigkeiten müssen dann zurücktreten und schweigen vor dem Ernste und der Not der praktischen Lage des Augenblicks. Unsre Lage aber ist gegenwärtig von der Art, daß sie wenigstens in jedem Augenblick eine gefahrdrohende werden kann. Dieser Umstand wird von den jetzigen Parteien ebenso oft vergessen als dies früher von den Ständen des alten Reiches geschah. Alle uns bedrohenden Gefahren aber sind teils äußere, teils innere. Ein vollkommenes Gefühl der Sicherheit werden wir erst dann haben, wenn wir uns im Besitz der Mittel wissen, um allen äußeren und inneren Krisen mit Ruhe entgegentreten zu können. Dies kann nur durch eine Stärkung der monarchischen Einheitsgewalt oder des Kaisertums geschehen.

Unseren Parteien fehlt durchaus der praktische Sinn und die Hingebung wie das Verständnis für die großen Ziele und Aufgaben der Politik. Es handelt sich aber doch noch um ganz andre Dinge als darum, welches das Zifferverhältnis der einzelnen Parteien im Reichstage sei. Was jetzt z. B. in Dalmatien geschieht, hat eine größere Wichtigkeit für unsre allgemeine Politik als die bloß akademischen und ziellosen Zänkereien der Parteien im Reichstage. Die ganzen Interessen und Fragen Österreichs aber sind zugleich auch die unsrigen. Dort haben die Parteien nicht wie bei uns einen bloß akademischen, sondern auch einen durchaus realen oder praktischen Inhalt und Charakter, d. h. einen solchen, der nicht bloß in allgemeinen politischen Begriffen, sondern auch in den thatsächlichen Unterschieden der Nationalität, Sprache und Bildung beruht.

Wie das Dogma von der politischen Gleichberechtigung aller Menschen, so ist auch dasjenige von derselben Gleichberechtigung aller Völker und nationalen Fragmente eine praktische Unmöglichkeit oder ein Unsinn. Jeder einzelne Mensch hat so wie jedes einzelne Volk nach seiner erworbenen Bildung und seiner

Digitized by Google

sonstigen sozialen Stellung einen anderen niederen oder höheren Wert und Inhalt. Die gegenwärtige politische Form dieser beiden großen Staatskörper ist an sich genommen eine durchaus monströse und entbehrt jedes geordneten und lebendigen Einheitsgedankens. Wir können weder in Frankreich noch in England jetzt irgendwie einen nachahmenswerten politischen Musterstaat erblicken wollen. Alle von dorther entlehnten Anschauungen und Theorien sind absolut falsch und unzureichend in ihrer Anwendung auf unsre jetzigen deutschen und österreichischen Verhältnisse. So wie das deutsche Reich und auch Österreich seit seiner Abtrennung von Deutschland eigentlich neu entstandene Staatskörper sind, so wird auch die wahre politische Form von beiden nur eine neue und eigentümliche und ihren besonderen Verhältnissen entsprechende sein können. Diese Form aber ist zur Zeit noch nicht da, sondern muß erst allmählich zu finden und aufzurichten versucht werden. Die breiteste demokratische Basis des Reichstags und die einheitliche Spitze oder Gewalt des Kaisertums sind an sich nur zwei Elemente von durchaus entgegengesetzter Natur, zwischen denen jede Vermittlung oder jeder geordnete organische Übergang fehlt. Es ist dieses gleichsam ein Haus mit einer Grundlage und einem Dach, aber ohne dazwischenliegende Stockwerke. Der Apparat der Landtage, namentlich des preußischen Landtags, der sich in dem, was er vertritt, zu zwei Dritteilen mit dem Reichstage deckt, ist ebenso wie das dualistische System in Österreich nur eine weitere Komplikation und Verwicklung der politischen Maschinerie. Daß dies Gebäude sind, die auf keinem einheitlichen architektonischen Grundgedanken beruhen, ist klar. Die ganz flache und äußerlich mechanische Anschauung der Franzosen, daß die bloße Masse oder der Inbegriff der Köpfe das Volk oder die Nation selbst sei, welche die Berechtigung und die Befähigung habe, über ihre Geschicke zu entscheiden, ist der Grundirrtum unseres gegenwärtigen politischen Systems. Der ganze Lebensorganismus einer Nation besteht außer den bloßen Köpfen auch in einem reichen Komplexe erworbener und historisch festgestellter geistiger und materieller Güter und Werte. Der wahre Ausdruck des Begriffes einer Nation kann nur das System ihrer mannichfachen Klassen, Ordnungen und Stände, nicht aber die bloße Gesammtheit ihrer realen Atome oder persönlichen Einzelindividuen sein. Die Monarchie aber ist an sich die Vertreterin dieses ganzen Gedankens einer organischen Gliederung oder Abstufung des gesellschaftlichen Lebens einer Nation.

Der unschätzbare Wert der Monarchie für alle Gesundheit und Festigkeit im gesellschaftlichen Leben ist zunächst der, daß die höchste Stelle im Staate ein- für allemal besetzt ist, so wie auch ein wohlgeordnetes Beamtentum und namentlich ein großes Heer wie das deutsche oder das österreichische ohne ein monarchisches Oberhaupt gar nicht wohl gedacht werden kann. Es liegt in dem ganzen Institut der Monarchie etwas Menschliches und Versöhnendes gegenüber dem bloßen trocknen und abstrakten Staatsgedanken enthalten. Die

Digitized by Google

antikisirenden Vorstellungen und Theorien vom Staate, wie sie namentlich in Frankreich ausgebildet worden sind, gehen von durchaus anderen Grundlagen und Voraussetzungen aus, als sie die für unser Staatsleben und seine Bedürfnisse einmal bestehenden und wahrhaft entscheidenden sind. In allem Fortgange der Geschichte aber können im allgemeinen zwei Arten von gesellschaftlichen Zuständen unterschieden werden, organische und unorganische, solche, in denen eine bestimmte Gliederung des Ganzen in einzelne rechtlich geschiedene Abteilungen oder Stände besteht, und solche, die auf dem Grundsatze der unterschiedlosen rechtlichen und politischen Gleichberechtigung der einzelnen Individuen beruhen. In der Geschichte treten überall zu Anfang gewisse Zustände der ersteren Art hervor, die aber dann einer allmählich fortschreitenden Auflösung, Zersetzung oder Dekomposition unterliegen, wenn nicht etwa wie in Ägypten die einzelnen Stände sich in kastenartiger Erstarrung vollkommen gegeneinander isolirt und begrenzt haben. Auch wir sind gegenwärtig nach Auflösung der früheren Ordnungen und Schranken des Mittelalters in einen solchen unorganischen Zustand des gesellschaftlichen Lebens übergegangen. Die Gefahren, welche ein solcher Zustand in sich trägt, sind in Verhältnissen wie in Amerika freilich nicht von unmittelbar bedrohlicher Art. In einem alten und räumlich eingeengten Gesellschaftskörper aber wie der unsrige treten diese Gefahren in einer mehr dringenden und akuten Weise hervor als dort.

Es kann sich hier nicht etwa darum handeln, in die engen sozialen Einrichtungen und Schranken des Mittelalters zurücklenken zu wollen. Auch unter uns giebt es ja politische Romantiker wie in den Zeiten des alten Rom, welche in dem unmöglichen und überschrittenen Ideal einer frühern Vergangenheit leben. Weder die Idealisten des Vorwärts noch die des Zurück sind eine eigentlich wahre und lebenskräftige Partei in unsrer Mitte. Aber auch das ganze auf den allgemeinen Prinzipien der Freiheit und Gleichheit beruhende Gesellschaftsideal des neueren Liberalismus kann noch nicht als die Basis einer wahren und gesunden Ordnung des Staatslebens angesehen werden. Man steht noch viel zu sehr unter dem Einflusse dieser unwahren und praktisch unhaltbar gewordenen Lehren und Theorien. Das mißverstandene Ideal einer abstrakten Humanität hat uns vielfach den Unterschied des realen Wertes und der praktischen Berechtigung zwischen den Individuen und den Gesellschaftsklassen übersehen lassen. Der Gedanke einer organischen Gliederung der Gesellschaft wird wiederum anerkannt und in einer den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechenden Weise einzuführen versucht werden müssen. Die Monarchie aber ist der natürliche Ausdruck dieses organisatorischen Gedankens einer geordneten Gliederung im Leben der Gesellschaft. Es wird jetzt auch wesentlich nur von ihr die Initiative zu allen allgemeinen Fortschritten und Verbesserungen im sozialen Leben ausgehen können. Es ist nicht genug, daß wir überhaupt wieder eine allgemein deutsche Monarchie oder ein Kaisertum haben, sondern wir müssen

Digitized by Google

uns auch den alten Fehler der ewig negirenden und nörgelnden Streitsucht und Oppositionsmacherei abgewöhnen, wenn dieses neue Institut wahrhaft gedeihen und zukunftkräftige Wurzeln im Leben der Nation schlagen soll.

Die Jakobiner im Lichte der Wahrheit.

1.

ines der bedeutendsten Werke über Gegenstände der neueren Geschichte, welche in den letzten Jahren erschienen sind, ist H. Taines Buch Les Origines de la France contemporaine (Paris, Hachette.) Gründliche Kenntnis des Details, zum großen Teil aus noch unbenutzten Quellen geschöpft, ehrenhafte Gesinnung, die ihre Urteile nur durch Thatsachen bestimmen und sich niemals durch eine Doktrin oder eine Modephrase beeinflussen läßt, sondern immer die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu finden und zu sagen bemüht ist, tiefe Blicke in das Wesen der Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten, die uns geschildert werden, eine geistvolle, lebendige, reiche und klare Sprache und eine höchst anschauliche Darstellung zeichnen es, wie wir schon bei Besprechung der ersten beiden Bände zu rühmen hatten, in gleich vorteilhafter Weise aus. Schon vor Taine haben deutsche Historiker von ähnlichem Charakter die Legende, zu der die Geschichte der ersten französischen Revolution geworden war, teilweise enthüllt, Taines Arbeit streift ihr den letzten Rest des Nimbus, der ihr geblieben, gänzlich unbekümmert um das Verdikt der „öffentlichen Meinung," von Haupt und Schultern. Im zweiten Bande entrollte er uns das erschreckende Bild der Anarchie, welche dem im ersten geschilderten Zusammenbruche des Ancien Regime folgte, im dritten, der vor kurzem die Presse verlassen hat, erzählt er uns die Geschichte der Jakobiner vom Ursprunge der Partei bis zu deren Sturze. Teils der Bereicherung wegen, die unser Wissen durch ihn erfährt, teils weil Anfänge zu ähnlichen Erscheinungen, wie die von ihm betrachteten, auch bei uns sich entwickelt haben, ähnliche Charaktere in unserm politischen Leben, unsern Parteien und Parlamenten eine Rolle spielen, und ein ähnliches Hinübergleiten nach links und dann tiefer und immer tiefer bis in den blutigen Sumpf der Pöbelherrschaft zu befürchten stünde, wenn der rocher de bronze der Monarchie durch das Wühlen der steigenden Flut von Gelüsten nach Parlamentsregierung unterwaschen und erschüttert würde, als Aufklärung und Warnung also, geben wir in folgendem einige von den Ergebnissen der Taineschen Untersuchungen.

Wo die Gesellschaft unter einer schwachen Regierung sich auflöst, herrscht die Partei, welche den Volksleidenschaften schmeichelt, um sie sich dienstbar zu machen, und in demselben Maße, in welchem jene erlahmt und sich zersetzt, erstarkt und organisirt sich diese, bis sie endlich, ihrerseits die gesetzliche Regierung geworden, den Platz der ersteren einnimmt. Das ist in kurzem die Moral, welche die Geschichte der Jakobiner lehrt. Der junge Freiheitsbaum, der 1789 gepflanzt

Digitized by Google

wurde, hatte zu seiner Wurzel das Dogma von der Volkssouveränetät. Buchstäblich genommen bedeutet dieses, daß die Regierenden noch weniger als Beauftragte des Volkes, daß sie dessen Bediente sind. Wir, das Volk, haben die Regierung eingesetzt, so ungefähr lautete das politische Glaubensbekenntnis, das die Jakobiner unaufhörlich wiederholten, wir bleiben nach wie vor ihrer Einsetzung ihre Herren. Zwischen uns und ihr giebt es keinen Vertrag, der nur durch gegenseitiges Übereinkommen oder durch Untreue des einen Teils annullirt werden könnte. Wir sind ihr gegenüber zu nichts, sie ist uns gegenüber zu allem verpflichtet. Wir können die Regierung nach Belieben abändern, beschränken und absetzen. Durch ursprüngliches und unveräußerliches Eigentumsrecht gehören die öffentlichen Angelegenheiten uns und uns allein, und wenn wir sie ihren Händen übergeben, so geschieht es nach Art der Könige, die ihre Autorität provisorisch einem Minister übertragen. Dieser wird stets versucht sein, das zu mißbrauchen, und so ist es unser Recht und unsre Pflicht, die Regierung zu überwachen, sie nach Befinden zu tadeln, sie im Notfall fortzujagen. Hüten wir uns vor den Schlichen, mit denen sie uns unter dem Vorwande, die öffentliche Ruhe aufrecht erhalten zu müssen, die Hände zu binden versuchen könnte. Das gilt auch von der gesetzgebenden Gewalt. Selbst eine konstituirende Versammlung verfährt usurpatorisch, wenn sie das Volk als Schattenkönig behandelt, wenn sie es Gesetzen unterwirft, die es nicht ratifizirt hat, wenn sie ihm nur durch seine Mandatare zu handeln gestattet. Das Volk muß direkt handeln, sich versammeln, über die Staatsangelegenheiten verhandeln, die Beschlüsse seiner Abgeordneten besprechen, überwachen, tadeln, durch seine Anträge auf sie drücken, ihre Irrtümer durch seinen unfehlbaren gesunden Menschenverstand berichtigen, ihrer Schwäche mit seiner Energie unter die Arme greifen, mit ihnen die Hand ans Steuerruder legen, sie nach Bedürfnis über Bord werfen und das Staatsschiff retten, das sie auf Klippen hinlenken. Wir haben einen Despotismus gestürzt, was hilft es uns, wenn wir einen andern aufrichten? Wir unterwerfen uns der Aristokratie der Privilegirten nicht mehr, wollen wir uns der Aristokratie unsrer Mandatare unterwerfen?

So lautete die Doktrin der „Volkspartei." Am 14. Juli und am 5. und 6. Oktober 1789 wurde sie in die Praxis übertragen, und in den Zeitungen und Flugblättern, in den Klubs und der Abgeordnetenversammlung hörten Camille Demoulins, Danton, Marat, Pétion und Robespierre nicht auf sie zu verkünden. Am 21. April 1793 trug sie letzterer der Gesellschaft der Jakobiner mit den Worten vor: „Das Volk ist der Souverän, die Regierung sein Werk und Eigentum, die öffentlichen Beamten sind seine Diener; das Volk kann, wenn es ihm gefällt, seine Regierung ändern und seine Abgeordneten abberufen," und die Gesellschaft machte diese Sätze zu den ihrigen.

Auf Grund dieser wahnsinnigen Lehre erhoben die Jakobiner schon in den ersten Jahren der Revolutionszeit gegen die Nationalversammlung die heftigsten und bittersten Vorwürfe. Dieselbe hatte den Eid auf die Verfassung beschlossen und damit „Mangel an Achtung vor dem Volke an den Tag gelegt" und „mit der Majestät der Nation gespielt." „Bei verschiedenen Gelegenheiten haben die Abgeordneten ihr Mandat überschritten. Sie entwaffnen, knebeln und verstümmeln ihren legitimen Souverän, sie erlassen im Namen des Volkes Dekrete gegen das Volk. Dahin gehört ihr Martialgesetz, das man zur Erstickung der Aufstände der Bürger, d. h. des einzigen Hilfsmittels, welches uns gegen die Verschwörer, die Kornwucherer und die Verräter geblieben, erdacht hat. Dahin gehört die Verfügung, welche jeden Anschlag und jede Kollektivpetition untersagt, eine ganz nichtige Ver-

Digitized by Google

fügung, in welcher das abscheulichste Attentat auf die Rechte der Nation liegt. Dahin gehört vor allem das Wahlgesetz, welches in Betreff der Wähler einen niedrigen Census, in Betreff der Wählbaren einen höheren vorschreibt; es weiht die Aristokratie der Reichen ein. Die durch dieses Dekret ausgeschlossenen Armen müssen es als nicht vorhanden betrachten, sich in die Listen eintragen lassen und ohne Bedenken stimmen; denn das natürliche Recht geht dem geschriebenen vor, und die Millionen von Bürgern, die man ungerechtermaßen ihrer Stimme beraubt hat, würden nur gerechtfertigte Repressalien ergriffen haben, wenn sie die Führer der usurpatorischen Mehrheit beim Herauskommen aus der Sitzung beim Kragen genommen und ihnen zugerufen hätten: Ihr habt uns von der Gesellschaft abgeschnitten, weil ihr im Saale die Stärkeren waret, wir werden euch dafür von der Zahl der Lebenden abschneiden, weil wir auf der Straße die Stärkeren sind. Ihr habt uns bürgerlich tot gemacht, wir werden euch physisch umbringen." (Citate Taines aus Zeitungsartikeln Marats, Loustalots und Desmoulins und einer Rede Robespierres, sämmtlich aus den Jahren 1789 und 1790.) Daß dies in vollem Ernste gemeint war, beweisen die Äußerungen von hervorragenden Jakobinern in Betreff der Greuelthaten, die sich der aufständische Pöbel während dieser Zeit an verschiedenen Orten Frankreichs schuldig gemacht hatte.

Es wäre begreiflich, wenn ein abstrakter Philosoph in seiner Studirstube oder ein Verrückter in seiner Zelle sich solche Theorien ausgesponnen hätte; denn sie hätten nichts von der wirklichen Welt gewußt. Daß aber Politiker, Staatsmänner, die später Minister waren, sich zu ihnen bekannten und an ihnen festhielten, nachdem sie sich drei Jahre lang immer verderblicher erwiesen hatten, würde vollkommen unerklärbar sein, wenn man nicht wüßte, wie viel Unheil Selbstsucht in Verbindung mit dogmatischer Denkweise auch anderswo angerichtet haben.

„Heutzutage wie ehedem," sagt Taine, „giebt es in den Dachstuben der Studenten, in den Kabinets der Ärzte ohne Patienten und der Advokaten ohne Prozesse Brissots, Dantons, Marats, Robespierres und Saint Justes im Keime, aber aus Mangel an Luft und Licht entwickeln sie sich nicht. Wenn ein junger Mann in die Welt eintritt, so wird seine Vernunft und zu gleicher Zeit sein Selbstgefühl schmerzlich berührt. Erstens ist die Gesellschaft, welcher er angehört, sei sie wie sie wolle, ein Skandal für das reine Denken; denn sie ist nicht von einem philosophischen Gesetzgeber nach einem einfachen Prinzipe konstruirt, sondern aufeinander folgende Geschlechter haben sie sich nach ihren rückfälligen und immer wechselnden Bedürfnissen eingerichtet. Sie ist nicht das Werk der Logik, sondern Erzeugnis der Geschichte, und der angehende Denker zuckt die Achseln vor diesem alten Bau, dessen Schichtung willkürlich, dessen Architektur ohne Zusammenhang erscheint, und das offenbar vielfach ausgebessert worden ist. Zweitens aber, mögen die Einrichtungen, die Gesetze, die Sitten auch noch so vollkommen sein, so hat er, da sie vor ihm festgestellt worden sind, ihnen seine Zustimmung nicht erteilen können, seine Vorgänger haben für ihn gewählt und ihn von vornherein in die moralische, politische und soziale Form eingefügt, die ihnen gefallen hat. Einerlei, ob sie ihm behagt oder nicht, er hat sich ihr zu unterwerfen und wie ein angespanntes Pferd zwischen den beiden Gabeln der Deichsel in dem Geschirr zu gehen, das man ihm aufgelegt hat. Sodann, wie auch die Organisation beschaffen sein mag, fast immer wird sie als im wesentlichen hierarchisch ihm eine untergeordnete Stellung anweisen. . . . Selbst unter dem liberalsten Regime, wo die obersten Stufen jedermann zugänglich sind, werden auf die fünf oder sechs Köpfe, die befehlen, hunderttausend kommen, die sich befehlen lassen müssen, und wenn es recht schön klingt,

Digitized by Google

jeder Gemeine habe in seinem Tornister den Marschallsstab, so entdeckt er in neunhundertneunundneunzig Fällen von tausend, wenn er seinen Tornister untersucht, daß der Stab nicht darin ist. Was Wunder, wenn er sich versucht fühlt, sich gegen die Cadres zu sträuben, in die er wohl oder übel eingestellt ist und innerhalb deren er sich unterordnen muß. Was Wunder, wenn er, um aus dem Überlieferten herauszukommen, sich der Theorie zuwendet, welche diese Cadres seiner Willkür unterwirft und ihm die volle Autorität über seine Obern zuspricht, zumal da es keine einfachere und seiner Unerfahrenheit besser angepaßte Lehre giebt .... Daher kommt es, daß die meisten jungen Leute, besonders die, welche Karriere machen wollen, beim Austritt aus der Studienanstalt mehr oder minder unzufrieden sind: es ist die Krankheit des Strebertums, das Wachsfieber (maladie de croissance.)" Der junge Herr findet, daß das Glück und die Ehre, welche die Trefflichkeit seiner Mannesseele verdient, sich nicht einstellen wollen.

„In wohlgeordneten Gesellschaften [z. B. in Deutschland] tritt diese Krankheit mild auf und heilt bald. Der Staat ist solid und wird sorgfältig bewacht, die Unzufriedenen merken rasch, daß sie zu schwach sind, die Ordnung zu zerbrechen, und daß ein Kampf mit den Wächtern ihnen nur Schläge eintragen würde. Nachdem sie ein Weilchen gemurrt und gegrollt, treten sie durch die oder jene Thür ein, gewinnen ihren Platz und erfreuen sich desselben oder ergeben sich in ihr Schicksal. Endlich finden sie, durch Nachahmung, durch Gewohnheit, durch Berechnung, sich gern in ihre Stelle innerhalb der Garnison, welche mit dem öffentlichen Interesse auch ihr persönliches wahrt. Beinahe immer hat ein junger Mann nach Verlauf von zehn Jahren seinen Rang in der Reihe erlangt, wo er Schritt für Schritt in seiner Abteilung aufrückt, und er begreift dann gewöhnlich, daß Stufen und Schranken bei der sozialen Wettbewerbung nützlich sind, und daß die schlimmste der Kalamitäten der Mangel an Schranken und Wächtern sein würde. Hier sind die wurmstichigen Schranken plötzlich geborsten, und die altersschwachen, unfähigen, bestürzten Wächter lassen den Dingen ihren Lauf. Sofort verwandelt sich die aufgelöste Gesellschaft in ein wirres Durcheinander, in ein hin und her schwankendes, schreiendes Gewühl, wo jeder stößt und gestoßen wird, und alle, aufgeregt von dem Glück, endlich die Beine frei zu haben, darnach verlangen, daß die neuen Schranken ebenso zerbrechlich, die neuen Wächter ebenso ohnmächtig und waffenlos seien als möglich. Das wird denn auch besorgt, und die natürliche Folge ist, daß die, welche die ersten Plätze einnahmen, nun auf die letzten verwiesen sind. Viele sind im Gedränge umgekommen, und in der permanenten Unordnung, welche man definitive Ordnung nennt, hat es mit der Niedertrampelung der rothen Absätze*) und Tanzschuhe durch grobe Stiefel und Holzpantoffeln seinen Fortgang. Nun können der Doktrinarismus und das Strebertum Karriere machen, denn keine alte Einrichtung steht ihnen mehr im Wege, keine physische Gewalt drängt sie mehr zurück. Im Gegenteile, die neue Verfassung lädt sie durch ihre theoretischen Erklärungen und ihre praktischen Anwendungen ein, sich zu entfalten. Denn einerseits, rechtlich, will sie auf die reine Vernunft gegründet sein und beginnt mit einer Reihe abstrakter Dogmen, von denen sie streng ihre positiven Vorschriften abzuleiten vorgiebt, und das heißt, alle Gesetze dem Geschwätze der Raisonneure unterwerfen, die sich daran machen, sie nach den Prinzipien zu deuten und zu verletzen. Andrerseits, thatsächlich, liefert sie alle Behörden der Wahl aus und überträgt den Klubs die Kontrolle der Beamten, und das heißt, der Anmaßung der Ehrgeizigen, die sich als besonders Befähigte

*) Früher Zeichen des Adels in Frankreich.

Digitized by Google

vordrängen und die Regierenden schmähen, um ihre Plätze zu gewinnen, die besten Karten in die Hand spielen. Jedes Regime ist ein Medium, das auf die Menschenpflanzen wirkt, um die einen zu entwickeln, die andern absterben zu lassen. Das hier Charakterisirte eignet sich am besten dazu, die Wirtshauspolitiker, die Klub- und Straßenredner, die Insurgenten der öffentlichen Plätze, die Diktatoren der Komitees, kurz den Revolutionär und den Tyrannen auszubrüten und groß zu ziehen. In diesem Treibhause nehmen die Chimäre und die freche Anmaßlichkeit ungeheuerliche Proportionen an, und nach einigen Monaten werden die heißköpfigen zu hirnverbrannten Politikern.

Betrachten wir die Wirkung dieser maßlos hohen und ungesunden Temperatur auf die Einbildungskraft und den Ehrgeiz. Das alte Gebäude ist niedergerissen, das neue noch nicht aufgerichtet, es handelt sich darum, die Gesellschaft von Grund aus neu zu gestalten, alle Wohlmeinenden sind zum Werke berufen, und um den Plan zu entwerfen, genügt es, ein einfaches Prinzip anzuwenden, der erste beste kann damit fertig werden. Von jetzt an wimmelt es in den Sektionsversammlungen, den Klubs, den Zeitungen und Flugschriften, im Gehirn jedes abenteuerlichen Schnelldenkers von politischen Träumen. . . . Jeder hofft plötzlich Dingen zu begegnen, die man selbst unter den freiesten Regierungen nie gesehen hat, unveränderlicher Vollkommenheit, allgemeiner Brüderlichkeit, dem Vermögen, sich alles zu verschaffen, was mangelt, und sein Leben zu einer Kette von eitel Freude und Genuß zu gestalten. Man plant ins Blaue hinein, mit Hilfe von sechs bis acht Phrasen aus einem Katechismus, wie man sie für ein paar Sous auf dem Laude und in den Vorstädten kauft, verwandelt sich ein Ladendiener, ein Kontrolleur von Kontremarken, ein Schichtmeister in einen Gesetzgeber und Philosophen, der über Mirabeau, die Minister, den König, die Nationalversammlung, die Kirche, die fremden Kabinette, über Frankreich und ganz Europa sich Urteile bildet und demgemäß Anträge formulirt, Adressen entwirft und Standreden hält. Man applaudirt ihm, und er bewundert sein tiefes Denken und seine schönen und gewichtigen Worte" . . . . So gesellt sich zur Krankheit des Strebertums die der Redewut, die allenthalben vom Rathause bis hinab zur Schenke Tribünen für Wortschwall entstehen läßt. „Stelle man sich," so sagt ein Überblick über das Jahr 1791 im Mercure de France, „die unermeßliche Thätigkeit einer solchen Maschine bei einer redseligen Nation vor, wo der wütende Drang, etwas zu bedeuten, alle andern Leidenschaften beherrscht, wo die Eitelkeit mehr Gesichter hat, als Sterne am Himmel flimmern, wo der Ruhm im Volksmunde schon nicht mehr als die Mühe kostet, oft zu wiederholen, daß man ihn verdiene, wo die Gesellschaft sich in Mittelmäßigkeiten und Lobhudler, die sie vergöttern, teilt, wo so wenige mit ihrer Lage zufrieden sind, wo der Winkelhöker, dem in der Volksgarde Epauletten zu teil geworden sind, sich darauf mehr einbildet als der große Condé auf seinen Kommandostab, wo man sich unabläßig ohne Mittel und ohne Zweck abmüht, wo vom Stubenbohner bis zum Dramaturgen, vom Akademiker bis zum guten dummen Pinsel, der das Abendblatt zusammenschmiert, vom schöngeistigen Höfling bis zu seinem philosophirenden Kammerdiener alle Welt mit dem Dünkel des Kindes, das sich für gelehrt hält, weil es angefangen hat, lesen zu lernen, Montesquieu verbessern will, wo selbstgefälliges Streiten, Rechthaberei und Sophistik jede anständige Unterhaltung ertötet haben, wo man nur spricht, um zu belehren, ohne daran zu denken, daß man schweigen muß, um zu lernen, wo die Triumphe einiger Narren alle überspannten Köpfe aus dem Häuschen gebracht haben, wo man Grundsätze zu haben meint, wenn man sich nach einem Buche, das man nicht verstanden, ein

Digitized by Google

paar Dummheiten zusammengereimt hat, wo Schwindler von Moral, verlorene Weiber von Bürgertugend und die schändlichsten der Menschen von Menschenwürde reden, wo der freigewordene Bediente eines großen Herrn sich Brutus nennt." „Ja, in der That," sagt Taine, „er ist's vorläufig in seinen eignen Augen, und er wird es ganz sein, vorzüglich seinem frühern Herrn gegenüber, er braucht ihm nur einen Pikenstoß zu versetzen. Inzwischen eignet er sich die Geberden der Rolle an, liest die Worte derselben durch, erhitzt sich durch Tiraden. An der Stelle seines gesunden Menschenverstandes hat er nur noch die hochtrabenden Redensarten des revolutionären Jargons, und die Deklamation, welche das Werk der Utopie vollendet, erleichtert sein Gehirn um seinen letzten Ballast."

Damit hat Taine die Jakobiner im allgemeinen gezeichnet. Alle politischen Charlatane haben sich in ihrem Kreise zusammengefunden, in erster Reihe die, welche an die Kraft ihrer Panacee glauben und nach Macht streben, um ihr Rezept der Gesammtheit aufdrängen zu können. Da sie die Retter der Gesellschaft sind, gehören ihnen natürlich alle und namentlich die höchsten Stellen. Sie belagern dieselben mit philosophischen Phrasen, nehmen sie, wo nötig, mit Sturm ein, wahren sie sich mit Gewaltmitteln und zwingen von ihnen aus der Menschheit ihre Wohlthaten auf, mag sie wollen oder nicht.

Hören wir, wie Taine seine Leute weiter charakterisirt. Man wird sich in den ersten Sätzen der folgenden Gegenüberstellung vielfach an die Denkweise und das Verfahren Bismarcks, in den späteren an unsre Demokraten mit Einschluß der Fortschrittspartei, namentlich an die Professoren unter ihnen, erinnert finden.

„Wenn ein Staatsmann, der dieses großen Namens nicht ganz unwürdig ist, auf seinem Wege einem abstrakten Prinzipe begegnet, z. B. der Volkssouveränetät, so beginnt er damit, daß er sichs angewendet und in Wirksamkeit denkt. Zu diesem Zwecke stellt er sich nach seinen eignen Erinnerungen und nach allen Berichten, die er sammeln kann, ein Dorf, einen Flecken, eine Mittelstadt im Süden, im Norden, in der Mitte des Landes vor, für welche er Gesetze zu geben hat. Dann malt er sich, so gut ers vermag, die Einwohner aus, wie sie nach diesem Prinzipe stimmen, die Wache beziehen, ihre Steuern einnehmen und ihre Angelegenheiten besorgen. Von diesen zehn oder zwölf Gruppen, die er als Beispiele nimmt, schließt er nach Analogie auf andre und auf das Ganze. Die Operation hat offenbar ihre Schwierigkeiten, um ungefähr genau zu sein, bedarf sie eine seltene Beobachtungsgabe und bei jedem ihrer Schritte außerordentliches Feingefühl; denn es handelt sich um richtiges Rechnen mit unvollkommen erkannten und ungenügend aufgezeichneten Quantitäten. Wenn ein Politiker dahin gelangt, so geschieht es durch seine Divination, das Ergebnis gründlicher Erfahrung verbunden mit genialer Begabung. Noch geht er nur, den Zügel in der Hand, mit seiner Neuerung oder seiner Reform vor, fast immer versucht er bloß, er wendet sein Gesetz nur teilweise, allmählich, provisorisch an, er will damit die Wirkung konstatiren, er ist stets bereit, sein Werk, je nachdem die Probe gut oder schlecht ausfällt, zu bessern, zu vertagen, zu mildern, und der Zustand des menschlichen Materials, mit dem er hantirt, enthüllt sich seinem Geiste, selbst wenn dieser ein hoher ist, nur durch eine Reihenfolge von tastenden Schritten und Griffen.

Ganz das Gegenteil finden wir beim Jakobiner. Sein Prinzip ist ein Axiom der politischen Geometrie, welches in sich selbst seinen Beweis trägt; denn wie die Axiome der gewöhnlichen Geometrie, ist es durch die Kombination einiger einfachen Ideen gebildet, und seine Richtigkeit drängt sich sofort jedem Geiste auf, der sich die beiden Begriffe zusammendenkt, deren Verbindung er ist. Der Mensch im all-

Digitized by Google

gemeinen, die Menschenrechte, der Gesellschaftsvertrag, die Freiheit, die Gleichheit, die Vernunft, die Natur, das Volk, die Tyrannen, das sind diese Elementarbegriffe. Deutlich oder nicht, erfüllen sie das Gehirn des Angehörigen der neuen Sekte, oft sind sie nur grandiose und vage Worte, aber das hat nichts zu sagen. Sobald sie sich in ihm vereinigt haben, werden sie für ihn ein Axiom, welches er sofort ganz, bei jeder Gelegenheit und ohne Rücksicht anwendet. Die wirklichen Menschen kümmern ihn nicht, er sieht sie nicht, er braucht sie nicht zu sehen. Mit geschlossenen Augen klatscht er seine Form auf den Menschenstoff, den er knetet, nie fällt ihm ein, sich diesen Stoff erst in seiner Vielfältigkeit, seinem Wogen und seinem Sichverschlingen vorzustellen, sich die Verschiedenheit von Bauern, Handwerkern, Geldleuten, Geistlichen, Adlichen zu vergegenwärtigen, an ihre eingewurzelten Meinungen, ihre dauernden Neigungen, ihre wirklichen Willensäußerungen zu denken. Nichts von dem allem geht in seinen Kopf und bleibt darin, die Zugänge dahin sind mit dem abstrakten Prinzipe verstopft, welches sich dort ausbreitet und allen Raum einnimmt. Wenn durch den Kanal der Ohren oder der Augen die gegenwärtige Erfahrung mit Gewalt ihre unbequeme Wahrheit eindringen läßt, so kann sie sich nicht erhalten, so laut und greifbar sie auch sein mag, er stößt sie hinaus, im Notfalle erstickt er sie als Verleumderin, weil sie ein unbestreitbares und an sich wahres Prinzip verleugnet. Offenbar ist ein solcher Geist nicht gesund, von den beiden Fähigkeiten, welche gleichartig zusammenwirken sollten, leidet die eine an Abzehrung, die andre an Überfülle, das Gegengewicht der Thatsachen mangelt, welches das Gewicht der Formeln zu balanciren hat. Ganz belastet auf der einen, ganz leer auf der andern Seite, kippt er heftig nach der Seite um, wohin er sich neigt. Das ist die unheilbare Schwäche des jakobinischen Geistes."

Betrachten wir die Reden und die Schriftwerke, die das Denken dieses Geistes hinterlassen hat, so ist es wunderbar, wie viel er geredet und geschrieben und wie wenig er damit gesagt hat, wie eintönig und wie arm an Gedanken diese Hinterlassenschaft ist. Überall Phrase und Bombast, fast nirgends eine Thatsache, eine lehrreiche Einzelnheit, ein Dokument, welches eine individuelle Physiognomie hätte, welches Zustände und Verhältnisse in ihrem wahren Lichte zeigte, welches aus Personen oder Gruppen von solchen nach ihrem Empfinden, Meinen und Streben malte. „Dieses ganze lebende Frankreich," sagt Taine, „die ungeheure Tragödie, welche sechsundzwanzig Millionen Personen auf einer Schaubühne von sechsundzwanzigtausend Quadrat-Lieues spielen, entgeht dem Jakobiner. Es giebt in seinen Schriften wie in seinem Kopfe nichts als Allgemeinheiten ohne Substanz .... Es ist eine Scholastik von Pedanten, die mit der Emphase von Rasenden vorgetragen wird. Das Wörterbuch des Jakobiners enthält nicht mehr als hundert Vokabeln, und alle Ideen laufen hier auf eine einzige hinaus: die des Menschen an sich; menschliche Einheiten, alle ähnlich, gleich, unabhängig, schließen sich zum erstenmal vertragsmäßig zusammen, und das heißt bürgerliche Gesellschaft. Es giebt nichts Zugestutzteres; denn um diesen Begriff zu bilden, hat man den Menschen auf ein Minimum reduziren müssen. Nie haben sich politische Gehirne durch Voreingenommenheit so ausgetrocknet. Ihr geistiger Rahmen ist die klassische Form, und diese Form, schon eng bei den früheren Philosophen, ist bei ihnen noch mehr zusammengeschrumpft und bis zur Maßlosigkeit verhärtet und verhornt (racorni) .... Ohne Zweifel, wenn es sich darum handelt, dauerhafte Gesetze zu schaffen, d. h. die soziale Maschine den Charakteren, den Bedingungen, den Umständen der wirklichen Welt anzupassen, so ist ein derartiger Geist der unfähigste und schädlichste von

Digitized by Google

allen; denn nach seinem Bau ist er kurzsichtig, sodann aber verschließt ihm sein Kodex von Axiomen, indem er zwischen seinen Augen und den Objekten steht, den Horizont. Jenseits seines Klubs, seiner Koterie unterscheidet er nichts, und in diesem wirren Jenseits läßt er die Idole seiner Utopie wohnen."

Vortrefflich schildert der Verfasser hier mit den Jakobinern zugleich das eigentliche Denken und Wollen unsrer Fortschrittspartei, und auch im folgenden paßt vieles ganz entschieden auf diese deutschen Doktrinäre, nur sind die einen sich über ihre letzten Ziele nicht klar, und bei den andern lassen die Umstände nicht zu, daß sie ihre Gedanken in Thaten umsetzen.

„Wenn es sich für den Jakobiner darum handelt, die Macht mit Sturm zu erobern oder willkürliche Diktatur zu üben, so nützt ihm seine mechanische Starrheit mehr als sie schadet. Er wird nicht wie der Staatsmann gehemmt und in Verlegenheit gebracht durch die Verpflichtung, sich zu erkundigen, Präcedenzfällen Rechnung zu tragen, Blicke in die Statistik zu thun, zu berechnen und in zwanzig Richtungen die nahen und fernliegenden Rückwirkungen seines Werkes auf den Zusammenhang der Interessen, der Gewohnheiten und Leidenschaften der verschiedenen Klassen zu verfolgen. Alles das ist jetzt veraltet, überflüssig. Der Jakobiner weiß sofort, welche Regierung die legitime ist und welche Gesetze gut sind. Zum Aufbauen wie zum Niederreißen ist sein geradliniges Verfahren das energischste und am raschesten zum Ziele führende. Denn wenn es langen Nachdenkens bedarf, um herauszufinden, was für sechsundzwanzig Millionen lebender Franzosen sich eignet, so bedarf es nur eines Augenblicks, um zu wissen, was die Männer der Abstraktion, der Theorie wollen. In der That hat die Theorie sie alle nach derselben Schablone zugeschnitten und ihnen nur einen elementaren Willen gelassen, der philosophische Automat will die Freiheit, die Gleichheit, die Volkssouveränetät, die Aufrechterhaltung der Menschenrechte und die Beobachtung des Contrat social. Das genügt. Fortan kennt man den Volkswillen, folglich kann man auch handeln, ohne die Bürger zu befragen. Auf jeden Fall ist ihre Ratifikation sicher; sollte sie zufällig einmal ausbleiben, so würde es auf ihrer Seite Unwissenheit, Mißverständnis oder Bosheit sein, und dann verdiente ihre Antwort als null und nichtig betrachtet zu werden. und so wird man aus Vorsicht und, damit sie keine ungehörige geben, wohl thun, ihnen die gehörige zu diktiren. Hierbei kann der Jakobiner in gutem Glauben handeln; denn die Menschen, deren Rechte er vertritt, sind nicht die Franzosen von Fleisch und Blut, denen man auf den Straßen der Stadt und auf dem Lande begegnet, sondern die Menschen im allgemeinen, so wie sie sein müssen, wenn sie aus den Händen der Natur oder der Schule der Vernunft hervorgehen."

Wenn eine Doktrin die Menschen verführt, so geschieht es nicht durch ihre Sophismen, sondern durch die Versprechungen, die sie enthält. Ein System paßt uns, mit andern Worten, nicht deshalb, weil wir es für wahr halten, sondern wir halten es für wahr, weil es zu irgend einem unsrer Wünsche paßt, und der politische Fanatismus hat, fließe er in welchem Kanal er wolle, stets zur Hauptquelle ein dringendes Bedürfnis, eine geheime Leidenschaft, eine Ansammlung mächtiger Wünsche, denen die Theorie einen Abfluß öffnet. Bei den Jakobinern war es die Entfesselung der Selbstsucht, welche ihnen Erfolge verschaffte. Sie übertrieben nicht wie einst die Puritaner die Pflichten, sondern die Rechte der Menschen, ihre Lehre war nicht ein Stachel für das Gewissen, sondern eine Schmeichelei für den Stolz derselben. „So ungeheuer und so unersättlich das Selbstgefühl der Menschen sein mag, diesmal war es befriedigt; denn niemals war ihm überreichlichere Nahrung

Digitized by Google

geboten. In dem Programme der Sekte finden sich die beschränkten Prärogative nicht, die ein stolzer Mann im Namen der gerechten Achtung vor sich selbst beansprucht, wir begegnen hier nicht den vollständigen bürgerlichen Rechten mit dem Gefolge der politischen Freiheiten, welche denselben als Schutzwache dienen, der Sicherheit des Eigentums und des Lebens, der Festigkeit des Gesetzes, der Unabhängigkeit der Gerichte, der Gleichheit der Bürger vor dem Richter und der Besteuerung, der Abschaffung aller Vorrechte und Willkürlichkeiten, der Wahl der Volksvertreter und deren Verfügung über den öffentlichen Säckel . . . die jakobinische Theorie achtet das alles gering und geht im Notfalle darüber hinweg wie über gemeinen Staub. Sie verspricht nicht Unabhängigkeit und Sicherheit des Privatlebens, nicht das Recht, alle zwei Jahre abzustimmen, eine mittelbare, eingeschränkte, intermittirende Kontrolle über das gemeine Wesen, nein, sie verspricht die politische Herrschaft, d. h. das volle und ganze Eigentum Frankreichs und der Franzosen. Kein Zweifel über diesen Punkt; nach den eignen Worten Rousseaus verlangt der Contrat social «l'aliénation totale de chaque associé avec tous ses droits à la communauté, chaqun se donnant tout entier, tel qu'il se trouve actuellement, lui et toutes ses forces, dont les biens qu'il possède font partie,» so daß der Staat als anerkannter Herr nicht bloß über alle Vermögen, sondern auch über alle Leiber und Seelen seiner Angehörigen gesetzlich mit Gewalt den Kultus, den Glauben, die Meinungen und die Sympathie aufzwingen kann, die ihm passen. Nun aber ist der Mensch allein dadurch, daß er Mensch ist, von rechtswegen ein Glied dieses despotischen Souveräns. So habe ich, gleichviel, was meine Umstände sind, wie groß meine Unfähigkeit und meine Unwissenheit und die Nichtigkeit der Rolle, die ich bisher gespielt habe, sein mögen, Vollmacht über Eigentum, Leben und Gewissen von sechsundzwanzig Millionen Franzosen, bin ich für den auf mich fallenden Anteil Zar und Papst. Aber ich bin es noch vielmehr als durch meinen Anteil, wenn ich Anhänger der jakobinischen Doktrin bin. Denn die königliche Gewalt, welche diese mir zuspricht, wird von ihr nur solchen übertragen, die wie ich den Gesellschaftsvertrag ganz unterschreiben; alle andern verwirken sie schon dadurch, daß sie eine einzige Klausel des letztern zurückweisen. Man wird zu den Wohlthaten eines Paktes nicht zugelassen, wenn man dessen Bedingungen ablehnt. Ja noch mehr, da dieser Pakt, vom Naturrechte geboten, obligatorisch ist, so ist jeder, der ihn von sich wirft oder sich von ihm abwendet, ein Verbrecher, ein Staatsverräter, ein Volksfeind. Ehemals gab es Majestätsverbrechen gegen den König, jetzt giebt es Verbrechen gegen die Majestät des Volkes, und man begeht sie, wenn man durch Handlungen, Worte oder Gedanken dem Volke irgend einen Teil der mehr als königlichen Autorität streitig macht, die ihm gebührt. So läuft das Dogma, welches die Volkssouveränetät verkündet, thatsächlich auf die Diktatur einiger und die Proskription der andern hinaus. Man steht außerhalb des Gesetzes, wenn man außerhalb der Sekte steht. Wir, die fünf- oder sechstausend Jakobiner von Paris, sind der legitime Monarch, der unfehlbare Papst, und wehe dem Widerspenstigen oder Lauen, der Regierung, den Rentiers, den Geistlichen, Adlichen und Geschäftsleuten, die durch die Hartnäckigkeit ihres Widerstandes oder die Unsicherheit ihres Gehorsams wagen sollten, unser unzweifelhaftes Recht in Frage zu stellen!"

Unverkennbar haben wir in diesem Teile der Charakteristik der Jakobiner nur die letzte Entwicklung der Anmaßung und Unduldsamkeit vor uns, welche unsre Fortschrittler und andre Demokraten bei jeder Gelegenheit und namentlich bei Wahlagitationen an den Tag legten. Die Überzeugung aber, oder sagen wir die Einbildung, daß nur innerhalb ihrer Partei die Wahrheit und das Heil, spricht sich

Digitized by Google

bereits deutlich aus, und wenn sie nicht schon drohen, ists nur, weil ihre Zeit noch nicht gekommen ist. So verhielt es sich auch mit dem Jakobinertum. „Anfangs war sein Hochmut nur ein Keim, und in gewöhnlichen Zeiten würde er aus Mangel an Nahrung im Zustande der Schimmelwucherung oder der mangelhaften Entwicklung (avorton dessséché) verblieben sein. Aber das Herz kennt die seltsamen Samenkörner nicht, die es in sich trägt, sie sehen schwach und ungefährlich aus, brauchen aber nur Licht und Nahrung, um zu giftigen Auswüchsen zu werden und zu einer kolossalen Ausbreitung zu gelangen. . . . Nichts hochmütiger, nichts anmaßender als der Ton der Jakobiner. Von Anfang an schon bricht er in den Standreden der Klubs und in den Petitionen an die konstituirende Versammlung durch. Loustalot, Frérou, Danton, Marat, Robespierre, Saint-Just sprachen nie anders als in diesem gebieterischen Stile. . . . Jeder von ihnen ist ein Römer, ein Retter, ein Held, ein großer Mann. «Ich war an der Spitze der Fremden,» schreibt Anacharsis Cloots, «auf den Tribünen des Schlosses in der Eigenschaft eines Gesandten der Menschheit, und die Minister der Tyrannen betrachteten mich mit eifersüchtigen und zaghaften Blicken.» Bei der Eröffnung des Klubs in Troyes empfiehlt ein Schulmeister den Frauen, «ihre Kinder vom ersten Lallen an zu belehren, daß sie Freigeborne und an Rechten den ersten Potentaten des Alls gleich sind.» Im Klub von Lyon rief Chalier: »Wisset, daß ihr Könige und mehr als Könige seid. Fühlt ihr nicht die Souveränetät, die durch eure Adern rinnt?» . . . In ihren Memoiren und selbst auf ihren Grabsteinen stellen sich Barbaroux, Buzot, Pétion und Herr und Madame Roland unaufhörlich Patente auf die Tugend aus, und wenn man ihnen glauben darf, sind sie plutarchische Persönlichkeiten. . . . Von Anfang bis zu Ende der Revolution ist Robespierre in den Augen Robespierres der einzige, der allein reine, unfehlbare, sündlose; niemals hat sich ein Mensch so dicht und so unablässig das Weihrauchfaß unter die Nase gehalten, das nach seinem Selbstlobe duftete. Auf dieser Stufe konnte der Dünkel die Theorie bis auf die Neige hinterschlucken, so widerlich auch deren Hefe war und so tötlich sie auch auf die wirkte, welche den Ekel davor überwanden und das Gift in sich hineintranken. Denn da es die Tugend war, so konnte man ihr nicht widerstehen, ohne ein Verbrechen zu begehen. Die Theorie teilte die Franzosen in zwei Gruppen: die Aristokraten, die Fanatiker, die Egoisten, die verderbten Menschen, kurz die schlechten Bürger, und auf der andern Seite die Patrioten, die Philosophen, die tugendhaften Menschen, d. h. die Mitglieder der Sekte. Kraft dieser Reduktion war die unermeßliche moralische und soziale Welt, mit welcher sie zu thun hatte, durch eine fertige Antithese definirt. Nichts klarer jetzt als der Zweck der Regierung: sie hatte die Bösen den Guten zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke wendete man reichlich Konfiskationen, Einkerkerungen, Verbannungen, Erkränkungen und die Guillotine an. Gegen die Verräter war alles erlaubt und verdienstlich, der Jakobiner hatte seine Mordthaten heilig gesprochen, man brachte die Leute aus reiner Menschenfreundlichkeit ums Leben.

So vollendet sich dieser Charakter gleich dem eines Theologen, der Inquisitionsrichter wird. Die außerordentlichsten Kontraste vereinigen sich, um ihn zu bilden: ein Narr, der Logik hat, ein Ungeheuer, welches sich für gewissenhaft hält. Besessen von einer Doktrin und seinem Dünkel, hat er zwei Mißgestaltungen ausgebildet, eine seines Denkens und eine seines Empfindens, er hat seinen gesunden Menschenverstand verloren und sein sittliches Gefühl auf den Kopf gestellt. Durch die Betrachtung seiner abstrakten Formeln ist er endlich dahin gekommen, die wirklichen Menschen nicht mehr zu sehen, und durch unaufhörliche Bewunderung seiner selbst hat er

Digitized by Google

damit geendigt, daß er in seinen Gegnern und selbst in seinen Nebenbuhlern nur Schurken erblickt, die der Hinrichtung würdig sind. Auf dieser schiefen Ebene kann ihn nichts aufhalten; denn da er die Dinge nach dem Gegenteil von dem, was sie sind, qualifizirt, hat er in sich die köstlichen Gedanken gefälscht, die uns an die Wahrheit und Gerechtigkeit knüpfen. Kein Licht dringt mehr in die Augen, die ihre Verblendung für Scharfblick halten, keine Gewissensregung berührt mehr die Seele, die ihre Barbarei als Patriotismus preist und sich ihre Missethaten als Pflichterfüllung vorstellt."

Die Fortschritte in der antiken Kunstgeschichte während des letzten Jahrzehnts.

Von Hugo Blümner.

1.

Auf keinem Gebiete der Altertumswissenschaft hat in den letzten Jahren ein so reges Leben geherrscht wie auf dem der Kunstgeschichte und auf den damit im Zusammenhange stehenden anderen Gebieten, die man gewohnt ist unter dem Namen der klassischen Archäologie zusammenzufassen. Zwar die Hoffnung, welche man bei ihrem ersten Auftauchen freudig begrüßte und eine Zeit lang ernstlich zu hegen berechtigt war, daß uns die bewährte Kraft K. B. Starks endlich an Stelle des vor nunmehr 34 Jahren zum letztenmale bearbeiteten und heute natürlich längst veralteten, obgleich immer noch unentbehrlichen Handbuches der Archäologie von Otfried Müller ein neues, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechendes Werk als Grundlage für alle künftigen Erweiterungen geben würde, hat der Tod, welcher den emsigen Gelehrten aus seinem rüstigen Schaffen, aus seinen mannichfaltigen begonnenen Arbeiten herausriß, vereitelt. Nur ein Bruchstück war ihm noch zu geben vergönnt. Seine „Systematik und Geschichte der Archäologie der Kunst" (Leipzig, Engelmann, 1880), das einzige, was vollendet vorlag, bleibt aber auch so eine dankenswerte Gabe, wenngleich auch ihr jener Fehler anhaftet, welcher Starks Arbeiten, unbeschadet ihrer sonstigen Vorzüge, so vielfach schwer benutzbar, manchmal selbst schwer genießbar macht: der Mangel an deutlicher, übersichtlicher Anordnung. Aber dieser erste Teil war nur der kleinste des auf drei umfangreiche Bände berechneten Ganzen; und gerade das, was am schmerzlichsten vermißt wird, die systematische Behandlung der Kunstgeschichte, der Denkmäler, der Kunstmythologie, der Technik u. s. w., wartet noch und wird wohl noch lange warten müssen auf einen Mann, welcher wie O. Jahn umfassende Gelehrsamkeit und Scharfsinn mit Geschmack, regen Sammeleifer mit reichster Denkmäler- und Schriftstellerkenntnis verbindet.

Digitized by Google

Wenn demnach die Archäologie in der traurigen Lage ist, absolut kein brauchbares Handbuch zu besitzen, ein Fall, der wohl nur bei außerordentlich wenigen Wissenschaften in unsrer schreiblustigen Zeit vorkommen dürfte, und wenn daher für jeden neuen Jünger dieser Wissenschaft die Orientirung in dem mit jedem Jahre gewaltiger anschwellenden Strome von Denkmälern und Schriften immer schwerer und mühseliger wird, so darf man doch auch andrerseits nicht verkennen, daß gerade der gegenwärtige Zeitpunkt zur Schaffung eines solchen Werkes, trotz des dringenden Bedürfnisses desselben, so ungeeignet wie nur möglich ist. Es ist nämlich der Archäologie in den letzten Jahren ähnlich ergangen wie der vergleichenden Sprachwissenschaft. Lange geglaubte Sätze, welche man als selbstbegründete Thatsachen betrachtete, sind erschüttert oder gar umgestürzt worden; Quellen, aus denen man früher nur die lauterste Wahrheit zu schöpfen vermeinte, haben sich als trübe und trügerisch erwiesen; Gebiete, welche bisher fast in unergründlichem Dunkel lagen, sind mit einemmale vor unsern verwunderten Blicken erhellt worden; reiche Adern des edelsten Metalles haben sich aufgethan und versprechen dem weiter schürfenden lohnenden Ertrag. Aber alles das ist im Fluß, ist erst im Werden, und es wird langer Zeit bedürfen, bis all das neue, das in so reicher Fülle in den letzten Decennien auf uns eingedrungen ist, richtig gewürdigt worden ist und wohlgesichtet mit Ruhe verarbeitet werden kann. Ein solcher Zeitpunkt ist gewiß nicht dazu geeignet, die Summe unsres Wissens zu ziehen, und so wollen wird denn getrost die Zeit abwarten, da uns ein kundiger Meister das rechte wohnliche Dach für unsre Wissenschaft bereiten wird, bei dem wir nicht mehr, wie jetzt, noch alle Augenblicke genötigt sein werden, hier einen Seitenflügel einzureißen, dort einen kleinen Anbau zu machen, oder gar die schon schadhaft gewordenen Fundamente auszubessern.

Einstweilen aber gilt es, das Baumaterial herbeizuschaffen, es kunstgemäß herzurichten, einem jeden Stück seinen richtigen Platz anzuweisen, hier und da wohl auch einen oder den andern Teil des umfangreichen Baues im Grundriß zu entwerfen. Und in dieser vorbereitenden Thätigkeit herrscht denn in der That ein so reges Leben, daß es fast schwer ist, all die einzelnen Arbeiten im Auge zu behalten oder bei jeder einzelnen ihren Anteil am großen Ganzen richtig zu würdigen. Indessen wenn man auch hier und da durch scheinbar fernabliegende oder gar einander widerstreitende Bestrebungen verwirrt zu werden droht, schließlich bricht sich doch immer wieder die Erkenntnis Bahn, daß „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt," und wenn es auch nicht überall gerade „goldne Eimer" sind, welche die Arbeiter sich reichen, so wollen wir uns doch dieses frischen Lebens freuen, und dabei nicht zum wenigsten auch der Thatsache, daß bei demselben nicht nur die deutsche Forschung wie früher einen der ersten Plätze — vielleicht können wir sogar ohne Überhebung sagen: den ersten Platz — behauptet, sondern daß nun auch das neue Deutsche Reich

Digitized by Google

in die Reihe derjenigen Staaten getreten ist, welche die im Boden schlummernden Schätze der alten Kunst und Kultur zu heben und der Wissenschaft zugänglich zu machen bestrebt sind. Im folgenden soll denn der Versuch gemacht werden, den diesen Bestrebungen als Nichtfachmann ferner stehenden Leser einigermaßen zu orientiren in den mancherlei Fragen, um welche es sich hier handelt, und ihm namentlich die Bedeutung, welche die neuesten Entdeckungen und Untersuchungen für unsre Kenntnis der antiken Kunstgeschichte haben, klar vor Augen zu legen.

Denn es darf nicht verschwiegen werden (und hängt gerade mit den oben dargelegten Umständen eng zusammen), daß die Geschichte der antiken Kunst in ihrem Zusammenhange selbst für gebildete Laien nicht selten ein so gut wie ganz unbekanntes Gebiet ist. Die hervorragendsten Kunstwerke des Altertums kennt freilich heutzutage jeder, der einigermaßen Anspruch auf Bildung erhebt, die „höheren Töchter" mit inbegriffen, und zu dem alten eisernen Bestande des Zeus von Otricoli, der Hera Ludovisi, des Apoll vom Belvedere u. a. m. sind noch neuerdings als Lieblinge des Publikums die sogenannte Klytia, vor allem der Hermes des Praxiteles hinzugekommen. Aber wie viele unter allen denen, welche diese Werke kennen, die Kopien in ihren Salons aufstellen, auch wohl etwa einen Artikel darüber gelesen haben, sind wirklich imstande, denselben den ihnen gebührenden Platz in der Entwicklung der Kunst anzuweisen und sie im Zusammenhange dieser Entwicklung zu beurteilen? Und doch ist eine wahrhafte Würdigung eines Kunstwerkes ohne Kenntnis der ganzen Epoche, der es seine Entstehung verdankt, rein und allein aus dem Werke selbst heraus nicht möglich.

Leider fehlt für das Laienpublikum die Möglichkeit, sich in der alten Kunstgeschichte ohne tiefer gehende Fachstudien doch gründlich zu orientiren, so gut wie gänzlich. Unsere Handbücher der gesammten Kunstgeschichte, wie die von Schnaase und Lübke, thun in der Regel die griechisch-römische Kunst sehr summarisch ab; selbst der von Friederichs bearbeitete zweite Band von Schnaases zweiter Auflage genügt, was Ausführlichkeit anlangt, nur sehr bescheidenen Ansprüchen, geschweige denn daß der Grad von Vollständigkeit, mit dem die christliche Kunst in den folgenden Bänden behandelt wird, auch nur von fern angestrebt wäre. In Wahrheit giebt es noch keine einzige genügende Geschichte der klassischen Kunst in ihrer Gesammtheit; weder eine solche für den Fachmann, noch eine, welche die zunächst feststehenden Resultate in populärer Form der gebildeten Welt zugänglich machte; und nach dem, was wir oben über die augenblickliche Lage der archäologischen Forschung gesagt haben, ist es auch begreiflich, daß noch niemand rechte Lust hat, sich an eine derartige Aufgabe zu wagen. Von Heinrich Brunn, dem hochverdienten Verfasser der „Geschichte der griechischen Künstler," heißt es, daß er seit Jahren mit Abfassung einer antiken Kunstgeschichte beschäftigt sei; ob aber das Erscheinen derselben in näherer oder fernerer Aussicht steht, ist dem Referenten unbekannt. Dagegen erscheint allerdings seit dem April 1881 in regelmäßigen wöchentlichen Lieferungen ein sehr umfangreiches, auf mehrere Bände angelegtes fran-

Digitized by Google

zösisches Werk, in welchem die Geschichte der Kunst bei allen Völkern des Altertums in eingehendster Weise und durch reichliche Abbildungen erläutert zur Behandlung kommen soll: Histoire de l'art dans l'antiquité von Georges Perrot und Charles Chipiez (Paris, Hachette). Was bis jetzt davon erschienen, behandelt nur Ägypten; indessen läßt die Sorgfalt und Gründlichkeit, mit der in diesem ersten Bande zu Werke gegangen wird, sowie der Name des wohlberufenen Verfassers Perrot (Chipiez hat als Architekt die technische und artistische Seite des Werkes zu vertreten), uns auch für die folgenden Bände, in denen Assyrien, Persien, Kleinasien, Griechenland, Etrurien und Rom behandelt werden sollen, das beste erwarten. Da bereits jetzt von dem ersten Bande eine deutsche Ausgabe veranstaltet wird, so darf man mit Bestimmtheit annehmen, daß auch für die übrigen Teile eine Übertragung ins Deutsche in Aussicht genommen ist.

Wenn es demnach an einer ausführlichen, sämmtliche Gebiete der antiken Kunst umfassenden Darstellung bisher noch fehlt, so sind dafür die einzelnen Künste neuerdings mehrfach in ihrer historischen Entwicklung dargestellt worden. Von den zahlreichen, die antike Baukunst behandelnden Werken kann ich hier freilich die meisten übergehen, weil sie, wie Böttichers nunmehr in zweiter Auflage vorliegende „Tektonik der Hellenen," weniger den historischen, als den tektonischen und technischen Gesichtspunkt im Auge haben; doch will ich nicht unterlassen, hier aufmerksam zu machen auf das Werk von Josef Durm in Karlsruhe: „Die Baukunst der Griechen" (Darmstadt, Diehl, 1881), welches einen Teil des wahrhaft grandios angelegten Handbuches der Architektur von Durm, Ende, Schmitt und Wagner bildet. Allerdings ist auch hier die historisch-archäologische Seite etwas stiefmütterlich behandelt, und namentlich die Art, wie die antike Quellenliteratur benutzt ist, wird dem Philologen wenig einleuchten; was fängt man mit Zitaten, wie „Pausanias erwähnt", „vgl. Herodot" u. s. w. an? Hingegen ist die historische Entwicklung des Stilistischen, insbesondre die Darlegung der Technik vortrefflich und die erläuternden, fast durchweg auf Originalzeichnungen beruhenden Abbildungen außerordentlich deutlich und instruktiv. In dieser Hinsicht wird auch dem Archäologen das Studium des Buches gewinnbringend sein, während derselbe allerdings für den antiquarischen Teil immer noch genötigt sein wird, auf die obschon größtenteils antiquirten Werke Hirts über die alte Baukunst zurückzugehen. Eine Darstellung der antiken Baukunst, die beiden Anforderungen in vollem Maße gerecht würde und allerdings nur aus der vereinten Thätigkeit eines Archäologen und eines Architekten hervorgehen könnte, fehlt uns noch immer.

Was die antike Plastik anlangt, so müssen wir hier hinweisen auf die seit etwas über einem Jahre im Erscheinen begriffene dritte Auflage von J. Overbecks „Geschichte der griechischen Plastik" (Leipzig, Hinrichs), von der nur noch der vierte, den Schluß bildende Halbband aussteht. Overbecks weitverbreitetes

Digitized by Google

Buch erschien zuerst in den Jahren 1857—58, die zweite Auflage 1869—70. Diese beiden ersten Auflagen führten noch auf dem Titel die Bezeichnung: „Für Künstler und Kunstfreunde"; jetzt in der dritten Auflage ist dieser Zusatz weggeblieben, und wie ich meine, sehr mit Recht. Ich will von den Künstlern hier nicht sprechen, obgleich ich glaube, daß die meisten derselben etwas andres verlangen, als das ist, was Overbeck ihnen bietet. Wenn Rauch über Adolf Stahrs „Torso" äußerte, es sei dies „eines der wenigen kunstgeschichtlichen Werke, aus welchen auch der ausübende Künstler etwas lernen könne," so kann man zehn gegen eins wetten, daß er Overbecks Plastik nicht zu diesen Werken gerechnet haben würde. Es soll das nichts weniger als ein Vorwurf gegen Overbeck sein, so wenig als ich Rauchs Ausspruch als ein verdientes Lob für Stahr betrachten kann. Aber es ist charakteristisch, daß die Interessen der Künstler und der Kunstschriftsteller in der Regel ganz so diametral von einander abweichen, wie es bekanntermaßen ihre Urteile über den Wert oder Unwert von Kunstwerken thun; wer in Rom gewesen, weiß aus Erfahrung, daß die Künstler größtenteils einen leichten Horror vor den Archäologen empfinden. Aber auch die „Kunstfreunde," für welche Overbeck zunächst noch sein Werk berechnet hatte, werden schwerlich dabei ihre Rechnung gefunden haben. Für die meisten derselben setzt Overbeck schon zu viel voraus; namentlich die eingehende Behandlung antiker Schriftquellen, die langen Erörterungen über Künstler, von deren Werken wir nicht einmal eine beglaubigte Kopie, geschweige denn ein Original erhalten haben, werden beim Laien fast nie auf Verständnis rechnen dürfen, ja reizen denselben sogar oft zu einem, wenn auch unberechtigten Spotte. Overbecks „Plastik" ist daher wesentlich ein Buch für solche, welche die Geschichte der antiken Plastik wirklich studiren wollen und dabei in der Lage sind, auch die angezogenen Quellen zu Rate ziehen zu können — also für Philologen vornehmlich; und nach dieser Richtung hin wird es auch am meisten zu wirken imstande sein. Allerdings merkt man dem Werke, wie es heute in der neuen Auflage vorliegt, an, daß es nur die Umarbeitung eines ältern Buches ist, welches zu einer Zeit entstand, wo die ganze Kunstgeschichte eine von der heutigen sehr wesentlich verschiedene Gestalt hatte. Selbstverständlich war es notwendig, ganze Kapitel neu zu bearbeiten, andre ganz neu einzufügen; aber es ist doch genug vom Alten geblieben, das nur etwas verändert das ursprüngliche Gespinst noch erkennen läßt, und dadurch wird der Charakter und Wert des Buches einigermaßen ungleich. Es ist hier nicht der Ort, dies des näheren nachzuweisen; unsrer Meinung nach wäre es besser gewesen, Overbeck hätte nicht den neuen Wein in die alten Schläuche gefüllt, sondern ein ganz neues Werk auf neuer Grundlage und nach neuem Plane geschaffen. Dazu mochte freilich dem mit seiner „Kunstmythologie" schwer genug belasteten die Zeit und vielleicht auch die Lust gefehlt haben. Die Zahl der Abbildungen hat sich beträchtlich vermehrt, und die neu hinzugekommenen stehen an Kunstwert meist bedeutend über den alten, von denen freilich auch noch

Digitized by Google

immer genug übrig geblieben sind, die manches zu wünschen übrig lassen. Für manche Kunstwerke wird eben der Holzschnitt niemals auch nur annähernd die Wirkung eines guten Stiches oder selbst einer guten Lithographie erreichen können. Was aber die Phototypie bisher im Gebiete der archäologischen Publikation geleistet hat, ist, wenn man von Münzen und Gemmen absieht, größtenteils noch so wenig genügend, daß noch eine sehr bedeutende Vervollkommnung dieser Technik eintreten muß, ehe man dieselbe durchweg hierfür adoptirt sehen möchte.

Das vorhergenannte Buch von Adolf Stahr: „Torso. Kunst, Künstler und Kunstwerke des griechischen und römischen Altertums“ (Braunschweig, Vieweg und Sohn) ist im Jahre 1878 in zweiter „vermehrter und verbesserter Ausgabe letzter Hand“ erschienen. Ich kann nicht unterlassen, es an dieser Stelle zu nennen, obgleich es unter den Fachgelehrten kein Bürgerrecht erlangt hat und auf ganz andre Kreise berechnet ist. Einen Vorzug des Buches darf man nicht verkennen: es enthält eine Anzahl allgemeiner Abschnitte, welche man in andern Werken, wie z. B. bei Overbeck, vergeblich sucht: über Natur, Land und Volk der Griechen, über Tempelgiebel und deren plastische Verzierungen, über Stellung der Künstler im hellenischen Leben, über Färbung plastischer Kunstwerke, Nacktheit der griechischen Plastik u. s. w., alles Dinge, über welche der Nichtfachmann sich in einem Werke über griechische Kunst auch gern orientirt sehen möchte. Außerdem kann das Lob einer fließenden, leicht lesbaren und an den Leser nicht zu hohe Anforderungen stellenden Darstellung dem Werke nicht abgesprochen werden. Aber von wirklicher positiver Forschung, von ruhig objektiver Begründung der darin ausgesprochenen, oft recht seltsamen Behauptungen ist keine Rede; im Gegenteil, das rein subjektive Empfinden und nicht selten das vornehme Absprechen vom ästhetischen Dreifuß herab spielen eine sehr große Rolle. Die neue Ausgabe, welche Stahrs Verwandter Wilh. Gurlitt (Professor in Graz) besorgt hat, beruht wesentlich auf den eignen Zusätzen und Änderungen Stahrs, ist aber weit entfernt, die neuesten Entdeckungen und Forschungen bis 1876 (Stahrs Todesjahr) zu verwerten; vielmehr ist der Standpunkt in den einzelnen Fragen wenig unterschieden von dem der ersten Auflage, und ganz wichtige neue Thatsachen sind übergangen. Selbst der in der Vorrede (S. VII) angepriesene „interessante Fund des neuen Fragmentes aus Polyklets Kanon“ ist nicht neu, sondern bereits von K. Wachsmuth (im Rhein. Mus. für Philologie, N. F. XXIII (1868) S. 493) mitgeteilt. Mag daher auch Stahrs „Torso“ unter dem gebildeten Publikum der Anhänger nicht ermangeln: davor, daß man sich unbedingt darauf verlasse oder gar durch ihn in die innersten Tempelhallen der griechischen Kunst eingeführt zu werden vermeine, soll an dieser Stelle nachdrücklich gewarnt werden.

Nur einen Teil der griechischen Skulptur, aber einen sehr wichtigen Abschnitt, behandelt das Buch von A. S. Murray, A History of Greek sculpture from the earliest times down to the age of Pheidias (London, Murray, 1880).

Digitized by Google

Das Hauptgewicht liegt hier in der Darstellung der archaischen Kunst. Phidias selbst ist nicht mehr behandelt, wohl aber seine beiden Mitschüler Myron und Polyklet, von denen freilich letzterer nach der gewöhnlichen Annahme etwas jünger ist als Phidias; der Verfasser hat ihn vermutlich noch mit herübergenommen, weil ihm Polyklets Kunstcharakter dem reifen Archaismus noch näher zu stehen scheinen mochte, als die Kunst des Phidias, obgleich ja auch bei diesem an gewissen Kennzeichen sich immer noch das archaische Element verrät. Das Werk, in welchem selbstverständlich die neuesten Resultate der Ausgrabungen und Forschungen Verwendung gefunden haben, obgleich sich der Verfasser auf Diskussion streitiger Punkte oder Polemik nicht einläßt, scheint zwar wesentlich für das gebildete Laienpublikum berechnet zu sein, bietet aber auch für den Fachmann manches von Interesse. Freunde Homers und des Lessingschen „Laokoon" wird namentlich Murrays Rekonstruktion des Achillesschildes interessiren, in welcher nicht nur die gewöhnliche runde Form des Schildes verändert, sondern auch, gemäß den heutigen Ansichten über die Kunst des homerischen Zeitalters, den Darstellungen des Schildes Werke phönizischer, assyrischer und ägyptischer Kunst zu Grunde gelegt sind. Die Abbildungen, unter denen manche, die man sonst selten zu Gesicht bekommt, sind von sehr ungleichem Werte: neben manchen recht brauchbaren stehen total mißlungene (man vgl. z. B. die Metope von Selinus S. 253 oder den Diskobol S. 232).

Endlich dürfen wir hier, bei Besprechung der historischen Behandlung der griechischen Kunst, nicht unerwähnt lassen Karl Wörmanns Malerei des Altertums, welche den ersten Abschnitt der „Geschichte der Malerei" von Alfred Woltmann (Leipzig, Seemann, 1878) bildet. Es ist allerdings nur ein kurzer Abriß, der hier gegeben ist: nach einem Abschnitte über die Malerei im alten Orient wird zunächst die griechische und römische Malerei nach den Schriftquellen behandelt, und hierauf die erhaltenen Werke der griechisch-römischen Malerei, Vasenbilder, gravirte Metallarbeiten, Mosaiken, Gemälde auf Stein, Miniaturen, Wandgemälde. Zu einer solchen Trennung der Schriftquellen von den Denkmälern sind wir ja leider in der antiken Malerei genötigt; innerhalb der Denkmäler selbst freilich erscheint uns die Trennung nach der Technik, wie sie Wörmann durchgeführt hat, etwas zu weit getrieben; hier würde sich eine stilistische Behandlungsweise nach unserm Dafürhalten mehr empfohlen haben. Die Geschichte der Vasenmalerei ist auch etwas zu aphoristisch behandelt; und Auswahl sowie Ausführung der Abbildungen (unter denen man auffallenderweise eine Probe der attischen Lekythen ganz vermißt) sind kaum imstande, auch nur einigermaßen die historische Entwicklung der Vasenmalerei darzulegen. Da die Vasenmalerei gerade so vortrefflich wie außer der Numismatik kein andrer Zweig der Denkmäler sich historisch verfolgen läßt, wäre eine eingehendere Berücksichtigung derselben wohl am Platze gewesen. Beiläufig: Wann werden wir einmal eine Geschichte der Vasenmalerei erhalten? O. Jahns für seine Zeit

Digitized by Google

vortreffliche Behandlung dieses Gegenstandes genügt heute doch längst nicht mehr.

Das ist alles, was wir von zusammenhängenden Darstellungen über antike Kunstgeschichte hier anzuführen hätten. Man sieht, die Zahl derer, welche sich an solche umfassende Aufgaben wagen, ist vorläufig noch sehr klein. Um so größer ist dafür die Zahl derer, welche mit Herbeischaffung des Materials oder mit Spezialuntersuchungen darüber beschäftigt sind. Wenn weiterhin dargelegt werden soll, welchen Gewinn die Geschichte der alten Kunst, insbesondre die der bildenden Künste, aus den wissenschaftlichen Entdeckungen und Forschungen des letzten Jahrzehnts davongetragen hat, so muß ich von vornherein bemerken, daß ich entsprechend dem Charakter dieser Zeitschrift und gemäß dem mir vergönnten Raume mich auf das wichtigste beschränken und eine Menge Details, die nur für den Fachmann von Interesse sind, übergehen muß. Dabei ist allerdings nicht der Umfang der zu nennenden oder zu übergehenden Untersuchungen maßgebend; denn umfangreiche Arbeiten werden wir verschweigen müssen, weil sie zu spezielle Gebiete der Wissenschaft beschlagen, während bisweilen ganz kurze Aufsätze namhaft zu machen sein werden, wenn ihnen ein wesentlicher Fortschritt in der Kunstgeschichte, der auch für den Laien von Interesse sein muß, verdankt wird.

Ehe ich jedoch zu diesem eigentlichen Thema übergehe, sei es mir verstattet, in möglichster Kürze noch der Vermehrung zu gedenken, welche die archäologischen Hilfsmittel in diesen zehn Jahren erfahren haben. Bekanntlich teilt sich das Material, mit dessen Hilfe der Bau der Kunstgeschichte aufgeführt werden muß, in zwei große Teile: in einen literarischen, d. h. die Schriftstellen der Alten, welche uns von Kunst, Kunstwerken und Künstlern berichten, und in einen monumentalen, d. h. die noch erhaltenen Denkmäler. Jener erste Teil ist der Bereicherung im allgemeinen nicht mehr fähig; neues kann hier nur hinzukommen entweder durch dankenswerte Zusammenstellung von Schriftstellen unter neuen Gesichtspunkten, oder durch neue Erklärungen, Quellenuntersuchungen und dergleichen. Was in dieser Hinsicht in den letzten Jahren geleistet worden, namentlich die mannigfachen Arbeiten über Plinius und Pausanias, muß ich hier, als zu streng philologischer Natur, übergehen. Der Denkmälerschatz hingegen erfährt nicht nur tagtäglich Bereicherung und hat namentlich in der jüngsten Zeit eine ungeahnte Vermehrung durch Werke von höchster kunsthistorischer Bedeutung erfahren, sondern hier handelt es sich auch des weiteren darum, daß das seit längerer oder kürzerer Zeit vorhandene, aber überall in öffentlichen und Privatsammlungen zerstreute Material gesammelt, beschrieben, in seinen wichtigsten Bestandteilen auch durch gute Abbildungen und Besprechungen der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht werde. Namentlich diese letzteren Aufgaben, welche häufig die Kräfte eines einzelnen übersteigen und zu ihrer Ausführung oft bedeutende Mittel erfordern, fallen großenteils den gelehrten Körperschaften, wie

Digitized by Google

Akademien, wissenschaftlichen Instituten und Vereinen u. s. w. zu; und gerade nach dieser Richtung hin ist in den letzten Jahren sehr viel geschehen. Namentlich das Deutsche archäologische Institut in Rom und Athen, welches im Jahre 1879 sein fünfzigjähriges Bestehen feierte und dessen segensreiche Wirksamkeit während dieses halben Jahrhunderts Adolf Michaelis in einer anziehenden Festschrift (Geschichte des Deutschen archäologischen Instituts 1829—1879, herausgegeben von der Centraldirektion des archäologischen Instituts. Berlin, Asher, 1879) geschildert, hat, seitdem es deutsches Reichsinstitut geworden ist und dadurch reichere Fonds sowie die Schwesteranstalt in Athen erhalten hat, jene wichtige Aufgabe lebhaft gefördert; und die Akademie der Wissenschaften in Berlin hat es dabei auch an ihrem Beistande nicht fehlen lassen.

Von den großen Sammelwerken, an denen seit längerer Zeit gearbeitet wird, ist bisher freilich erst weniges zu Tage getreten und das meiste noch in Vorbereitung. Im Erscheinen begriffen ist das große Werk über Terrakotten, an dessen Spitze R. Kekulé steht. Als Vorläufer erschien der prachtvoll ausgestattete Band der Terrakotten von Tanagra, dessen Text Kekulé selbst verfaßt hat (Griechische Thonfiguren aus Tanagra. Stuttgart, Spemann, 1878); von dem eigentlichen Corpus, welches minder luxuriös ausgestattet ist, aber gute und zuverlässige Abbildungen (meist nach Zeichnungen von L. Otto) in reicher Auswahl darbietet, erschien der erste Band: Die Terrakotten von Pompei, bearbeitet von H. v. Rohden (Stuttgart, Spemann, 1880). Der Leser erinnert sich des Aufsehens, das jene bezaubernden kleinen Figürchen erregten, welche aus den Gräbern von Tanagra so unerwartet ans Tageslicht kamen, in so überreicher Menge, daß fast eine jede, selbst kleinere Sammlung imstande war, sich eines oder mehrere dieser kleinen Meisterwerke zu erwerben. Kekulés Publikation bringt eine Auswahl der schönsten, welche sowohl von der Vorzüglichkeit der Ausführung und der Schönheit der Motive als von der eigentümlichen Anmut der Farbenwirkung eine Vorstellung zu geben geeignet sind; den rechten Begriff aber von der, trotz zahlreicher Wiederholungen derselben Typen doch unerschöpflichen Fülle von Liebreiz und Erfindungsgabe, von dem Gewinn, welchen die Kenntnis des antiken Lebens, die Kostümkunde, die Kunstmythologie u. s. w. aus diesen Funden von Tanagra zu ziehen imstande sind, kann uns jene Auswahl kaum annähernd geben; das dürfen wir vielmehr erst von dem Bande des Corpus erwarten, in welchem die Terrakotten des eigentlichen Griechenlands zusammengestellt sind und bei welchem die tanagräischen Thonfiguren jedenfalls die gebührende Berücksichtigung finden werden.

In Vorbereitung ist, ebenfalls wie das Terrakottenwerk und die im folgenden genannten Unternehmungen in Auftrag und mit Unterstützung des Archäologischen Instituts, eine Fortführung des großen Werkes von Ed. Gerhard über die etruskischen Spiegel. Leider wurde der treffliche A. Klügmann, welcher die Bearbeitung übernommen hatte, mitten im emsigen Sammeln durch den Tod der

Digitized by Google

Wissenschaft entrissen; seine Aufgabe liegt jetzt einem tüchtigen Kenner etruskischen Altertums und etruskischer Kunst ob, Professor Körte in Rostock. Von der Sammlung der etruskischen Sarkophage, die durch ihre meist der griechischen Mythologie entnommenen, obgleich vielfach mit etruskischen Religionsvorstellungen verquickten Reliefs ein hohes Interesse darbieten, ist der erste Band erschienen, bearbeitet von Heinr. Brunn: I rilievi delle urne etrusche (Rom, 1870); das Erscheinen des zweiten Bandes steht, dem Vernehmen nach, nahe bevor. Seit längerer Zeit vorbereitet ist sodann das große Corpus der römischen Sarkophagreliefs. Ursprünglich ein Plan O. Jahns, wurde die außerordentlich umfassende Aufgabe nach Jahns Tode seinem hochbegabten Schüler Fr. Matz anvertraut, welcher in Gemeinschaft mit dem tüchtigen Zeichner des Instituts, E. Eichler, eifrigst mit der Sammlung von Beschreibungen und Zeichnungen der überall verstreuten Sarkophage beschäftigt war. Nachdem auch Matz noch in jugendlichem Alter Beute eines frühen Todes wurde, übernahm für einige Zeit A. Michaelis, dann A. Conze die Leitung des Unternehmens, bis dasselbe endlich neuerdings in die Hände C. Roberts übergegangen ist, von dessen Rührigkeit man wohl eine eifrige Förderung der so wichtigen Aufgabe erwarten darf. Denn die Kunstwerke, um die es sich hierbei handelt, gehören zwar sämmtlich erst einer späten Epoche der Kunst an, der der Kaiserzeit; aber sie enthalten nicht nur einen sehr reichen Schatz von Motiven früherer Kunst, die in die Musterbücher der mit Herstellung der Sarkophage beschäftigten Steinmetzen übergegangen waren, sondern sind auch eine außerordentlich wertvolle Quelle für unsre Kenntnis von griechischer Sage und Poesie, sowie von dem Privatleben, weil man diese Prunksärge mit allerlei mythischen Szenen, meist mit Anlehnung an Tragödien oder Epen, oder mit Szenen des täglichen Lebens u. s. w. schmückte.

Nicht minder bedeutungsvoll ist die ebenfalls seit längeren Jahren in Vorbereitung befindliche Sammlung der griechischen Grabreliefs, welche von der Wiener Akademie in Angriff genommen und A. Conze, dem auch das Verdienst der Anregung gebührt, anvertraut ist. Handelt es sich hier auch nicht um die gleiche Fülle von Vorstellungen wie bei den römischen Sarkophagen, da der Vorstellungskreis der griechischen Grabreliefs sich auf einem engeren Gebiete, meist dem des täglichen Lebens der Familie oder der verstorbenen Persönlichkeit bewegt, so ist dafür die künstlerische Vollendung, die oft unbeschreibliche Anmut der Darstellung um so größer, der Reichtum der Erfindung gegenüber den vielfach schablonenhaft arbeitenden Sarkophagbildnern um so mannigfaltiger.

Alle diese Früchte emsigen Fleißes reifen der Vollendung entgegen; andre, kaum minder wichtige Aufgaben harren noch der Erledigung. Ich meine hier vor allen Dingen die Herstellung eines großen Corpus der statuarischen Reste. Gerade bei diesen Hauptwerken der Stulptur ist die Forschung noch immer auf das überaus unzuverlässige und hinsichtlich des Wertes der Abbildungen durchaus mangelhafte Werk von Clarac angewiesen. Hier gilt es, mit unsern so vorgeschrittenen

Digitized by Google

Reproduktionsmitteln etwas zu leisten, was vereint mit genauen, zuverlässigen Beschreibungen einen festen Boden für die Forschung zu schaffen geeignet ist, auch für solche, welche nicht in der Lage sind, sämmtliche Museen Europas gründlich in längerem Aufenthalte zu studiren. Auch eine gute Publikation der römischen historischen Reliefs wäre sicherlich am Platze. Unter all den Denkmälern, um die es sich hier handelt, besitzen wir (von einigen kleineren Resten abgesehen) streng genommen nur von der Trajanssäule eine würdige, den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechende Publikation: Fröhners Colonne Trajane. Hingegen ist man bei den stilistisch wie inhaltlich so interessanten Reliefs der verschiedenen Triumphbogen Roms und der Provinzen, bei der Antoninsäule u. a. m. durchweg auf die stilistisch verfehlten und sachlich ungenauen Publikationen des siebzehnten Jahrhunderts angewiesen. Das wird manchem kaum glaublich erscheinen. Aber was soll man gar dazu sagen, daß die zwei Hauptwerke antiker Malerei: die Alexanderschlacht und die Aldobraudinische Hochzeit, heutigen Tages noch auf eine wirklich treue, künstlerisch ausgeführte Reproduktion warten?

Endlich wollen wir noch einiger kleineren, aber in ihrer Art wertvollen und auch kunsthistorisch wichtigen Publikationen gedenken. R. Schönes „Griechische Reliefs aus athenischen Sammlungen" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1872) geben zwar nicht die schönen Grabreliefs, aber eine große Menge kleinerer und sachlich interessanter, namentlich von Dekreten, Dedikationen u. s. w., vielfach auch mit Inschriften versehen, in anspruchslosen, aber zuverlässigen Umrißzeichnungen und mit kundigen, auch für die Technik der Reliefskulptur belehrenden Erläuterungen. Ferner nennen wir noch die „Griechischen und Sicilischen Vasenbilder," herausgegeben von O. Benndorf (Berlin, Guttentag), deren erste Lieferung allerdings bereits 1869 erschienen ist, die dritte, bisher letzte, 1877; die vortrefflich ausgeführten Tafeln bieten in Stil und Vorstellungen reiche Abwechslung, und namentlich die schönen Gefäße attischer Herkunft sind wohl geeignet, auch das Interesse des Nichtfachmanns zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wilhelm Raabe.

„Ich halte es immer noch gar nicht für eine Geschichte aus diesem Jahrhundert. — — Doch ja — ja wahrhaftig! Gottlob ja, es ist doch eine aus ihm!"

W. Raabe, Horacker.

unter den zahlreichen fleißigen Erzählern der Gegenwart, die jahraus, jahrein mehrere Bände in die Welt senden und das lesende Publikum in Atem halten, finden sich poetische Talente so gut wie bloße Routiniers. Wenn es für den Dichter und namentlich für den Erzähler keine leichte Aufgabe ist, in sich selbst und zur rechten Zeit zu spüren, daß der Drang der Lebensdarstellung in Gewohnheit und unwillkürliche Anstachlung der schaffenden Kraft übergeht, so ist es auch für den Kritiker schwierig genug, die feine, vielgewundene Grenzlinie scharf zu erkennen, längs deren die rasche, leicht flüssige Produktion in Mache und öde Vielschreiberei umschlägt. Auch mit dem Worte „Vielschreiberei" wird ja Mißbrauch getrieben, wie mit allen gestempelten Kunstworten. Denn noch hat niemand genau ergründet, wie weit der Kreis wirklichen Schaffens gezogen sein kann, und während kein Streit darum ist, daß Alexander Dumas oder Karl Spindler ein mäßiges ursprüngliches Talent durch Vielschreiberei verflacht und verflüchtigt haben, wird man Bedenken tragen, Schriftsteller wie Lope de Vega, Georges Sand oder Charles Dickens Vielschreiber zu nennen, obwohl die Zahl ihrer Werke ins Ungeheure geht und gewisse Wirkungen der Überproduktion, namentlich die Wiederholung der eignen Erfindungen und Gestalten, bei ihnen nicht ausgeblieben sind. Es giebt ganz offenbar echt poetische Naturen, die sich erst in einer gewissen Breite voll zu entfalten vermögen, deren Eigentümlichkeit und künstlerische Aufgabe es bedingt, daß sie ihre Welteindrücke und Lebensanschauungen kaleidoskopisch in rasch wechselnden, verschiedenen und doch wieder entschieden einander ähnlichen Bildern darstellen. Freilich wird in solchem Falle immer ein Überschuß des „Stoffs" über die „Form" (beides im Sinne Schillers und Goethes verstanden) vorhanden sein, aber das ist ein Geschick, dem der moderne Erzähler überhaupt nur in seltenen Fällen zu entrinnen vermag, und geht mehr die künftige als die gegenwärtige Generation an. Wer heute nur oder vorwiegend stoffartig interessirt, fesselt, ja erhebt und rührt, mag immerhin das kommende Geschlecht, das durch keinen Reiz der Form zu ihm hingezogen werden wird, kalt lassen. Die Gegenwart kann darnach höchstens nebenher fragen, sie hat es zunächst mit der unmittelbaren Wirkung zu thun, welche das

Digitized by Google

literarische Produkt oder die Natur, die sich in einer Reihe literarischer Produkte darstellt, hervorbringt.

Wenige bekannte Autoren werden sich rühmen können, daß ihre Wirkung im ganzen liebenswürdiger, anmutender und erquicklicher sei als diejenige, deren der Erzähler Wilhelm Raabe sich rühmen darf. Zwar laufen bei einem so besonders angelegten und so fleißigen Schriftsteller, wie der Verfasser des „Hungerpastor" und „Schüddernmp" ist, allerhand Erfindungen und Gestalten mit unter, an denen allenfalls nur einzelne seiner zahlreichen Leser Wohlgefallen finden können. Aber dafür entschädigt die Mehrzahl seiner Arbeiten durch Gemütstiefe und Phantasiereichtum und vor allem durch ein goldnes Heimatgefühl für die pessimistischen und herben Stimmungen, denen auch dieser Dichter der Gegenwart leider zu Zeiten unterliegt.

Wilhelm Raabes Talent hat seit den ersten fünfziger Jahren, wo er mit der „Chronik der Sperlingsgasse" in die Literatur trat, eine sehr bedeutsame Entwicklung erfahren; gleichwohl sind gewisse Grundelemente des eigentümlichen humoristischen Schriftstellers schon in seinen Erstlingsschriften vorhanden gewesen und bis heute wirksam geblieben. Auch die Neigung zum Pessimismus tritt für den schärferen Beobachter schon in den frühesten, von vielen Seiten als völlig unbefangen und harmlos erachteten Phantasiestücken unzweifelhaft hervor. Aber freilich hat dieser Pessimismus Raabes eine ganz besondre Färbung und äußert sich vor allen Dingen weder gespreizt noch renommistisch (wie bei andern Gliedern der pessimistischen Schule), sondern wächst aus der besondern Anhänglichkeit des Dichters an gewisse einfache, ursprüngliche, von ihm mit leidenschaftlicher Wärme ergriffene Zustände und Lebenserscheinungen hervor. Indem er diese Zustände, die er preist und nicht leugnet, die er mit inniger Liebe als völlig wirkliche darstellt, beständig von dämonischen Gewalten, welche die verschiedenste Gestalt annehmen, bedroht und zu Zeiten wenigstens vernichtet sieht, überkommt ihn zwar nicht ohne weitres die unerschütterliche Überzeugung, daß die Summe der unvermeidlichen Leiden die Genüsse des Lebens weit überwiege, aber die Frage nach dem Verhältnis, in dem die einen zu den andern stehen, kann er sich nicht immer versagen. Und so kommt es darauf an, welche Antwort unser Autor sich und seinen Lesern im einzelnen Falle erteilt. Oft genug fällt dieselbe so aus, daß der Leser, welcher nur den einen Teil, sagen wir die eine Hälfte der Raabeschen Schriften kennen lernte, aus ihnen einen durchaus sonnigen, heitern, mit den Unvollkommenheiten des Lebens wohlthätig versöhnenden Eindruck empfangen müßte, während die übrigen wenigstens dunkeln Bildern gleichen, in die nur ein breites, mächtiges Licht hineinfällt und unwiderstehlich anlockt.

Wilhelm Raabes Begabung ist keine einseitige, eine Anzahl seiner besten Erzählungen dürfen historische im vollen Sinne des Wortes genannt werden, den Hintergrund verschiedner Zeiten weiß er mit Meisterschaft zu schildern. Aber die freieste Entfaltung gewinnt seine Phantasie doch, so oft er in die Gegen-

Digitized by Google

wart oder die unmittelbare Vergangenheit deutschen Lebens hineingreift und schon in der Darstellung der Szenerie seinen Zauber bewährt. Denn in allen deutschen Gegenden, in allen Hügellandschaften und stillen Waldwinkeln ist der Autor zu Hause, seine Menschen läßt er in den einfachen und doch unerschöpflichen Schönheiten von Haide und Holz, Feld und Wiese schwelgen — im Sonnenlicht ziehen die Wolken über die Landschaften hin, in denen sich die Abenteuer begeben. Einsame Güter, Häuser und Mühlen an Flüssen und Weihern sind Lieblingsplätze der Gestalten, welche Raabe vorzuführen liebt. Wie kaum ein zweiter, ist er mit den kleinen deutschen Städten, mit all ihrer wunderlichen Mannichfaltigkeit, in Patrizier- und Bürgerhäusern, stillen Höfen, Erkern und Giebelzimmern mit altem Gerät vertraut. Die Schauplätze, auf denen ruhiges Lebensbehagen und Idyllen aller Art gedeihen, sind ihm ans Herz gewachsen. Seine Virtuosität in der Einzelschilderung von tausend Dingen, die doch nur den einen Zweck haben, Behagen zu wecken, ist erstaunlich. Man nehme in einem der liebenswürdigsten seiner neuen Bücher, im „Horacker," die Szenerie: den Hausgarten des alten Konrektors Eckerbusch in dem mitteldeutschen Neste, wo die Geschichte spielt, die drei Eichen am Waldrande, die Waldblöße, auf der der Konrektor und der Zeichenlehrer ihr Vesperbrot verzehren und ihr Abenteuer erleben, den Garten und die Laube im Pfarrhause zu Gansewinckel, oder im „Wunnigel" das Haus am Schloßberg mit seiner Einrichtung von drei Jahrhunderten her, oder in den „Alten Nestern" den Bauernhof des Helden und die Fischerhütte am Fluß — überall ist in wenigen Zügen volle Anschaulichkeit erreicht und Stimmung erweckt. Und das Gleiche gilt von den Hintergründen auch in den größeren Romanen des Autors, wenigstens in den meisten.

Und in diese Szenerie hinein, die nie Selbstzweck wird, in der also auch kein Überwiegen der Deskription stattfindet, wie es andre Kleinmaler lieben, stellt Raabe Menschen, die aufs innigste mit derselben verwachsen, von dem Heimatsgefühl in aller Stärke erfüllt sind, zumeist durch wunderliche Schicksale ihrem ursprünglichen Boden entrissen werden, aber mit aller Kraft und Zähigkeit deutschen Wesens nach demselben zurückverlangen, ihn sich zurückerobern. Die Mannichfaltigkeit der Menschengestalten, ihrer äußern und geistigen Erscheinungen, ihrer Vorbedingungen und Verbindungen, ihrer Humore und Schicksale ist ganz außerordentlich. Auf den ersten Blick scheinen viele Charaktere Raabes, namentlich die aus dem deutschen Philisterium genommenen, einander ähnlich zu sein. Genauer betrachtet stellt sich jedesmal eine Verschiedenheit im Kern heraus. Der deutsche Individualismus, der am liebsten seinen Gott und seinen König für sich allein nach eigenstem Geschmack haben möchte, tritt uns mit all seiner Wunderlichkeit, mit seinen leicht erkennbaren Mängeln und seinen tieferen Vorzügen entgegen, Raabe ist weder an sich ein Freund der modernsten Uniformirung, noch hegt er den Glauben, daß dieselbe der Poesie ersprießlich sein werde. Mit liebevollem Blick auch für die unscheinbarsten Besonderheiten,

Digitized by Google

mit der Spürkraft des echten Humoristen stellt der Autor die Generation ganz individueller, scharf selbständiger, auf ihre eigne Weise zu einer innern Vorzüglichkeit gediehener Menschen dar, die in allerhand behaglichen Nestern und Winkeln, kleinen alten Städten und großen alten Höfen gediehen ist. Es ist kaum in der Kürze anzudeuten, welch eine Fülle guter Beobachtung und lebendigster Mitempfindung für echte Menschennatur schon in den Raabeschen Erzählungen steckt, und höchstens zu bedauern, daß die Wunderlichkeit und Launenhaftigkeit der Komposition wenigstens vieler Erzählungen hie und da auch die Charakteristik schädigt.

In den Menschendarstellungen Raabes ist es bemerkenswert, daß er verhältnismäßig wenig scharfe, schon von weitem in die Augen fallende Gegensätze hat, obschon man den Unterschied zwischen Gut und Böse, zwischen Liebenswürdig und Abstoßend in seinen kleinen Welten nie vergißt. Es ist sein besondres Talent, durch einen einzigen Zug, durch ein scheinbar leichtes Gewicht, das er in die eine von zwei gleichstehenden Wagschalen wirft, die Charaktere zu scheiden. Meisterhaft gelingt es ihm, die verhängnisvollen Wirkungen darzustellen, welche enge Lebenszustände und kleinliche Lebensaufgaben für Naturen haben können, die von Haus aus der Güte und des Mitleids entbehren, während er doch andrerseits große Triumphe darin feiert, innerlich edle und tüchtige Naturen in den beschränktesten Verhältnissen und kleinlichsten Umgebungen mit höchster Wirkungskraft auszustatten. Aller Idealismus seiner Menschen wurzelt und gipfelt zugleich in einer unversiegbaren Liebesteilnahme am Geschick andrer Menschen. Die Herzenswärme seiner Gestalten erscheint nicht als Annex zu ihrer Heimatliebe oder ihren behaglichen Lebensgewohnheiten, aber sie hängt mit denselben insoweit zusammen, als die Philosophie der meisten darauf hinausläuft, daß die Erde nichts Höheres zu bieten habe, als in schlichter Beschränkung das Glück, ein paar innerlich gleichgestimmte Seelen, ein paar wahrhaft zuverlässige Menschen zu wissen und mit ihnen zu leben, sie vollaus zu genießen bis an die Grenze alles Irdischen! Es ist ein Nachklang von jenem Rousseauschen Ideal: „Zu den Füßen der Geliebten sitzend wird er Hanf brechen, alle Tage, und nichts wollen und wünschen als Hanf zu brechen“ in vielen Raabeschen Situationen und Gestalten. Und insofern stehen sie allerdings zum Wesen des Tages und den Anschauungen der modernen Durchschnittsbildung in einem entschiedenen, man könnte sagen in einem schneidenden Gegensatze. Raabe muß tausende von Lesern haben, die den wahren Kern seiner Dichtungen, die Grundempfindung, welche sich still eindringlich überall geltend macht, ohne reflektirt oder gar lehrhaft aufzutreten, gar nicht spüren oder durch die Capriccios seines Humors über sie hinweggetäuscht werden. Denn von der Hast und Hetz, der Erwerbgier und Mammonanbetung, den Dämonen des Größenwahnsinns, der äußerlichen Eitelkeit, des Strebertums und der Schwindelneigungen ist er schlecht erbaut, sie sind ihm unversöhnliche Gegensätze zu der deutschen Welt, welche er kennt, liebt

Digitized by Google

und in ihren tausend verschwindenden Einzelheiten aufsucht und darstellt. Die schlechte Modernität ist ihm der Gegensatz zu allem echten und lobenswerten Leben, und jedesmal, wo er ihr begegnet, nimmt sein Humor unwillkürlich etwas von der Schärfe und Unbarmherzigkeit der Satire an, und die Typen, mit welchen er sie darstellt, erhalten eine Wendung zur Karikatur. Die poetische Grundstimmung unsres Schriftstellers erträgt jede Art von Philisterium und gutmütiger Beschränktheit, von menschlicher Hilfsbedürftigkeit und von Irrtum, jede Art von Laune und Absonderlichkeit, sie gewinnt gescheiterten Existenzen und verkümmerten Naturen noch etwas Liebenswertes, einen hellen Schimmer und Nachglanz ab, aber sie weigert sich, in der eitlen Selbstbespiegelung, im Erhabenheitsdünkel und der egoistisch-brutalen Lebensanschauung der jüngsten Tage irgendwelche Poesie zu sehen. Der vielgescholtene Pessimismus Raabes läuft wenigstens zu Zeiten darauf hinaus, daß die Kegel für diese Kugeln zu günstig gesetzt sind, daß die nackte Gleichgiltigkeit und die freche Überhebung es heutzutage oft gar so leicht und wohlfeil hat, das Bessere unter die plumpen Füße zu treten.

Es ist schon oben gesagt worden, daß Raabe von dem Rechte des Humoristen, die Komposition seiner Erzählungen leichter und lockerer zu halten, jede festere Ineinanderfügung durch allerhand Gerank und Blätterbekleidung zu verstecken, sehr ausgiebigen Gebrauch macht, und daß er, da es sich ihm wesentlich um Charakteristik in den Proportionen und Zusammenhängen seiner Erzählungen handelt, eben nicht mustergiltig genannt werden kann. Am ehesten erreicht er eine gewisse Geschlossenheit und das Gleichmaß aller Teile in seinen kleineren Kompositionen; wir werden noch auf einige derselben hinzuweisen haben, die auch den strengsten Anforderungen in dieser Beziehung entsprechen. In den größeren Romanen gesellt sich zu der Art, über Wichtiges hinwegzuspringen und das Recht des epischen Retardirens gelegentlich zu brauchen, hie und da eine gewisse Undeutlichkeit, eine Vorliebe für Einzelgestalten, deren frühere schwere Schicksale in einem bedenklichen Dunkel liegen, eine Neigung, mit bloßen Andeutungen und gleichsam mit poetischen Ausrufungszeichen zu wirken. Diese letztern können im Drama zu Zeiten einen vollen Eindruck hervorbringen, in der Erzählung nur dann, wenn sie dramatisch, im Munde der vorgeführten Gestalten, nicht aber, wenn sie in der Zwischensprache des Erzählers vorkommen. Entsprechend der Eigenart der Raabeschen Kompositionen, auf welche wir bei den Einzelwerken näher einzugehen haben, ist auch der Stil des Schriftstellers in gewisser Weise ungleich. Er erhebt sich zu großer Kraft und einer außerordentlichen Anmut, wo Raabe im vollen Fluß der Darstellung ist, und er behält etwas Lebendig-Gewinnendes, so lange der Autor ganz bei seinem Gegenstande weilt. Hat er sich mit Reflexionen und Seitenblicken von demselben entfernt, muß er gleichsam erst wieder einen Anlauf nehmen, so erhält auch sein Stil etwas Abgerissenes, Unfertiges, merkwürdig Schwankendes. Immer aber bleibt es im

Digitized by Google

ganzen der Stil eines Poeten, welcher sein Gesetz von der jeweiligen Aufgabe empfängt. Die reine Durchbildung des objektiven Darstellers ist dem Humoristen versagt, dafür treten andre Eigenschaften und Vorzüge ins Spiel.

Betrachten wir die Schöpfungen Raabes im einzelnen, so möchten wir mit einem vollen Lobe seines graziös lebendigen, durch und durch liebenswürdigen, wenn auch ebenso anspruchslosen Erstlingswerkes „Die Chronik der Sperlingsgasse“ (1857) anheben. Es ist ganz gewiß, daß dies Büchlein im Embryo eine große Zahl der Vorzüge aller späteren Raabeschen Schriften aufweist, daß es um seiner eigentümlichen Verbindung lebhafter genrebildlicher Schilderung und lyrischer Stimmung, um eines jugendlichen Hauches und Tones willen, der hindurchgeht, die Teilnahme voll verdient, die es gefunden hat. Nur dagegen möchten wir Verwahrung einlegen, daß es nun von gewissen Seiten ohne weiteres als Raabes bestes Buch bezeichnet wird. Zu den vielen Marotten der Gegenwart gehört es, in irgend einer Schöpfung oder einem beliebigen Buche die Quintessenz eines Dichters haben zu wollen. Als ob selbst der „Faust“ so ohne weiteres die „Quintessenz“ Goethes wäre! Wo man merkt, daß ein Autor solcher Kurzlebigkeit und Zusammenpressung Widerstand entgegensetzt, erkiest man frischweg ein beliebiges Buch, am liebsten eine erste Schrift desselben, und giebt die Parole aus, daß alles, was wertvoll an diesem Talente sei, sich in dem einen „Wurf“ zusammendränge. Heyse ist L'Arrabiata, Berthold Auerbach „Die Frau Professorin,“ Kinkel ist „Otto der Schütz“ und Gregorovius die „Römischen Figuren“ — wer hat, hundertfältig variirt, den Unsinn moderner Hast und Übersättigung nicht immer wieder vernommen? Im Vergleich mit den angeführten Beispielen kommt der Autor der „Chronik der Sperlingsgasse“ noch nicht einmal so übel weg, ein Keim seiner ganzen späteren Entfaltung steckt in dem einen kleinen Buche; aber wer sich damit begnügt, bringt sich um eine gute Reihe erfrischender Eindrücke, denn es ist Raabe (der sich damals als Jakob Corvinus in die Literatur einführte) nicht eingefallen, sein „Bestes“ mit dem kleinen, an feinen Beobachtungen und reinen Empfindungen reichen Büchlein auszugeben. Die Phantasiefrische, welche sich in der „Chronik der Sperlingsgasse“ kundgab, die Teilnahme des Dichters an Leid und Freude des Lebens waren eben nachhaltiger und ausgiebiger als die Empfänglichkeit jenes Teiles der modernen Lesewelt, welcher unablässig nach Quintessenzen trachtet. Schon die zweite Darbietung Raabes „Halb Mähr halb mehr“ (1859) mit den durch und durch poetischen „Weihnachtsgeistern“ erwies, daß unser Schriftsteller noch andre Töne anzuschlagen und die in dem Erstlingsbuche angeschlagenen noch voller, wirksamer erklingen zu lassen wisse. Von Komposition im größeren Sinne ist auch da noch wenig die Rede, aber eine starke Fähigkeit, gerade den Moment jeder Erfindung hervorzukehren, der dem Autor Stimmungsfülle gestattet und den Leser in die Stimmung unwiderstehlich hineinzieht. Raabe ist in diesem Betracht bald mit Jean Paul verglichen worden (zu dem er übrigens in seinen

Digitized by Google

Mängeln einige Beziehungen hat), bald mit Charles Dickens, dessen Weihnachtsmärchen und Erzählungen als höchste Potenz des Rührenden im Einfachen und Alltäglichen gelten. Und doch, wenn wir diese Erstlingsbücher wiederum durchblättern, wird uns völlig deutlich, daß Raabe kein Nachahmer und Nachempfinder ist. Es sind Fülle des Lebens, Reichtum der Eindrücke auf eine leicht bewegliche und darnach geschäftig fortarbeitende Phantasie, die hinter seinen Erfindungen stehen, nicht literarische Muster. Um das voll zu würdigen, muß man vor allem beachten, wie unser Autor trockene Berichte der Chronik, die vergilbten Blätter alter Überlieferung liest, und wie ihm die einzelnen Lichtstrahlen, die hie und da aus solcher Lektüre hervorblitzen, zu einer kleinen Sonne zusammenschießen. Der echte Erfindungsgeist, der alles Leblose, Vergangene, was er erfährt und schaut, in Leben und Gegenwart zu wandeln sucht, ist nur zu lebendig in ihm und reißt ihn manchmal über die Grenzlinien des Eindrucksfähigen hinaus.

(Schluß folgt.)

Magyaren und Deutsche.

Aus Österreich.

Ältere Leser werden sich noch der rührigen und ausdauernden Agitation erinnern, welche in der Zeit von 1848 bis 1865 in der Presse Deutschlands, Frankreichs, Englands und Amerikas für die Sache der Magyaren entwickelt wurde. Bis dahin hatte die Welt von dem Lande Ungarn nicht viel mehr gewußt als etwa von Hinterindien, und Wahres vielleicht noch weniger, da die Hauptquellen der Kenntnis die Dichtungen von Lenau, Beck u. s. w. waren. Man schätzte das Land wegen seiner Weine, ordnete es aber übrigens in die Rubrik jener „interessanten" Länder, von welchen man sich am liebsten nur erzählen läßt. Um so überraschender war 1848 die Entdeckung, daß Ungarn nicht ausschließlich von Roßhirten und slowakischen Drahtbindern bewohnt sei; und auch diese avancirten rasch zu lauter Freiheitshelden, als der Konflikt mit Österreich ausbrach. Jedermann sympathisirte mit ihnen, der eine, weil sie Revolutionäre waren, der zweite, weil sie ihr altes Verfassungsrecht verteidigten, der dritte aus alter Abneigung gegen Österreich u. s. w. Die Zeitungskorrespondenten sorgten dafür, daß der Leser über den Zusammenhang der Dinge im Unklaren blieb. Der Übergang von der gesetzlichen Opposition zur offnen Empörung, die Abwendung

Digitized by Google

Deaks und seiner Gesinnungsgenossen von der Sache der Revolution, die Diktatur des „Gouverneurs" Kossuth, welcher auf der Scheidemünze unter der ungarischen Krone sein höchsteigenes Bildnis, wenn auch ganz winzig, anbringen ließ, der Widerstand der „reaktionären" Siebenbürger Sachsen — das alles wurde in einen Nebel von Redensarten gehüllt, welchen auch die Katastrophe von Vilagos nicht zerstreute; denn Görgey war ja ein „Verräter," und ohne ihn würden die Honveds die Russen sammt den Österreichern aus dem Lande gejagt, ja der Reaktion auf dem ganzen Erdboden den Garaus gemacht haben. Diese Legende hätte zwar ein Blick auf die Landkarte zerstören können. Allein das Gros der Politiker liebt ja solche Pedanterie nicht. Sollte jede Frage erst studirt werden, ehe man über sie abspricht, so ginge die schönste Zeit verloren, und man würde gar oft das Gegenteil von dem finden, was man finden wollte. Der Wiener Komiker Nestroy hat den tiefsinnigen Ausspruch gethan, mit dem Schuldenzahlen verbrauche man das meiste Geld und mit dem Arbeiten die schönste Zeit; er hätte hinzufügen können: das trockene Studium von Verfassungen, Verträgen, statistischen Tabellen und Karten verdirbt einem das ganze Vergnügen am Politisiren.

Genug, die ritterlichen Magyaren waren eine Zeit lang in der Mode wie dereinst die ritterlichen Polen, und wenn sich unter die verratenen Helden auch mancher mengte, der nur mit dem Munde und von sicherem Platze aus gefochten hatte, die Wahrheit erfordert zu konstatiren, daß die Ungarn im allgemeinen in der Emigration eine geachtete Stellung behaupteten und sich abseits hielten wie die Pappenheimer. Den ernsthaften Leuten unter ihnen lag nichts ferner als jene ihnen angedichtete Rolle der Vorkämpfer für die europäische Republik. Sie dachten nur an ihr Vaterland und kümmerten sich blutwenig um die Schmerzen andrer Völker. Um so fleißiger sorgten freiwillige Magyaren dafür, daß die übrige Welt die Schmerzen Ungarns nicht vergesse. Herr Schlesinger in London, Herr Hirschl-Szarvady in Paris und andre mehr überschwemmten die europäische Presse mit Berichten über die unerhörte Knechtschaft, in welcher das edle Volk der Magyaren schmachte. Daß jeder Mißgriff, jede Ungeschicklichkeit, jede Willkür österreichischer Beamten ausgebeutet und aufgebauscht wurde, versteht sich von selbst — und wer wollte das den Geschlagenen verdenken! Aber daß eben jene Beamten auch Ordnung machten, eine wirkliche Rechtspflege an die Stelle der avitischen Justiz brachten, die große Familienähnlichkeit mit der türkischen hatte, daß man der Räuberromantik energisch zu Leibe ging, daß Graf Leo Thun Pusztenschulen gründete — das waren ebenso viele flagrante Verletzungen der altungarischen Freiheit, und sie mußten dem Abscheu der ganzen liberalen Welt denuncirt werden. Als die unlängst verstorbene Gräfin Nostitz auf ihrer Besitzung im Banat, da es ihr nicht gelingen wollte, die Einheimischen zu einer vernünftigen Kultur ihres so ergiebigen Bodens zu bewegen, eine Anstalt für deutsche Waisenkinder gründete, um ein neues Geschlecht von Land-

Digitized by Google

bauern heranzuziehen, da entblödeten sich jene pseudo-ungarischen Korrespondenten, ein Halloh über „das neue Botany-Bay" zu erheben, und deutsche Zeitungen gaben sich dazu her, durch Verbreitung solcher Schmach die Ausführung eines Unternehmens zu verhindern, welches von humanster Denkart und wichtigen wirtschaftlichen Anschauungen eingegeben worden war.

Jene Zeiten sind vorüber. Die Magyaren haben alles Erreichbare erreicht, die Emigranten sind heimgekehrt, erkennen das am 14. April 1849 für ewige Zeiten abgesetzte Haus Habsburg-Lothringen wieder an, und das letztere legt ihnen nichts in den Weg, den parlamentarischen Musterstaat zu etabliren. Im allgemeinen geht es auch ganz programmmäßig zu, Minister werden ein- und abgesetzt, Parteien wirtschaften ab, und die Staatsschuld wuchert. Nur die schlimmen Deutschen verkümmern den Herren das Leben. In deutschen Blättern ist von Zeit zu Zeit zu lesen, das Deutschtum in Ungarn und Siebenbürgen werde von der herrschenden Nationalität bedrängt. Dergleichen Berichte erscheinen zwar nicht so häufig wie dereinst die magyarischen Schmerzensschreie, die Berichterstatter tragen auch nicht die Farben so dick auf. Aber daß überhaupt jemand wagt, den Leuten da draußen zu erzählen, wie es im heiligen ungarischen Reiche zugeht, das erregt den flammenden Zorn der Parlamentarier und Zeitungsschreiber. Und nun nimmt sich vollends der deutsche Schulverein heraus, seinen Stammesgenossen beizuspringen, der systematischen Magyarisirung der Schwaben und Sachsen entgegenzuarbeiten! Unverzeihliche Einmischung! Denn erstens ist es nicht wahr, daß das Deutschtum verfolgt wird, zweitens ist es eine Ehre und Wohlthat für die Deutschen, wenn man sie mit Gewalt zu Magyaren macht, und drittens geht das überhaupt niemand etwas an.

Wir übertreiben nicht: um kein Haar besser ist die Logik der Reden und Artikel, die, leider manchmal sogar in deutscher Sprache, gegen jene losgelassen werden, welche ihr Volkstum gegen Raub und gegen Eskamotage verteidigen. Selbst Koloman Tisza, der Ministerpräsident, der ja unstreitig einen schärferen und klareren Verstand besitzt als die Mehrzahl seiner Landsleute und, seitdem er am Ruder steht, mit den Velleitäten des Fraktionsführers gebrochen hat, selbst Tisza wagt es in diesem Falle nicht, dem Chauvinismus heimzuleuchten, was er doch sonst vorzüglich versteht. Bisher hielt man ihn deswegen für ebenso verblendet wie die übrigen; aber seitdem der gewöhnlich so schlagfertige und schneidige Redner auf die Beschwerden der sächsischen Abgeordneten nur eine teils erbärmlich lahme, teils rabulistische Antwort hatte, kann man nicht mehr daran zweifeln, daß er sich seiner traurigen Rolle bewußt ist. Oder rechnet er etwa darauf, daß seine „aufklärende" Rede in Deutschland unbeachtet bleiben werde, weil man dort anderes zu thun hat, als die Verhandlungen im ungarischen Reichstage zu verfolgen? Dann dürfte er sich doch verrechnet haben. Die Sitzung am 28. Januar dieses Jahres und die Äußerungen des Ministerpräsidenten in derselben sind zu charakteristisch für das Verhältnis zwischen Magyaren

Digitized by Google

und Deutschen, als daß man nicht dahin wirken sollte, deren Kenntnis in weitere Kreise zu tragen.

Es ist allemal ein parlamentarisches Fest, wenn die Unbotmäßigkeit der deutschen Bewohner Ungarns auf der Tagesordnung steht, denn da ergiebt sich innigste Übereinstimmung zwischen der Regierung und den Äußerstlinkischen. So auch diesmal, und Herr von Tisza versäumte nicht, sich auf das Zeugnis derselben ausgezeichneten Politiker zu berufen, welche am Tage vorher die Demolirung des Denkmals für den heldenmütigen Verteidiger Ofens, General Hentzi, gefordert hatten, und in deren Augen die schwarzgelbe Fahne auf der Königsburg eine Bedrohung der ungarischen Freiheit ist. Diese magyarischen Fortschrittsmänner sind aber wenigstens aufrichtig. Als der Siebenbürger Sachse Gull erklärte, das Gesetz zum Schutze der Nationalitäten im Lande existire nur auf dem Papier, riefen sie ihm zu, das sei ganz in der Ordnung. Tisza aber

hat dasselbe g'sagt,
er hat nur anders gered't.'

Keine Verfolgung der Deutschen, beileibe nicht, nur „Achtung vor dem ungarischen Staatsgedanken" fordert er, darum sollen die Sachsen diejenigen ausstoßen, welche die ungarische Staatsidee angreifen. Die Sachsen in Siebenbürgen genössen viel mehr nationale Freiheiten als die Franzosen im Elsaß. Die Regierung habe keine deutsche Volksschule sperren lassen; wenn die Zahl der letztern sich vermindere, so sei das ein Zeichen der Entwicklung des nationalen Lebens. Auf die Klage des Deutschen Schulvereins, daß es in Ungarn keine deutsche Universität mehr gebe, antwortete der Minister, es sei nicht die Aufgabe der ungarischen Nation, für die mächtige und reiche deutsche Nation auf eigne Kosten eine Universität zu errichten. Ungarn gehöre den Ungarn. Desider Szilagyi sekundirte dem Minister würdig mit der beliebten Verdächtigung, die Sachsen ersehnten die Vereinigung mit der großen deutschen Nation.

In Wahrheit, schlechter kann man eine schlechte Sache nicht vertreten! Die Insinuation des Herrn Szilagyi ist so außerordentlich abgeschmackt, daß man ihr gegenüber gar nicht auf die tausendfach bewährte und anerkannte Treue des sächsischen Volksstammes, sondern nur auf den kleinen Umstand hinzuweisen braucht, daß das von diesem in Gemeinschaft mit Szeklern und Walachen bewohnte Land hundert geographische Meilen von dem nächsten Orte des Deutschen Reiches entfernt ist. Wenn aber das Bemühen, in geistigem Zusammenhange mit dem Mutterlande zu bleiben, gegenwärtig lebhafter hervortreten sollte als früher, so branchten die Herren nicht erst nach dem Grunde zu fragen. Wer nur sehen will, dem liegt er klar vor Augen. Den so glücklich gewählten Vergleich mit dem Elsaß zu kritisiren, wäre vollends überflüssig. Wir glauben, der vorsichtige Tisza wird ihn längst bereut haben. Auch auf das Fechterkunststück, sich darauf zu berufen, daß die Regierung keine deutschen Schulen geschlossen habe, hat er nicht Ursache, stolz zu sein. Nein, direkt hat sie das nicht gethan,

Digitized by Google

aber was der Minister die Entwicklung des nationalen Lebens nennt, werden wir gleich an einem Beispiele sehen. Dagegen wird man seiner Auffassung der Universitätsfrage eine gewisse Kühnheit nicht absprechen können. Also der ungarische, von der magyarischen Minorität regierte Staat hat keine Verpflichtung, eine Hochschule für die Millionen Deutschen im Lande zu unterhalten, das wäre Sache der mächtigen und reichen deutschen Nation? Verweist er damit die Deutschen Ungarns nicht ganz ausdrücklich auf die Hilfe des Mutterlandes? Weshalb werden dann die Herren so böse darüber, daß man in Deutschland Gelder aufbringt, um den Sachsen, wenn auch nicht zu einer Universität, doch zu den erforderlichen Schulen zu verhelfen?

Wir wollen der emphatischen Versicherung, in Ungarn existire keine Partei, welche sich die Unterdrückung des Deutschtums zur Aufgabe mache, nicht die leidige Pester Theateraffäre, nicht die Aufhebung deutscher Schulen zu hunderten (nicht durch die Regierung, bewahre! nur durch Gemeinden und andre autonome Behörden!) entgegenhalten, sondern nur den neuesten, im Schoße der Regierung ausgearbeiteten Gesetzentwurf über das Gymnasial- und Realschulwesen. Ein solcher lag bereits im Jahre 1880 dem ungarischen Reichstage vor, dessen Ausschuß ihn noch nicht scharf genug fand; die Verhandlung wurde jedoch vertagt, wie es hieß, auf ausdrückliches Verlangen der Krone, welche die flagrante Verletzung der Rechte der Siebenbürger Sachsen nicht dulden wollte. Unterm 9. Oktober vorigen Jahres aber ist der alte Entwurf unter etwas andrer Gestalt wieder zum Vorschein gekommen. Er zielt darauf ab, alle unter spezieller Leitung und Aufsicht des Staates stehenden Gymnasien und Realschulen über einen Kamm zu scheren, gleichviel ob sie Staatsanstalten sind, oder vom Studienfonds, von Ordenskongregationen, von Kommunen oder aus Stiftungen erhalten werden. Nun ist aber den „vier recipirten Kirchen“ Siebenbürgens seit Jahrhunderten aber- und abermals Selbständigkeit und Unabhängigkeit in Kirchen- und Schulsachen gewährleistet, zuletzt noch in dem Gesetz über die definitive Vereinigung des Großfürstentums mit Ungarn und in dem Krönungseide Franz Josephs I. (mit Ausdehnung derselben Rechte und Freiheiten auf die griechisch-katholische, die armenisch-katholische und die griechisch-orientalische Kirche). Diese Privilegien ignorirend will das neue Gesetz, auf einen für Siebenbürgen unverbindlichen Gesetzartikel von 1791 gestützt, der Regierung das Recht der Verfügung in allen inneren Schulangelegenheiten vindiciren. Zugleich zeigen die einzelnen Bestimmungen, wie viel Grund die Deutschen haben, sich fest auf ihren Rechtsboden zu stellen. Verließen sie denselben einen Augenblick lang, so wäre der Vernichtung ihrer Nationalität kein Einhalt mehr zu gebieten. Während nämlich das sogenannte Nationalitätengesetz von 1868 denjenigen, welche eine Schule erhalten, das Recht einräumt, die Unterrichtssprache zu bestimmen, und der Regierung zur Pflicht macht, dafür zu sorgen, daß auch die Zöglinge von Staatslehranstalten bis zur Universität den Unter-

Digitized by Google

richt in ihrer Muttersprache genießen können, hat, unter eingestandener Begünstigung der Regierung, die „Entwicklung des nationalen Lebens“ die Deutschen in Ungarn der größten Mehrzahl ihrer (1872 noch die Ziffer 1810 erreichenden) Volksschulen beraubt, und die Durchführung des neuen Mittelschulgesetzes würde auch sämmtliche deutschen Gymnasien und Realschulen in magyarische umwandeln. Natürlich ist das nirgends ausgesprochen. Wohl aber, daß in Zukunft alle Maturitätszeugnisse in magyarischer Sprache auszufertigen seien, neben der noch eine Übersetzung ins — Lateinische zulässig wäre, daß in allen Mittelschulen, welche der Staat neu errichtet, das Magyarische die Unterrichtssprache sein solle, daß die Lehramtsaspiranten ihre Prüfungen in magyarischer Sprache abzulegen haben, und daß der Lehrplan und die Stundeneinteilung für magyarische Sprache und Literatur dem Minister zur Genehmigung vorzulegen seien; endlich wird für jedem Kandidaten magyarische Sprache und Literatur als Prüfungsgegenstand in einem Umfange vorgeschrieben, welcher nur zu erreichen wäre bei magyarischer Unterrichtssprache.

Wie wir sehen, suchen die Gesetzgeber sicher zu gehen. Fast jede einzelne von diesen Bestimmungen würde für ihren Zweck schon hinreichen, aber es soll jede Möglichkeit, der Magyarisirung auszuweichen, genommen werden. Auch der Besuch deutscher Hochschulen wäre den Sachsen fortan verwehrt. Früher gingen sie gern nach Jena, Halle, oder doch nach Wien, und auf diese Weise blieben die evangelischen Geistlichen, die Gymnasiallehrer u. s. w. in Kontakt mit der deutschen Wissenschaft, ohne daß sie dadurch schlechte Staatsbürger und ungetreue Beamte geworden wären. Aber wenn sie die künftig zu fordernde Kenntnis des Magyarischen erwerben und sich in der Übung erhalten wollen, werden sie auf die Universität Klausenburg angewiesen sein, wo die Wissenschaft aus dem Deutschen in ein Magyarisch übersetzt wird, welches für solche Zwecke zum Teil erst erfunden werden muß.

So steht es in Wahrheit um die höchst billige Forderung des Ministers Tisza: „Achtung vor dem ungarischen Staatsgedanken!“

Sind die Magyaren vom Größenwahn verblendet? Oder wird ihnen umgekehrt bei ihrer Gottähnlichkeit bange, und suchen sie durch Schreien die eigne Furcht zu verscheuchen? Ihr Prestige ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gesunken. Einstmals galten sie für staatsmännische Genies, weil sie natürliche und von lange her geschulte Beredtsamkeit besitzen, und als der Zentralismus herrschte, konnten sie sagen: Ließe man uns gewähren, wir würden der Welt zeigen, wie ein freier Staat regiert werden muß. Nun läßt man sie bald seit anderthalb Dezennien unumschränkt gewähren, und sie haben die Welt wirklich überzeugt, daß auch sie, gelind gesagt, mit Wasser kochen. Man hat ihnen Macht gegeben über eine Bevölkerung von Slaven, Deutschen und Walachen, welche ihnen in erdrückender Majorität gegenübersteht, und es ist ihnen gelungen, alle zu verbittern. Glauben sie wirklich durch Gewaltthätigkeit und durch künstliche Statistik

Digitized by Google

ihre Stellung zu befestigen? Und wenn sie jeden Juden, der vor 1860 Deutsch oder Schwarz hieß, und sich seitdem Nemeth oder Fekete nennt, als Kernmagyaren verzeichnen, bleiben sie doch immer die Minorität. Wie beliebt sie in Kroatien sind, hat sich erst unlängst gezeigt. Die jüngsten Ereignisse in Bosnien und der Herzegowina üben unerbittliche Kritik an der ungarischen Regierungskunst. Mögen dort fremde Intriguen noch so hoch anzuschlagen sein, dieselben würden nicht den ergiebigen Boden gefunden haben, wenn die Rajah nicht Ursache hätte zu behaupten, das türkische Regiment sei wohlfeiler gewesen (was sich nicht auf die Steuern bezieht), und überdies solle die griechische durch die römisch-katholische Religion verdrängt werden.

Wenn die Magyaren nur halbwegs noch einer nüchternen Betrachtung der Verhältnisse fähig sind, so müssen sie sich sagen, daß ihnen vielleicht sehr ernste Zeiten bevorstehen, und daß ihnen alles, absolut alles daran gelegen sein muß, mit den Deutschen in Ungarn, in Österreich und im Deutschen Reiche gutes Einvernehmen zu erhalten. Auf wen sonst wollen sie in Tagen der Gefahr zählen? Aber sie verraten eine förmliche Leidenschaft, es mit aller Welt zu verderben. Geberdeten sie sich doch erst in den letzten Monaten, als wollten sie direkt nach Bukarest marschiren. Und nicht einmal jenen kleinen Nachbarn imponirt der ungarische große Mund. Was aber die Verhältnisse im Innern betrifft, so sollten die Magyaren sich an den Polen in Galizien ein Beispiel nehmen. Die springen dort ebenso mit den Ruthenen um, und müssen eingestehen, daß trotzdem das rutheuische Element in stetigem Wachsen sei. Wer mundtot gemacht wird, ist darum noch nicht tot. Und wie die Magyaren die Sachsen, so beschuldigen die Polen die Ruthenen des Liebäugelns mit den Stammverwandten jenseits der Grenze. Da wäre, die Wahrheit der Anschuldigung vorausgesetzt, die Gefahr allerdings aus verschiedenen Gründen etwas größer. Aber wenn die Ruthenen jetzt wirklich zu Rußland neigen sollten — wer trüge die Schuld? Es gab keinen bessern Österreicher als den ostgalizischen Bauern, so lange er im Staate seinen Beschützer gegen den polnischen Herrn erkannte!

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Mit diesen Worten hatte Flörchen Ephraim sachte an der Hand gezogen, und ehe er wußte, wie es geschah, hielt er ihre Gestalt umschlungen und preßte seine Lippen auf den roten Mund des philosophischen Mädchens, welches, wie es Ephraim vorkam, aus dem Grunde eines gesunden Busens alle Weisheit der Weisen schöpfte.

Wenn jemand den guten Ephraim zu einer hübschen hellen Morgenstunde in ein metaphysisches Gespräch gezogen und ihn gefragt hätte, was er wohl für das größte Unglück hielte, so würde er gewiß den Verlust der klaren Überlegung und das Versinken der Vernunft in den Wogen der Lust für ein solches erklärt haben. Aber jetzt, wo ihm unter Flörchens Küssen und in ihren weichen Armen dies in der That begegnete, hatte er durchaus nicht die Empfindung, es widerfahre ihm ein großes Unglück. Es ging ihm in Wirklichkeit so, daß gleichsam alle Bande seines Individuums sich lösten, so wie im Angesicht des Magnetberges die eisernen Nägel und Klammern davonflogen, welche Sindbad des Seefahrers Schiff zusammenhielten. Und so wie aus den weichenden und auseinanderfallenden Planken des Schiffes die Bemannung in die Fluten der unergründlichen See glitt, so versank auch Ephraims Seele in Liebe, während alle Verstandesnägel und logischen Klammern davonflogen.

In zärtlichstem Gespräch, das oft durch eine Flut von Küssen unterbrochen ward, ohne dadurch an Zusammenhang irgend etwas zu verlieren, saßen sie enge aneinandergerückt und innig umschlungen in der dunkeln Rosennische unter dem alten braunen, heimlichen Dache. Ihre goldigen Locken überfluteten seine Stirn und sein kurzes schwarzes Haar, seine Lippen brannten auf ihren Wangen, ihren Augen, ihrem Halse und auf ihren Händen, die in tändelndem Spiele die seinigen zu fesseln suchten.

Inzwischen gingen aber die Ereignisse im Hause ihren Gang weiter und litten es nicht, daß die beiden auf ewig ungeteilt dort oben sitzen blieben. So

Digitized by Google

interessant auch der Fuchs war und so lange Zeit es in Anspruch nahm, eine genaue Besichtigung der Hintergebäude mit dem Pferde-, Kuh- und Hundestall zu halten und zur Probe des neuen Gewehrs nach der Scheibe zu schießen, endlich kam doch die Zeit des Abendessens heran, und die Frau Försterin beschloß ihre geschäftige Thätigkeit in Küche und Keller damit, daß sie vor dem Hause, wo die letzten Strahlen der Sonne den Platz erhellten, die Abendtafel decken ließ.

Mit heller Stimme rief sie ihre Gesellschaft zusammen, und ihr Ruf scheuchte das Liebespaar aus seiner glücklichen Einsamkeit auf der nun schon dunkelwerdenden Galerie empor. Kein Forscherauge und keine indiskrete Frage behelligte die schüchtern herabsteigenden an diesem glücklichen Erdenfleck. Die Frau Försterin war viel zu sehr von den Sorgen der Wirtschaft in Anspruch genommen, um sich darüber zu grämen, daß etwa hinter ihrem Rücken zwei junge Leute sich küßten, der Förster hatte zu viel mit seinen Jagdburschen, Pferden und Hunden, sowie mit der Unterhaltung seiner vernünftigen Gäste zu thun, die junge Welt aber freute sich ihres Lebens ohne den Genossen die Freude zu verderben, denn gemerkt haben mußten sie wohl Flörchens Zurückbleiben und Ephraims Verschwinden.

Der weiß gedeckte Tisch vor dem Hause trug herrliches braunes Landbrod, frische gelbe Waldbutter, dampfende Eierkuchen, rosigen Schinken mit weißem Saum auf Petersilie gebettet, kalten Rehrücken, eingemachte Früchte und frisches Obst, dazu den in großen Gläsern hell schimmernden Wein aus des Försters eigenem Weinberg, der bei den Kennern der Gegend in gutem Rufe stand als herzerwärmend, belebend für das Gehirn und von erfreulicher Wirkung auch für den kommenden Tag.

Es war noch hell genug, um deutlich sehen zu können, wie gut all die Dinge aussahen, die so gut schmeckten, und doch verlieh der abendliche Schatten dem Mahle schon jenen traulichen Reiz, den der strahlende Mittag nicht leidet. Ephraim saß Flörchen gegenüber und fühlte sich ganz selig. Jede ihrer Bewegungen, jeder ihrer Blicke war für ihn bestimmt. Sie lächelte zu ihm herüber, wenn sie ihr Glas erhob, und er wußte, sie trinke auf sein Wohl. Der Abendwind trieb ein paar Härchen auf ihrer Stirn zerstreut umher, und er fühlte in seinen Fingerspitzen das Vergnügen, mit diesen Löckchen zu spielen.

Zuerst war er ganz still und noch wie verloren in der Erinnerung an das genossene Glück, aber bald hoben der Zauber der Umgebung und das siegreiche Selbstbewußtsein seine Geister zu lebhafter Unterhaltung empor, der gute Einsiedelberger im Glase belebte seine Zunge, und er ward wieder, wie an dem Abend auf dem Speierer Hof, der munterste Gesellschafter. Weder der witzige Student noch der schlaubedächtige Gmelin konnten ihm die Stange halten in scherzhaften Erzählungen und kühnen Wendungen, so daß man sich von neuem wunderte über den geistreichen Menschen, der vor ein paar Stunden wie ein rechter Tropf beim

Digitized by Google

Wein gesessen hatte, ohne mehr zu thun als die Lippen nur zu netzen, simpel in seiner Rede.

Und dann ward es Zeit aufzubrechen.

Die beiden Fräulein Gmelin wählten verständnisinnig zu ihren Rittern Herrn Gmelin und den Studenten; so machte es sich von selbst, daß Ephraim für Flörchen sorgte. Man ging in das Zimmer, um Tücher und Schirme zu holen, und Ephraim zeigte sich höchst gewandt. Er fand Flörchens leichtes Tuch im Dunkeln, und als er es um ihre Schultern schlang, that er es so sorgsam, daß Flörchen Zeit und Gelegenheit fand, den schlanken Hals zu drehen und ihm über die Schulter ihre Lippen zu bieten.

Man dankte herzlich für die freundliche Bewirtung und schüttelte dem Herrn Förster und der Frau Försterin kräftig die Hand. Man sang schon leise im Fortgehen, die Hunde bellten dazu, und die laue Waldluft strich lockend um das alte braune gastliche Haus, als die drei Paare Arm in Arm die Schwelle überschritten.

Flott und frisch ging der Marsch thalwärts nach Heidelberg, und es war bewunderungswürdig, daß Ephraim und Flörchen auf dem oft völlig dunkeln Wege über keine der Baumwurzeln stolperten und keinen Abhang hinabfielen.

Freilich stützten sie einander, eng an einander gelehnt, und Eros schützte sie.

Siebentes Kapitel.

Im Schoße der glücklichen Familie.

Sage mir, mit wem zu sprechen
Dir genehm, gemütlich ist:
Ohne mir den Kopf zu brechen,
Weiß ich deutlich, wie du bist.

Die Gemahlin des Reichstagsabgeordneten und Präsidenten Irrwisch hockte in einem alten lilaseidenen Kleide, welches sie als Morgenrock abzutragen beabsichtigte, auf einem alten, abgeschabten ziegelroten Sopha und rechnete in einem großen Wirtschaftsbuch, welches vor ihr auf dem Kaffeetische lag. Die gelben Bänder einer alten Staatshaube fielen von ihrem unfrisirten Haupte auf die mit Zahlen bedeckten Blätter herab.

Ihr gegenüber saß ein schönes, schlankes junges Mädchen, dessen aufrechte Haltung und sorgfältiger Anzug zu dem nachlässigen Wesen der Mutter in auffallendem Gegensatze stand. Sie hatte einen feinen Kopf von zarten Gesichtsfarben, mit großen schwarzen Augen, schön geschwungenen Augenbrauen, reizendem Munde und mit schön geflochtenem und emporgethürmtem schwarzen Haar. Ihre Bewegungen waren ruhig und graziös, ihr ganzes Wesen machte den Eindruck einer klugen, gut erzogenen jungen Dame.

Digitized by Google

Aber nicht nur zwischen Mutter und Tochter war ein Kontrast, sondern eine Art von Disharmonie schwebte auch über dem Gemache, eine Disharmonie der Farben und Formen. Das Zimmer war groß und hoch, auch schön dekorirt. Es hatte Parketfußboden, Stuckdecke und grüne Sammettapeten. Dagegen war es mit den verschiedenartigsten Möbeln ausgestattet, und diese Möbel waren alt, schäbig und zum Teil schadhaft, so daß es aussah, als wären sie aus einer Trödelbude ohne Wahl hierher versetzt, während sie doch von Frau Irrwisch aus ihrer früheren Einrichtung aufbewahrt und hartnäckig gegen die Angriffe des auf Stil bedachten Baumeisters verteidigt worden waren. Die Stühle waren zum Teil mit blauem Tuch, zum Teil mit rotem Sammet überzogen, die einen von Mahagoni-, die andern von Nußbaumholz. Eine schwarze Kommode mit weißen Säulen und Schlüssellöchern stand unter einem Spiegel mit goldenem Rahmen, zwischen einem gelbseidenen schmutzigen Lehnstuhl und einem mit Epheu bewachsenen, aus Eichenholz geschnittenen Blumentisch, der ein Aquarium ohne Fische und mit trübem Wasser trug. Die gestickten Vorhänge waren zerrissen und schmutzig, der Teppich unter dem Tische fleckig und verblaßt, und alle diese Unordnung und Unsauberkeit trat um so beleidigender hervor und sah um so erbärmlicher aus, als das Zimmer selbst durch Spiegelscheiben ein glänzendes Licht empfing.

Aber Frau Irrwisch weilte in diesem Gemach am liebsten, viel lieber als in den übrigen eleganten und stilvoll möblirten Räumen des großen schönen Hauses, welches ihr Mann gegen ihren Wunsch gekauft hatte. Sie fühlte sich wunderlicher Weise inmitten dieser zusammengestoppelten alten und unsaubern Einrichtung wohl, wie sie sich auch nur in solchen Anzügen wohlfühlte, die weder durch Eleganz noch durch Neuheit geeignet waren, sie über die Werkeltagsstimmung emporzuheben. So stark war bei ihr die Macht ärmlicher Jugendgewohnheit und eines Naturells, welches solcher Gewohnheit entgegenkam. Glanz und Licht und Harmonie waren ihr so angenehm und erfreulich, wie sie etwa einer Fledermaus sein mögen.

Frau Rahel hatte eine instinktive Abneigung gegen allen Schein und Flitter und eine Liebe für das Kleine und Geringe, dazu ein ebenso instinktartiges Gefühl des Unbeständigen eines durch Spekulation erworbenen Reichtums. Es war aber einer der Widersprüche ihres Charakters, der aus seinem natürlichen Geleise durch die Macht der äußern Verhältnisse herausgezogen ward, daß sie bei aller ihrer Anspruchslosigkeit die höchste Achtung vor dem Reichtum hegte. Zu gleicher Zeit führten ihr scharfer Verstand und ihre große Gutmütigkeit sie dahin, sich für geistige Interessen mehr zu erwärmen als für gesellschaftlichen Glanz und dem armen Volke zugethan zu sein, während sie dabei ängstlich das häusliche Budget überwachte und ihre Kinder für hohe Lebensstellungen zu erziehen bestrebt war. Sie studirte Rodbertus, Malthus und Adam Smith, die sie durch ihren gelehrten Bruder kennen gelernt hatte, und achtete weder auf

Digitized by Google

die Flecken im Teppich, noch auf die Löcher im Vorhang, noch auf ihre eigne Toilette, die stets ein Muster von Ungeschmack war. Wenn ihr Gatte, wie er wohl einige Male gethan, sich erbot, die alten Möbel fortschaffen zu lassen und eine elegante Einrichtung zu bestellen, so behauptete Frau Rahel Irrwisch, daß er ein kurzsichtiger Verschwender sei, der sein Geld in kostbare und überflüssige Dinge stecke, anstatt es für künftige Zeiten zu sparen, und niemals anerkenne, welcher Segen für ihn eine Frau sei, welche zu sparen wisse, welche nicht gleich so vielen andern Frauen in Sammt, Gold, Spitzen und Diamanten, sowie in phantastischer Ausstattung ihrer Zimmer ein Vermögen vergeude, sondern bescheiden und einfach sich mit einer Garderobe und Einrichtung begnüge, die kaum der einfachsten Handwerkerfrau anständig erscheine.

Gegenwärtig war Frau Rahel damit beschäftigt, nach dem Ausweise ihres Wirtschaftsbuches die Bestände ihrer Speisekammer zu kontroliren und nebenbei scharfe Blicke auf ihrer Tochter Anzug zu werfen.

Weshalb trägst du dein gutes schottisches Morgenkleid im Hause, Sylvia? fragte sie.

Fräulein Sylvia heftete einen gleichgiltigen Blick ihrer klugen schwarzen Augen auf ihrer Mutter Gesicht, fuhr fort an ihrer Stickerei zu arbeiten und sagte mit spitzem Ton: Meinst du, ich sollte es auf der Gasse tragen? Oder auf dem Subskriptionsball?

Die Mutter seufzte und schwieg eine Weile, fing dann aber, nachdem sie berechnet hatte, wie viel Geld sie im Laufe des Monats für Eier ausgegeben, eine neue Klage an.

Es geht nicht mehr so im Hause, sagte sie, die Verschwendung ist zu groß. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß nur noch eine Mandel Eier da sind. Wer ißt sie nur? Sollten die Domestiken Nachschlüssel zur Speisekammer haben?

Ziemlich lange hörte Sylvia dieser noch weiter ausgesponnenen und von Seufzern unterbrochenen Rede zu, ohne ihrerseits ein Wort hinzuzuthun. Dann aber sagte sie in ruhigem Tone: Ich begreife nicht, Mutter, wie du so sein kannst. Du weißt recht gut, daß bei einem Haushalt wie dem unsrigen sich die Ausgaben nach Tausenden bemessen und notwendig bemessen müssen, und daß es dabei auf ein paar hundert Thaler, die erspart oder mehr ausgegeben werden, gar nicht ankommt. Und dabei wirst du nicht müde, immer wieder über zehn Pfennige zu jammern und zu stöhnen. Wir haben fünf Domestiken, und das ist auch für dies Haus nicht zu viel, eher zu wenig. Wie kannst du nur auf die Idee kommen, dabei die Eier zu zählen? Was ist die Folge von dieser Sparsamkeit am unrechten Fleck? Unsre Domestiken laufen alle Quartale davon, und die neuen sind immer schlechter als die alten. Du sparst am Essen und Trinken, und die Folge davon ist, daß Papa kaum einmal in der Woche zu Hause ißt. Du sparst fünf Groschen, und Papa dinirt während der Zeit auswärts für fünf Thaler.

Digitized by Google

Frau Rahel ward durch solche Bemerkungen ihrer Tochter sehr betrübt. Sie fühlte deren Unkindlichkeit tief, hatte aber nicht die Energie, ihr in der rechten Weise entgegenzutreten. Sie hegte eine gewisse Verehrung ihrer eignen Kinder, weil diese viel gebildeter seien als sie selbst, und hatte besonders vor Sylvias Eleganz und sicherer Haltung eine gewisse Scheu. Nur zu Zeiten brach wohl ihr Ärger durch, und so auch jetzt.

He he! sagte sie, du willst ja hoch hinaus, mein Püppchen. Das wird dir schon gezeigt werden, wenn du erst deinen lieben Eduard bekommen hast und Frau Architektin Frank bist, was ich dem armen hübschen Jungen freilich gern noch recht lange ersparen möchte.

Sylvia zuckte die Achseln.

Frau Rahel war übrigens heute in guter Laune, denn es war der Tag, an welchem ihre Schneiderin kam. Solcher Tage gab es in jeder Woche einen.

Frau Rahel pflegte schon am Abend vorher, noch mehr aber an dem Morgen selbst, wenn die Schneiderin erwartet wurde, sehr zu klagen, was für eine arme und vielgeplagte Frau sie sei, daß sie es notwendig habe, die wenigen Kleider, die sie trage, selbst zu machen und nur mit Hilfe einer ungeschickten Person, der sie alles erst zeigen müsse und die doch nichts recht mache. Sie müsse alles wieder auftrennen und noch einmal nähen, wenn die Person fort sei, und das sei schlimmer als wenn sie selbst gleich alles gemacht hätte. Andre Frauen hätten es besser. Sie glaube nicht, daß irgend eine andre Dame in ihrem Alter und von ihrer Stellung so bescheiden sei. Von ihren Bekannten wenigstens wisse sie niemanden. Andre Damen pflegten sich, wenn sie ein neues Kleid brauchten, an ein Konfektionsgeschäft zu wenden und es sich zu bestellen. Die hätten es freilich bequem.

Schon seit langen Jahren hatte Herr Irrwisch es aufgegeben, auf diese Vorwürfe, welche sich an seine Adresse richteten, etwas zu antworten. Höchstens nickte er mit dem Kopfe. Denn er wußte seit langen Jahren, daß er nichts, gar nichts vorbringen konnte, was nicht seine Lage verschlimmert hätte.

Zu Anfang hatte er in seiner Unschuld wohl erwiedert, seine Frau möge doch auch in ein Konfektionsgeschäft gehen. Er wolle gern alle Unkosten tragen.

Aber das war ein ganz thörichtes Anerbieten, denn niemals hätte sich Rahel entschlossen, auch so leichtsinnig und verschwenderisch zu wirtschaften wie ihr Mann.

Später hatte er wohl geantwortet, sie möchte eine geschickte Schneiderin engagiren, deren Arbeit sie nicht wieder aufzutrennen habe.

Aber dieser Vorschlag war auch nicht das Richtige und war ein Schlag ins Wasser gleich dem andern.

In Wahrheit nämlich waren die Zusammenkünfte mit der Schneiderin ein Bedürfnis und ein Genuß für Frau Rahel, und ihre Klagen darüber waren nur eine Verfeinerung ihres Vergnügens.

Die Schneiderin war die einzige Seele auf Gottes Erdboden, zu der sich

Digitized by Google

Frau Rahels Seele in aufrichtiger Sympathie hingezogen fühlte. Sie war eine Freundin seit vierzig Jahren, ein kleines kümmerliches, niedriges, bescheidenes, beschränktes Wesen, dem gegenüber Frau Rahel sich groß, schön und vornehm vorkam, und deshalb war sie unentbehrlich. So lebte sie denn auch fast ganz von den Geschenken, welche Frau Rahel ihr in Geld oder Naturalien zukommen ließ und bei denen sie ihren Geiz völlig bei Seite setzte. Frau Rahel fand kein Wesen sonst unter allen menschlichen Gebilden, welches, ihr gegenüberstehend, ihr Selbstgefühl zu erhöhen imstande gewesen wäre, deshalb war das kleine häßliche Geschöpf köstlich für ihre Augen. Auch stammte diese Freundschaft noch aus einer Zeit, welche Frau Rahel im Dufte der Erinnerung erschien, aus jener Zeit nämlich, wo sie noch ledig und ihrem Vater im Aufstutzen alter Kleidungsstücke für sein Trödelgeschäft behilflich gewesen war. Damals hatte sie mit der Nachbarin Scheindl Veitel intimen Umgang gehabt, und das Gedenken an die alten Geschichten der damaligen Zeit bildete den Kitt für ein Bündnis, welches der einzige Lichtpunkt in der jetzigen Epoche unbehaglicher Vornehmheit war.

Frau Rahel hatte jetzt sehr feinen Umgang. Abgeordnete, Beamte, Künstler, Gelehrte und Offiziere besuchten die Gesellschaften, welche der Millionär gab. Aber in alledem, was sie mit diesen Leuten und deren Frauen und Töchtern sprechen konnte, war wenig Erquickung für die arme Seele. Das einzige Scheindl Veitel allein barg in sich mehr geselligen Reiz als diese ganze Gesellschaft, welche nach Frau Rahels Meinung von Nationalökonomie nichts verstand, für die armen Klassen nur Phrasen hatte und überhaupt geziert und affektirt war.

Der erwartete Besuch von Scheindl Veitel, mit welcher sie in dem unharmonisch ausgestatteten Zimmer einen traulichen Tag beim Nähen eines dunkelblauen seidenen Staatskleides mit rotem Besatz zubringen wollte, belebte Frau Rahel heute Morgen zu einer mehr als gewöhnlich eindringlichen Ermahnung Sylvias hinsichtlich der Tugenden Sparsamkeit und Bescheidenheit.

Aber der Eindruck ihrer Worte auf Sylvia war sehr gering und jedenfalls nicht der beabsichtigte. Sylvia wußte selber ganz genau, was sie wollte und war durch andrer Leute Meinung nicht von ihrer eignen Ansicht abzubringen. Ihre schönen dunkeln Augen hefteten sich mit dem Ausdruck kalter Verachtung auf der Mutter Gesicht, und sie erachtete es nicht der Mühe wert, ferner zu antworten.

Sylvia hatte Gesangunterricht und seit einigen Wochen auf Anraten ihres Arztes wegen einer unbedeutenden Heiserkeit angefangen des Morgens ein mit Zucker und Madeira gerührtes Eidotter zu essen. Das war ein Dorn in den Augen der Mutter. Jeden Morgen gab es einen kleinen Zwist über dies Linderungsmittel, denn Frau Irrwisch wollte den Schlüssel zur Speisekammer nicht hergeben, in welcher die kostbaren Ingredienzen aufbewahrt wurden. Sie glaubte durch ihren immer wiederholten Widerstand die Tochter schließlich ermüden zu können. Sie behauptete, das gerührte Ei sei schädlich für den Hals, sie behauptete, der

Digitized by Google

Arzt verstünde nichts davon, sie erklärte, daß sie selbst niemals so etwas gegessen und doch niemals an Heiserkeit gelitten habe. Aber Sylvia war von ihrem eignen Fleisch und Blut und hatte die Zähigkeit der Mutter in vollem Maße geerbt. Je mehr Hindernisse ihrem Genuß in den Weg gelegt wurden, desto mehr ward sie darauf erpicht, und sie ließ nicht davon ab, immer wieder ihr Ei zu verlangen. Dieser kleine Krieg entbrannte auch heute wieder und endete mit dem Siege Sylvias. Frau Irrwisch zog den Schlüssel aus der Tasche, übergab ihn der Tochter mit der Ermahnung, ihn gleich wiederzubringen, und diese entfernte sich.

Frau Irrwisch aber stützte verdrießlich ihren Kopf auf die Hand.

Da trat Scheindl Veitel ein und wünschte mit ihrer dünnen Stimme einen guten Morgen.

Frau Irrwisch hob die Augen auf, nickte zum Gruß und betrachtete die Freundin, wie sie hustend herumschlich, sich stöhnend auf den ihr seit Jahren angewiesenen Sitz, den gelbseidenen Lehnstuhl am Fenster, setzte und einen Korb auszupacken anfing, den sie unter dem Mantel hervorgezogen hatte und der allerhand Flicken und Proben und Schnitte und Eckchen Band und Spitze, Nadeln, Fingerhut, Scheere sowie viele andre Dinge beherbergte, welche sterblichen Augen verborgen blieben.

Als Frau Rahel Irrwisch diese abgemagerte, zahnlose, zusammengekrümmte Figur eine Zeit lang betrachtet hatte, die mit spitzen Fingern in dem Kram ihres Korbes wühlte und einen großen, mit blauem Tuch überzogenen Nähstein hervorholte, wie sie in längst vergangnen Zeiten üblich waren, heiterte sich allmählich ihr Gesicht auf, und sie begann zu sprechen.

Es ist doch schön, wenn man reich ist, Scheindl, sagte sie.

Ja, das ist sehr schön, sagte die alte Schneiderin mit einem Seufzer.

Ich kann alles haben, fuhr Frau Rahel fort, alles was ich mir wünsche, denn wir haben das Geld dazu.

Ja ja, sagte Scheindl, noch tiefer seufzend.

Mein Mann hält mir eine Equipage, sagte Frau Rahel, und wenn ich wollte, könnte ich vierspännig fahren. Wir haben sehr schöne große Pferde, nicht so eine kleine rauhe Katze wie dein Onkel Itzig hatte, um Knochen und Lumpen in der Stadt zusammenzufahren, sondern blanke Tiere mit langen Beinen.

Ich möchte nichts mit so großen Tieren zu schaffen haben, sagte die alte Schneiderin kopfschüttelnd.

Ja, du! entgegnete Frau Rahel geringschätzig. Das ist auch nur etwas für vornehme Leute.

Ach, du lieber Gott, ja!

Wir reisen diesen Sommer ins Bad, fuhr Frau Irrwisch fort, in ein großes, elegantes Bad. Dazu muß ich noch mehrere Kleider haben, für die Promenade und für die Table d'hôte und für die Soireen.

Digitized by Google

Scheindl Veitel hörte ruhig alles an, dies und noch vieles andre, was Frau Rahel von ihren Absichten erzählte. Seit langen Jahren war sie gewohnt, derartige Erzählungen anzuhören. Frau Irrwisch wollte jeden Sommer ins Bad reisen, jeden Herbst an die See gehen, jeden Winter eine Loge im Theater nehmen und sprach stets von den neuen Kleidern, die sie dazu nötig hätte. Scheindl sagte immer ja und that immer, als ob sie es glaubte, obwohl sie ganz genau wußte, daß Frau Rahel niemals weder ins Bad, noch an die See ging, niemals das Theater besuchte, niemals in ihrer Equipage fuhr, daß sie sogar sich vor der Eisenbahn fürchtete und fest überzeugt war, der Zug werde umwerfen, wenn sie ihn bestiege, sondern Jahr aus Jahr ein zu Hause hockte in derselben trübseligen, verdrossenen Weise, als hätte sie von ihrem Reichtum, mit dem sie sich brüstete, gar nichts besessen, sondern sei dazu verdammt gewesen, außer ihrer trüben Gemütsart auch noch die Last der Armut zu tragen.

Scheindl wußte das und Rahel wußte das, aber sie fanden eine Art von Genuß darin, vor einander Komödie zu spielen und sich etwas vorzulügen, gleich als wären sie nicht ein paar alter Weiber gewesen, auf deren Thun und Lassen niemand Wert legte, sondern ehrgeizige und angesehene Leute.

Inzwischen trat Sylvia ein, mit hochmütigem Kopfnicken der kleinen Schneiderin demütigen Gruß erwiedernd.

Wo ist der Schlüssel? fragte Frau Rahel.

Pah, dein langweiliger Schlüssel, entgegnete Sylvia ärgerlich.

Gleich giebst du mir den Schlüssel!

Er steckt! Es ist ja wohl ganz gleichgiltig.

Aber Frau Rahel fand es nicht gleichgiltig, und Sylvia mußte endlich gehen, ihn zu holen.

Sie kam mit heftigem und schnellem Schritt zurück, warf ihn der Mutter mit verächtlicher Geberde vor die Füße und ging davon.

Frau Rahel stützte den Kopf wieder auf die Hand und seufzte. Ach, ich habe solche Kopfschmerzen, sagte sie nach einer Weile, als Scheindl teilnehmend fragte, ich leide so viel an Kopfschmerzen, und meine Nerven sind so furchtbar leidend.

Mir geht es auch so, sagte Scheindl tröstend, wie mir zuweilen die Nerven im Kopfe weh thun, das glaubt gar kein Mensch.

Lieber Gott, dachte Rahel, du! Wie es dir geht, darauf komunt doch nun gar nichts an.

Frau Rahel hegte eine unsägliche Geringschätzung der Armut und glaubte, daß ein mit Armut behafteter Mensch alle andern Leiden der Welt mit in den Kauf nehmen müsse ohne sich darüber beklagen zu dürfen. Aber sie war auch wieder so gutherzig, daß sie Scheindl einen kleinen Trost bringen wollte. Sie holte eigenhändig eine Tasse Bouillon, kalten Braten und ein großes Glas voll des vielumstrittenen Madeira für die alte Schneiderin herein.

Mit dem Herzen liebte sie die Armen, aber mit dem Kopfe verachtete sie die Armut. In diesem Gefühl mißachtete sie auch ihren Bruder, den Doktor der Philosophie Stahlhardt, und dessen ganze Familie. Ja sie mißachtete in diesem Gefühle auch ihren eignen Mann. Sie konnte ihm nicht vergessen, daß er sie geheiratet hatte, während sie arm war. Das war eine solche Thorheit von ihm gewesen, daß sie von dem Augenblicke an kein Vertrauen in seine Klugheit setzte, obwohl er jetzt ein Millionär war.

Digitized by Google

Mit aller Entschiedenheit widersetzte sie sich daher auch der Verheiratung ihrer Tochter Sylvia mit dem mittellosen Architekten Frank. Sie hatte die Verlobung nicht hindern können, aber sie wollte wenigstens das Unglück einer Heirat verhindern. Sie hoffte, es werde wohl etwas dazwischen kommen, was die Verlobung rückgängig machen würde. Sylvia war ein so kluges Mädchen, daß sie doch endlich zur Besinnung kommen mußte.

Ihr Mann war halb und halb geneigt gewesen, die Verheiratung zuzugeben. Er hatte genug Geld, um seiner Tochter einen guten Zuschuß zu zahlen, ohne darum seine Söhne arm zu machen. Aber Rahel hatte bis jetzt durchgesetzt, daß er seine Einwilligung bis zu dem Augenblicke verschob, wo Frank ein solche Stellung haben würde, daß er eine Frau ernähren könnte.

Dahin würde es niemals kommen, sagte sich Frau Rahel. Frank war ein so einfältiger Mensch, daß er niemals eine Frau würde ernähren können.

Aber noch ein anderes fiel dabei ins Gewicht und beeinflußte den an Winkeln, Ecken und geheimen Fächern wunderlich reichen Charakter dieser Frau.

Frank, der einfältige Mensch, hatte eine solche herzgewinnende Unschuld und Offenheit, daß er ihr lieb geworden war, und diese ihre Sympathie mit seiner Natur ging so weit, daß sie ihm das Schicksal einer Ehe mit Sylvia ersparen wollte. Sie dachte, daß es kein Paar sei, welches für einander tauge, und eine gute Absicht mischte ihrem Handeln einen milden und süßen Geschmack bei. Wenn er es wirklich dahin bringen sollte, Geld zu verdienen, sagte sie sich, so zeigt er dadurch auch, daß er klug genug geworden ist, um es mit Sylvia aufzunehmen, und dann mag er sie heiraten. Bleibt er aber wie er ist, ein argloses, gutes Herz, so sollte er mir leid thun, wenn eine solche Zuchtrute über ihn käme.

Sie ahnte nicht, wenn sie solchen Gedanken nachhing, daß Sylvia selbst in demselben Sinne thätig war und der Mutter Plan unterstützte, ohne es zu wissen. Sie war sich auch nicht der Wahrheit bewußt, daß der immer das Richtige trifft, der das Gute thut. Inzwischen hatte sie noch ein Thema auf dem Herzen, welches sie vergeblich versucht hatte, mit ihrem Mann zu besprechen, und welches sie nun mit der Schneiderin überlegen wollte.

Scheindl, sagte sie, als die alte Schneiderin ihr Frühstück gegessen hatte, was sagst du denn zu dem neusten Steuerprojekt der Regierung?

Die Schneiderin schüttelte den Kopf. Was sollte ich wohl dazu sagen, erwiederte sie, ich verstehe ja doch gar nichts davon.

Sei nicht so einfältig, sagte Frau Rahel. Ich habe Dir oft auseinandergesetzt, was indirekte Steuern sind.

Ach, meine Güte, Rahel, sei nicht so hart mit mir. Was gehen mich die indirekten Steuern an! Ich bezahle ja doch nichts dazu.

Und wenn du dir Kaffee kaufst oder Zucker oder Salz, was thust du denn da? fragte Frau Rahel mit einem mißbilligenden Blick.

Ach, du meine Güte, entgegnete Scheindl, das Bischen, was ich mir kaufe, davon kann wohl nicht die Rede sein.

Frau Rahels Gesicht verzog sich zu einem ironischen Lächeln, und sie blickte stumm und mitleidig eine lange Weile auf die bescheidene kleine Figur.

Schämst du dich denn nicht, Scheindl, so gedankenlos zu sein? sagte sie dann. Wenn nun hier in Berlin neunhunderttausend arme Leute ihren Kaffee, ihr Brod, ihr Salz und so weiter kaufen, und jeder an jedem Tage nur zehn Pfennige mehr bezahlt, sind das nicht täglich neunzigtausend Mark?

Digitized by Google

Scheindl seufzte. So viele Menschen! sagte sie. Ach, Rahel, so viele Menschen giebt's gar nicht in Berlin.

So viele gäbe es hier nicht? Ich sage dir, Berlin hat mehr als eine Million Einwohner.

Eine Million! sagte die Schneiderin und ließ die Arbeit in ihren Schoß sinken! Eine Million! Aber sie sind nicht arm wie ich. Sie fahren in Equipagen und gehen nach der Mode gekleidet spazieren und fragen nichts nach zehn Pfennigen.

Scheindl! sagte Frau Rahel mit strengem und belehrendem Tone, rede nicht so in den Tag hinein. Wie viel Leute, glaubst du denn, gäbe es hier, die so reich sind wie wir? Es sind höchstens hundert Familien.

Ja ja, entgegnete Scheindl, das ist wahr.

Und wenn es hier tausend Familien giebt, fuhr Rahel fort, die jährlich mehr als zweitausend Thaler zu verzehren haben, so ist es hoch gerechnet.

Ja, ja, das ist wahr.

Und wenn du fünfzigtausend Menschen in Berlin annimmst, die sich in guten Kleidern auf den Straßen sehen lassen und spazieren gehen können, so ist das auch schon hoch gerechnet.

Ja ja, Rahel, das ist freilich wahr.

Sag nicht, daß es wahr ist, Scheindl, wenn du doch nichts davon weißt, bemerkte Frau Rahel tadelnd. Aber merke dir, daß von der Million Menschen, die hier in der Stadt leben, mindestens neunhunderttausend sind, denen die zehn Pfennige täglich sauer werden. Du denkst das nicht, wenn du die Leute elegant einhergehen siehst, weil du nicht darauf achtest, daß es immer wieder dieselben Menschen sind. Es sind immer wieder dieselben Gesichter, die du in den Equipagen siehst. Und es sind auch immer wieder dieselben Herren, die in Hoppegarten reiten und die zu den Wettrennen in Baden-Baden und Homburg und Frankfurt gehen. Wenn du die Zeitung liest, findest du immer Prinz Hatzfeldts braune Stute und Herrn Oelschlägers schwarzen Hengst und Tepper-Laskis Fuchs-Wallach. Und wenn du die Heiratsannoncen liest und die Todesanzeigen und die Geburtsanzeigen, liest du immer wieder dieselben Namen. Denn die große Masse redet nicht davon, wenn sie heiratet, oder Kinder geboren werden, und dankt Gott, wenn sie stirbt, aber hat kein Geld, um es in die Zeitung zu setzen. Du denkst, alle Leute gingen ins Theater und Konzert und zu den Wettrennen und zu den Ausstellungen, weil es dort immer voll ist, und du denkst, alle Leute hätten gute Kleider, weil unter den Linden eine Masse eleganter Damen und Herren sich unnütz herumtreiben. Aber es sind nur wenige, und die Masse läßt sich nicht sehen, sondern arbeitet, um nicht zu verhungern. Bei den Steuern aber zeigt es sich. Die Steuereinnehmer wissen besser Bescheid als du, und der Finanzminister auch. Die Masse muß es bringen, und was wir paar vornehmen und reichen Leute dazu beitragen, fällt nicht ins Gewicht. Denn wenn ich auch noch so reich bin, viel mehr Kaffee und Brod und Salz als du, armes Scheindl, kann ich doch nicht verzehren.

Ja ja, entgegnete Scheindl, mehr als dich satt essen kannst du mit all deinem Gelde doch nicht.

Frau Rahel seufzte und schwieg. Das Publikum, dem sie ihre nationalökonomische Vorlesung zuwenden wollte, erschien ihr doch als zu undankbar, und sie lenkte daher das Gespräch ab auf einen Gegenstand, den ihrer Freundin Gehirn besser zu bewältigen imstande war: auf das neu zu machende Gewand.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Geschichte der Nationalökonomik von H. Eisenhart, Professor an der Universität Halle. Jena, Gustav Fischer, 1881.

In dem mäßigen Umfange von 243 Seiten enthält dieses Buch die wissenschaftlichen Anschauungen der Hauptvertreter der Nationalökonomie in einer lesbaren, wenn auch die Kernpunkte nicht immer scharf hervorhebenden Darstellung. Als Zweck hat dem Verfasser vor Augen geschwebt, „der schwankenden Wissenschaft in unsrer gährenden Zeit durch eine geschichtliche Darstellung eine Stütze darzubieten." Daß dieser Zweck erreicht werden kann, ist sicher; aber er kann nur durch eine kritische Betrachtung der geschichtlichen Entwicklung der Volkswirtschaftslehre erreicht werden, niemals durch eine bloß referirende, es sei denn, daß der Wissenschaftsdarsteller Leser voraussetzt, welche sich die Kritik und die „Stütze in der schwankenden Wissenschaft einer gährenden Zeit" selbst zu machen wissen. In diesem Falle aber würde er sich selbst den Boden unter den Füßen wegziehen; sein Unternehmen würde den eigentlichen Zweck verloren haben.

Wir haben in Deutschland schon seit einem Jahrzehnt eine Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus, und es will uns scheinen, als ob dieses nun schon in dritter Auflage erschienene Werk (von Dühring) auf das vorliegende Unternehmen nicht ohne Einfluß gewesen wäre; nur das beste, die Kritik und die scharfe Sonderung des Sozialismus von der Nationalökonomie, ist ohne Nachahmung geblieben. Der Verfasser hätte wohl die Verpflichtung gehabt, sich mit dieser Kritischen Geschichte, die doch notwendigerweise zugleich eine „darstellende" ist, auseinanderzusetzen, statt sie mit Stillschweigen zu übergehen und sein Werk für den „ersten Versuch einer darstellenden Geschichte" der nationalökonomischen Theorien zu halten.

Uns Deutsche darf wohl — und besonders in gegenwärtiger Zeit — in erster Linie das Kapitel über Friedrich List interessiren, und da freut man sich denn zu sehen, daß derselbe bei Eisenhart eine höhere Würdigung erfahren hat, als es in der Schule der „Nationalökonomik" sonst der Fall zu sein pflegt. Der Kernpunkt ist freilich verfehlt, denn es dreht sich in Eisenharts Darstellung bei List alles um den Schutzzoll. In Wirklichkeit spielte derselbe bei ihm aber die zweite Rolle, denn er war ihm Mittel zum Zweck, er sollte die Völker wirtschaftlich erziehen und somit nur eine vorübergehende Bedeutung haben. Wenn man sich einmal über Schutzzoll und Freihandel nicht mehr streiten wird, wird Lists Nationalitätsprinzip und seine Lehre von den produktiven Kräften keineswegs an Bedeutung eingebüßt haben. Sie stehen also eine Stufe höher als der Schutzzoll, wieviel Geschütz sie auch im Kampfe zwischen Schutzzoll und Freihandel abgegeben haben.

Der besseren Würdigung Lists steht eine große Überschätzung Roschers gegenüber. Der arglose Leser muß denken, daß man in Zukunft beide Männer wohl auf gleiche Stufe werde stellen müssen, daß von beiden die Geschichte wohl gleich große wissenschaftliche Entdeckungen zu verzeichnen haben werde. Das ist nicht der Fall, und darum mußte der Unterschied für das Publikum handgreiflich gemacht werden, was durch die Bezeichnung „Literarische Bedeutung von Wilhelm Roscher" nicht geschieht.

Digitized by Google

Noch eins sei erwähnt, weil es ebenfalls Deutschland betrifft. Bei der Werttheorie Careys ist nicht hervorgehoben, daß dieselbe in Deutschland eine Berichtigung und Ergänzung erfahren und Carey auf diese zuletzt noch Rücksicht genommen hat.

Die Goethebildnisse. Biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Dr. Hermann Rollett. 2. Lieferung. Wien, W. Braumüller, 1882.

Wir haben über die schöne und bedeutsame Idee, die in diesem opulenten Werke zur Ausführung kommt, schon nach dem Erscheinen der ersten Lieferung unsre Freude ausgesprochen, zugleich allerdings dem Bedauern Ausdruck gegeben, daß die Ausführung dieser Idee nicht, wie man es so gern sähe, in jeder Beziehung den höchsten Anforderungen entspricht, sondern gar mancherlei zu wünschen übrig läßt, und wir würden uns einfach auf diese frühere Besprechung berufen können, welche Punkt für Punkt auch der vorliegenden Fortsetzung gegenüber zutrifft, wenn nicht die Verlagshandlung des Werkes uns nötigte, die Richtigkeit unsres damals abgegebenen Urteils an der Hand der zweiten Lieferung ausdrücklich zu bestätigen. Die Verlagshandlung hat nämlich gleichzeitig mit dieser Lieferung ein nochmaliges Zirkular an den Sortimentsbuchhandel versandt, in welchem sie die inzwischen erschienenen lobenden Besprechungen der ersten Lieferung mitteilt. Und zu der von Lob überfließenden Anzeige, welche Herr Professor Gosche in Halle in der Saalezeitung (1881, Nr. 118) veröffentlicht hat, macht sie wörtlich folgende Anmerkung: „Im Gegensatz zu dieser unbefangen anerkennenden, edeltönenden Stimme steht freilich die durch ihre parteiische Absichtlichkeit sich selbst verurteilende, richtiger Pamphlet als Kritik zu nennende Anzeige des Goethebildnis-Werkes in den «Grenzboten», deren anonymer Verfasser so kenntnis- oder so gewissenlos ist, daß er von einem «gewissen» oder «sicheren» Rollett spricht, der sich erlaubt hat, dies Werk zu schreiben, welches — nach seiner Meinung — einzig der allerdings gleichstrebende Professor Dr. Zarncke in Leipzig hätte ausarbeiten sollen!"

Die „Grenzboten" sind es nachgerade gewöhnt, daß, wenn ihr Urteil über irgend ein buchhändlerisches Erzeugnis von den landläufigen Lobesphrasen der Tagespresse abweicht — und wir sind stolz darauf, daß dies recht oft der Fall ist —, Verfasser und Verleger sofort über Pamphlet, über Parteilichkeit, über persönliche Gehässigkeit schreien. Es läßt uns das vollständig kühl. Wir werden nach wie vor unbeirrt unsre Meinung sagen, gleichviel ob das den Beteiligten gefällt oder nicht. Auch der Umstand, ob uns ein Buch vom Verleger zur Besprechung zugesandt worden ist oder nicht, ist dabei gänzlich bedeutungslos. Wir wählen uns, was wir besprechen wollen. Wir spenden Büchern, deren Zusendung der Verleger unterlassen hat, das größte Lob, wenn sie es verdienen, und die verbindlichste Einsendung eines Recensionsexemplars schützt niemand vor unserm Tadel, wenn er ihn verdient. Die Person ist uns jederzeit gleichgiltig, wir haben es nur mit der Sache zu thun. So gestehen wir denn auch zu unserer Schande, daß wir über die Bedeutung Rolletts als Dichter und über seine kunstschriftstellerische Thätigkeit auf dem wichtigen Felde der Glyptik erst durch die „Kritik" des Herrn Professor Gosche unterrichtet worden sind, die sich freilich — ganz abweichend von der Art der „Grenzboten" — mehr mit der Person des Herrn Rollett als mit seinem Werke beschäftigt. Dergleichen Bücheranzeigen sind natürlich den Verlegern sehr willkommen; wenn man sie sich bestellte, könnte man sie ja für seine Reklamezwecke nicht brauchbarer geliefert bekommen. Weniger bequem ist dem Verleger des vorliegenden Werkes schon Zarnckes Anzeige im „Literarischen Centralblatt" (1881, Nr. 22) gewesen. Sie sagt bei aller Liebenswürdigkeit Herrn Rollett doch so bittere Dinge, daß der

Digitized by Google

Verleger sich wohl gehütet hat, sie in extenso auf seinem Reklamezirkular wiederzugeben. Da hilft man sich dann mit Punkten; so: ..... Der Leser kann ja denken, daß die durch Punkte ersetzten Stellen unwesentlich gewesen seien. Am allerunbequemsten aber ist dem Verleger die Kritik der „Grenzboten" gewesen. Zwar ist es die eingehendste, ausführlichste und sachlichste, die irgend eine deutsche Zeitschrift gebracht hat. Allein was hilft das? Für Reklamezwecke war sie schlechterdings nicht zu brauchen, folglich ist sie ein „Pamphlet." Wenn der Verleger nur wenigstens die Nummer der „Grenzboten" genannt hätte, wo dieses schändliche Machwerk zu lesen ist. Er führt ja gewissenhaft selbst von unbedeutenden Tagesblättern, in denen Empfehlungen des Rollettschen Werkes gestanden, die Nummer an — warum bloß von den „Grenzboten" nicht? Nun, der Grund liegt sehr nahe. Stünde die Nummer dabei, so könnte ja jeder, der ein Interesse an der Sache hat, sie nachschlagen und sich überzeugen, daß das angebliche „Pamphlet" in Wahrheit eine durchaus wohlwollende, vielfach freilich absprechende, aber immer nur mit Bedauern absprechende Kritik gewesen ist. So aber hat man der Zeitschrift ihren Fußtritt gegeben, und weiter hat's ja keinen Zweck.

Auch in der vorliegenden zweiten Lieferung bewundern wir wieder den eminenten Sammelfleiß, mit dem der Herausgeber nicht nur die Goethebildnisse selbst — es sind die aus den Jahren 1780 bis 1812 —, sondern auch alle auf sie bezüglichen Nachrichten, Erwähnungen, Briefstellen ꝛc. zusammengebracht hat. Wie ihm nicht das unbedeutendste Silhouettchen in seiner Sammlung fehlt, so hat er sich auch keine Mühe verdrießen lassen, den entlegensten Zeitungsausschnitt zur Stelle zu schaffen. Blicken wir freilich auf die Wiedergabe und Verarbeitung dieses Materials, so sind wir auch schon wieder an der Grenze des unbedingten Lobes angelangt.

Der artistische Teil zwar ist auch in dieser Lieferung fast durchweg lobenswert. Die im Texte verteilten, in Holzschnitt ausgeführten Silhouetten und Umrißzeichnungen sind vorzüglich gelungen, ganz überraschend der Schattenriß Nr. 38 mit seinen vollen, männlichen Formen. Enttäuscht wird man aber schon durch das Tischbeinsche Bild Nr. 30: Goethe auf antiken Steintrümmern ruhend, die römische Campagna betrachtend. Wenn dies Bild wirklich, wie man so oft versichern hört, zu den bedeutendsten Goethebildnissen gehört, dann müssen die bisherigen Reproduktionen sehr schlechte sein. Von der Vogelschen Lithographie sagt Rollett selbst, daß sie „ohne künstlerische Durchbildung ausgeführt" sei, und doch ist diese Lithographie dem hier gebotenen Holzschnitt zu Grunde gelegt worden! Wir fürchten, daß man wohl etwas zu viel Wesens von dem Bilde macht. Idee und Ausführung schmecken gleichstark nach der Akademiemalerei des vorigen Jahrhunderts. Der Kopf mag im Original interessant sein, in den Nachbildungen ist er's nicht, hier blickt er ausdruckslos ins Leere. Alles übrige aber ist von geradezu schülerhafter Unnatur: der gänzlich verzeichnete halb liegende, halb sitzende Körper, der Faltenwurf, der eher an Backwaare oder an die Gebirge einer Reliefkarte als an Zeugstoff erinnert, u. a.

Von großen, auf besondern Tafeln beigegebenen Porträts sollte die vorliegende Lieferung vier enthalten. Zwei aber, die Radirungen nach Jagemann (1806) und nach Kügelgen (1808), scheinen nicht fertig geworden zu sein; sie werden für das dritte Heft versprochen, und so müssen wir uns vorläufig mit den Censuren begnügen, die ihnen Rollett — merkwürdigerweise trotzdem daß sie noch nicht fertig sind — bereits im Texte erteilt hat, der einen: „Ungemein wirkungsvolle Radirung," der andern: „Ganz vorzügliche Radirung." Die Wiedergabe der schönen Trippelschen

Digitized by Google

Büste in Arolsen ist besser gelungen als die des Mayschen Bildes im vorigen Hefte, die wirklich nichts andres zeigte als ein sogenanntes „hübsches Köpfchen.“ Freilich eignet sich die Radirung zur Wiedergabe eines Marmorwerkes recht wenig. Wenn die Franzosen in ihren Publikationen alle Arten von Kunstwerken durch Radirung reproduciren, müssen wir das nachmachen? Der Marmor läßt sich, wenn man nicht einfach zur Photographie greifen will, durch nichts so treu wiedergeben wie durch einen guten Steindruck. Natürlich muß es ein guter sein. Die arme Lithographie ist ja jetzt nicht mehr „Mode,“ und so ist auch ihre Technik leider sehr heruntergekommen. Ein prachtvolles, hochinteressantes Blatt, bisher wohl das bedeutendste des ganzen Werkes, ist die Heliogravüre nach der Handzeichnung von Lips von 179:. Die vollendete Wiedergabe dieses Blattes, welches den Dichter in der Vollkraft der besten Mannesjahre zeigt — Rollett kann sich natürlich die schöne Phrase nicht verkneifen: „in der Übergangszeit aus dem Apollon- in den Zeustypus,“ fügt aber doch, weil wir die Lächerlichkeit dieser fortwährenden Apollon- und Zeusfaselei bereits in das rechte Licht gestellt, jetzt ein vorsichtiges „sozusagen“ hinzu —, ist der beste Beweis, wie recht wir hatten, wenn wir der mechanischen Reproduktion die Hauptaufgabe zugewiesen sehen wollten.

Unmöglich befreunden können wir uns mit dem Texte des Werkes. Rollett bleibt dabei, uns den ganzen Zettel- und Notizenkram seiner Sammelmappen in extenso vorzulegen, anstatt ihn in lesbarer Form zu verarbeiten; er bleibt dabei, die bekanntesten Personen und Bücher, die jeder andre mit einem Worte abthun würde, mit allen Ehren und Titeln zu behängen; er bleibt dabei, sein unbeholfenes Deutsch zu Markte zu tragen, anstatt sich seinen Text von einem, der mit der Feder umzugehen weiß, redigiren zu lassen;*) er bleibt dabei, jeden Personen- und Ortsnamen und eine Masse andrer Wörter zwecklos zu unterstreichen und dadurch — den Druck des Buches zu verunzieren. Man sehe z. B. S. 79 an — soll das ein Prachtdruck sein? Es flimmert einem ja vor den Augen, wenn man solchen Satz sieht. Für wen sich freilich die Anforderungen des typographischen Geschmacks durch die Leistungen des Papierfabrikanten und des Schriftgießers erledigen, mit dem ist über Bücherausstattung nicht zu reden. Für uns beginnt die eigentliche Aufgabe erst am Setzerkasten.

*) Vgl. z. B. S. 70 die seltsame Verquickung potentialer und apodiktischer Ausdrucksweise: unzweifelhaft dürfte (ebenso S. 91 dürfte unbedingt). Vgl. ferner S. 88: Bezüglich des Künstlers, welcher diesen (vom Verfasser der vorliegenden Arbeit — der sich als Bearbeiter der Abteilung „Glyptik“ in der „Geschichte der technischen Künste,“ Stuttgart, 1875, auf diesem Kunstfelde eingehend beschäftigte — sonst nirgends erwähnt gefundenen) geschnittenen Stein ausgeführt hat, ist zu bemerken, daß ꝛc. S. 93: Es ist dieser herrliche Stich auch in Exemplaren vorhanden, in welchen fast der ganze Plattenrand außerhalb des Bildnis-Rundes, welches in dieser Ausgabe mit einem Hohlrande eingefaßt ist, von einem gestochenen Grunde ausgefüllt erscheint, welcher aus abwechselnd dicken und dünnen horizontalen Linien besteht, zwischen welchen kurze vertikal-schiefliegende Striche ꝛc. S. 103: ein Aufsatz, der den Zorn eines Goetheverehrers herausforderte und (!) welcher in den »Neuen Miscellaneen« replicirte. Wenn Herr Professor Gosche das alles „geschmackvoll“ findet, dann sind wir froh, diesen Geschmack nicht zu teilen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Bunſens Freunde und die Wahrheit.

Vor einigen Wochen erſchien in einem Münchener Blatte ein bisher noch nicht gedruckter Brief des verſtorbenen Gemahls der Königin Viktoria an den bekannten einſtigen Hausfreund und vertrauten Berater des Londoner Hofs Freiherrn von Stockmar, in welchem Prinz Albert dieſem den Hergang beim Rücktritte Bunſens von ſeinem Poſten als preußiſcher Geſandter an jenem Hofe berichtet. Das Schreiben war offenbar echt und erregte als „Enthüllung“ von hoher und allem Anſchein nach tief eingeweihter Hand unter Diplomaten und Hiſtorikern ungewöhnliches Aufſehen und in der deutſchen und engliſchen Preſſe lebhafte Erörterungen. Es war augenſcheinlich von einer Perſon in die Öffentlichkeit gebracht worden, welche Stockmar nahe geſtanden und gegen Bunſen wohlwollend geſinnt geweſen war. Wer freilich darin die Wahrheit gefunden, iſt vor einigen Tagen gründlich und zuverläſſig, nämlich aus archivaliſchen Quellen, eines Beſſeren belehrt worden. Das Februarheft der „Deutſchen Revue“ enthält einen Aufſatz mit der Überſchrift „Der Rücktritt Bunſens von dem Londoner Poſten,“ in welchem nachgewieſen wird, daß die Vorſtellung des Prinzen Albert von den Gründen, welche zur Entlaſſung des Geſandten geführt haben, mit der Wirklichkeit in direktem Gegenſatze ſteht. Indem wir im Folgenden den Inhalt des Briefs und den Gedankengang der Widerlegung kurz reſummiren, begleiten wir unſern Auszug mit einigen Bemerkungen, die ebenfalls aus guter Quelle geſchöpft ſind.

Nach dem Briefe des Prinzen, der vom 8. Mai 1854 datirt iſt, wäre Bunſens „Sturz“ eine in Berlin lange erſehnte, dem Kaiſer Nikolaus verſprochene Konzeſſion zu dem Zwecke geweſen, von dieſem Verzeihung für die Mitunterzeichnung des Wiener Protokolls vom 9. April 1854 zu erlangen (in welchem auf Preußens Vorſchlag ausgeſprochen wurde, worüber die Weſtmächte, Öſter-

Digitized by Google

reich und Preußen damals einig waren.) Preußen habe, als es geglaubt, Österreich werde mit Rußland gehen, aktiv für die Westmächte auftreten wollen, wenn man ihm englischerseits Garantien gegen Rußland, Österreich und Frankreich, sowie freie Hand in Deutschland gewährt hätte. So zur Zeit der zweiten Sendung des Grafen Pourtales nach London. Damals habe Bunsen eine Denkschrift verfaßt und an Manteuffel abgesendet, in welcher er enthusiastisch über die Möglichkeit einer Kriegführung zur Zerstücklung Rußlands und Vergrößerung Preußens phantasirt habe. Dieselbe sei in Berlin in den Tagen, wo man hier die Front verändert, angekommen und nicht bloß dem Könige, sondern auch den Russen gezeigt worden, die darauf Abberufung Bunsens, über dessen Pläne selbst Clarendon außer sich gewesen, verlangt hätten, während man ihn in London gedrängt habe, Preußen solle seine „Versprechungen" gut machen. Bunsen habe infolge dessen die Weisung erhalten, aufs Land zu gehen, habe aber protestirt und vorherige Untersuchung gefordert, indem er erklärt habe, Clarendon wisse nichts von jener Denkschrift, er sei vielmehr über seine, Bunsens, Verteidigung der neuesten Wendung der preußischen Politik aufgebracht gewesen. Nun sei Graf Gröben von Berlin nach London geschickt worden und habe in Osborne House im Beisein Clarendons und Bunsens erklärt, der König von Preußen weigere sich, weitere Schritte gegen Rußland zu thun, weil er tief verwundet sei durch das Ansinnen, sich erkaufen zu lassen, was sich allerdings, seit er, Gröben, hier sei, als ein durch Bunsen veranlaßtes Mißverständnis herausgestellt habe. Bunsen habe darauf seinen Sohn an den König gesandt, damit er ihn vor diesem rechtfertige, und Friedrich Wilhelm habe ihm darnach einen höchst freundlichen, herzlichen Brief geschrieben, in welchem er von seiner eignen unglücklichen Lage gesprochen. Zugleich aber sei ihm vom Ministerium die Weisung zugegangen, einen sechsmonatlichen Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu nehmen, denn seine Stellung in London sei kompromittirend. Wieder habe Bunsen vorherige Untersuchung verlangt, damit der Urlaub nicht zur Schuldigerklärung vor ganz Europa werde, und als die einzige Antwort darauf gewesen, er solle sofort aufs Land gehen, habe er seine Resignation eingeschickt.

Nach der Widerlegung in der „Deutschen Revue"*) verhielt es sich mit der Sache wesentlich anders. Als Menschikoff in dem Streite über die heiligen Stätten dem Sultan eine Note zur Unterzeichnung vorgelegt, dieser seine Unterschrift versagt und der Kaiser Nikolaus darauf die Donaufürstentümer als Pfand besetzt hatte, verständigten sich die in Wien zu einer Konferenz zusammengetretenen Gesandten von Österreich, Frankreich, England und Preußen am 31. Juli 1853

*) Dieselbe enthält übrigens einen bösen Druckfehler. Auf der letzten Zeile der eigentlichen Widerlegung soll es anstatt vermittelt doch wohl heißen: vereitelt. Der Zusammenhang ergiebt es.

Digitized by Google

über einen andern Notenentwurf, der nach Petersburg zur Erklärung, ob man damit zufrieden sei, und nach Konstantinopel mit der dringenden Aufforderung gesandt wurde, ihn als unbedenklich zu unterzeichnen. Diese Note wurde in Petersburg angenommen, in Konstantinopel dagegen abgelehnt, und aus einem am 3. März 1854 veröffentlichten Memorandum des Grafen Nesselrode, dessen wichtigste Stelle der Verfasser der Widerlegung mitteilt, ergiebt sich deutlich, daß der Kaiser Napoleon sich noch im Sommer des Vorjahres aus der Verwicklung, die er durch Eintreten für die Ansprüche des römischen Klerus im Orient hatte herbeiführen helfen, herauszuwinden versucht hatte, daß er nichts weniger als zuverlässig war, und daß der König von Preußen sehr klug daran that, der französischen Politik und der sich mit derselben immer enger verbindenden englischen Regierung nicht zu trauen.

Als die Pforte am 4. Oktober 1853 Rußland den Krieg erklärt und die Wiener Konferenz am 5. Dezember ein Protokoll unterzeichnet hatte, in welchem die vier Mächte die Absicht aussprachen, den kriegführenden Parteien ihre guten Dienste anzubieten, wünschte man in Berlin sich durch persönliche Rücksprache mit Bunsen über die Verhältnisse in London zu unterichten und ihn mit Anweisung zu versehen. Aufgefordert, zu diesem Zwecke nach Berlin zu kommen, lehnte er aus Gesundheitsrücksichten ab, und so wurde Albert Pourtalès nach London gesandt, um das Terrain zu recognosciren. Er nahm eine schriftliche Instruktion für seine Unterhaltungen mit den englischen Minister mit, von denen er in den letzten Tagen des Jahres in Gegenwart Bunsens, der jene Instruktion kannte, Aberdeen und Clarendon, dann Palmerston allein sprach. Nach der amtlichen Aufzeichnung dieser Gespräche erklärte er dabei, das Minimum dessen, wozu Preußen sich verstehen könne, sei strenge, nötigenfalls mit den Waffen aufrecht zu erhaltende Neutralität, das Maximum aktive Mitwirkung unter der Voraussetzung, daß Preußen die Unverletzlichkeit des gesammten deutschen Gebietes mit Ausnahme der österreischen Landesteile und Nichteinmischung in das, was der König in Deutschland für nötig finden würde, garantirt werde. „Das letztere definirte Pourtalès bestimmt und ausschließlich als Herstellung einer unité militaire; dieselbe sei nötig, damit Preußen mit vollem Gewicht eintreten könne und Österreich verhindert werde, die Kraft Deutschlands zu paralysiren. Allen Ministern stellt er jede Absicht einer Gebietsvergrößerung Preußens nach irgendwelcher Seite hin entschieden in Abrede." Von vollkommen freier Hand für Preußen Deutschland gegenüber war nach dem amtlichen Berichte mit keinem Worte die Rede, und wenn Bunsen nach der von seiner Wittwe herausgegebenen Schrift über sein Leben*) wirklich zu Clarendon gesagt hat: „Die Anbahnung

*) Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen. Deutsche Ausgabe. III, S. 320. Der ganze in unsern Zusammenhang gehörige Abschnitt des Buches ist eine Fabelei, die wider besseres Wissen geschrieben ist.

Digitized by Google

eines wahren Bundesstaates ist die Aufgabe Preußens; für dieses Werk muß ihm vollkommen freie Hand gelassen und volle Zustimmung vorausgegeben werden," so war er dazu in keiner Weise ermächtigt. Clarendon versprach, die Eröffnungen des Grafen Pourtalès dem Ministerrate vorzulegen, eine weitere Äußerung englischerseits ist aber in der Sache nicht erfolgt, und ebensowenig hat Preußen später sich zu irgend etwas erboten oder irgend etwas zugesagt, sodaß Prinz Albert irrt, wenn er von „Versprechungen" desselben und von einer späteren „Frontveränderung in Berlin" redet.

Nachdem am 4. Januar 1854 die Flotten der Westmächte ins Schwarze Meer eingelaufen waren, womit England und Frankreich den Boden des Wiener Protokolls verlassen hatten, und nachdem der Sultan seine Friedensbedingungen kundgegeben, die Wiener Konferenz dieselben in Petersburg zur Annahme empfohlen und der Zar sie abgelehnt hatte, versuchten die Westmächte Preußen und Österreich zur Beteiligung an einer Sommation zu bewegen, in welcher Rußland unter Androhung einer Kriegserklärung zur Räumung der Moldau und Wallachei und zur Annahme einer von Frankreich vorgeschlagenen Konvention aufgefordert werden sollte, in der die vier Mächte sich verpflichteten, Mittel zu jener Räumung und zur Sicherung der Rechte der Rajah, sowie der Integrität der Türkei unter sich festzusetzen. Während diese Vorschläge in Berlin erwogen wurden, ließ Bunsen die in dem Briefe des Prinzen Albert erwähnte Denkschrift dorthin abgehen. Dieselbe ist vom ersten März datirt und findet sich in der oben (in der Anmerkung) genannten Ausgabe der Biographie Bunsens (Theil III, S. 337 bis 343), aber nur zum Theil, und man erfährt hier auch, daß der Gesandte sie mit einem Privatbriefe an den König begleitet hat, der mit den Worten beginnt: „Gnädigster Herr! Sie haben mich auf den Wachtthurm und die Warte der Welt gestellt, und ich bin nirgends so sicher zu gebrauchen, als in dem Amte eines Seemanns im Mastkorbe," und in dem es gegen den Schluß hin heißt: „Ew. Majestät können durch Anschließen an die Mächte noch jetzt alles retten, sicherer erreichen und alles feststellen, was Sie wünschen."

Es wäre vielleicht — zwar nicht für Bunsen, wohl aber für die geschichtliche Wahrheit — besser gewesen, wenn die Herausgeber der Biographie statt dieses Briefes die Denkschrift unverstümmelt mitgeteilt hätten, falls sie sich berechtigt fühlten, ein amtliches Schriftstück überhaupt zu veröffentlichen. Indeß was dort unterlassen worden, hat der Verfasser der Widerlegung des prinzlichen Schreibens an Stockmar gut gemacht. Schon die Denkschrift der Biographie enthält zum Teil sehr seltsame Behauptungen. Der Plan der Westmächte „geht dahin, Rußland auf seine natürlichen Grenzen zu beschränken." Sie werden den Schweden die Alandsinseln und Finnland wieder verschaffen. „Konstantinopel ist so wenig in christlichen als in türkischen Händen sicher, so lange Rußland das Schwarze Meer beherrscht. Daraus folgt unabweisbar, daß man Rußland nicht allein die Krim, sondern auch Bessarabien, Cherson und Taurien entreißen

Digitized by Google

muß. Wer soll es nun erhalten? Der es behaupten kann. Also nicht die Pforte. Auch nicht, der es zur Weltdiktatur ebenso gut mißbrauchen könnte wie Rußland. Also auch nicht ein künftiges kräftiges byzantinisches Reich . . . Jene Landstriche müssen also an Österreich kommen. Es liegt am Tage, das man dieses vor allem durch Übernahme der Donaufürstentümer an die Verteidigung der Donau und Europas fesseln muß, gegen billige Entschädigung der Pforte . . . und gegen Abtretung der Lombardei bis zum Mincio" . . .

Gewiß viel Enthusiasmus und Phantasie, doch hören wir weiter.

„Aber im Hintergrunde steht" — so heißt es in der Bunsenschen Denkschrift, wie sie die Widerlegung in der „Deutschen Revue" mitteilt — „als politische Möglichkeit die Sünde des achtzehnten, die Pestbeule des neunzehnten Jahrhunderts — Polen. Ist es möglich, Polen wiederherzustellen, so muß es in einem so erhabenen Augenblicke der Weltgeschichte geschehen, nicht den Polen zu Liebe, sondern trotz ihrer Fehler. Aber wahrlich auch nicht zu Gunsten einer Sekundogenitur oder Tertiogenitur des Hauses Romanoff, sondern als Grenzhüter gegen Moskau. Österreich kann Galizien hergeben, und im Notfalle muß Preußen auch die polnische östliche Hälfte des Großherzogtums zum Opfer bringen. Aber Preußen muß nie die polnische Königskrone für sich erstreben oder auch nur für einen Prinzen seines Hauses annehmen. Preußen muß verstärkt werden, das fühlen alle englischen Staatsmänner. Es ist 1815 schlecht behandelt worden, zu seinem, Deutschlands und Europas Schaden. Aber es muß und wird sich nie entschädigen lassen auf Deutschlands Kosten. Es verstärkt sich, weil Deutschland, wenn es dazu mitwirkt, daß das sächsische Königshaus wieder nach Polen gesetzt und der durch Unrecht und Gewalt verdrängten ernestinischen Linie [zu der auch die Coburger gehören] der Platz wiedergegeben werde. Aber allerdings, wenn es für die Freiheit Europas mutig und rechtzeitig in die Schranken tritt, darf und wird Preußen nicht gegen Österreich zurückgesetzt werden. Europa kann nicht wünschen, daß das Haus Lothringen noch mächtiger werde als das Haus Habsburg. Europa kann ebenso wenig es rätlich finden, daß Preußen hinfüro ohne alle Grenzen sei gegen Rußland oder Polen, eben wie gegen Österreich. Starke, der Verteidigung fähige Grenzen kann es nur erhalten durch Abtretung Oberschlesiens [Österreich-Schlesien ist gemeint] und Mährens. Jetzt ist der Augenblick, so zu handeln, daß, wenn der Kampf die volle Ausdehnung erhält, deren Keime in ihm liegen, es seine gerechten Ansprüche erheben und durchsetzen kann.

Man wird doch nicht sagen, daß eine solche Vergrößerung gegen den oben aufgestellten Grundsatz streite, Preußen dürfe sich nicht auf Kosten Deutschlands vergrößern. Böhmen, Mähren und Schlesien gehörten immer nur im uneigentlichen Sinne zu Deutschland. Seitdem aber der österreichische Gesammtstaat die Grundlage des Hauses Lothringen geworden ist, muß man, um der Wahrheit der Dinge treu zu bleiben, die alten Redensarten, welche eine verderbliche

Digitized by Google

Lüge geworden sind, ganz und gar fahren lassen, wenn man Politik machen will. Es läßt sich nun einmal die traurige Thatsache nicht verhehlen, sowie Holland Luxemburg und Limburg, sowie Dänemark Holstein (mit seinen Berichtigungen), so hat Österreich die deutschen Erblande von Deutschland losgerissen. Wer sich dieses verhehlt, unterliegt einer gefährlichen Täuschung; wer es in Abrede stellt, will täuschen, denn er leugnet eine Thatsache ....

Allen diesen im großen und ganzen unwiderleglichen, weil rein thatsächlichen Erwägungen könnte man nur noch einen scheinbaren Einwurf entgegenstellen. Preußen, könnte man sagen, sollte seine eigentümliche Stellung benutzen, sich an die Stelle einer bewaffneten Neutralität zu stellen. Gegen Osten wie gegen Westen sich rüstend, sollte es die Mittelmächte Europas, Schweden, Dänemark, Holland, Sardinien und Neapel um sich schaaren, um zu rechter Zeit entscheidend in den Kampf einzutreten. Ein solcher Plan beruht auf einer Verkennung der wirklichen Verhältnisse und Verbindlichkeiten und zugleich auf einer Überschätzung der preußischen Kräfte. Was Preußen thun muß, ist angezeigt durch Konferenzen und Protokolle, durch das Rechtsgefühl, durch Österreichs rettenden Einfluß. Was von ihm mit einsichtsvoller Achtung und redlich verlangt wird, ist, was es thun kann, ohne Erschöpfung nach dem ersten Feldzuge, und das, wobei allein ihm die öffentliche Meinung Deutschlands zur Seite steht. Der andre Plan ist eine bloße Einbildung, welche ernsthaft auch nicht eine Stunde verteidigt werden kann. Die beiden Seemächte haben Einfluß genug, um jene andern Mächte entweder für sich zu gewinnen oder ihnen jede feindselige Politik unmöglich zu machen. Feindselig allerdings würde ihnen aber eine solche bewaffnete Neutralität erscheinen. Österreich mit den übrigen deutschen Fürsten würde außerdem auf ihrer Seite stehen. Preußen würde am Rhein wie am Niemen allein stehen und — allein geschlagen werden; ja schlimmer, es würde fallen ohne Achtung bei Freund und Feind, ohne Bedauern bei Mitwelt und Nachwelt. Aber deshalb ist jener Einwurf als unmöglich und undenkbar gar nicht zu berücksichtigen."

Überblicken wir diese Ansichten und Vorschläge, so werden wir an das Bonmot erinnert, das einst über Bunsen in London zirkulirte: „Die Gelehrten halten ihn für einen Diplomaten, die Diplomaten für einen Gelehrten." Die erste Hälfte des Satzes mag hier, so weit sie eine geringe Achtung vor Bunsens wissenschaftlichen Leistungen ausdrückt, unerörtert bleiben, obwohl sich manches zum Beweis dafür sagen ließe, daß diese Leistungen Dilettantenarbeit sind. Die zweite Hälfte würde durch die Denkschrift gerechtfertigt werden, wenn es dessen noch bedürfte. Es ist der Professor, wie er leibt und lebt, der hier meditirt und dozirt. Auch das Bewußtsein der Unfehlbarkeit spricht sich in dem Exposé deutlich aus.

Nach der mehrfach angeführten deutschen Ausgabe seiner Biographie (III, S. 557) schreibt Bunsen 1859 an einen seiner Söhne: „Theodors Anstellung

Digitized by Google

bei der japanischen Expedition nimmt mir einen schweren Stein vom Herzen; er springt in eine schöne Laufbahn hinein, ohne die sinnlose, zeitmörderische Vorbereitung zur Diplomatie bei einem Landgericht oder einer Regierung, mediam in rem, als lebten wir in einem vernünftigen Systeme, welches, auf Humanitätsbildung ruhend, auf Teilung der Arbeit gerichtet sein muß und nicht auf den Beruf eines Mädchens für alles ... Nach der jetzigen Weise wird unsre Diplomatie immer die schlechteste sein." Nun, bei Theodor hat dieses Recept nicht angeschlagen, obwohl Bunsen ihn einmal gegen einen Berliner Diplomaten für den begabtesten seiner Söhne erkläre hatte. In Lima und in Alexandrien muß er mit seiner auf bloße „Humanitätsbildung" basirten Diplomatenkunst kaum Ersprießliches geleistet und arge Mißgriffe begangen haben; denn nach kurzem Aufenthalt hier wie dort wurde er kaltgestellt, und zuletzt nahm er seinen Abschied — vermutlich aus Selbsterkenntnis. Und wenn der alte Herr ferner eine praktische, ins Leben führende Vorbildung genossen hätte, so würde er in die Phantastereien der Denkschrift vom 1. März wahrscheinlich nicht verfallen sein und sich nicht der Insubordination vom 4. März, von welcher noch die Rede sein wird, schuldig gemacht, würde nicht seine Regierung beim Prinzen Albert angeklagt, auch sich schwerlich erlaubt haben, bei seinem Rücktritt ins Privatleben Abschriften von amtlichen Aktenstücken (oder waren es wie bei Harry v. Arnim etwa gar die Originalien?) mitzunehmen, die seine Familie dann verstümmelt und folglich verfälscht durch den Druck in die Öffentlichkeit gebracht hat.

Dies beiläufig. Die Denkschrift kann getrost als noch weniger denn als eine politische Professorenabhandlung, sie kann als eine Schülerarbeit bezeichnet werden. Durchweg dieselbe geringe Kenntnis des Thatsächlichen, dieselben falschen Berechnungen, dasselbe für nüchterne Beobachter der Dinge unausstehliche Pathos. Österreich bis ans Asowsche Meer ausgedehnt, Preußen mit Österreichisch-Schlesien, einer Provinz, die dem Kaiserhause am treuesten ergeben ist, und — mit Mähren vergrößert und zuletzt der furchtbare Gedanke der Wiederherstellung Polens, gelassen ausgesprochen, als ob die Sache sich ungefähr von selber verstünde und gar keine bedenklichen Folgen haben könnte! Fast meint man hier einen Geistesverwandten jenes Leipziger Professors zu hören, der sich 1848 oder 1849 in einer öffentlichen Versammlung vernehmen ließ: „Meine Herren, es wird nicht eher besser mit Deutschland, als bis wir — meine Herren — als bis wir die Insel Cypern haben! Senden wir dreimalhunderttausend Mann nach Osten, dreimalhunderttausend Mann nach Westen, dreimalhunderttausend Mann nach Süden" u. s. w.

Auf die Bunsensche Auffassung der Lage hat offenbar dessen Wunsch und Streben nach einem Bündnisse, das zunächst nur England und Preußen vereinigen sollte, eingewirkt. Dies scheint eine Lieblingsidee von ihm gewesen zu sein. Wenigstens begegenen wir dem Gedanken an mehrern Stellen der Biographie. Zu Neujahr 1852 schreibt Bunsen an Stockmar (III, S. 201): „England

Digitized by Google

und Preußen verbündet, und was kann der Teufel thun?“ und in einem seiner späteren Briefe an denselben Freund und Gesinnungsgenossen heißt es (S. 227): „Ich hoffe auf ein Wort aus Berlin über die Idee eines anglopreußischen Bündnisses mit Belgien und Holland.“ Diese Allianz war zwar ein Hauptdogma im Katechismus der Altliberalen, nichts destoweniger aber eine Absurdität, die auf völliger Unkenntnis der englischen Politik beruhte, welche sich auf völkerrechtliche Bündnisse von Dauer und ohne bestimmten und beschränkten Zweck niemals eingelassen hat und niemals einlassen wird.

In der Denkschrift heißt es: „Der Plan der Westmächte geht dahin, Rußland auf seine natürlichen Grenzen zu beschränken.“ Wir fragen: Welche sind die? Und woher wußte Bunsen von diesem Plane? Die Widerlegung antwortet: Aus Zeitungsartikeln und unbestimmten und zu nichts verpflichtenden Phrasen in ministeriellen Parlamentsreden. Daß die Westmächte jenen Zweck ernstlich im Auge gehabt, war damals und ist auch heute noch durch nichts zu beweisen. Er wird also bis auf weiteres den vielen Illusionen beizuzählen sein, in denen Bunsen lebte und seiner Regierung Ratschläge ertheilte.

Am 4. März richtete Bunsen an Manteuffel zwei Telegramme. Im ersten berichtete er: Nachdem Clarendon sich in rücksichtsloser Sprache geäußert, Preußen müsse Rußland den Krieg erklären, habe er, Bunsen, geantwortet, diese Forderung sei weder politisch noch freundlich, wenn Preußen nicht zugleich bleibende Deckung im Nordosten und Brechung der Übermacht Rußlands in der Ostsee garantirt werde; Preußen werde sich ohne solche Bürgschaften am Kriege nicht beteiligen. Die Depesche schloß mit den Worten: „Ich bitte Ew. Excellenz, mir umgehend telegraphisch zu sagen, ob Sie diese Erklärung genehmigen. Ich bin überzeugt, daß nur dieser Ton hier anschlägt, und ich habe Maßregeln getroffen, daß er im heutigen Ministerrate eifrige Vertreter finde.“ In dem zweiten Telegramme meldete der Gesandte, nach einer Unterredung Clarendons mit Walewski (dem Vertreter Frankreichs in London) habe der Ministerrat die beiden von ihm, Bunsen, geforderten Punkte beschlossen: 1. „Die Flotte wird in der Ostsee vor dem 1. April sein und dort bleiben. 2. Sobald die Convention unterzeichnet ist, wird der erste Akt der vier Bevollmächtigten der sein, den Zweck des Krieges, die Abstellung der Übermacht Rußlands, auszusprechen und das Interesse von Preußen dabei, für ganz Europa eine gesicherte Grenze im Norden und Osten zu haben, als solidarisch zu erklären.“

Hieraus entwickelte sich das, was Prinz Albert den „Sturz“ Bunsens nennt. Bunsen war in keiner Weise zu dem von ihm eingeschlagenen Verfahren berechtigt gewesen, er hatte mit dem, was er von Clarendon verlangt und was der englische Ministerrat dann zugestanden, entschieden eigenmächtig gehandelt. Am 5. März erhielt er telegraphisch von Berlin die Weisung, Lord Clarendon ohne Verzug zu erklären, daß der König das vorgeschlagene Abkommen nicht billige und jetzt die Verpflichtung, gegen Rußland Krieg zu führen, unter keinen

Digitized by Google

Umständen auf sich nehmen wolle. Dann kam am 10. März Gröben in London an, der Clarendon eine Mitteilung in dem Sinne machte, daß die Westmächte gut reden hätten, da sie sicher wären, daß ihr Gebiet nicht der Kriegsschauplatz werden könne. Als er zum Schlusse erklärte, er habe „nicht nötig zu sagen, mit welchem Widerwillen der König Vorschläge zurückgewiesen habe, die Versprechungen von Vergrößerungen Preußens für den Fall einer Theilnahme derselben am Kriege gegen Rußland enthalten hätten," erwiderte Clarendon: „Die englische Regierung hegt zu hohe Verehrung vor Sr. Majestät, um seine Gefühle nicht zu begreifen, aber sie glaubt auch so viel Achtung zu verdienen, daß man sie nicht für fähig hält, dergleichen Vorschläge zu machen." Welche Vergrößerungen Gröben gemeint hat, ob Österreichisch-Schlesien und Mähren oder polnische Landesteile, die Bunsen, Clarendon und Walewski am 4. März im Sinne gehabt haben mögen, ist nicht zu ermitteln. Das im zweiten Telegramm berichtete Ergebnis der Bemühungen Bunsens aber erinnert sehr an den ridiculus mus. Preußen soll sich einen Krieg mit Rußland auf den Hals ziehen, und was ist die Gegenleistung? Daß die englische Flotte in die Ostsee gehen soll, bedeutet wenigstens Schutz der preußischen Küsten vor der russischen Seemacht. Aber wenn dann noch versprochen wird, England, Frankreich und Österreich sollen das Interesse Preußens an der Abstellung der Übermacht Rußlands für ein europäisches erklären, so ist das eine jener Gaben, von denen der Berliner zu sagen pflegt: „Was ich mir dafür kaufe!" Wie oft schon hat man die Integrität der Türkei feierlich für ein europäisches Interesse erklärt, und was ist dabei herausgekommen?

Das Weitere verlief ungefähr so, wie der Brief des Prinzen es darstellt. Wenn aber darin viel Wert darauf gelegt wird, daß der König Bunsen einen höchst freundlichen Brief geschrieben, so erklärt sich letzteres einfach aus der Gewohnheit Friedrich Wilhelms des Vierten, den Beamten und den Freund in einer und derselben Person zu trennen. Man denke an Radowitz. Eine Billigung des unverantwortlichen Verfahrens Bunsens sollte und konnte damit nicht ausgesprochen werden.

Digitized by Google

Die Zukunft des deutschen Dramas.

Von G. Hartung.

ie Kunst ist bestrebt, uns in der Form des Schönen zu zeigen, daß das Einzelne ein Bild des Allgemeinen sei. Indem sie so ihr Augenmerk von vornherein immer auf ein Einzelnes richtet, begiebt sie sich freiwillig des der Wissenschaft zustehenden Rechts, das Allgemeingiltige auch direkt in allgemein giltiger Form, als Abstraktion, als Grundsatz in der Form des Gesetzes auszusprechen. Sie bedarf des Anschaulichen, Individuellen, sie verbildlicht ihre Ideen. Selbst da, wo es gilt, Strömungen der Zeit, Überzeugungen und Irrtümer eines Menschenalters künstlerisch wiederzugeben, darf der Künstler kein andres Mittel kennen als bildliche Darstellung. Er muß, was in Wahrheit einst im Geiste der Menschen lebendig war, was ihre Handlungen bestimmte und ihre Schriften durchdringt, wieder einbilden in frei erfundene Persönlichkeiten, wieder zu Beweggründen menschlichen Handelns machen. So ist denn überall, wo er sich zu seinem interessantesten Stoffe, zum menschlichen Leben wendet, die Gestaltung von Individualitäten sein letztes Ziel. So wenig es aber abstrakte Menschen giebt, die außer aller Beziehung zu der Zeit stehen, in der sie leben, so wenig kann auch die Kunst jemals ganz frei sein vom Zeitcharakter. Am wenigsten die dramatische. Nach Goethes Wort, das wie gewöhnlich bei aller Anspruchslosigkeit den Nagel auf den Kopf trifft, sollen im Roman vorzugsweise Gesinnungen und Begebenheiten, im Drama Charaktere und Thaten vorgestellt werden. Handeln aber bedeutet allemal: nach Beweggründen handeln. Und ungleich der Natur, in deren Bereich jede Wirkung an feste, weder qualitativ noch quantitativ veränderliche Ursachen geknüpft ist, halten die Geschlechter der Menschen bald diese, bald jene Beweggründe für die notwendige Voraussetzung dieser oder jener Handlung. Damit ändert sich das Urteil über die Handlung selbst, und hierin liegt ein Teil der Ursachen, weshalb dramatische Werke veralten können.

Es entspringt einer mangelhaften Einsicht in das sittliche Bewußtsein der Gegenwart und einer Mißachtung des engen Zusammenhanges des Intellekts mit dem Gemüt, wenn Buckle den sittlichen Fortschritt der Menschheit als äußerst unbedeutend gegenüber dem intellektuellen bezeichnet. Möglich und wohl auch wahrscheinlich, daß heute noch ebenso viel Verbrechen begangen werden wie zur Zeit Alexanders des Großen, gewiß aber auch, daß damals ebenso viel kluge Gedanken gedacht wurden wie heute. Soviel ist über allen Zweifel erhaben, daß unser sittliches Empfinden aus andern Quellen strömt als das hellenische der Geschwisterehe und der Sklaverei. Die gebildete Minderzahl

Digitized by Google

freilich besitzt Kenntnisse und geistige Schnellkraft genug, um sich in die Weltanschauung vergangener Jahrhunderte mit frischer Empfindung hineinzuversetzen. Die große Masse aber, welche neun Zehnteile der Theaterbevölkerung ausmacht und an deren Beifall dem Dichter gelegen sein muß, wenn er nicht die saftlose laus academica dem schwellenden Lorbeer volkstümlichen Ruhmes vorzieht, die große Masse will da gepackt sein, wo sie natürlich und ohne das künstliche Flämmchen reflektirender Empfindung denkt und fühlt. Damit soll der modernen Interesselosigkeit historischen Dichtungsstoffen gegenüber und der modernen denkfaulen Blasirtheit kein Mäntelchen umgethan werden. Aber die Indolenz, mit der unsre Zeitgenossen auch an bedeutenden dramatischen Dichtungen vorbeizugehen pflegen, wenn diese nicht gewisse, durchaus beiläufige und nicht mit Notwendigkeit aus dem Wesen der Dramatik hervorgehende Bedingungen erfüllen, ist doch nicht ohne weiteres mit jener göttlichen Bedürfnislosigkeit in allem, was Kunst heißt, zu indentifiziren. Auch unter den Berufenen schenken nur wenige Auserwählte den Erzeugnissen moderner Dramatik mehr als flüchtige Aufmerksamkeit. Dramatiker von bedeutendem Talent leben gegenwärtig unter uns: weshalb finden sie so selten diejenige Anerkennung, deren Mangel kein Dichter auf die Dauer ohne Beeinträchtigung seines Schaffens, ohne Nachlaß der geistigen Spannung, empfindet? Weshalb gelingt es ihnen so selten, uns aus den starren Grenzen unsers kritischen Selbstbewußtseins herauszureißen und uns den einzelnen Fall, den sie schildern, als den Gang des Schicksals, der Weltgerechtigkeit selbst, bewundern zu lassen? Können wir nicht mehr künstlerisch empfinden, oder gebricht es jenen Werken trotz aller Vortrefflichkeit doch an dem letzten, geheimnisvollen und unwiderstehlichen Reiz einer großen Dichtung?

Ich meine, es ist beides der Fall, und es ist eins vom andern abhängig. Soviel Ehrfurcht, wie wir den Tragödien Shakespeares und Schillers entgegenbringen, würden wir doch auch jenen weihen, wenn es ihnen gelänge, den individuellen Verlauf ihrer Handlung zu einem erschütternden und erhebenden Bilde der Welt zu erweitern. Daß sie das nicht vermochten, scheint mir weniger an einem Mangel dramatischen Talents als an einer für den gebildeten Menschen ganz richtigen, für den Dramatiker aber (der Gegensatz soll nicht kontradiktorisch sein) falschen Auffassung der Geschichte zu liegen. Wir alle sehen heutzutage die Weltbegebenheiten anders an als unsre Urgroßväter; auch unsre Dichter können sich einer kritisch-nüchternen, viele Illusionen zerstörenden Beurteilung derselben nicht entziehen. Der allgemeine Zeitgeist — diesmal ein zwar verstandesscharfer, aber sehr pietätloser Geist — erschwert uns Hervorbringung und Genuß historischer Tragödien. Die Seele des Dramas ist die Persönlichkeit, die Seele des historischen Dramas ist der geschichtliche Held. Noch aber liegt die Zeit nicht weit hinter uns, da man unter Geschichte ganz vorzugsweise die Kriege und die Regierungsakte der Fürsten verstand. Das Werden

Digitized by Google

eines großen geschichtlichen Ereignisses blieb soweit in Dunkel gehüllt, als es nicht das unmittelbare Ergebnis eines psychologischen Prozesses war. Helden und Könige machten die Geschichte wie ein Schachspieler sein Spiel. Demgemäß kam die allgemeine Anschauung dem Dramatiker entgegen, weil sie, gleich ihm, alles Geschehende konzentrirte und personifizirte. Gerade das Umgekehrte findet bei uns statt. Wir haben uns gewöhnt, die Geschichte als das langsam reifende Produkt unzähliger, unscheinbar, ganz in der Stille wirkender Bedingungen anzusehen, sodaß uns die Handlung in einem historischen Drama leicht lückenhaft und den thatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechend erscheint. Der Idealismus aber, der in einem großen Manne die Kristallisation der zeitbewegenden Ideen sieht, die rein menschliche Freude an einer groß und eigenartig angelegten Persönlichkeit ist stets nur das Eigentum weniger gewesen und vermag die lebendige Überzeugung von der Wahrheit des Gedichteten, das entzückende Bewußtsein von der Einheit der eignen Weltanschauung mit der von der Bühne herab verkündeten, auch bei diesen wenigen nicht zu ersetzen.

Zudem ist das Interesse an einer eigengearteten Persönlichkeit als einer solchen bei niemand besonders stark. Woher sollte es auch kommen? Die Art unsrer Erziehung, die aus uns selbst viel weniger tüchtige Individualitäten als brauchbare Kapizitäten zu bilden strebt, hält davon ab, Talent und Neigung für die naive Freude an andern Charakteren zu wecken. Es scheint, als krankten auch unsre Dichter an diesen Gebrechen der Zeit, als flösse ihre Begeisterung nur spärlich, als müßten sie sich erst künstlich die rechte Unbefangenheit ihrem Helden gegenüber erwerben, als könnten sie es nicht über sich gewinnen, alle und jede Reflexion beiseite zu setzen, wenn sie sich nicht auf streng künstlerischem Boden bewegt. So erwecken sie auch im Zuschauer unkünstlerische Reflexion, das heißt: sie begehen einen Raub an ihrem eignen Werke, indem sie den Stoff, ehe sie ihn in das Sonnenlicht der Kunst bringen, zuvor durch die gefärbten Gläser politischer und sozialer Parteiungen betrachten. Es mag vielleicht vielen lächerlich klingen, aber es wird am Ende doch Wahrheit sein, daß die allgemeine Teilnahme an den Irrgängen der Politik auch aus dem eben angedeuteten Grunde dem Gedeihen historischer Dramatik hinderlich ist. Eine willensstarke, sich über alles Recht hinwegsetzende Persönlichkeit erscheint dem auf den staatlichen Rechtsverhältnissen fußenden politischen Bewußtsein der Gegenwart vielfach unsympathisch. Freilich wird man dadurch recht lebhaft an das bekannte Wort erinnert, kein Held sei ein Held für seinen Kammerdiener. Aber leider laufen die Kammerdiener in mancherlei Masken und Trachten herum und wollen uns weismachen, die Helden seien ausgestorben.

Ausdrücklich möchten wir darauf hinweisen, daß die gegenwärtige Bedeutungslosigkeit der historischen Tragödie nicht etwa nationalen Einseitigkeiten oder Schwächen entspringt. Im modernen England und Frankreich sowohl als im klassischen Altertum wendet sich — ähnlich wie bei uns — das öffentliche

Digitized by Google

Interesse in dem Maße, als die aktive Teilnahme am politischen Leben wächst, von dem geschichtlichen Trauerspiel ab. Daraus erhellt, daß dieser Kunstform zur vollen Entfaltung ihrer Bedeutung sowie zur ganzen Ausreifung ihrer Technik nur eine verhältnismäßig kurze Spanne Zeit verliehen wurde. Denn ein erst in der Entwicklung begriffenes Volksbewußtsein, ein vorzugsweise nach außen lebendes, naiver Thatlust und Thatkraft sich freuendes Zeitalter gestaltet seine Erinnerungen allenthalben zu epischer Dichtung. Solange die Menschen noch nicht gelernt haben, in einer bedeutenden Handlung nicht allein den Ursprung einer Reihe folgenreicher Ereignisse, sondern auch das Resultat einer Reihe seelischer Kämpfe zu erblicken, solange erscheint ihnen die Handlung an sich als das einzige, an das ihre Empfindung anknüpfen kann. Bevor ein gewaltiges Geschick mit dem Auge des Dramatikers aufgefaßt werden kann, muß erst in der Menschenbrust etwas entstanden sein, das sich dem hereinbrechenden Schicksal nicht stumm unterwirft, sondern trotzig entgegenstemmt; ein Gefühl von dem Rechte, von dem Werte und — von der Gefahr der Selbstbestimmung muß in der Seele lebendig sein, damit das Scheitern eines starken Charakters mit voller tragischer Macht wirken könne. Und da die Kunst, vor allen die Dichtkunst, auf nationalem Boden zu sprossen pflegt, so ist es erklärlich, daß auch bei weiter vorgeschrittener geistiger Kultur das Drama gemeiniglich erst dann sein Haupt erhoben hat, wenn ein besondrer Anlaß das Nationalgefühl sammelte und bereicherte. So pflegt auch in der Natur die aufgesammelte Spannkraft erst dann in lebendige Kraft überzugehen, wenn von außen ein Anstoß kommt, der die Atome aus ihrem ruhigen Gleichgewicht bringt. Wir sehen in Griechenland das Aufblühen der Dramatik an den Zusammenstoß der hellenischen Welt mit der orientalischen, in England an die Glanzepoche Elisabeths, in Frankreich an die Beseitigung der Fronde und den Zusammenschluß der Stämme geknüpft. Und in Deutschland hatten die Schlachten des siebenjährigen Krieges unser Volk aus dem hundertjährigen Winterschlafe geweckt, ehe die Jahre des Sturmes und Dranges zwar unreife, aber doch deutsche Dramen zeitigten und ehe in Lessing ein Reformator der deutschen Schaubühne erstand. Dabei ist es wenigstens bei den erstgenannten drei Nationen, die sich selbständiger als wir entwickeln konnten, nicht zu verkennen, daß die Zeit dramatischer Blüte zusammenfällt mit einer charakteristischen Neigung, die Objekte der Kunstwerke auf der Höhe des Lebens, im Glanze des Thrones, zu suchen. Vielleicht nur deshalb tritt dann das Drama mit Vorliebe im Gewande der historischen Tragödie auf; vielleicht deshalb zumeist verliert die letztre an Bedeutung, sobald das Volk sich selbst mit seinem Empfinden und seinem sittlichen Horizont Gegenstand des höchsten Interesses wird.

Vieles vereinigt sich, das uns die Hoffnung nimmt, in der nächsten Zukunft, in der gegenwärtigen Kulturperiode unsres Volkes, noch einmal historische Tragödien von unvergänglicher, klassischer Bedeutung entstehen zu sehen. Die

Digitized by Google

Kunst eines Volkes fristet entweder eine kümmerliche Treibhausexistenz, oder sie bemächtigt sich des Zeitgeistes und nimmt ihre Motive aus dem Kreise dessen, was den vornehmlichen Bewußtseinsinhalt der Zeitgenossen ausmacht. Seit zwei Menschenaltern ist das Zentrum dieses Kreises ein völlig andres geworden. Die unmittelbare Gegenwart, das Heute und Morgen, der gesellschaftliche Organismus mit seinen physiologischen und pathologischen Erscheinungen nimmt uns ganz in Anspruch, und demgemäß überwiegt das Fachwissen vor allgemeiner Bildung, die praktische Verständigkeit vor philosophischer Reflexion. Es ist wie im solonischen Athen: wir halten den für einen unreifen Menschen und schlechten Bürger, der nicht politisch Partei ergreift. Wir schätzen den Menschen nicht nach seinem Werte, sondern nach seinen Leistungen, weil wir den nationalökonomischen Grundsatz gelernt haben, daß nicht die Anhäufung des Kapitals schlechthin, sondern die nutzbringende Anlage desselben der Gesellschaft zuträglich ist. Eine Zeit aber, deren Interesse und Thätigkeit ganz vorzugsweise dem materiellen Gewinn zugewendet bleibt, eine Zeit, die allen Ernstes die Frage ventiliren kann, ob die Bildung der Jugend nicht zweckmäßiger den Realschulen als den Gymnasien anvertraut werde, hat die Empfänglichkeit für Tragödien hohen Stils verloren.

Anders verhält sie sich zu historischen Lustspielen. Überall, wo statt der Harmonie der geistigen Kräfte vorzugsweise die Verstandesthätigkeit ausgebildet und geübt wird, wächst auch Interesse und Verständnis für fein angelegte und verwickelte Intrigue als die Arena geistiger Gewandtheit und findigen, schlagfertigen Wesens. Der Blick für die kleinen Mängel und Verkehrtheiten menschlicher Charaktere wird geschärft, das Wohlgefallen am Witz wird gesteigert; kurz, diejenigen Mittel, mit denen das Lustspiel arbeitet, finden bei jedermann Anklang und volles Verständnis. Werden historische Charaktere herangezogen, so bleibt doch eben das Historische an ihnen nicht viel mehr als Dekoration. Von vornherein muß auf die Darstellung großer Katastrophen, welthistorischer Aktionen verzichtet werden, damit kein Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung zum Vorschein komme. Und doch erweitert der historische Hintergrund die Perspektive und übernimmt einen großen Teil von der Verpflichtung des Dichters, die Handlung aus der ursprünglichen relativen Bedeutungslosigkeit herauszuheben. Der Genuß dieser Dichtungen ist bequem, weil sie, auch wenn nicht tiefer erfaßt, doch angenehm unterhalten und alle lustigen Geister im Zuschauer erwecken. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß damit noch nicht die Inferiorität des Lustspiels vor dem ernsten Drama ausgesprochen sein soll. Nur daß ihm mehr accidentelle, ich möchte sagen äußere Hilfsmittel zu Gebote stehen. Fast jede Zeit dünkt sich der Vergangenheit gegenüber fortgeschritten, richtiger, den menschlichen Kulturbestrebungen dienlicher. Daher haftet an altertümlichen Sitten und Zuständen für den Durchschnittsmenschen leicht etwas Lächerliches; sie rufen innere Befriedigung in ihm hervor, weil sie sein

Digitized by Google

Selbstgefühl steigern, und mit innerlichem Kitzel sieht er sie auf der Bühne an sich vorübergehen, sobald der Dichter ihm nur nicht absichtlich diese Freude vergällt.

So zweifellos aber auch die Sympathie der Zeitgenossen dem historischen Lustspiel sich in höherem Grade zuwendet als der historischen Tragödie, so kann doch die dramatische Kunst ein lebensfähiges Ganzes auch in Zukunft erst dann bilden, wenn durch das ernste Drama dem Lustspiel eine tiefere Auffassung und eine richtige Stellung zu Teil wird. Der Stoff für das ernste Drama wird aber für die nächste Zukunft kaum anderswo gefunden werden als in den sittlichen Konflikten des bürgerlichen Lebens. Ihre Motive liegen in der modernen Gesellschaft, und diese Motive geben weder an Reichhaltigkeit, noch an Bedeutung für den einzelnen Menschen, noch an Wichtigkeit für die menschliche Gesellschaft, noch endlich an fesselndem Interesse den Sujets der historischen Dramen das geringste nach. Wenn auf dem Gebiete der letzteren ohne Zweifel nur einer starken dichterischen Kraft Bleibendes gelingt, so wird andrerseits ein modern sozialer Stoff sich durch dichterische Genialität sehr wohl in klassische Form umschmelzen und zu einem Kunstgebilde von unvergänglichem Werte gestalten lassen. Nicht allein daß jede hoch entwickelte Zivilisation reich an innern Gegensätzen, an zwiespältigen und sich befehdenden Elementen ist; nicht nur, daß während ihrer Dauer das Empfindungsleben immer reichhaltiger, die Reaktion der Seele auf äußere Eindrücke immer feiner wird: durch die allgemeine Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse und durch die Gewöhnung des Geistes an weiten Umblick wie an klare Einsicht in die Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft wird in weite Kreise das Bewußtsein getragen, daß das relativ Richtige nicht das absolut Wahre sei, daß Einrichtungen, Gesetze, Sitten zwar für das Gedeihen der Gesammtheit unangefochten bleiben müssen, daß aber der Einzelne unter Umständen unbeschadet seines sittlichen Selbstbewußtseins sich über das zeitig Geltende hinwegsetzen darf, wenn er die Überzeugung von einer höheren, allgemeineren Wahrheit in sich trägt. Der Drang, die eigne Persönlichkeit ohne Zwang zu bethätigen, wird in demselben Grade unwiderstehlich, als der Einzelne mit seinem Empfinden und Denken sich von der Allgemeinheit absondert. Kurz, der Kampf zwischen subjektiver Berechtigung und objektivem Recht, zwischen individuellem Bedürfnis und allgemeinem Gesetz wird keinem mehr erspart und findet deshalb volles, leidenschaftliches Verständnis, so oft er uns auf der Bühne an Menschen unseres Geistes und unserer Weltanschauung gezeigt wird. Darin liegt denn zugleich die Abweisung eines hin und wieder ausgesprochenen Verdikts, als könne ein bürgerliches Drama sich hinsichtlich seines Eindrucks nie mit dem historischen messen, weil, abgesehen von allem andern, seinem Helden bei der Katastrophe die „Fallhöhe" fehle. Eine ehrenvolle Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, thätige Teilnahme an allem, was die Zeit bewegt, vor allem aber seelische Ruhe und harmonisches Empfindungsleben als Grundlage

Digitized by Google

eines edeln, den höchsten Interessen der Menschheit zugewendeten Daseins sind für so weite Kreise Bedürfnis geworden, daß eine Vertreibung aus diesem Paradiese uns nicht weniger schmerzlich dünkt als der Verlust eines Königreichs.

Nur möge man sich hüten, die Sache leicht zu nehmen! Unter Hinweis auf die höchsten Aufgaben der Kunst, aus deren Erfüllung ihr allein das Anrecht auf den Ehrenplatz im Kreise menschlicher Interessen erwächst, müssen wir von der bürgerlichen Dramatik verlangen, daß sie erstens individuelle Charaktere liefere und diese mit der ganzen Tiefe und Feinheit der Empfindung darstelle, deren ein moderner Mensch fähig ist; daß sie zweitens im Auge behalte, daß ein künstlerisches Gebilde mehr als eine getreue Nachahmung der Natur, daß es individuell und typisch zugleich sein soll und auch immer sein muß, wenn die dargestellte Persönlichkeit gründlich in all ihren Beziehungen und treibenden Kräften erfaßt wird. Nicht ohne tiefe Benachteiligung seines Werkes wird der dramatische Dichter seinen Figuren dies unscheinbare Hinauswachsen aus den Grenzen des Individuellen verkümmern; er drückt seine eigne Leistung dadurch zu einem kurzlebigen Tagesereignis hinab. In mühelos von der Straße aufgelesenen Vorkommnissen und mit leichtem Salongeplauder die Konflikte der modernen Gesellschaft künstlerisch darstellen zu wollen, heißt mit Pistolen nach den Sternen schießen.

Endlich noch ein Wort von der Technik, von der dramatischen Form, von der Führung der Handlung, von dem Aufbau der Szenen. Seit die Dramatik Shakespeares im Gegensatz zu den aristotelischen Überlieferungen die volle Ungebundenheit an Zeit und Ort lehrte, ist es bei uns bis in die neueste Zeit herein Sitte gewesen, die Konzentrirung der Handlung auf einen einzigen Schauplatz, wie überhaupt die sorgsame Vermeidung jedes irgend entbehrlichen Einschnitts in das szenische Gefüge als Pedanterie und unwürdige Beschränkung des freien dichterischen Fluges zu bezeichnen. Die starke Dichterkraft des Britten vermag freilich unser Interesse trotz aller Zersplitterung stets wieder, wo es not thut, auf die Hauptsache hinzulenken und zu sammeln. Und doch wirken auch die Shakespearischen Dramen um so stärker auf uns, je weniger sie an jener Zersplitterung leiden, wie jeder an sich erleben kann, wenn er eine leidlich geschickte Bearbeitung derselben an sich vorbeigehen sieht. Für die Bedürfnisse der modernen Bühne heißt die Parole: entschiedener Bruch mit der Technik Shakespeares. Aus dem Wesen des Dramas selbst, das nach Freytags treffender Definition das Werden einer Aktion und ihre Folgen auf das Gemüt darstellen will, läßt sich kein Grund für eine Vielheit der Zeit und des Ortes entwickeln. Was aber die aus der Natur einzelner Stoffe etwa hervortretenden Zweckmäßigkeitsgründe betrifft, so möge man des alten gefährlich zu umgehenden Kunstgesetzes eingedenk sein, daß zur Erreichung eines bestimmten Zwecks möglichst kleine Mittel aufgeboten werden müssen, wenn anders der Eindruck des Unschönen vermieden werden soll. Wo in einer Historie der Rückschlag des Geschehenen

Digitized by Google

auf weiten Umkreis geschildert wird, wo Volksszenen auf der einen, intime Zwiegespräche auf der andern Seite unvermeidlich sind, da wird man am Ende einen öfteren Szenenwechsel ruhiger hinnehmen. Bei frei erfundenen modernen Stoffen fällt jeder Anlaß hinweg.

In jedem Falle wird es sich darum handeln, wie das Werden der betreffenden Aktion und ihre Rückwirkung am deutlichsten und eindringlichsten ververanschaulicht werden kann. Demnach wird sich — obwohl der Schwerpunkt des Stückes nicht in die Charaktere, sondern in die Handlung gelegt werden muß — die szenische Konstruktion wesentlich nach den dargestellten Charakteren richten müssen. Lebhafte, willensstarke und entschlossene Menschen handeln sozusagen in einem rascheren und wechselreicheren Tempo als Hamletnaturen. Deshalb wird der Dichter bei jenen die Motive energisch gruppiren, ihre Wirkung schneller hervortreten lassen; es sind reich bewegte, lebhaft kontrastirende Szenen fast unumgänglich und immer von durchgreifender Gewalt. Der moderne Zuschauer will aber, seiner größeren Innerlichkeit, seinem ausgebildeten Empfindungsleben entsprechend, auch eine sorgfältige Motivirung, und deshalb mögen, in den ersten Akten besonders, einige große, komplizirt gebaute, vielseitig anregende Szenen am Platze sein. Dieselben befriedigen zugleich das Interesse an gewandter Technik und erwecken eine auch dem dichterischen Inhalt günstige geistige Spannung. Andrerseits ist es gewiß nicht zu unterschätzen, daß der moderne Zuschauer, seiner reflektirenden Geistesrichtung wegen, manche Wirkung und Rückwirkung sich selbst ausmalt und dem Dichter dadurch die Arbeit erleichtert, indem er ihm Raum und Zeit giebt, umso verschiedenere Accorde anzuschlagen.

Ein historisches Drama im eigentlichen Sinne findet schon an dem modernen Verlangen nach vielseitiger, tiefer Motivirung ein schwer übersteigliches Hindernis. Will man, um Raum zu gewinnen, und zugleich um den im Grunde stets epischen Stoff in einen dramatischen zu verwandeln, alles Geschehende direkt vom Spieler und Gegenspieler ausgehen lassen, so macht man die ganze Angelegenheit zu einer rein persönlichen und drückt die weltgeschichtliche Bedeutung des Vorganges zum Range einer Dekoration hinab. Und dasselbe ist in noch höherem Grade der Fall, wenn etwa bloß eine mit den weltgeschichtlichen Vorgängen nur äußerlich verknüpfte Episode aus dem Leben des Helden dargestellt wird. Immer würde sich dann das Historische viel besser verwerten lassen, wenn der Stoff in epische Form gegossen, anstatt in dramatische gezwängt würde.

Eins allerdings ließe sich mit dem Anschein der Berechtigung einwenden. Wenn der Dichter seine Figuren aus sich selbst erschafft, wenn er sie in seinem Bewußtsein allmählich Gestalt gewinnen sieht, so steht er ihnen am Ende viel unfreier gegenüber, als wenn sie plötzlich, fix und fertig, aus der Dämmerung historischer Vergangenheit vor ihm auftauchen. Denn obwohl er die Charaktere selten ganz so brauchen kann, wie die Überlieferung sie ihm geschildert, so treten

Digitized by Google

sie doch, sobald er sich für einen geschichtlichen Stoff lebhaft erwärmt, in festen Zügen plastisch vor sein Auge; ihr Bild strahlt ihm aus dem Spiegel ihrer Handlungen zurück, während er im andern Falle diesen Spiegel erst selbst konstruiren muß und Gefahr läuft, ein verschwommenes Bild zu erhalten. Doch damit ist nichts anderes bewiesen als abermals die Schiefheit des Vorwurfs, daß für die höchste dichterische Kraft ein modern-sozialer Stoff zu leicht sei.

Stichhaltiger möchte ein andrer Einwurf sein. Moderne Charaktere füllt der Dichter ganz und gar mit seinem eignen Leben; mehr als sonst hat er Anlaß, den Zeitgenossen sein gesammtes Denken und Empfinden, künstlerisch gestaltet, vorzuführen. Nun aber kreuzen sich gegenwärtig mit den verschiedensten Prinzipien der Weltanschauung auch die verschiedensten Prinzipien für die Wertschätzung menschlicher Handlungen. Auf den meisten Punkten, wo ein Konflikt der Rechte individueller Überzeugung mit dem allgemeinen Moralgesetze beginnt, tobt heute ein lebhafter, verwirrender Kampf. Und doch soll im Künstlerwerke alles unbefangen, d. h. tendenzlos aussehen. Es ist kaum möglich, eine Partei nicht zu verletzen, wenn man nicht ganz auf der Oberfläche schwimmen will. Die verletzte aber erhebt sogleich die Anklage der Tendenzmacherei und nimmt den andern die wünschenswerte Unbefangenheit, aus der heraus allein ein richtiges Urteil möglich ist.

Diesem schwersten Hemmnis einer gesunden Entfaltung des dichterischen Talentes läßt sich nichts andres an die Seite stellen. Trotzdem ist es falsch, an der Zukunft einer nationalen modernen Dramatik zu verzweifeln. Durch den politischen Zusammenschluß der deutschen Stämme ist wenigstens die Bahn gebrochen zu einer nationalen Bildung der deutschen Gesellschaft. Wie der französische Dramatiker schon seit lange, so wird, wir können es hoffen, auch der deutsche in Zukunft gestellt sein. Möchte er alsdann nur immer verstehen, sich von der wohlfeilen und im tiefsten Kern unsittlichen Lösung dramatischer Konflikte fernzuhalten, die uns hindert, an so manchem bedeutenden Werke moderner französischer Dramatik eine reine Freude zu haben!

Digitized by Google

Die Fortschritte in der antiken Kunstgeschichte
während des letzten Jahrzehnts.

Von Hugo Blümner.

1. (Schluß.)

enn bei all diesen bisher aufgezählten Werken die Gattung der publizirten Denkmäler der leitende Gesichtspunkt war, und dann in zweiter Linie die Provenienz, so haben wir weiterhin einige Publikationen anzuführen, bei denen die zufällige Zusammengehörigkeit — sei es nur die eines einzigen Museums, sei es die eines größeren Landes — maßgebend gewesen ist. Im letztern Sinne hat Fröhner eine Anzahl interessanter Denkmäler aller Art in vorzüglicher Ausstattung publizirt in dem Werke Les Musées de France, Receuil de monuments antiques (Paris, Rothschild, 1872). Eine Anzahl Kunstgegenstände jeder Gattung aus dem Louvre, aus verschiedenen öffentlichen und privaten Sammlungen Frankreichs sind hier in vorzüglichen Abbildungen, wie man sie jetzt in französischen Publikationen gewohnt ist, der Forschung zugänglich gemacht, griechische und römische Denkmäler von den verschiedensten Fundstätten, darunter auch manche wertvollen Funde aus französischem Boden. Dagegen ist der Fundort der leitende Gesichtspunkt bei einer von A. Conze begonnenen Publikation, von der zunächst mehrere Hefte vorliegen: „Römische Bildwerke einheimischen Fundorts in Österreich“ (Wien, Gerold, 1873 ff.; aus den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften). Eine derartige Sammlung bietet auch noch das spezielle Interesse, daß man dadurch in den Stand gesetzt wird, provinzielle Technik und Vorstellungskreise zu übersehen. Umfangreichere Museumspublikationen haben wir nur wenige zu verzeichnen. Ich verweise nur kurz auf E. von Sackens „Antike Skulpturen des k. k. Münz- und Antikenkabinets in Wien“ (Wien, Braumüller, 1873); ferner auf das Musée Fol (Genf, 1874 ff.), mehrere Bände mit Abbildungen der Fol'schen, jetzt städtischen Altertumssammlung von Genf, bei denen freilich Wichtiges und Unwichtiges gar zu wenig geschieden ist; und dergleichen mehr.

Dem bisherigen, oft so schwer empfundenen Mangel an guten Museumskatalogen hat man auch in der letzten Zeit angefangen mehr und mehr abzuhelfen. Ich spreche an dieser Stelle ausdrücklich auch hiervon, weil ja der Zweck eines guten Museumskataloges keineswegs bloß der ist, dem Besucher, welcher die betreffende Sammlung studiren will, ein zuverlässiger Führer zu sein, sondern weil er auch als authentisches Material für Forschung und denen, welche

Digitized by Google

nicht am Orte der Sammlung selbst weilen, die Autopsie bis auf einen gewissen Grad zu ersetzen bestimmt ist. An Katalogen, welche dieser Aufgabe gerecht werden, war bisher kein Reichtum; namentlich die großen Museen Italiens boten hierfür, mit Ausnahme des von Benndorf und Schöne beschriebenen Lateranmuseums, so gut wie gar nichts. Inzwischen hat man in Italien von offizieller, d. h. Verwaltungsseite bei dem Museo nazionale den Anfang mit einem großen, gründlichen Kataloge gemacht, welcher freilich sehr langsam vorschreitet und meines Wissens noch nicht bis zu den Skulpturen des Museums gediehen ist. (Auf Helbigs Verzeichnis der Wandgemälde kommen wir an andrer Stelle zu sprechen.) Hingegen ist man für Rom immer noch gar übel daran: in den päpstlichen Sammlungen des Vatikans wie in den städtischen des Kapitols ist man entweder immer noch auf die alten, unbrauchbaren Verzeichnisse oder ganz auf sich selbst angewiesen; es scheint da auch vorläufig noch wenig Aussicht auf Besserung zu sein, zumal da weder Kurie noch Municipalität es gestatten, daß die von ihrer Seite zwar beabsichtigte, aber auf die lange Bank geschobene Ausführung sorgfältiger Kataloge von andrer Seite, etwa vom archäologischen Institut, in die Hand genommen werde. Ähnlich steht es mit den großen Privatsammlungen der Villa Albani und der Villa Borghese. Hingegen ist der Denkmälerschatz der Villa Ludovisi jetzt sehr sorgfältig beschrieben worden in dem mit Unterstützung des archäologischen Instituts herausgegebenen Buche von Th. Schreiber: „Die antiken Bildwerke der Villa Ludovisi in Rom" (Leipzig, Engelmann, 1880), und die zerstreuten Antiken Roms in dem, ebenfalls vom Institut subventionirten dreibändigen Buche von Fr. Matz, nach dessen Tode revidirt und vollendet von Fr. von Duhn: „Antike Bildwerke in Rom, mit Ausschluß der größeren Sammlungen" (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1881 fg.), einer außerordentlich sorgfältigen Sammlung der so überaus zahlreichen in Roms Straßen, Palästen, Vignen u. s. w. verstreuten Überreste antiker Skulptur. Was wir an diesem Buche freilich als durchaus verfehlt bezeichnen müssen, ist die Anordnung des Stoffes. Es ist ja richtig und auch bereits genügend hervorgehoben worden, daß solche Verzeichnisse noch einen höheren Zweck haben als den, bloß dem studirenden Fachmanne als Handbuch und Begleiter bei seinen Wanderungen zu dienen; aber immerhin ist auch dieser Zweck ein so wichtiger, daß er nicht ganz und gar aus den Augen verloren werden darf. Das ist aber, wie ich behaupten muß, bei diesem Buche geschehen, in dem man den ganzen Stoff nicht nach dem lokalen Gesichtspunkte des gegenwärtigen Aufbewahrungsortes, sondern nach den Gattungen und Gegenständen der Denkmäler gruppirt hat. Allerdings ist am Schluß neben verschiedenen andern praktischen Registern auch ein topographisches gegeben worden; das kann aber dem gerügten Übelstande nicht abhelfen. Denn wer wird, wenn er in Rom herumwandelnd die zerstreuten Antiken der ewigen Stadt aufsucht, immer die drei starken Bände des Matzschen Werkes mit sich herumschleppen wollen, um von der Unbequemlichkeit des beständigen Nach-

Digitized by Google

schlagens im Register ganz abzusehen? Meiner Meinung nach wäre es viel empfehlenswerter gewesen, trotz aller Pietät gegen Matz, von dem die gegenwärtige Anordnung herrührt, lieber die topographische Gruppirung zu wählen und die sachliche im Register zu geben. Auch bei Katalogen einzelner Museen beschreibt man die Gegenstände ja nicht nach den Sujets geordnet, sondern in der Reihenfolge ihrer Aufstellung. Wir bedauern es höchlichst, daß das Werk, welches so recht dazu geeignet schien, ein praktisches Handbuch für den Aufenthalt in Rom zu werden, nunmehr diesen Zweck zu erfüllen nicht mehr geeignet ist.

Für die Antiken Oberitaliens sind wir jetzt recht gut versehen durch die zum Teil auch mit Unterstützung des Instituts herausgegebenen Verzeichnisse von Hans Dütschke. Erschienen sind bis jetzt folgende Bände: 1) „Die antiken Bildwerke des Campo Santo zu Pisa" (Leipzig, Engelmann, 1874.) 2) „Zerstreute antike Bildwerke in Florenz" (1875.) 3) „Die antiken Marmorbildwerke der Uffizien in Florenz" (1878.) 4) „Antike Bildwerke in Turin, Brescia, Verona und Mantua" (1880.) Ein Band über Venedig ist jedenfalls auch noch zu erwarten. Allerdings lassen die Beschreibungen Dütschkes manchmal die notwendige Genauigkeit vermissen, und namentlich in epigraphischer Hinsicht sind ihnen von kompetenter Seite arge Flüchtigkeiten vorgeworfen worden; auch ist es wohl etwas stark, wenn z. B. von den Löwen eines Sarkophags gesagt wird, ihre Schwanzbüschel hätten die Form eines Baumzweiges (I, 118 Nr. 154), während diese Löwen ihre ganz naturhistorisch-normalen Schwänze haben, nur daß neben jedem ein Baum steht. Indessen darf man solche Fehler, dergleichen jemandem bei einer so großen Zahl zu beschreibender Objekte wohl unterlaufen können, nicht zu streng beurteilen; ist es doch selbst den geübten Beschreibern des Lateranmuseums passirt, daß sie wiederholt von Greifen „mit starken Beuteln auf der Brust" sprechen, während dieser angebliche Kropf offenbar nichts als die Andeutung des Flügelansatzes der andern Seite vorstellt. Von den neapolitanischen Vasen verdankt man Heydemann einen guten Katalog: „Die Vasensammlungen des Museo nazionale zu Neapel" (Berlin, G. Reimer, 1872); die mannichfachen Schätze einer schönen Privatsammlung hat Richard Schöne beschrieben in dem auf Kosten des Instituts publizirten Buche: Le antichità del Museo Boccbi di Adria (Rom, 1878.)

Für Athens früher noch mehr als jetzt an verschiedenen Stellen verstreute Sammlungen hatte, nach Kekulés sorgfältigem Katalog der Denkmäler des Theseions, Heydemann die notwendige Ergänzung geliefert: „Die antiken Marmorbildwerke in der sogenannten Stoa des Hadrian, dem Windturm des Andronikus, dem Wärterhäuschen auf der Akropolis und der Ephorie im Kultusministerium zu Athen" (Berlin, G. Reimer, 1874.) Nachdem inzwischen vielfach der Bestand der Sammlungen vermehrt worden, die Aufstellung der einzelnen Denkmäler verändert und das neue Centralmuseum in der Patissiastraße

Digitized by Google

geschaffen worden ist, war ein neues Verzeichnis ein dringendes Bedürfnis geworden, welchem L. von Sybel zu genügen suchte mit seinem „Katalog der Skulpturen zu Athen“ (Marburg, Elwert, 1881.) Da Sybel selbst die allerunbedeutendsten Restchen in dies Verzeichnis aufgenommen hat, ist dasselbe auf die ungeheure Zahl von 7343 Nummern angewachsen; und obgleich selbstverständlich nur die wichtigeren darunter etwas eingehender behandelt werden konnten, die Mehrzahl mit ganz wenig Worten abgethan wird, hat der Katalog, trotz zahlreicher Abkürzungen sowie äußerst kompresser und infolge dessen sehr wenig übersichtlicher Druckanordnung, einen recht ansehnlichen Umfang bekommen. Für Beschreibung und genaue Literaturangaben bei den wesentlicheren Objekten wird ebenso der Besucher Athens als der Benutzer des Katalogs daheim dem Verfasser dankbar sein; dagegen vermag ich durchaus nicht einzusehen, was die Aufnahme jener durchaus unwichtigen Fragmente für einen Zweck hat. Da heißt es z. B.: „4424. Vier Finger. 4434. Gekrümmter Finger. 4435. Frgm. Füßchen auf Plinthe. 4441. R. Händchen, ab Finger. 4442. Rechte Seite eines Köpfchens. 4443. Händchen aus Gewand, hält Objekt“ u. s. f. Solcher Angaben giebt es in dem Verzeichnis zu vielen hunderten. Man versteht es, wenn dergleichen Angaben sich in einem Inventar oder einem Katalog, der zugleich als Inventar zu dienen bestimmt ist (wie z. B. des Referenten Katalog der Züricher archäologischen Sammlung), finden; aber was sollen sie hier? Wer die Museen selbst besucht, hat davon ebensowenig etwas wie der auswärtige Gelehrte, welchem der Katalog als wissenschaftliches Hilfsmittel dienen soll. Mir erscheint ein solches Verfahren mehr pedantisch als exakt; ein Weglassen aller dieser unbrauchbaren Notizen würde es dagegen ermöglicht haben, auf die andern Denkmäler etwas näher einzugehen und die oft gar zu lakonisch und dunkel gehaltenen Beschreibungen ein wenig deutlicher zu machen. Die vorangeschickte systematische Übersicht ist ziemlich ausführlich und eine in vielen Beziehungen recht dankenswerte Beigabe. Einen kürzern Katalog der athenischen Altertümer hat soeben auch A. Milchhöfer erscheinen lassen: „Die Museen Athens“ (Athen, Wilberg, 1881.) Für Beschreibung und Katalogisirung der Denkmäler im übrigen Griechenland ist die athenische Filiale des Deutschen archäologischen Instituts eifrig bemüht gewesen. Hier ist namentlich zu nennen: die Arbeit von H. Dressel und A. Milchhöfer, „Die antiken Kunstwerke aus Sparta und Umgebung“ im zweiten Bande der „Mitteilungen des Archäologischen Instituts in Athen“ (1874), auch im Separatabdruck erschienen (Athen, Wilberg, 1878) und die von G. Körte, „Die antiken Skulpturen aus Boeotien“ (Ebda., 3. Band, 1878.)

Was die Sammlungen außerhalb des klassischen Bodens anlangt, so ist da für den Zeitraum, um den sichs hier handelt, nichts von Bedeutung zu verzeichnen. Für die deutschen Museen ist nach dieser Richtung neuerdings nichts von Belang geschehen; München und Dresden besitzen ihre guten Skulpturenverzeichnisse schon seit längerer Zeit, das Berliner Museum hat aber nur für

Digitized by Google

die Bronzen sein treffliches Verzeichnis von K. Friederichs: „Geräte und Bronzen im Alten Museum," auch unter dem Titel „Kleinere Kunst und Industrie im Altertume" (Düsseldorf, Buddeus, 1871.) Hingegen muß man sich für Skulpturen und Vasen noch immer mit den alten Gerhardschen Katalogen behelfen, und für die Terrakotten existirt gar kein Verzeichnis. Wie man jedoch hört, ist die Herstellung eines neuen, gründlichen Katalogs, zunächst der Skulpturen, in Arbeit und zu einem Viertel auch bereits druckfertig. Die englischen Privatsammlungen hat A. Michaelis in einem vorläufigen Bericht: „Die Privatsammlungen antiker Bildwerke in England" in der Archäologischen Zeitung (Bd. 32, 1874) der Forschung zugänglicher gemacht, als sie es bisher gewesen waren; der ausführliche englische Katalog desselben Verfassers ist seit längerer Zeit im Druck und seine Vollendung hoffentlich bald zu erwarten. Für das Brittische Museum müssen einstweilen die sehr kurz, aber genau angefertigten Guides, welche C. T. Newton besorgt hat, genügen; für den Louvre verdankt man W. Fröhner die sehr sorgfältige Notice de la sculpture antique du Musée national du Louvre, von der ein erster Band vorliegt (Paris, Morgues frères, 1878.)

Endlich haben wir noch der archäologischen Zeitschriften zu gedenken, welche unter den wissenschaftlichen Hilfsmitteln eine hervorragende Stelle einnehmen. Zu den altbewährten: den Schriften des Instituto archeologico, der Archäologischen Zeitung, der Revue archéologique, den Petersburger Compte-rendus, welche im verflossenen Dezennium in gewohnter Weise reiches Material geliefert haben, sind mehrere wertvolle neuere hinzugetreten. Dahin gehören vor allem die Mitteilungen des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, eine Ergänzungsschrift zu Annali und Bullettino dell' Instituto, welche namentlich den Zweck hat, die Denkmäler, die auf dem Boden Griechenlands zu Tage treten, schnell zu publiziren und zu besprechen. Die Sprache ist hier, abweichend von den andern Schriften des Instituts, die deutsche, bis auf die neugriechischen Mitarbeiter, welche ihre Beiträge in ihrer Muttersprache liefern. Die bisher erschienenen Bände, aus denen wir zwei umfangreiche Arbeiten schon oben angeführt haben, bieten ein außerordentlich reiches Material nach den verschiedensten Richtungen hin; bemerkenswert ist, daß die Mitteilungen durch Aufnahme und wissenschaftliche Behandlung von Inschriften noch über das eigentliche Gebiet der Archäologie hinausgehen und auch für Staatsaltertümer, Privatleben, Literaturgeschichte u. s. w. zum Teil sehr wertvolle Bereicherungen geliefert haben. In Rom entstand, als eine Folge der neuen politischen Verhältnisse, das Bullettino della commissione archeologica municipale (seit 1872), welches vornehmlich den Zweck hat, die auf dem Gebiete der Stadt Rom infolge der zahlreichen Neubauten zu Tage tretenden Denkmäler, die meistens im Konservatorenpalaste auf dem Kapitol Aufstellung finden, zu publiziren; ebenso veröffentlicht die Accademia dei Lincei jetzt in ihren Notizie degli scavi di antichità

Digitized by Google

die wichtigsten Fundberichte aus dem ganzen Königreich Italien. In Frankreich erscheint seit 1875 die Gazette archéologique, welche unter Leitung von J. de Witte und Fr. Lenormant steht und im Gegensatz zur Revue archéologique, in welcher der nichtklassischen Archäologie sowohl des Orients, als Galliens und des Mittelalters ein sehr großer Spielraum vergönnt ist, sich streng auf die klassischen Denkmäler beschränkt und bereits eine Reihe stattlicher Bände mit vorzüglichen Abbildungen aufzuweisen hat. Als Organ der österreichischen Archäologie erscheinen seit 1877 die „Archäologisch-epigraphischen Mitteilungen aus Österreich," herausgegeben von A. Conze, an dessen Stelle bald darauf O. Benndorf trat, und O. Hirschfeld. In Ergänzung zu den oben erwähnten Publikationen in Österreich gefundener Denkmäler soll auch diese Zeitschrift wesentlich die Reste der alten Kultur auf österreichischem Boden zum Gegenstande haben, ohne daß deshalb ein Übergreifen auf weitere Gebiete ausgeschlossen wäre. Daneben liefern noch die Publikationen der provinzialen Altertumsvereine, wie des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande, der Trierer Gesellschaft für nützliche Forschung, der Züricher antiquarischen Gesellschaft u. s. w. ebenso dauernd wichtige Beiträge zur Denkmälerkunde, als die Mitteilungen der archäologischen Gesellschaft in Athen, die Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική, die englischen Transactions of the Royal Society of Literature, das neugegründete Journal of Hellenic studies; ferner bieten die verschiedenen Publikationen der gelehrten Akademien von Berlin, München, Leipzig, Wien, Petersburg u. s. w. eine solche Fülle von Material, daß der Archäologe diesem immer reicher sich ergießenden Segen gegenüber sich in der That manchmal versucht fühlen könnte, zu rufen: „Stehe, stehe, denn wir haben deiner Gaben vollgemessen!"

Es wird die Aufgabe unsrer nächsten Artikel sein, die Fortschritte zu betrachten, deren sich teils auf Grund der im Vorhergehenden aufgezählten wissenschaftlichen Arbeiten, teils infolge der neuen wichtigen Ausgrabungen und Entdeckungen, die wir bisher zu erwähnen noch nicht Veranlassung hatten, die antike Kunstgeschichte zu erfreuen hat.

Digitized by Google

Wasili Wereschagin.

Von Adolf Rosenberg.

Vor zwei Jahren drang der Name des russischen Malers, der Wochen lang ganz Wien in Aufregung erhalten und nunmehr seine wandernde Ausstellung nach Berlin übergeführt hat, zum erstenmale von Paris aus in die Öffentlichkeit. Im Cercle artistique war eine reiche Sammlung von Gemälden zu sehen, welche teils Architekturen, Landschaften und Menschenstudien aus Indien, teils Szenen aus dem russisch-türkischen Kriege darstellten. Die Gemälde erregten wohl damals allgemeine Bewunderung und fanden auch bei der Kritik volle Anerkennung; aber ihre Wirkung war noch keineswegs eine sensationelle. Die Orientmalerei einerseits ist in Paris immer stark in Flor gewesen, und in der Blut- und Leichenmalerei haben die Franzosen von jeher Erkleckliches geleistet, so daß sie in den Kriegsbildern Wereschagins nur eine höhere Stufe innerhalb einer Entwicklungsreihe sahen. Anders in Wien und Berlin, wo man an die realistische Wiedergabe solcher Szenen des Grauens und Entsetzens noch nicht in gleichem Maße gewöhnt ist. Außerdem hatte der Maler in den beiden deutschen Städten für eine Inszenirung gesorgt, welche mit großem Raffinement auf naive und leicht empfängliche Gemüter berechnet ist.

Wereschagin ist nämlich nicht bloß ein Maler, der nur innerhalb seiner Kunst lebt, dem die Kunst erster und letzter Zweck ist, sondern ein Wanderlehrer, eine Art Philosoph, welcher auf seinen Reisen die krassesten Beispiele gesammelt hat, um den Krieg als den abscheulichsten Auswuchs der Zivilisation zu brandmarken. Mit Hilfe seiner Bilder will er eine universelle Friedenspropaganda ins Werk setzen, welche auf die Abschaffung des Krieges und die Einführung des allgemeinen Weltfriedens abzielt. Wereschagin hat seine Zeit so schlecht als möglich gewählt. Er tritt in einer Epoche auf, welche so militärisch gesinnt ist wie etwa diejenigen der Scipionen oder Cäsars, in einer Periode, welche seit zwanzig Jahren eine ununterbrochene Reihe der großartigsten, blutigsten und ereignisreichsten Kriege gesehen hat, in welchen Sieger und Besiegte gleichmäßig Proben heroischer Tapferkeit und ungebeugten Mutes abgelegt haben. Die allgemeine Stimmung kommt dem Maler also nicht entgegen, die von ihm beliebte Abschreckungstheorie kann sogar sehr leicht zu den entgegengesetzten Resultaten führen, da durch ein so maßloses Zusammenhäufen von gemalten Greuelthaten die Augen an solchen Anblick gewöhnt, die Sinne abgestumpft und die Nerven überreizt werden. Zudem fehlt Wereschagin, welcher nur Realist ist, doch die Größe der Auffassung, das sittliche Pathos, das allein imstande ist, die Bered-

Digitized by Google

samkeit der brutalen Thatsachen wirksam zu unterstützen. Was er uns bietet, sind nur sklavische Abschriften der Natur, die nur besagen, daß ein Ereignis sich so und so zugetragen hat, aus denen aber nicht herauszulesen ist, weshalb es sich anders oder gar nicht hätte zutragen sollen. Wereschagin scheint auch eingesehen zu haben, daß die Gemälde allein nicht ausreichen, um sein Programm der Verwirklichung nahe zu bringen. Er, der Realist, suchte nach mystischen Reizmitteln, um die Phantasie der Besucher seiner Ausstellungen von vornherein gefangen zu nehmen und sie von nüchterner Prüfung fern zu halten.

In Berlin, wo die Gemälde in zwei großen Sälen des Krollschen Etablissements aufgestellt worden sind, suchte er diesen Zweck auf folgende Weise zu erreichen. In dem ersten Saale prangte eine reiche ethnographische Sammlung, welche der Künstler auf seinen weiten Reisen zusammengebracht hat. Man sah da in Glasschränken und Vitrinen Waffen, Teppiche, Kleider, Schmucksachen, Geräte, Trinkgefäße aus Schädeln, einen Rosenkranz aus menschlichen Hirnschalen und ähnliche Monstrositäten und Raritäten, und daneben eine Kollektion von fünfundzwanzig Bleistiftzeichnungen, welche in scharfer und prägnanter Charakteristik die interessantesten Volkstypen Mittelasiens, Kirgisen, Usbeken, Perser, Kalmüken, Kaschgaren und Chinesen darstellten. Diese Zeichnungen gehören in ihrer knappen Ausdrucksweise und ihrer subtilen Durchführung zu den vollendetsten Schöpfungen des Künstlers.

Im zweiten Saale präsentirten sich die Gemälde, hundert an der Zahl, unter elektrischer Beleuchtung. Das Tageslicht war von vornherein dadurch ausgeschlossen, daß sämmtliche Fenster verhängt worden waren. Die Bilder hoben sich von roten Draperien ab, und die größeren waren von Arrangements lebender Gewächse umgeben. Wirkt schon das elektrische Licht und das damit verbundene eigentümliche Sausen fascinirend auf die Sinne, so wurde auch noch das Ohr insbesondre beschäftigt, indem sich an einem verborgenen Orte ein Sängerchor aufgestellt hatte, welcher zu den Klängen eines Harmoniums feierliche Weisen, vermutlich russische Friedenshymen, hören ließ. Das alles streift stark an Charlatanerie, und man wäre gar nicht verwundert gewesen, wenn man die Rodomontaden eines leeren Prahlers zu sehen bekommen hätte. Man wäre dann kurzer Hand mit Wereschagin fertig geworden; in Wahrheit aber fordert er nach Abzug dieser wunderlichen Schrullen eine ernste Beachtung.

Wasili Wereschagin oder eigentlich Wereschtschagin, wenn man die russische Schreibweise mit deutschen Lettern wiedergeben will, wurde am 26. Oktober 1842 zu Tscherepovets im Gouvernement Nowgorod geboren. Seine Großmutter war eine christliche Tartarin. Slavisches und mongolisches Blut haben sich also in ihm vereinigt, so daß sich aus dieser Mischung einerseits sein lebhaftes, feuriges Temperament, andrerseits aber auch seine künstlerischen Prinzipien erklären, die nicht durch den ästhetischen Kodex der europäischen Civilisation reglirt werden. Seine Eltern hatten ihn für die militärische Karriere bestimmt, und er hatte es

Digitized by Google

bereits in der Marineschule in Petersburg bis zum Offizier gebracht, als die Neigung, sich der Kunst zu widmen, endlich zum Durchbruch kam und er mit siebzehn Jahren seine Studien auf der Petersburger Akademie begann. Dieselben bewegten sich anfangs, dem Lehrgange folgend, auf dem Boden des Klassischen. Für eine Komposition „Die Ermordung der Freier der Penelope durch Odysseus" erhielt er sogar eine Medaille. Lange scheint ihm aber der akademische Unterricht nicht behagt zu haben; denn er begab sich nach Tiflis, von wo er Ausflüge in die Umgegend und in den Kaukasus machte, von welchen er zahlreiche Studien heimbrachte. Bis hierher war er aber nur Zeichner gewesen; die Welt der Farben ging ihm erst auf einer großen Reise nach Berlin, Paris und den Pyrenäen auf, zu welcher ihm sein Vater im Jahre 1863 die Mittel gewährt hatte. Im nächsten Jahre kehrte er wieder in den Kaukasus zurück, ging aber bald abermals nach Paris, dessen vielseitiges, reich bewegtes Kunstleben den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er beschloß nun, ein regelrechtes Studium durchzumachen, und trat in die Ecole des Beaux-Arts ein, erhielt auch Aufnahme in das Atelier Gérômes, des berühmten Orientmalers. Der letztre Umstand war für seine künstlerische Entwicklung entscheidend. In der Kunstschule mag er nicht viel gelernt haben. Der methodische Unterricht mit dem ewigen Hinweis auf die Antike mußte einem durch und durch naturalistischen Talente als eine unerträgliche Fessel erscheinen. Desto tiefer wirkte auf ihn das Beispiel Gérômes. Er lebte sich außerordentlich schnell in die koloristische Ausdrucksweise seines Meisters hinein und lernte von ihm die plastische Feinheit in der Modellirung der Köpfe, Körper und Extremitäten — Gérôme ist bekanntlich auch ein ausgezeichneter Bildhauer —, die energische Behandlung der Lokalfarben und die feine Abstufung der Töne innerhalb einer Farbenskala. Hier ist der Punkt, wo Wereschagin einsetzte. Er ist als Techniker durchaus ein Zögling der französischen Schule. Eine spezifisch russische Kunst, d. h. eine solche, welche auf heimischen Traditionen sei es der Technik oder der Auffassungsweise fußte und sich aus ihnen entwickelt hätte, giebt es in unserm Jahrhundert nicht. Die Russen haben also kein Recht darauf, Wereschagin als Künstler zu reklamiren. Ob er denen, die es mit ihrem Vaterlande ehrlich meinen, als Mensch, als Agitator willkommen ist, dürfte nach seinen Bildern aus dem russisch-türkischen Kriege fraglich sein. Denn diese Bilder sind in ihrer Totalität ein mit feuriger Beredsamkeit ausgesprochener Protest gegen den russischen Cäsarismus und Absolutismus, gegen die Militärherrschaft und, wenn man die Konsequenzen daraus zieht, wenn man vor jedem Bilde den Gewalthabern zuruft: „Seht! das ist euer Werk! Aller Jammer, alles Elend, welches aus diesen Bildern zum Himmel schreit, komme auf euer schuldbeladenes Haupt!", wenn man solche Konsequenzen zieht, eine furchtbare Waffe in den Händen der nihilistischen Propaganda. Was freilich auch sich umkehren kann, wenn die gegenwärtige Regierung auf sie hinweisen will mit den Worten: „Seht! das sind die Folgen

Digitized by Google

einer verderblichen, kriegerischen Politik, die abgewirtschaftet hat! Die unsrige ist eine andre, eine friedlichere!" Es kommt nur darauf an, wer zuerst Kapital aus diesem Stoffe schlägt, der sich auf beiden Seiten tragen läßt.

Als Wereschagin noch zu Gérôme in näherm Beziehungen stand, malte dieser ein Bild, welches die Thüre der Moschee El Assaneyn in Kairo mit den Köpfen hingerichteter Beys darstellte. Das war ein Gegenstand nach Wereschagins Herzen. Da erwachte auch in ihm der Thatendrang, und als General Kaufmann im Jahre 1867 seine Expedition nach Turkestan unternahm, folgte Wereschagin seiner Einladung. Damit hebt die erste Periode seiner Thätigkeit an. Er lebte während derselben nicht nur seinen Studien, sondern that sich auch durch Tapferkeit hervor. In Samarkand war er mit einer kleinen Abteilung von Soldaten eingeschlossen worden, wußte sich aber durch Mut und Geistesgegenwart durchzuschlagen und der Gefahr zu entziehen. Mit größtem Eifer studirte er die merkwürdigen Bauwerke aus den Zeiten der mongolischen Herrschaft und prägte sie seinem Gedächtnis ein. Ende 1868 kehrte er wieder nach Paris zurück, um schon im folgenden Jahre eine Reise bis zur sibirischen Grenze anzutreten.

1870 ließ er sich in München nieder, um die Früchte seiner turkestanischen Studien einzubringen. Schon damals suchte er mit Vorliebe die Nachtseiten des Krieges auf, und es mag ihm allerdings die turkestanische Expedition und der Anblick der von den barbarischen Horden Asiens verübten Greuelthaten reichen Stoff geboten haben. Nur verstand General Kaufmann keinen Spaß, sobald sich Wereschagin in seinen Skizzen und Gemälden eine Kritik der Heeresleitung erlaubte. So stellte er auf einem der turkestanischen Bilder ein ödes Feld dar, auf welchem der Leichnam eines russischen Soldaten lag, über den sich die Raben eben hermachen wollten. Von der Sonne zur Mumie ausgetrocknet, hielt der Soldat mit seiner dürren Hand noch krampfhaft den Lauf seines Gewehres gefaßt, während die gefräßigen Vögel über seinem Kopfe flatterten. Als General Kaufmann diese Scene des Schreckens sah, sagte er kurz und bündig: „Das ist ein unmögliches Bild. Die russische Armee hat niemals einen Leichnam den Vögeln des Himmels zum Fraße überlassen." Wereschagin schien die Wahrheit dieses Ausspruchs eingesehen zu haben, denn er verbrannte das Bild.

In München kam der russische Maler auch mit Theodor Horschelt in Berührung, der, wie er, den Kaukasus und Armenien bereist und den letzten Krieg gegen Schamyl mitgemacht hatte. Horschelts kaukasische Völkerstudien, seine Kosaken und Tscherkessen, sind Meisterwerke seiner Beobachtung und charakteristischer Wiedergabe. Es ist unverkennbar, daß seine Art, scharf zu sehen und zu charakterisiren, auf Wereschagin von Einfluß gewesen ist. Die Reihe von Bildern, welche er in München in Horschelts Atelier, das er nach dessen Tode bezogen, ausgeführt hat, sind im Tone viel kräftiger und dunkler

Digitized by Google

gehalten als die späteren indischen Bilder, die ganz im hellsten Lichte nach französischer Manier gemalt sind.

Die Berliner Ausstellung enthält aus dieser ersten Periode von Wereschagins Thätigkeit, abgesehen von den mit köstlicher Feinheit durchgeführten Bleistiftzeichnungen, fünfunddreißig Gemälde, zum Teil von beträchtlichem Umfange, die in zwei Klassen zerfallen. Die eine enthält Szenen aus dem Feldzuge, die zweite, bedeutendere, Genrebilder aus dem Volksleben und Architekturstücke. So zeigt er uns das Äußere und das Innere der Moschee über dem Grabe Tamerlans in Samarkand. Das Innere ist durch eine fesselnde Staffage belebt: der Emir dankt Gott für den errungenen Sieg. Ein Bild in der Nähe weist dann sogleich die Kehrseite auf, die Siegesfeier des Emirs, der die Köpfe der getöteten Feinde auf Stangen vor sich bringen läßt. Eine Gruppe von Bildern ist nur Racestudien gewidmet. Wir sehen da einen kirgisischen Jäger, der sich eines Geiers statt des Falken zur Beize bedient, Kalmüken, Sarthen, usbekische Reiter, Indier aus Samarkand, afghanische Krieger, chinesische Kavallerie, Bettler und Derwische, welche mit genauer Beobachtung aller ethnischen Eigentümlichkeit in einer energischen Schärfe charakterisirt sind, die uns häufig an Menzel erinnert. Während dieser aber solchen Studien immer das Gepräge seiner starken Individualität aufdrückt, verfährt Wereschagin, wenn man so sagen darf, in epischer Weise, d. h. seine Persönlichkeit tritt vollkommen hinter der dargestellten zurück, und nur die objektive Wahrheit kommt zum Ausdruck, nicht das subjektive Empfinden. Das ist ein Hauptzug in der künstlerischen Physiognomie Wereschagins. Die Wahrheit geht ihm über alles. Ihr opfert er unbedenklich alle ästhetischen Rücksichten. Trägt eine Landschaft, eine Architektur, eine Figur nicht von vornherein schon ein Stückchen Poesie in sich, der Maler trägt sie nicht hinein. Hat sie es aber, so kommt das poetische Element unter dem mit diplomatischer Treue arbeitenden Pinsel Wereschagins auch zu so ungeschmälertem Ausdruck, daß man nach einem derartigen Anblick geneigt wäre, dem Künstler einen nicht unbedeutenden Teil poetischer Schöpferkraft beizumessen, wenn man nicht durch die Gesammtheit seiner Werke eines andern belehrt würde.

Zwei große Architekturstücke, die Thür einer großen Moschee und das Thor des Tamerlanpalastes in Samarkand, legen Zeugnis für die Meisterschaft ab, mit welcher Wereschagin große Flächen zu beleben weiß. Beide Bauwerke sind in Naturgröße, also auf einem Stück Leinwand von beträchtlichen Dimensionen, dargestellt. Beide werden von je zwei turkestanischen Kriegern bewacht, deren barocke und doch malerische Tracht mit der seltsamen, anscheinend aus persischen und indischen Elementen gemischten Ornamentik harmonirt. Einer der Krieger hat sich hingekauert, um Jagd nach unliebsamen Gästen zu machen, welche seine Ruhe stören. Da ist auf der ganzen Leinwand auch nicht ein Quadratzoll, der malerisch uninteressant wäre. Abgefallener Mörtel, zerstörte Steinplatten, die Abdrücke unsauberer Hände, der Schmutz der Jahrhunderte, und darüber ver-

Digitized by Google

breitet ein fesselndes Licht- und Schattenspiel! Sogar den Schmutz — und davon haben ihm Kirgisen, Kalmüken und Afghanen gewiß ein massenhaftes Material geboten — weiß Wereschagin malerisch auszubeuten.

Aber das Seltsame, Abenteuerliche, Geheimnisvolle und Schauerliche beschäftigt doch in erster Linie seine Phantasie. Er malt die Ruinen von Tschugutschak, einer zerstörten Festung an der chinesischen Grenze. Bloß, weil sie malerisch interessant waren? Nein. Der Katalog sagt uns in der Erläuterung den wahren Grund. „Die ganze Umgebung dieser eroberten Festung, Dörfer, Felder und Höfe, ist mit den Knochen und Schädeln der kalmükischen und chinesischen Einwohner erfüllt, welche hier im muselmännischen Aufstande niedergemetzelt wurden. Nicht weniger als zwanzig Millionen Menschen (?), Männer, Frauen und Kinder, wurden längs der westlichen Grenze Chinas ermordet, der Rest der Bewohner wanderte über die russische Grenze." Neben solchen Greuelthaten, an deren Wahrheit man kaum glauben kann, übt die „Schädelpyramide," welche Wereschagin gemalt hat, kaum noch eine Wirkung aus. Er erzählt, daß nicht nur Tamerlan, sondern auch eine Anzahl minder bekannter kaschgarischer Despoten aus den Schädeln erschlagener Feinde derartige Denkmäler ihrer Kriegsthaten errichtet hätten und daß der Kopf des deutschen Reisenden Adolf von Schlagintweit, der 1857 in Kaschgar ermordet wurde, in eine solche Schädelpyramide hineingeraten wäre.*) Ein mäßiges Grauen erregt, als ein minderer Grad des Schreckens, das unterirdische Gefängnis in Samarkand, in welches von oben ein fahler Lichtstreifen hineinfällt. Er beleuchtet eine Gruppe schrecklich zerlumpter Gestalten, die um einen Gefährten herumstehen, welcher, wie es scheint, eben seinen letzten Athemzug gethan hat. Der Chor der singenden Derwische, die bettelnd in den Straßen umherziehen, ist wieder ein interessantes Beispiel für Wereschagins große Kraft und Mannigfaltigkeit in der Charakteristik. Direkt auf den russischen Krieg beziehen sich zwei Bilder, die für die ganze künstlerische Eigenart Wereschagins, der nur nach ungewöhnlichen, von der Kunst noch niemals zuvor behandelten Stoffen hascht, im höchsten Grade bezeichnend sind. Das eine zeigt ein Häuflein Kosaken, die angeblich von zwölftausend Asiaten umzingelt worden waren, sich aber zwei Tage lang zu verteidigen wußten und jeden Parlamentär energisch zurückwiesen, bis es ihnen schließlich gelang, sich zu retten. Auf dem zweiten Bilde sieht man einen russischen Soldaten mit krampfhaft auf die Brust gepreßten Händen in dem Augenblicke zusammenstürzen, wo ihn die tötliche Kugel getroffen hat.

Diese Gemälde nahmen den Künstler etwa vier Jahre in Anspruch. Wohl hatte er während seines Zuges durch Turkestan eine Reihe von Skizzen und

*) Wenn Wereschagin behauptet, kein „Tendenzmaler" im gewöhnlichsten Sinne des Wortes zu sein, so straft ihn der Zusatz, den er im Kataloge zu diesem Bilde gemacht hat, allein schon Lügen. Er lautet: „Gewidmet allen Siegern der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft."

Digitized by Google

Studien anfertigen müssen; aber im großen und ganzen war er genötigt, sich auf die Kraft seines vortrefflichen Gedächtnisses zu verlassen, da jene Skizzen unter den obwaltenden Verhältnissen nur sehr flüchtig, oft des Abends am Lagerfeuer, angefertigt werden konnten.

Im Jahre 1874 machte er sich auf den Weg nach Indien. Er ging durch Kaschmir und Tibet über den Himalaya und erhielt dann die Erlaubnis, sich dem Gefolge des Prinzen von Wales anzuschließen, welcher damals das indische Kaiserreich und die Vasallenstaaten bereiste. Der auf dieser Reise entfaltete Pomp interessirte ihn aber weniger als die phantastische Architektur und die bunte Bevölkerung der vorderindischen Halbinsel. Von den 43 Bildern, welche als Frucht dieser Reise in der Ausstellung vorhanden sind, bezieht sich nur eines, allerdings ein solches von gewaltigen Dimensionen, auf den Triumphzug des englischen Thronfolgers. Es ist keine der glücklichsten Schöpfungen Wereschagins. Durch die absurde Wahl der Szene hat sich der Künstler selbst den Effekt verdorben. Er stellte nämlich den Einzug des Prinzen in Jeypore dar, dessen Maharajah vor Freuden über die ihm erwiesene Ehre die ganze Stadt rosenrot anstreichen ließ. Nun sieht man den imposanten, mit der ganzen phantastischen Pracht der indischen Märchenfürsten inszenirten Zug, in welchem sogar vier lebensgroße Elephanten mit den hohen Gästen im Pavillon paradiren, an einer rosenfarbenen Architektur von luftig emporstrebenden Palästen vorüberziehen. Dieses unglücklichen Hintergrundes vermochte nicht einmal ein Kolorist wie Wereschagin Herr zu werden. Das Ganze sieht deshalb wie ein roh gemalter Bilderbogen von riesigem Umfange aus. Desto verdienstvoller sind die übrigen Gemälde, welche er in den Jahren 1876 bis 1877 in Maisons-Lafitte bei Paris ausführte, wo er sich ein Atelier für seine Zwecke hatte erbauen lassen. Neben einem Winteratelier auch eines für den Sommer, das sich auf einem Schienengeleise fortbewegen läßt!

Diese indischen Bilder, welche den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens bezeichnen, verraten, namentlich in den figürlichen Teilen, am deutlichsten den Einfluß Gérômes. Da sind bronzefarbene Köpfe, die sich von lichtgelbem oder hellgrünem Hintergrunde abheben, so glatt und sauber herauspolirt, als wären sie wirklich aus Bronze gegossen, und doch so haarscharf und lebendig charakterisirt, daß die Haut unter dem darunter pulsirenden Leben zu zittern scheint. Fakirs, Priester der Feueranbeter, Männer und Frauen aus Kaschmir und Tibet, Lamas, Indier aus den niederen Volksklassen bilden eine interessante Kollektion der merkwürdigsten Typen, welche Wereschagin aus dem Völkerwirrsal des nördlichen Indiens und der anstoßenden Grenzländer mit geschickter Hand herausgegriffen hat. In der Charakteristik solcher Figuren trifft Wereschagin am nächsten mit unserem Wilhelm Gentz und dem italienischen Orientmaler Pasini zusammen, dessen entzückende Feinheit des Kolorits er auch auf seinen kleinen Landschaften und Architekturstücken erreicht. Es steht außerhalb jeder

Digitized by Google

Diskussion, daß sich in diesen kleinen Gemälden die Virtuosität Wereschagins auf der höchsten Stufe ihrer Entwickelung zeigt. Einige der Landschaften, wie ein See in Kaschmir vor Sonnenaufgang, ein See bei Delhi nach Sonnenuntergang, Marmorquai am See in Radschnugur sind so stimmungsvoll, so unbeschreiblich zart und fein im Kolorit, so voll poetischer Schönheit, daß man ausnahmsweise denken möchte: Hier hat der Maler wirklich und tief empfunden, nicht bloß das Gesehene mit faustfertiger Routine hingeschrieben! Die Architekturstücke in gleichem Maßstabe sind wahre Meisterwerke der Kleinmalerei. Mit ungeheuerer Geduld hat der Maler die seltsam gewundenen und verschnörkelten Ornamente der indischen Baukunst, welche die gewaltigsten Monumente mit einem Netze zierlichster Filigranarbeit überziehen, kopirt und ihre plastische Wirkung dadurch nachzubilden versucht, daß er die Farbe stark pastos aufgetragen und darin das phantastische Gewirr der Ornamente gleichsam eingegraben hat. Das Innere des Hauses von Barbul in Agra, das Innere eines Buddhatempels in Westtibet, zwei Partien aus einem unterirdischen Tempel in Ellora, Säulen des unterirdischen Tempels in Adjanta mit Überresten alter Malereien und ein Kaisergrabmal in Delhi sind köstliche Perlen, von denen jede die Darstellung der Greuelszenen aus dem russisch-türkischen Kriege aufwiegt, welche Wereschagin selbst in unbegreiflicher Verblendung für seine eingebildete zivilisatorische Mission als die Krone seiner Schöpfungen angesehen wissen will.

Auch ein indisches Architekturstück von kolossalen Dimensionen ist von großem koloristischen Reize. Es ist der Vorhof der Privatmoschee des Großmoguls in Delhi, ein prachtvolles Bauwerk von weißem Marmor, über welchem sich als Dach der blaue Himmel spannt, so daß das intensive Licht der indischen Sonne sich in breiten Fluten auf den Stein ergießt. Man denke sich die riesigen weißen Flächen, nur unterbrochen durch ein paar knieende Beter, deren rote, gelbe und grüne Gewänder wie farbige Edelsteine aus der leuchtenden Umgebung herausstrahlen. Wenn man derartige koloristische Feinheiten schildern will, merkt man doch, daß die Sprache zu arm ist, um solche rein sinnliche Eindrücke durch das umschreibende Wort zu fixiren.

Diese Zeit der indischen Studien ist sozusagen die friedlichste Periode in der Thätigkeit unsres Künstlers. Nur einmal hat er der Verlockung nicht widerstehen können, eine Szene des Schreckens festzuhalten. Das Bild heißt kurz und bündig „Der Menschenfresser.“ In einer sandigen Ebne, aus welcher nur eine einsame Palme, von niedrigem Gebüsch umgeben, zu dem weißlich blauen Himmel emporragt, hat ein Tiger einen Menschen überfallen und schickt sich an, sein blutiges Mahl zu halten. Dieser Unglücksfall ist noch mit leidlichem Zartgefühl dargestellt. Der Leichnam hat noch wenig gelitten und überdies ist die Malerei so virtuos, daß man genug daran zu thun hat, die Feinheit zu bewundern, mit welcher der Maler das Zittern und Flimmern der heißen Luft unter dem Reflex der vom Sande zurückgeworfenen Sonnenstrahlen wiederzu-

Digitized by Google

geben versucht hat. Zu den weniger gelungenen Bildern gehört die ungeheure Schneelandschaft, welche die Gipfel des Himalaya darstellen soll. Der Künstler ist besonders stolz auf sie; aber er kann es mehr aus dem Grunde sein, weil das Bild für ihn die Erinnerung an ein geglücktes Wagnis festhält, als aus rein künstlerischen Ursachen. Die malerische Durchführung ist doch ziemlich roh und entbehrt namentlich in den Übergängen jeglicher Feinheit. Erst später, während des russischen Krieges, lernte er den Schnee mit einer Virtuosität behandeln, der man seine Bewunderung nicht versagen kann, auch wenn man seine Bilder aus der letzten Periode in Bausch und Bogen verurteilen muß.

Im übrigen sind wir genötigt, an dieser Stelle unter den künstlerischen Entwicklungsgang Wereschagins einen Strich zu machen. Hier hört der Künstler auf, und die Laufbahn des Agitators, des „Friedensapostels" beginnt, der sich im Gegensatze zu andern seinesgleichen nur der Farbe, statt des Wortes bedient. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges verließ er sein Atelier und eilte nach Kischeneff, wo er sich der Kosakenavantgarde des Generals Skobeleff anschließen durfte. An der Donau wurde er verwundet, mußte zwei und einen halben Monat in Bukarest im Spital bleiben, wohnte dann der Eroberung von Plewna bei, überschritt den Balkan und kam schließlich bis nach Adrianopel, womit seine Teilnahme an diesem Feldzuge ihr Ende erreichte. Er ging wieder nach Paris zurück und vollendete dort in etwa anderthalb Jahren jene dritte Reihe von 22 Bildern, welche die Schrecken dieses blutigsten aller Kriege unsers Jahrhunderts mit eindringlicher Beredtsamkeit schildern.

Wereschagin hat mit dieser Bilderreihe das Vertrauen, welches ihm die russischen Heerführer entgegenbrachten, mit Undank vergolten, indem er absichtlich den Krieg nur von seinen Schattenseiten dargestellt hat. Es scheint, als hätte er für nichts andres ein Auge gehabt als für die Leiden der Verwundeten, die Entbehrungen der Krieger und die Bestialität barbarischer Horden. Daß der Krieg auch edle Tugenden entwickelt, ignorirt er geflissentlich, um nicht die von ihm beabsichtigte Wirkung zu verderben. Wenn er z. B. eine Abteilung Soldaten darstellt, welche sich unter dem Granatfeuer der Feinde ängstlich zusammenkauern, so hätte es die Gerechtigkeit erfordert, neben dem Revers auch die glänzende Schauseite der Medaille zu zeigen, da seine Landsleute in diesem auf ihrer Seite so schlecht vorbereiteten Kriege einen staunenswerten Heroismus entfaltet haben. Nur einmal hat er sich dazu entschließen können, die Erinnerung an einen Sieg zu verherrlichen. Nach dem Siege von Schenowa ritt General Skobeleff an die vor einem Berge aufgestellten Truppen heran, schwenkte seine Mütze und rief seinen Tapfern zu: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen des Kaisers: Brüder, ich danke Euch!" Man denke sich die Reihen der Soldaten in ihren hellgrauen Mänteln auf einem schneebedeckten Felde aufgestellt, von hohen Bergen umgeben, die ebenfalls von Schnee und Eis starren, den General, der im Karriere auf die Truppen zusprengt, hunderte von Mützen in die Luft

Digitized by Google

geworfen — ein Bild, das trotz der schneeigen Einöde voll Leben und Bewegung ist. Ganz ungestört ist aber auch der Genuß dieses Gemäldes nicht. Denn im Vordergrunde sieht man die beschneiten Leichen derer, die den Sieg mit ihrem Leben bezahlt haben. Einige andre Bilder, wie die kosakische Feldwache bei Ruschtschuk, die Erdhütten und die Schneetranchéen auf dem Schipka, der Spion, der nach seiner Verurteilung zu dem ihn erwartenden Peloton geführt wird, und Kaiser Alexander II. vor Plewna, bringen uns wenigstens nicht unmittelbar mit Blut und Leichen in Berührung. Das letztre Bild, welches den Kaiser und sein Gefolge darstellt, winzige Figuren auf einem hohen, kahlen Hügel, die mit Krimstechern dem Gange der Schlacht folgen, hat großes Aufsehen erreicht, weil man aus demselben mehr herausgelesen, als der Künstler selbst vielleicht hineingelegt hat. Der begleitende Text des Katalogs, der durchaus würdig gehalten ist, läßt nicht erkennen, ob Wereschagin damit wirklich eine Kritik gegen das Verhalten des Kaisers beabsichtigt hat. Einen günstigen Eindruck macht die Gesellschaft auf dem Hügel jedenfalls nicht, die vom sicheren Port dem furchtbaren Kampfe zu ihren Füßen wie einem Schauspiele zusieht, um so weniger, wenn man dicht daneben die drei Bilder unter der bitter-ironischen Überschrift „Am Schipkapaß alles ruhig!" sieht. So pflegte nämlich der General Radetzky an den Oberfeldherrn zu rapportiren, während in Wahrheit die russischen Regimenter teils durch die Kugeln der Angreifer, teils durch den Frost aufs furchtbarste dezimirt wurden. Wenn man dem Maler glauben darf, sind zahlreiche Posten buchstäblich im Schnee versunken oder durch große Schneewehen verschüttet worden. Das Schicksal eines solchen Unglücklichen führen uns jene drei Bilder vor Augen: erst reicht ihm der Schnee bis an die die Knie, dann schon über die Hüften und zuletzt sieht man nur noch die Helmspitze und das Bajonett hervorragen. Von rein ästhetischen Grundsätzen betrachtet sind derartige künstlerische Schöpfungen, die nicht in sich abgeschlossen sind, sondern von denen die eine in die andre hinübergreift, ja unbedingt zu verwerfen. Aber der moderne Realismus, besonders der Wereschagins mit seiner stark nihilistischen Färbung, hat derartige Dogmen einer veralteten Ästhetik längst über den Haufen geworfen und fragt nur noch nach der Wirkung.

Die übrigen Bilder schildern so schaudervolle Szenen, daß man nur mit Widerstreben an ihre Charakteristik geht. Auf einem freien Felde ist ein Lazareth etablirt. Hunderte von Soldaten mit den schrecklichsten Verwundungen — dem einen sind die Kinnladen zerschmettert, dem andern die Füße abgeschossen — sind dicht zusammengedrängt und suchen sich selbst zu verbinden, da die Ärzte dem unermeßlichen Jammer nicht zu steuern vermögen. Ein andres Bild gewährt uns einen Blick in ein türkisches Lazareth. „Nach der Eroberung von Plewna, sagt Wereschagin, war jedes Haus ein kleines Spital. Ob sie alle so ausgesehen haben wie diese schmutzige, schauerliche, dunkle Höhle, in welcher die Todten dicht über einander geschichtet liegen? Die Türken hatten ihre Kranken vergessen,

Digitized by Google

und diese waren in den Lazarethen elendiglich umgekommen. Der Weg von Plewna bis zur Donau war buchstäblich in einer Entfernung von 50 Kilometern mit Leichen erfrorener Türken besäet." Diese furchtbare Thatsache führt uns ein Gemälde vor Augen, auf welchem man zahllose Leichen unter der Schneedecke begraben sieht. Nur hie und da ragt ein Arm, ein Bein, ein Kopf hervor, an denen die Raben und andre Raubvögel zerren.

Aber damit ist der Gipfel des Grauens noch nicht erreicht. „Sieger" und „Besiegte" heißen die Bilder, welche alles übertreffen, was die französische Schule insgesammt bisher in Blut- und Leichenmalerei geleistet hat. Auf dem ersten Bilde sieht man den Abhang eines sich mäßig abdachenden Hügels dicht mit den Leichen russischer Soldaten besäet. Eine Horde türkischer Plünderer hat sich über das Feld zerstreut, um die Leichen bis auf die Haut auszuplündern sie aufs entsetzlichste zu verstümmeln und den etwa noch atmenden, nur verwundeten den Garaus zu machen. In der Mitte hat sich ein brauner Kerl den Rock eines russischen Offiziers angezogen und grinst vor Freuden, während seine Kameraden ihn lachend bewundern. Einer von ihnen, der gerade dabei ist, sich den Stiefel eines Russen anzuziehen — der andre steckt noch am Fuß der Leiche — hält in seinem Geschäft inne, um in den Chorus der Lacher einzustimmen. Vorn liegen ein paar abgeschnittene Köpfe. Es ist nicht zu leugnen, daß die blutdürstigen Bestien mit einem wahrhaft diabolischen Humor dargestellt sind. Aber man kommt trotz solcher Virtuosität nicht über das Bedauern hinaus, daß der Maler seine Kraft an die Schilderung so scheußlicher Szenen verschwendet hat. Das waren die „Sieger." Die „Besiegten" sieht man auf dem Pendant. Aus einiger Entfernung bemerkt man nur zwei lebensgroße, mit erstaunlicher malerischer Kraft herausgearbeitete Gestalten, einen Popen in schwarzem, silberverbrämten Gewande, der segnend seine Hand über ein mit gelbem Gestrüpp bewachsenes Feld ausstreckt, und hinter ihm einen Unteroffizier als Ministranten. Tritt man aber näher, so wird man mit Schrecken gewahr, daß unter dem gelben Gestrüpp eine unübersehbare Schaar nackter Leichen verborgen ist, die mit einem grauenerregenden Realismus gemalt sind. Jede Leiche ist verstümmelt. Den meisten fehlt der Kopf, vielen ein Arm oder ein Bein — es sind die Opfer jener bestialischen „Sieger," die auf dem vorhin geschilderten Bilde ihre Greuelthaten verübt haben!

Genug damit. Auf diesen Gemälden hat den Künstler sein guter Genius so vollkommen verlassen, daß selbst das von ihm sonst so sorgfältig gepflegte Kolorit roh und brutal geworden ist. Einige besonders blutige Stücke erinnern in ihrer ordinären Mache geradezu an die Panoramen, die man auf Jahrmärkten zeigt.

Wereschagin ist noch nicht vierzig Jahre alt. Es ist also nicht anzunehmen, daß er mit diesen Schauerballaden sein letztes Wort gesprochen hat. Vielleicht gewinnt seine Phantasie wieder die Empfänglichkeit für edlere Stoffe. Dringend aber wollen wir wünschen, daß dieses Phänomen „wie blutiger Nordlichtschein" spurlos an unsrer deutschen Kunst vorübergehen möge!

Digitized by Google

Herrn Meyers Kinder.

Mein Freund Meyer hat eine zahlreiche Familie, sieben Söhne und fünf Töchter, und oft sehe ich dem Treiben der muntern Welt in seinem Hause mit Vergnügen zu. Der älteste Sohn ist schon achtzehn Jahre alt. Er besucht die Prima des Gymnasiums, wird nächstens zur Universität gehen und soll Jura studiren. So hat es sein Vater bestimmt, denn der Sohn selbst würde, wenn man ihm freie Wahl ließe, wohl einen andern Beruf wählen. Er hat eine wahre Passion für alles, was mit der Landwirtschaft zusammenhängt, und er verbringt seine Mußestunden am liebsten auf dem Hofe des gegenüber wohnenden Ökonomen, wo er Freundschaft mit Herr und Knecht unterhält. Jeder Düngerwagen und jeder Erntewagen interessirt ihn, am meisten aber sind es die Pferde, welche seine Neigung gefesselt haben. Ich erinnere mich, daß er schon als dreijähriges Kind mitten im kläglichsten Geschrei innehielt und zu lachen anfing, wenn ein Pferd innerhalb seines Gesichtskreises erschien; mit sechs Jahren kannte er alle Pferde der kleinen Heimatstadt und konnte deren Besitzer aufzählen, und jetzt als Jüngling ist er — wie ich als ein Geheimnis erfahren habe — der Stallmeister des befreundeten Ökonomen. Hat dieser ein unbändiges Tier, so vertraut er es dem achtzehnjährigen Sohne des Herrn Meyer an, und dieser bringt es zur Raison.

Du solltest den Jungen in die Landwirtschaft oder in die Kavallerie oder in den Marstall bringen, sagte ich zu meinem Freunde. Nein, nein, erwiederte er kopfschüttelnd, und setzte mir auseinander, daß erst die Universität etwas Rechtes aus der Jugend mache und den Weg zu Ehren bahne. Als König Philipp, sagte ich darauf, es mit angesehen hatte, wie Alexander den Bucephalus zähmte, umarmte er den Sohn und rief: Macedonien ist für dich zu klein. Herr Meyer lachte aber und blieb bei seiner Meinung.

Das zweite Kind meines Freundes ist ein Mädchen. Es ist ein stilles, sanftes Wesen, dem, wie es scheint, das Lernen etwas schwer fällt. Die Mutter klagt wenigstens, daß Französisch und Englisch ihm niemals in den Kopf wollen. Dagegen hat das Mädchen eine merkwürdige Begabung für die Musik. Es sang schon mit vier Jahren seine kleinen Lieder durchaus richtig, und jetzt ist die siebzehnjährige Jungfrau das Entzücken und der Stolz der Polyhymnia.

Die sechzehnjährige Schwester ist das gerade Gegenteil von ihr, und Frau Meyer sagte mir oft, es sei ihr völlig unbegreiflich, wie die beiden Mädchen, die doch dasselbe Institut besucht und überhaupt ganz dieselbe Erziehung genossen hätten, so durchaus verschieden sein könnten. Denn diese bringt keine

Digitized by Google

Melodie richtig heraus, das Klavier ist ihr Schrecken, obwohl sie seit zehn Jahren darauf zu spielen unterrichtet wird. Dagegen weiß sie die Nibelungen, den Cid, die Frithjofssage und manche andere Gedichte von Anfang bis zu Ende auswendig, und die Sprachen scheinen ihr nur so anzufliegen.

Das vierte und fünfte Kind sind Zwillingsknaben, und wenn man sich wundern muß über die Verschiedenheit der gleich erzogenen Schwestern, so muß man noch mehr erstaunen über die Verschiedenheit dieser nicht nur gleich erzogenen, sondern auch zur selben Stunde geborenen Brüder, die einander äußerlich gleichen wie ein Ei dem andern. Der eine ist ein kleiner Roland. Er nimmt es mit jedem Knaben auf, er ist der Schrecken seiner Klasse und seiner Lehrer. Er hat so viel Narben an seinem jugendlichen Leibe wie der Balafré Ludwigs XI., und die Wissenschaften sind ihm ein Greuel. Sein Bruder aber haßt den Kampf und liebt die Bücher. Er sitzt eine Klasse über dem Zwillingsbruder und wird diesem beständig als Muster vorgehalten — freilich ganz ohne Erfolg. Es kommt mir so vor, als wäre er nicht ganz aufrichtig, und jedenfalls hat er keinen Mut. Das habe ich bei mehreren Gelegenheiten deutlich bemerkt. Wenn ein Hund in der Gasse bellt, durch welche er zur Schule geht, so nimmt er einen Umweg. Beide Knaben besuchen übrigens die Realschule und sollen Kaufleute werden, um gemeinschaftlich des Vaters Geschäft zu übernehmen.

Nummer sechs ist wieder ein Knabe. Der Junge gefällt mir von allen am wenigsten. Er hat ein listiges Auge und ein verstecktes Wesen. Wenn etwas Wahres an der Seelenwanderung ist, so muß in ihn die Seele eines Fuchses oder eines Hamsters gefahren sein. Er hat ein merkwürdiges Talent, sich Schätze zu sammeln. Wenn am Ersten des Monats das Taschengeld verteilt worden ist, so kann man darauf rechnen, daß er am Zehnten des Monats schon mindestens die Hälfte von alledem besitzt, was den Geschwistern gehörte. Er hat Pistolen, Spazierstöcke, Bälle und alle möglichen Dinge, welche er aus der Schule mitgebracht hat, und seine Brüder erzählen mir, daß er sie den Mitschülern für wenig Geld abkaufe oder gegen Butterbrot und Kuchen eintausche. Es ist noch nicht entschieden, was er werden soll; der Vater denkt aber daran, einen Architekten aus ihm zu machen.

Das siebente Kind ist ein Mädchen, welches sich in nichts besonders auszeichnet. Es ist ein Durchschnittskind, nicht gut und nicht schlecht in der Schule. Nur in einer Richtung ist mir das Kind aufgefallen: unter seinen Händen gedeihen die Blumen, und für Blumen hat es eine große Vorliebe. Sein Eckchen im Garten ist stets lieblich anzusehen, während die Beete der andern oft ganz vernachlässigt sind. Und dann hat es ein Benehmen wie eine kleine Prinzessin. Was es sagt, klingt immer verbindlich, und ihre Kleider und Schuhe halten doppelt solange als die der Geschwister.

An achter Stelle folgt ein Knabe, der ein ausgesprochenes Talent für Mechanik zu haben scheint. Schon vierjährig wußte er Häuser aus Papier zu

Digitized by Google

machen, mit acht Jahren konstruirte er bereits eine Mühle, welche durch Sand getrieben wurde, und er besitzt eine erstaunliche Fertigkeit, Springbrunnen anzulegen und aus Cigarrenkistenholz und Blech komplizirte Räderwerke herzustellen. Leider ist er in seinem Benehmen sehr täppisch. Sein Gesicht hat immer schwarze Streifen, er fällt über die eigenen Beine, und seine Art zu sprechen klingt geradezu grob.

Lächerlich ist mir der jüngere Bruder, ein Knabe von neun Jahren. Er ist ein wahrer Clown. Er amüsirt sich damit, das ganze Haus zu necken und zum Lachen zu bringen. Er kann jede Stimme nachmachen und bringt oft die Familie in Verlegenheit, indem er im Vorzimmer zur Essenszeit oder sonst bei unpassender Gelegenheit die kreischenden Töne einer alten ehrwürdigen Erbtante oder den Baß des Superintendenten ertönen läßt. Sein Gesicht ist wie von Gummi, und in Verkleidung macht er Napoleon den Ersten und den Papst Pius nach.

Ein reizendes kleines Ding ist die vierte Tochter. Sie ist ganz Gemüt, und man sollte nicht denken, daß ein siebenjähriges Kind so tief empfinden könnte. Ihr Taschengeld kommt völlig den Armen zu gute, sie giebt ihr Frühstück und ihr Vesperbrot fast immer den zerlumpten Rangen der Nachbarschaft. Beim Anblick eines Bettlers treten ihr die Thränen in die Augen. Sie hat die Besorgung des Hühnerhofes übernommen und will niemals leiden, daß eins von den Tieren geschlachtet werde.

Die fünfte Tochter ist erst fünf Jahre alt, aber ich merke schon, daß in dem Kinde etwas Besondres steckt. Sie ist ungewöhnlich ruhig und sieht mit großen, stillen Augen in die Welt hinein. Sie sagt niemals ein dummes Wort, ihr Scharfsinn hat mich überrascht, und ihre Fragen setzen mich in Erstaunen. Unwillkürlich gehorchen ihr die Geschwister; sie übt eine gewisse Herrschaft aus über Kinder, die viel älter sind als sie.

Noch mehr als bei diesem Mädchen ist es mir bei dem jüngsten Kinde aufgefallen, wie früh schon der Charakter sich zeigt. Der kleine Junge ist drei Jahre alt und hat schon einen Kopf wie von Eisen. Wenn er etwas will oder nicht will, so ist es völlig unmöglich, ihn davon abzubringen. Ich glaube, er ließe sich eher in Stücke reißen, als daß er nachgäbe. Mein Freund Meyer, welcher behauptet, die Erziehung eines Kindes müsse schon in den ersten Lebensjahren entschieden werden, da man später nicht mehr so günstige Chancen habe, ist schon vom vierten Monat an bei diesem Jungen bemüht gewesen, dessen Eigensinn zu brechen. Er hat ihn im zweiten Lebensjahre einmal gezüchtigt, daß Blut floß, aber — der Junge blieb Sieger. Er biß sich in des Vaters Bein fest und ließ nicht los, bis er gute Worte bekam.

Mein lieber Freund, sagte ich ihm bei dieser Gelegenheit, ich weiß nicht, ob deine Theorie vom Brechen des Eigensinns überhaupt richtig ist. Jemehr du deinen Arm übst, indem du den Säbel oder die Axt führst, desto kräf-

Digitized by Google

tiger wird er. Jemehr du die Schenkel durch Laufen übst, desto stärker werden sie. Ich glaube, daß es mit den geistigen Kräften ebenso ist wie mit den körperlichen: daß sie nämlich durch Übung erstarken. Wer tüchtig lernt, der stärkt sein Gedächtnis; wer viel handelt, stärkt seinen Scharfsinn. So, glaube ich, wird auch der Eigensinn gestärkt, wenn er viel geübt wird. Denn er ist doch wohl nichts anderes als fester Wille.

Was soll man aber machen? fragte Herr Meyer. Soll man die Kinder verziehen?

Man soll ihnen, wie ich denke, die Gelegenheiten aus dem Wege räumen, welche ihnen Übung in den schlechten Eigenschaften verschaffen würden, und man soll ihnen Gelegenheit geben, die guten auszubilden. Dazu muß man vor allem genau beobachten, welchen Charakter und welche Talente ein Kind hat.

Ach was! rief Herr Meyer, das wären mir schöne Grundsätze! Die Pädagogen, mit denen ich mich über die Erziehung unterhalten habe, sind übereinstimmend der Ansicht, daß das Kind, wenn es geboren wird, tabula rasa ist, ein unbeschriebenes Blatt Papier, und daß die Eltern und Lehrer einen nach bestimmten wissenschaftlichen Grundsätzen aufgestellten Erziehungsplan verfolgen müssen, um aus dem Kinde etwas zu machen. Die Erziehung thut alles, die Kinder sind von Natur einander völlig gleich.

Da wundert mich's nur, sagte ich kopfschüttelnd, daß deine zwölf Kinder so sehr von einander verschieden sind. —

Durch lange und vielfältige Beobachtungen bin ich mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, daß Herr Meyer und die ihm befreundeten Pädagogen nicht ganz Recht haben, daß die Natur etwas mehr thue, als jene meinen; daß sie nicht ein Kind wie das andere bilde, sondern daß sie an den werdenden Menschen mit derselben Liebe zur Abwechselung arbeite wie an den werdenden Pflanzen und Blättern, die zwar auch alle einander ähnlich, aber doch auch alle von einander verschieden sind.

Ich habe oft die Wahrnehmung gemacht, daß die erwachsenen Leute noch ganz dieselben Menschen sind, die sie als Kinder waren, sowohl was den Charakter als auch was die Talente betrifft, nur mit dem Unterschiede, daß sie ausgebildet haben, was vor Zeiten nur ein Keim war. Ich habe gesehen, daß ein Kind von beschränktem Verstande auch beim besten Unterrichte doch kein scharfer Kopf wurde, ebenso wenig wie ein von Natur geweckter Kind jemals dumm ward, außer etwa durch eine Krankheit. Die guten Musiker, welche ich kennen gelernt habe, versicherten mir alle, daß sie schon in der Jugend Neigung zur Musik gehabt hätten, und die großen Maler hatten, wie ich erfuhr, alle schon als Kinder eine Passion für Stift und Papier gehabt. Ich las, daß Goethe schon auf der Schule Verse gemacht, Platen mit zwanzig Jahren eine Schrift voll der tiefsten Lebensweisheit verfaßt, Mozart mit sechs Jahren komponirt habe. Die guten Geschäftsleute, welche ich kenne, haben

Digitized by Google

alle schon als Knaben sehr gut gewußt, wie viel Groschen auf den Thaler gehen, und aus leichtsinnigen Knaben habe ich nie solide Männer werden sehen.

Ich hatte einen Bekannten, der auf der Schule die Erfindung machte, aus Äpfeln Wein zu bereiten. Er erfand später eine Manier, gewöhnliches Papier in Steine zu verwandeln, dann eine neue Art der Photographie, darauf ein lenkbares Luftschiff; endlich kaufte er Lehmgruben, um Porzellan zu fabrizieren. Er erlitt so viele Niederlagen, wie er Erfindungen machte; er verlor sein Vermögen, seine Gesundheit und seine Ehre durch seine kühnen Projekte; aber wenn er sich nicht schließlich vergiftet hätte, als er ein Lebenselixir erfinden wollte, so würde er noch heute Projekte machen. So sah ich auch, daß die Mühe, welche sich manche Eltern gaben, aus einer schlumpigen Tochter eine feine Dame zu machen, völlig vergeblich war. Kein Pariser oder Schweizer Pensionat konnte einem Mädchen Manieren beibringen, welches als Kind seine Kleider zerriß, seine Schuhe schief trat und ehrwürdige Verwandte ungezogen behandelte, während ich andrerseits Mädchen aus dem niederen Volke sah, die den feinsten Takt bewiesen.

Bei diesen Beobachtungen fiel mir noch etwas auf. In einem und demselben Menschen fanden sich Eigenschaften, die einander völlig zu widersprechen schienen. Da war ein Geistlicher von zweifellos aufrichtiger Frömmigkeit. Im tiefsten Unglück bewahrte er ein felsenfestes Gottvertrauen, seine Anwesenheit am Krankenbette flößte dem Sterbenden die Überzeugung der Unsterblichkeit ein. Aber er war durchaus rücksichtslos, ja grausam. Er verfolgte einen ungläubigen Prediger, den er für einen Schaden der Gemeinde hielt, mit unerbittlicher Schärfe, bis er ihn ins Elend gestürzt hatte. Er würde, wenn er einem Inquisitionsgericht präsidirt hätte, ohne Skrupel Ketzer haben verbrennen lassen.

Da war ein andrer, der mit Gott und der Welt im Streite lag. Er fing mit jedermann Händel an, er zankte sich im Gasthause mit dem Kellner, im Kupee mit dem Schaffner, zu Hause mit seiner Frau, draußen mit den Geschäftsfreunden. Er war so bissig wie ein Marder. Aber — er hatte keinen Mut. Wenn ihm jemand derb entgegentrat, bat er um Verzeihung; ein kleiner Junge mit einem Stocke hätte ihn um die ganze Stadt getrieben, obwohl er ein großer, derber Kerl war. Ein andrer war so sanft wie ein Lamm, und seine kleine zarte Figur hatte etwas Weibliches, wie auch sein Benehmen die freundliche Milde einer Frau hatte. Aber er war so tapfer wie ein Löwe, und wenn seine Langmut einmal erschöpft war, entsetzten sein Auge und seine Haltung den Störenfried.

Aber nicht allein in den Charakterzügen fand ich überraschende Widersprüche, sondern auch in den Talenten. Ich lernte Maler kennen, welche einen bedeutenden Farbensinn hatten, aber nicht richtig zeichneten, es auch trotz aller Mühe nicht lernen konnten. Andre zeichneten vortrefflich, aber niemals wollte ihnen die „Stimmung“ gelingen. Ich hörte Musiker, die bei brillanter Technik doch kalt ließen, andre dagegen, die zur Seele sprachen, aber der Technik nicht Meister werden konnten. Ich lernte tüchtige Mathematiker kennen, die nicht rechnen konnten, und ausgezeichnete Rechner, denen der einfachste Satz der Geometrie schon unendliche Schwierigkeiten bereitete. Gelehrte sah ich, die in der Geschichte sehr bewandert waren, aber weder Namen noch Zahlen im Kopfe behalten konnten; die zehn Sprachen redeten, aber keinen logischen Satz deutsch schreiben konnten; die sich in der Logik als feine Köpfe zeigten, aber keine fremde Sprache zu erlernen imstande waren.

Digitized by Google

Hundertfach machte ich Erfahrungen, die mir zu beweisen schienen, daß die Natur mit dem Menschengeschlechte nicht viel anders zu Werke gehe als ein großer Künstler, der eine Maschine mit tausenden von Rädern, Stiften und Gliedern einrichtet, welche unter einander verschieden sind, aber doch einem einzigen großen Zwecke eben dadurch am besten dienen. Auch in der menschlichen Gesellschaft giebt es mancherlei Arbeit zu thun, welche mancherlei Fähigkeiten verlangt. Es sind Tapfere nötig, um die kühnen Unternehmungen zu vollführen; erfindungsreiche Köpfe, um neue Hilfsmittel zu entdecken; fromme Leute, um Glauben und Zuversicht bei den Schwachen zu erhalten; Skeptiker und Forscher, um neue Wahrheiten ans Licht zu bringen. Ja, es schien mir, als ob in dieser gemeinsamen Arbeit an der großen, kunstreichen Maschine, welche man Natur nennt, nichts unnütz, nichts verkehrt, nichts schädlich, sondern alles nur zweckmäßig wäre; daß alle schlechten Eigenschaften des Menschen nur negativer Natur, oder eine Übertreibung der guten wären; daß ein positiv Schlechtes gar nicht existirte.

So mußte es mir immer zweifelhafter werden, ob Herr Meyer und die ihm befreundeten Pädagogen Recht hätten, wenn sie annahmen, die Erziehung thue alles. Vielleicht waren sie dadurch auf ihre Idee von der Macht der Erziehung gekommen, daß die große Menge der Menschen allerdings sehr gleichmäßig organisirt ist und sich weder durch große Fehler, noch durch große Tugenden auszeichnet, weder ganz unfähig zu nützlicher Arbeit ist, noch auch hervorragende Talente besitzt. Denn bei diesen Durchschnittsmenschen mag wohl, so lange sie Kinder sind, die Erziehung von großem Einfluß sein. Sie können, da sie nach keiner Seite hin besonders angelegt sind, ebensowohl Juristen als Theologen, ebensowohl Schneider als Schuster werden. Auch kann ihnen eine geregelte Zucht, eine gute Ordnung des Lebens diejenigen Gewohnheiten verleihen, welche sich als förderlich für den gemeinsamen Arbeitszweck der Gesellschaft bewährt haben. Dies möchte ich Herrn Meyer zugeben, obwohl ich immer noch eine so gute Meinung von der Schöpfungskraft der Natur habe, daß ich ihr zutraue, sie habe selbst die Durchschnittsmenschen nicht in einer und derselben Form gebacken, sondern auch ihnen bestimmte und von einander verschiedene Fähigkeiten verliehen, die von Nutzen für die Gesellschaft sein müßten, wenn diese sich die Mühe geben wollte, sie zu erkennen und auszubilden.

Was aber die Menschenkinder betrifft, welche über das Niveau der Menge hinausragen, so möchte ich glauben, daß bei ihnen die Macht der Erziehung nur sehr gering sei. Einen Knaben, der mit großer Bosheit zugleich eine bedeutende Festigkeit des Charakters und einen eminenten Scharfsinn vereinigt, möchte wohl die beste, strengste Erziehung nicht davon abhalten, als Mann ein großer Verbrecher zu werden. Einen Knaben von großer Gutmütigkeit, schwankendem Charakter und fröhlichem Temperament wird die sorgfältigste Erziehung nicht davon abhalten, als Mann sein Geld zu verschenken und zu verspielen, aus einer Laufbahn in die andere zu gehen und schließlich zu den verfehlten Existenzen zu gehören. Dagegen wird ein Knabe von eminentem Scharfsinn, bedeutender Festigkeit des Charakters und echter Religiosität trotz der elendesten Erziehung ein großer Mann werden. Ein solches Kind kann in einer Räuberhöhle aufwachsen, und es wird doch ein edler Mensch bleiben. Denn es ist das erste und vornehmste Gesetz der Natur, daß jedes Wesen vor allem die eigne Persönlichkeit zu erhalten trachtet, und wie der Schlechte aus jedem guten Ereignis und aus jeder Wohlthat Gift zieht, indem das Gute

Digitized by Google

ihm peinliche Empfindungen verursacht, so zieht der Gute aus den bösen Beispielen und aus dem ihm widerfahrenen Unrecht Segen, indem das Bewußtsein der ewigen Güte und Gerechtigkeit in ihm erweckt und angereizt wird.

So wird auch die beste Schule keinen Gelehrten aus einem Kinde machen können, welches entschieden beschränkt ist, aber ein Kind von hervorragender Intelligenz wird lernen, ohne daß man begreift, woher es kommt. Der größte Maler ist nicht imstande, seine Kunst einem anderen beizubringen, wenn dieser nicht Anlage zum Malen hat oder gar farbenblind ist, und Joachim selber kann aus einem Schüler ohne Gehör keinen guten Geiger machen. —

Alles dies sagte ich Herrn Meyer. Aber er blieb bei seiner Meinung. Ich riet ihm, seinen Ältesten, der ohne Reitunterricht doch ein vorzüglicher Stallmeister geworden war, in einen dem entsprechenden Beruf zu bringen, den Verfertiger der Springbrunnen zu einem Maschinenbauer in die Lehre zu geben, den listigen Sammler zum Kaufmann, den tapfern Kämpfer zum Militär zu machen und nur den Bücherwurm studiren zu lassen. Aber er lachte mich aus. Meine Kinder sollen den Anforderungen der Neuzeit entsprechend gebildet werden, sagte er. Bildung ist die Hauptsache. Die Knaben machen alle das Gymnasium oder die Realschule durch, damit ste etwas Tüchtiges lernen, und dann studiren vier von ihnen; die Mädchen gehen alle in das Töchterinstitut, lernen alle Klavier spielen und kommen später in die Fortbildungsschule. Bildung, lieber Freund, Bildung ist die Hauptsache.

Herr Meyer hat die öffentliche Meinung für sich. Die Zeitströmung trägt ihn. Aber ich fürchte, er ist doch im Irrtum. Es gilt allgemein für selbstverständlich, daß das Wissen den Wert des Menschen ausmache und daß die Bildung etwas Schönes sei. Die Erziehung läuft darauf hinaus, die Kinder gleichmäßig zu unterrichten und sie dann dieselben Examina machen zu lassen. Es gilt für gewiß, daß der menschliche Geist ein einfaches Ding sei, welches man durch die Erziehung beliebig entwickeln könne. So ist man dahin gekommen, den Schulunterricht für etwas höchst Wichtiges zu halten, und wenige kommen zu der Einsicht, daß der Schulunterricht im wesentlichen doch nur eine einzige Geisteskraft, das Gedächtnis, übt, während die meisten andern Geisteskräfte dabei brach liegen. Ich bin oft erschrocken, wenn ich sehe, wie viele gebildete Leute es giebt, während ich Mühe habe, gute Stiefel und Kleider zu finden, und während ich so selten auf intelligente Ökonomen, Maurer, Zimmerleute, Tüncher, Müller, Bäcker und Schreiner stoße. Oft wünschte ich, meine Dienstboten wären nicht imstande, das Tageblatt zu lesen und richtig zu schreiben, wenn sie dafür nur besser putzen und waschen, bügeln und nähen, kochen und braten könnten.

Herr Meyer schwimmt mit dem Strome, aber ich denke zuweilen, daß der Strom selber keinen guten Lauf nimmt, und daß viele Schäden der Gesellschaft vielleicht nur darin begründet sind, daß man die Kinder nach den Prinzipien des Herrn Meyer und der ihm befreundeten Pädagogen erzieht, anstatt der Natur zu folgen und die heranwachsende Jugend ihren Fähigkeiten entsprechend auszubilden.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Achtes Kapitel.

Eine kluge Braut.

Was die Weiber lieben und hassen,
Das wollen wir ihnen gelten lassen;
Wenn sie aber urteilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Sylvia hatte an eben diesem Vormittage, während ihre Mutter und Scheindl Veitel über indirekte Steuern sprachen und dann mit großer Geschmacklosigkeit ein Staatskleid für die Gesellschaft komponirten, welche Ende der Woche bei Irrwischs stattfinden sollte, eine ernste Unterredung mit ihrem Bräutigam.

Häufige Besuche von seiner Seite wurden im Hause nicht gern gesehen, deshalb hatte Sylvia es so eingerichtet, daß sie ihm begegnete, wenn sie an bestimmten Tagen einen bestimmten Weg ging.

Sie zog ihre Seehundsfelljacke an, setzte ihr Seehundsfellbarett auf, nahm zum Schutz gegen die Augen der Welt eine rote Mappe mit der goldnen Aufschrift „Musik“ unter den Arm und stieg in eine Droschke. In der Nähe des Brandenburger Thores ließ sie halten, verabschiedete das Gefährt und schritt auf das Thor zu. Es war ein kalter Tag, obwohl im Juni, von Zeit zu Zeit fegte ein scharfer Regen herab, und dann wieder trieb ein frischer Wind helle, kleine Wolken am blauen Himmel hin.

Ein junger Mann mit einem Rembrandthut auf den blonden Locken und in einem kurzen blauen Tuchrock von dem Schnitt der kleidsamen österreichischen Offiziersblousen kam ihr mit freudigem Gesicht entgegen.

Digitized by Google

Sie hielt seine Hand fest, sah ihn lange an und sagte mit einem leichten Seufzer: Wie schön du bist!

Er warf den Kopf zurück, lachte laut und rief: O, du Närrchen!

Dann setzte er den breitkrämpigen Hut, den er während seiner zärtlichen Begrüßung in der Hand gehalten, wieder schräg auf die prächtige Haarflut, nahm die rote Mappe in seinen Gewahrsam, zog Sylvias Arm an sich und half ihr durch das Gewirr der Wagen hindurch unter die Bäume des Tiergartens.

Bist du nicht ein leibhaftiges, kleines Närrchen? sagte er. Wie kannst du reizendes Wesen, du modern verunzierter Ausbund klassischer Anmut zu einem ungeschlachten Burschen meines Kalibers sagen, er sei schön? Willst du das bischen Gute, das noch an mir ist, die höchst passende Bescheidenheit, auch noch verderben, zu all dem Unheil, das du Sirene mit mir anstiftest?

O Eduard, entgegnete sie kopfschüttelnd, wenn du nur nicht so sehr burschikos reden wolltest!

Aber sie blickte ihn trotz dieses Tadelns mit wahrem Entzücken an, denn er war in der That schön.

Er war groß und schlank, schmal in den Hüften, breit in den Schultern und von mächtiger Brust. Aus seinem von der Sonne Italiens gebräunten Gesicht leuchteten durchdringende blaue Augen hervor, der Flaum der Jugend umkräuselte Lippen und Kinn, ohne deren schöne Linien zu verhüllen. Dazu gab ihm ein Etwas von Güte, Sanftmuth, Kindlichkeit und Mut einen unbeschreiblichen und unfaßbaren Ausdruck. Sein Gesicht schien jedem Wesen Wohlwollen und Vertrauen entgegenzubringen und lockte deshalb mit unwiderstehlicher Macht Wohlwollen und Vertrauen hervor.

Dieses Etwas hatte neben so viel äußerer Schönheit auch Sylvias Herz gewonnen und sie bewogen, so mancher wohl vorhergesehener Schwierigkeit zum Trotz dem jungen Architekten so viel Aufmunterung entgegenzubringen, daß er es gewagt hatte, um ihre Hand anzuhalten. Denn er war für sie nicht das, was man eine „Partie“ nennt, war nicht in so glänzender Stellung, wie die Tochter des Millionärs von dem Manne ihrer Wahl verlangen konnte, wenn sie weltliche Rücksichten in die Wage legen wollte.

Sie schmiegte sich liebkosend an ihn an, und Arm in Arm wandelten sie langsam unter scherzendem Gespräch durch die grünen Laubgänge. Nach und nach aber wurden die Worte ernsthafter.

Meine süßeste Sylvia, sagte er, sollen wir denn nun immer noch so zu sagen unter einer Halbmaske mit einander verkehren? Will dein Vater immer noch nicht seine Einwilligung geben, und soll ich dich nicht besuchen dürfen, so oft ich will? Sieh, ich mag nicht mehr allein leben, mein einsames Zimmer ist mir wie ein Gefängnis. Ich sehne mich jede Stunde, jede Minute nach dir. Ich dächte, wir heirateten nun endlich, ehe wir alt würden.

Sylvia lächelte.

Digitized by Google

Wie alt bist du denn schon?

Du denkst es nicht, wie alt ich schon bin. Ich habe meine achtundzwanzig Jahre, bien sonnées.

Das ist freilich recht alt, sagte Sylvia.

Nun sah ich gestern so eine reizende Wohnung, die ganz für uns passen würde. Sie liegt ein bischen weit dahinten, weißt du, wo wir neulich auf der Spazierfahrt die Neu-Anlagen betrachteten, aber höre nur, wie hübsch alles ist: In der Mitte ein größeres Zimmer mit drei Fenstern Front. Das könnte unser Salon sein. Auf der einen Seite ein kleines Zimmer, welches dein Boudoir würde, auf der andern Seite mein Arbeitszimmer. Außerdem noch ein geräumiges Schlafzimmer, eine Küche und was sonst dazu gehört. Das alles für zweihundert Thaler jährlich. Ich kann es nämlich deshalb so billig bekommen, weil es noch sehr unvollständig dekorirt ist. Das ist aber gerade ein Vorteil. Was helfen mir diese schrecklichen, unruhigen Tapeten und all dieser stillose Kram, den du so wenig sehen magst wie ich? Das machen wir viel schöner. Ich habe mit dem Wirt schon darüber gesprochen, und er ist mit allem einverstanden. Er giebt mir die Wohnung einfach gekalkt, nur die Fußböden natürlich sind gestrichen. Dann male ich alles höchst eigenhändig. Du bekommst ein rein pompejanisches Gemach, schwarze Tafeln mit phantastischen Tieren in rote Wände eingelegt, dazwischen blumenumrankte Säulen; der Salon wird ... Du lachst, Sylvia? Beim Zeus, ich rede ernsthaft.

Wie du nur schwärmen kannst, sagte sie mit anmutigem Kopfschütteln. So thöricht es ist, dir höre ich doch gern zu.

O nein, erwiederte er mit ernstem Gesicht, nenne das nicht schwärmen. Ich habe den bestimmten Wunsch, bald zu heiraten, ich male mir die Freude in den hellsten Farben vor, an deiner Seite in stiller Häuslichkeit zu leben und dadurch erhoben in meinem Beruf wahrhaft Schönes zu wirken. Das ist nichts, was du thöricht nennen darfst.

Sylvia senkte ihr hübsches Köpfchen.

Das Bild, welches sie sich von der Zukunft machte, war ganz anders, als Eduard Franks Wünsche und Hoffnungen es erkennen ließen. Sie konnte sich das Glück in der Hütte zuweilen ganz poetisch vorstellen, besonders wenn sie die Hütte unter die Tropen verlegte und sich in einem durchsichtigen Musselingewande in einer Hängematte dachte, sanft im Palmenschatten schaukelnd und Bananen essend, während Eduard mit breitkrämpigem Strohhut und in einem Anzug von roher Seide ihr ein buntes Tigerfell als Jagdbeute überbrächte, und über diese Szene buntschillernde Kolibris in der glühend leuchtenden Sonne hin und her zuckten gleich kleinen emaillirten Blitzen oder lebendig gewordenem Juwelenschmuck. Aber das Glück in der Wirklichkeit, das Glück in Berlin, mußte viel solider begründet sein. Es mußte zur Basis eine elegante Wohnung im fashionablen Stadtteil haben, Teppiche, Sophas, Fauteuils nach modernen

Digitized by Google

Mustern, eine perfekte Köchin, geschickte Kammerjungfer, einen nüchternen Kutscher und einen Diener von sechs Fuß Höhe. Das Glück mußte so aussehen, daß auch die Freundinnen es für ein Glück ansahen. Es mußte gute Gesellschaft mit sich bringen, elegante Damen der höhern Stände, Maler mit genialen Blicken, die in schwärmerischen Attitüden an ihren Kamin gelehnt standen und sich um die Ehre stritten, Sylvia malen zu dürfen, Klaviervirtuosen, die auf ihrem Bechstein die neuesten Kompositionen von Liszt spielten und Sylvia begleiteten, wenn sie sang „Du meine Seele, du mein Herz," kecke Offiziere, deren Uniformen auf dem Hintergrunde kapernfarbener Tapeten und Vorhänge schimmerten und die in den adlichen Kreisen erzählten, der Salon der Frau Sylvia Frank sei einer der interessantesten und geistreichsten der Stadt. Und als Krone des Ganzen dachte sie sich ihren Mann, wie er, schön gleich Apoll, und dazu berühmt gleich Semper, ringsum bestürmt werde, hier ein Schloß, dort eine Siegessäule zu bauen, während eine unaufhörliche Flut von Goldstücken als Preis seiner genialen Entwürfe in die Wirtschaft ströme.

Es war ihr nicht lieb, daß ihr Bräutigam so sehr bescheidene Ansprüche machte, und sie wünschte sehr, ihm höhern Schwung zu geben.

Lieber Eduard, sagte sie, ich weiß bestimmt, daß Papa unter diesen Verhältnissen seine Zustimmung noch nicht geben wird.

Und unter welchen Verhältnissen wird er sie geben?

Sei nicht böse, Eduard, aber Papa sagt so. Papa sagt: Eduard könnte, wenn er wollte, ein enormes Geschäft machen. Er ist sehr talentvoll und hat auch großen Fleiß, ich würde ihm gute Empfehlungen geben, und er könnte bald einer der angesehensten Baumeister sein. Aber . . .

Aber? fragte Eduard mit lebhaftem Erröten.

Aber es ist merkwürdig, sagt Papa, Eduard bringt kein ordentliches Geschäft zustande, und seine Einnahme ist sehr problematisch. Er ist zu genial, zu stolz — was weiß ich? Kurz und gut, so spricht Papa, ich kann meine Tochter nicht heiraten lassen, wenn ich nicht überzeugt bin, daß ihr Mann so gestellt ist, daß ich ohne Sorge in die Zukunft blicken kann.

Die reizende Sylvia führte diese Anschauung ihres Vaters nun in der liebenswürdigen Art und Weise wohlerzogener junger Damen weiter aus, indem sie ihres Papas Eigenart und Charakter darstellte und zeigte, welch ein tüchtiger Geschäftsmann er sei und wie zärtlich er zugleich für seine Tochter sorge. Häufig ihre eigenen Worte und Wendungen wiederholend und sie mit anmutigen Schmeicheleien durchwebend, wußte sie ihr Anliegen und ihre Meinung so artig vorzubringen, daß ihr Bräutigam nicht dadurch beleidigt werden konnte, so herb auch der Kern ihrer Rede im Grunde schmecken mußte. War ja doch der leitende Gedanke kein andrer als der, daß der Millionär seiner Tochter wohl ein genügendes Vermögen mitgeben könne, daß er es aber nicht wolle, wenn nicht der Schwieger-

Digitized by Google

sohn durch seine Erfolge in seinem Berufe vorher gezeigt habe, daß er ein guter Geschäftsmann sei.

Eduard Frank hörte alledem mit vollkommener Ruhe zu, aber die Ursachen dieser Ruhe waren andre, als Sylvia wünschen mochte. Eduard Frank hatte einen so lebhaften Schönheitssinn und dabei so viel Sinn für Humor, daß er sehr bald anfing, das lebhafte Mienenspiel des hübschen Mädchens und dessen einschmeichelnde Manier, die dunkeln Augen und das Spiel der Lippen und Hände zu bewundern, und daß er darüber vergaß, ernstlich auf ihre Worte Acht zu geben, während er zugleich über den Eifer lächelte, womit sie einen Standpunkt verfocht, den er für gänzlich falsch hielt.

Er war erfüllt von den erhabensten Ideen seiner Kunst und ganz durchdrungen von der Überzeugung, daß der Künstler ein Priester der Schönheit sei. Er war fest entschlossen, niemals dem Verdienst und dem Geschäft zu Gefallen von den Prinzipien abzuweichen, die er sich in seinem Berufe vorgesetzt hatte, und es stand ihm einfach als eine Unmöglichkeit vor Augen, jemals etwas andres zu treiben als den Kultus des Schönen.

Dazu war er von jungen Jahren, ungebeugter Energie und kam aus Rom, wo er in vollster Freiheit, umgeben von der ruhigen Größe verschwundener Jahrhunderte, ein ideales Leben geführt hatte. Er fühlte sich als Mann, und ohne darüber reflektirt zu haben, hatte er daß Bewußtsein, daß der Mann das Weib an sich fesseln solle als den schwächern, liebenswürdigen und schutzbedürftigen Teil, niemals aber in den großen und ernsten Zielen seines Schaffens vom Weibe sich hierhin oder dorthin ziehen lassen dürfe.

Was ihm Sylvia daher von guten Geschäften und klugem Benehmen und den vernünftigen Ansichten ihres Papa vorerzählte, machte nicht viel mehr Eindruck auf ihn als das Plaudern eines klugen Kindes.

Sylvia, sagte er dann, als sie schwieg und ihn fragend anblickte, wenn du mich wirklich liebst, wie ich dich liebe, so wird es dir wohl möglich sein, alle die Hindernisse zu überwinden, die du als so groß darstellst. Dein Vater ist nicht aus Erz gegossen und auch nicht von Marmelstein gebildet. Für unser Auskommen ist gesorgt. Ich kann auf eine jährliche Einnahme rechnen, die uns ermöglicht, eine bescheidene Lebensweise zu führen, wie sie für Glückliche, für Liebende die schönste, die einzig wahre ist. Laß du all den Tand der Außenwelt fahren und komm an mein Herz; mach dir keine Sorgen um Dinge, die nichts wert sind. Wir sind reicher als alle Welt, wenn wir uns lieben, und wir sind vornehmer als alle Fürsten, wenn unser Umgang Michel Angelo und Rafael, Palladio, Cornelius, Viollet le Duc und Hansen, Homer, Horaz und Goethe sind.

Wenn das unser einziger Umgang sein soll . . . O, Eduard, das ist nicht rücksichtsvoll von dir gesprochen! sagte sie scharf.

Eine peinliche Empfindung durchzog sein Herz.

Sylvia! rief er.

Digitized by Google

Sein Blick ruhte vorwurfsvoll auf ihr.

Sie sah zu Boden und spielte mit der Fußspitze im Sande, dann hob sie ihre Augen wieder zu ihm auf, und er sah sie voller Thränen.

Sie hatte einen Bruder, welcher Leutnant in einem Husarenregiment war, einen andern Bruder, der Jurisprudenz studirt hatte und nun einer Gesandtschaft attachirt war; sie hatte eine ältere Schwester, welche mit einem Major vom Stabe verheiratet war. Diese Geschwister hatten einen so guten Umgang, so nette, feine, gebildete und vornehme Leute, mit welchen sie verkehrten, daß es ein bischen hart für Sylvia war, denken zu müssen, sie solle in der Vorstadt für zweihundert Thaler jährlich wohnen und keinen Umgang haben, als den, welchen Eduard genannt hatte.

Als Eduard ihre Thränen sah, erweichte sich sein Sinn, und er dachte, er müsse doch wohl sehr rücksichtslos und rauh mit ihr gesprochen haben.

Verzeih mir, meine teuerste Sylvia! sagte er, und dazu küßte er die Thränen vom Auge.

Aber obwohl er das that und sagte, war er doch im Innern nicht überzeugt, daß er etwas Unrechtes begangen habe. Er mochte sich mit der Unzartheit benommen haben, die jungen Männern wohl im Umgange mit so viel zarter besaiteten Instrumenten der Schöpfung, wie junge Mädchen sind, eigen sein kann, aber in der Sache selbst hatte er gewiß Recht. Es betrübte ihn nur, daß Sylvia nicht ganz mit ihm übereinstimmte, und er beschloß, über Mittel und Wege nachzudenken, wie er ihre Wünsche mit seinen Pflichten in Einklang bringen könnte.

Vorläufig erblickte er das beste Mittel darin, daß er sie behandelte wie ein Kind, indem er ihre Gedanken auf etwas andres lenkte, und da er bemerkte, daß seine Küsse von erfreulicher Wirkung waren, fuhr er damit fort und begann zugleich von allerhand kleinen unschuldigen Dingen zu sprechen, die mit der Zukunft nichts zu thun hatten.

Aber er kannte Sylvias Charakter nur wenig, wenn er sich wirklich einbildete, ihre Gesinnungen ändern zu können. Kein Baum im ganzen Tiergarten stand so fest gewurzelt wie Sylvias Absicht auf ein elegantes Dasein, und die zarten, weichen Wangen, glänzenden Augen und feinen, wohlgebildeten Manieren der jungen Dame überdeckten eine zähe Hartnäckigkeit, von der Eduard nur eine sehr unvollständige Vorstellung hatte, wenn er glaubte, sie würde der Liebe weichen.

Sie liebte Eduard, das war keine Frage, aber sie liebte ihn auf ihre eigne Manier. Er sollte der Mann sein, den sie haben wollte. Die Frage war nur, ob er der Mann war, den sie so biegen konnte, daß er in ihre Form paßte.

Beide dachten hierüber nach, als sie, vom Regen vertrieben, aus dem frühlingsgrünen Walde in die große Steinwüste zurückkehrten, und sie waren schweigsamer als sonst.

Als Eduard in seine Junggesellenwohnung zurückkehrte, sah er sich seufzend darin um. So soll es also vorläufig noch bleiben, sagte er nachdenklich.

Digitized by Google

Er blieb vor einer Gypsfigur stehen, deren Gewand er mit einer blaßblauen Farbe und deren Haar er mit blassem Golde überzogen hatte.

Wenn doch Sylvia deine Tracht trüge, altes Griechenmädchen, wie schön wäre das! Keine Mode und keine Möbel, das müßte sehr angenehm sein. O, Sylvia, hättest du doch keinen reichen Vater, sondern wandeltest mit mir in Sandalen oder auch barfuß in den Straßen von Athen!

Mit diesen unpraktischen Gedanken setzte er sich an ein großes Reißbrett und entwarf Sylvias Bildnis in griechischer Tracht. Aber es gelang nicht zu seiner Zufriedenheit.

Das ist nichts, sagte er, warf den Bleistift hin und sah zu dem Bilde der Fornarina hinüber, einer großen Photographie, die er aus Rom mitgebracht hatte. Sie ist eigentlich nicht schön, diese Fornarina, dachte er, und es ist wunderbar, daß Raphaels Künstlerauge an diesem Mädchen ein so tötliches Gefallen fand. Sylvia ist viel schöner. Aber was ist das Schöne? Wer kann sagen, warum etwas schön ist, und was an dem Mädchen war, daß es Raphael entzücken konnte? Er muß es doch wohl verstanden haben.

Er dachte über die ästhetischen Vorlesungen nach, welche er gehört hatte und lächelte, als ihm dagegen die Worte des griechischen Weisen einfielen: „Wenn jemand fragt, warum dies oder das schön sei, so überlasse ich die wohlweisen Gründe: daß es nämlich an der blühenden Farbe oder an der Gestalt oder an sonst etwas derartigem liege, diese Gründe alle überlasse ich den gelehrten Leuten. Ich selbst aber halte in einfältiger Weise daran fest, daß es die Schönheit ist, wodurch das Schöne schön ward. Die Schönheit aber war damals leuchtend zu sehen, als mit dem beglückenden Reigen wir im Gefolge des Zeus, andre in dem eines der andern Götter eines seligen Anblicks und Schauens genossen und in die seligste der Weihen eingeweiht waren, welche wir feierten, selbst noch sündlos und unberührt von den Übeln, die in späterer Zeit auf uns warteten, dabei aber fehllose und lautere und wandellose und beseligende Gesichte mit geweihtem und priesterlichem Auge in reinem Glanze schauend, als Reine selbst und nicht eingekerkert in diesen Körper, wie wir das nennen, was wir jetzt mit uns, dem Schaltiere gleich angebunden, herumtragen."

Neuntes Kapitel.

Die schöne Waise.

Vielfach wirken die Pfeile des Amor: Einige ritzen,
Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.
Aber mächtig befiedert, mit frisch geschliffener Schärfe
Dringen die andern ins Mark, zünden behende das Blut.

Unter den künstlerischen Arbeiten, welche Eduard Frank oblagen, standen obenan der Umbau eines Flügels und die Dekoration des Speisesaals im Schlosse

Digitized by Google

des Barons von Ingenthal in der Nähe von Jüterbogk. Er war, einige Tage nach seinem unerfreulichen Gespräch mit Sylvia, drüben gewesen, um den Fortschritt des Baues zu überwachen und kehrte am Abend zurück, in der dritten Wagenklasse, zur Schonung seines Geldbeutels.

Er war heiter gestimmt, denn der Baron bekundete eine künstlerische Auffassung, wie Eduard sie bis jetzt selten bei seinen Bauherrn gefunden hatte, und aus Freude hierüber gedachte er, einige überaus schöne, aber nur von ihm selbst eigenhändig herzustellende dekorative Malereien für den Speisesaal umsonst noch mit in den Kauf zu geben. Indem er sich nun mit seinem innern Auge in architektonische Linien vertiefte, achtete er anfänglich wenig auf die Reisegesellschaft, ward aber doch unwillkürlich von Zeit zu Zeit auf eine weibliche Gestalt aufmerksam, welche in der Ecke ihm schräg gegenüber saß, und zwar ward sein Blick dadurch angezogen, daß jenes Wesen im Profil einige Ähnlichkeit mit Sylvia zu haben schien.

Es war düster im Wagen, denn die Lampe brannte nicht sehr hell, dazu war nur ein kleiner Teil von dem Gesicht des Frauenzimmers zwischen Schleier und Shawl zu sehen, dennoch war nun dessen Nase und Mund ein Zug bemerklich, der Eduard an seine Braut erinnerte, und er fing an mit einigem Interesse hinüberzusehen. Es schien ein ganz junges Mädchen zu sein, und Eduard ahnte mit dem Feingefühl des Künstlers eine schöne Form unter der einfachen und ungünstigen Gewandung, einem bäurischen gedruckten Kattunmantel, der gar nicht zu der übrigen Kleidung und zu dem Hut mit Schleier stimmte.

Von diesem Mädchen lenkte sich sein Auge alsbald auf zwei andre Gestalten, welche offenbar dessen Begleiter waren und welche ihm auffällig vorkamen, einen Mann und eine Frau. Sie hatten ein Mißtrauen erweckendes Äußeres. Der Mann war von stämmiger Figur, ganz in schottisch karriertes Zeug gekleidet, mit einer roten Kravatte, hatte gemeine Hände mit auffallenden Ringen und ein konfisziertes Gesicht. Er schien sich für elegant und schlau zu halten, er bewunderte oft seine Ringe und zwinkerte mit listiger Miene dem Weibe zu. Dies war eine garstige alte Person in städtischer Kleidung, deren Gesichtsausdruck so beschaffen war, daß Eduard dachte, es könne nicht leicht etwas niedriges ausgedacht werden, was dem Weibe nicht zuzutrauen wäre. Er stellte diese Beobachtungen nur mit halber Aufmerksamkeit an, wie man eben, wenn der Sinn beschäftigt ist, seine Reisegefährten nur gelegentlich und gewissermaßen gezwungen umstert, denn die Ähnlichkeit des jungen Mädchens mit Sylvia war nicht so deutlich hervortretend, daß sie ihn völlig in Anspruch genommen hätte. Zuweilen, wenn sie ihm das Gesicht von vorn zukehrte, verschwand der bekannte Zug um Nase und Mund, und Eduard hielt dann seine Wahrnehmung für ein Spiel der Phantasie, welche ihm das Bild der Braut neckisch vorgaukeln wolle. Aber obwohl seine Teilnahme an diesen drei Reisegenossen nur gering war, konnte er sich doch im Laufe der Stunden des Gedankens nicht erwehren, daß das junge Mädchen in einer Art

Digitized by Google

von Gefangenschaft sei. Sie saß in sich gekehrt und trübe, während die beiden Begleiter rechts und links von ihr sie nicht aus den Augen ließen und zuweilen Blicke mit einander austauschten.

Gesprochen wurde zwischen ihnen erst nach der Ankunft in Berlin, als sich beim Aussteigen ein Widerstand des Mädchens zu zeigen schien. Eduard hörte, als er seines Weges gehen wollte, hinter sich das alte Weib leise Drohungen ausstoßen und glaubte vernommen zu haben, daß es den Mann aufforderte, „die alberne Gans auf den Schnabel zu klopfen."

Er blieb in einer natürlichen Regung seines guten Herzens stehen und sah sich um. Der Mann führte das Mädchen am Arm, das Weib ging hinterher, und so verließen sie den Bahnhof. Doch bemerkte Eduard, daß das Mädchen in dem Augenblick, als es dicht an ihm vorüberkam, einen angstvollen, hilfesuchenden Blick auf ihn richtete.

Er sagte sich, hier geschehe irgend ein Unrecht und konnte sich nicht enthalten, zu folgen. Es war spät am Abend, die Straßen waren nur noch von wenigen Leuten beschritten. Der Weg, den die drei nahmen, führte in eine entlegene Gegend der großen Stadt. Eduard würde wohl kaum so weit mitgegangen sein, wenn nicht an einem besonders hellen Platze das Mädchen stehen geblieben wäre und sich umgesehen hätte. Der Mann zog es sofort wieder weiter, aber Eduard hatte die Empfindung, es sei dieses Umblicken ein stiller, stummer Hilferuf gewesen, der Ausdruck einer Hoffnung, daß er noch in der Nähe sei, und so fühlte er sich vor sich selber verpflichtet, in der Nähe zu bleiben, ja er beschleunigte seine Schritte und verringerte so die Entfernung, welche ihn von den geheimnisvollen Dreien trennte.

Endlich kam es zu einem Halt. Man war in einer Straße der östlichen Vorstadt, welche schwach beleuchtet und in diesem Augenblicke durchaus öde war. Augenscheinlich war das Ziel erreicht, aber Eduard, der nur noch dreißig Schritte entfernt war, sah deutlich, daß das Mädchen sich der Absicht ihrer Begleiter, sie in ein Haus zu führen, lebhaft widersetzte. Er hörte eine weinende, bittende Stimme und ein Kreischen, wie es von dem bösen Munde der Alten kommen mußte.

In wenigen Sekunden war er am Platze und fragte, was es gäbe.

„Hane für den, den's nichts angeht," sagte eine grobe und höhnische Stimme.

„Oho, mein Freund, zum Hauen gehören zwei," versetzte Eduard.

Das Mädchen hatte sich bei diesem kurzen Wortwechsel losgerissen, war auf Eduard zugelaufen und klammerte sich nun an seinen Arm. Der Mann trat ihm entgegen, wollte ihn zurückstoßen und packte das Mädchen, während er zugleich sagte: „Der Teufel ist Ihr Freund, scheeren Sie sich Ihrer Wege!"

„Bei mir zu Hause," sagte Eduard ruhig, „da heißt es: Auf einen groben Klotz ein grober Keil."

Unter diesen Worten zog er mit der linken Hand das Mädchen hinter sich und schlug mit der geballten rechten den karrirten Mann mitten ins Gesicht, so

Digitized by Google

daß er seiner ganzen Länge nach auf das Trottoir fiel und kein Wort mehr sprach, sondern nur Blut aus Mund und Nase von sich gab.

Das Weib stürzte laut schimpfend und zeternd an die nächste Hausthür und begann zu läuten.

Nun geschwind! sagte Eduard, zog den Arm des Mädchens durch den seinigen und eilte, so schnell es ihr Schritt gestattete, mit ihr davon. Nach langem Laufe und ganz entfernt von der Gegend, wo die Szene stattgefunden hatte, blieben sie athemlos stehen, und Eduard fragte, wohin er sie nun begleiten solle, unter welchem Obdach sie die Nacht zuzubringen gedenke.

Aber zu seiner Verwunderung und nicht eben zu seinem Vergnügen erklärte das junge Mädchen, daß es das selbst nicht wisse.

Sie war ganz und gar fremd in Berlin, hatte die Stadt nie gesehen, hatte dort weder einen Verwandten noch einen Bekannten, abgesehen von der alten garstigen Frau und dem karrirten Mann, der zu Boden geschlagen war.

Eduard geriet in große Verlegenheit, aber die sanfte, zaghafte Stimme des Mädchens, ihre Thränen und ihre augenscheinliche Hilflosigkeit flößten ihm so viel Mitleid ein, daß er alle Bedenken in den Wind schlug und sie gerades Weges nach seiner eignen Wohnung führte. Doch sprach er unterdessen kein Wort mehr, sondern überlegte nur, inwieweit er wohl weise gehandelt haben möchte.

Das Mädchen ging stumm und mit gesenktem Kopf an seiner Seite, stieg hinter ihm die Treppe hinan und blieb, während Eduard die Hängelampe anzündete, gleich einem verhüllten Bilde der Schamhaftigkeit an der Thür stehen.

Nun, mein liebes Kind, sagte er, legen Sie Ihren Mantel ab, machen Sie sichs bequem und lassen Sie uns dann ein verständiges Wort mit einander reden.

Sie legte gehorsam ihren weiten, häßlichen Mantel ab, ebenso den Hut mit dem Schleier, den gestrickten Shawl, den sie um den Hals gewickelt trug, und Eduard sah mit wachsendem Erstaunen und nicht ohne Verwirrung ein wunderschön gewachsenes Figürchen sich entpuppen, dessen Bewegungen von den Grazien vorgezeichnet zu sein schienen, dessen Gesicht das Gepräge der holdesten Unschuld trug, dessen dunkelblaue Augen sanft und liebevoll blickten und dessen hochaufgestecktes Haar vom schönsten Cendré war, welches er in seinem Leben gesehen hatte.

Sie blieb schüchtern und mit gleichsam Verzeihung erbittenden Händen an dem Stuhle stehen, auf den sie ihre Sachen gelegt hatte. Diese Hände waren nicht ganz ohne die Spuren der Arbeit, aber Eduard hatte keine Mühe, zu entdecken, daß sie von ebenso schöner Form waren wie der ganze übrige schlanke und volle Körper.

Eduard war in bitterer Verlegenheit. Er dachte an Sylvia und war nicht in Zweifel darüber, daß ein wohlerzogener Bräutigam ein fremdes schönes Mädchen nicht in seine Wohnung aufnehmen dürfe. Doch ging es ihm gegen das Gefühl,

härter zu sein als der Beduine der Wüste, der selbst dem Todfeind die Gastfreundschaft nicht zu verletzen wagt. Er vergaß das verständige Wort, das er hatte reden wollen, holte, der stundenlangen Fahrt gedenkend, eine Flasche Falerner, Brod und eine Schale mit Feigen und Birnen herbei, und lud das Mädchen ein, sich zu erquicken.

Sie folgte seiner Aufforderung ganz gehorsam, doch nicht etwa in niedriger Weise, sondern mehr wie ein Königskind, das durch böses Geschick verfolgt wird, aber dem Edelmann, in dessen Hände sie fiel, nicht mißtraut. Die dunkelblauen Augen betrachteten aufmerksam das polychrome Bildwerk, die Zeichnungen und die Staffelei und hefteten sich dann wieder schüchtern und vertrauensvoll zugleich auf das Antlitz des jungen Mannes.

Er füllte zwei flache Trinkschalen, hob die seinige empor und rief mit einem Seufzer: „Den großen Göttern!“ Dabei goß er einen kleinen Teil des Inhalts auf den Boden.

Das Mädchen betrachtete ihn mit äußerster Überraschung, und dann flog ein reizendes Lächeln über ihr Gesicht, bei dem zwei Grübchen in ihren Wangen erschienen. Dies Lächeln übte eine merkwürdige Wirkung auf Eduard aus. Es war wie ein Sonnenblick. Beim Zeus, sagte er sich, sie hat mehr Witz, als ich erwartete von der Straße aufgelesen zu haben.

Mit gutem Appetit, aber unter wenigen und unbedeutenden Worten verzehrten die beiden ihr Abendessen. Eduard scheute sich, Fragen an sie zu richten, die vielleicht für unfreundlich hätten gelten oder den Zauber des Abenteuers hätten brechen können. Auch hatte er in Wahrheit ziemlich viel damit zu thun, sein Gegenüber vom künstlerischen Standpunkte aus zu beobachten. Sie dagegen war mit tiefen Gedanken beschäftigt, sah hauptsächlich auf ihren Teller und warf nur mitunter einen Blick, worin sich Neugierde und Bewunderung mischten, hinüber. Ein Dritter hätte in diesen Blicken lesen können, daß sie erstaunt war, mit jemand zusammen zu sein, der wohl einer ihr bis jetzt ganz unbekannten Sorte von Menschen angehören müsse.

Inzwischen mochte der feurige Wein Eduards Erfindungsgabe gestärkt haben, denn es durchschoß ihn ein Gedanke, der in dieser kritischen Lage, wo er zwischen der Besorgnis, eine große, anstößige Thorheit zu begehen und der Neigung, rückhaltlose Güte zu üben, ratlos schwankte, ihm als ein hoffnungsreicher Stern erschien.

Mein liebes Kind, sagte er, seine Uhr ziehend, es ist jetzt die Geisterstunde nahezu vorüber und hohe Zeit, an Ihre nächtliche Unterkunft zu denken. Entschuldigen Sie mich auf eine kurze Zeit. Es ist hier in der Nachbarschaft eine leidliche Gelegenheit dazu, ich gehe, sie zu besorgen und kehre dann zurück, um Sie zu holen.

Indem er sich in diesen vagen Ausdrücken bewegte, schwebte Eduard die Gestalt eines befreundeten Malers vor, welcher die Gewohnheit hatte, bis in

Digitized by Google

die tiefe Nacht hinein mit einigen trunkfesten Gesinnungsgenossen in einer nahe gelegenen Kneipe zu zechen. Dieser Maler war mit einer liebenswürdigen und verständigen Frau ehelich verbunden, und seine Wohnung war nicht allzu fern. Ihn wollte er in der Trinkstube aufsuchen und ihn überreden, das unbekannte junge Mädchen zu beherbergen. Sollte aber dieser trinklustige Maler zu sehr als unter dem Pantoffel stehend sich erweisen, um hierauf einzugehen, dachte Eduard, so wollte er selbst die Nacht in der Kneipe zubringen, um mit gutem Gewissen später der Verleumdung trotzen zu können.

Er machte sich auf den Weg und schloß zu aller Sicherheit, indem er an seine Hauswirthin dachte, die Thür seines Zimmer von außen zu.

Der befreundete Maler saß richtig am gewohnten Fleck hinter dem Glase und verbreitete von diesem Punkte aus ein aufklärendes Licht über die sozialen Verhältnisse Europas. Eduard zog ihn bei Seite und weihte ihn mit leichter Stimme, damit die andern Künstler nichts hörten, in die Angelegenheit ein, um derentwillen er seiner Hilfe bedurfte.

Du kennst ja meine Philisterei, sagte er. Sie ist eine vortreffliche Dame. Die gute Frau ist die Vorsorge in Person. Sie hat ihren Mann so trefflich gewöhnt, daß er nicht mehr zu niesen wagt, ohne daß sie ihm dabei den Kopf hält. Sie überwacht auch meinen Eingang und Ausgang, und wenn ich es wagen wollte, das arme unschuldige Mädchen bei mir zu behalten, so würde sie halb Berlin darüber rebellisch machen. Du hast eine Familienwohnung, du kannst es ohne jeden Anstoß thun.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die ältesten Nathanausgaben.

Zu der die Originalausgabe des Nathan betreffenden Bemerkung am Schlusse des Aufsatzes über „Verbotene Bücher" in Nr. 6 dieses Blattes geht uns von Herrn Professor Emil Grosse, Gymnasialdirektor in Memel, einem der genauesten Kenner der Lessingliteratur, folgende dankenswerte Aufklärung zu:

„Von Lessings Nathan sind im Jahre 1779 nicht zwei Ausgaben, sondern vier erschienen, drei rechtmäßige und ein Nachdruck; und die Ausgabe von 1779 „ohne Angabe des Druckorts" und Verlegers ist in der That die Originalausgabe, nicht „die andre mit Angabe des (Druckorts,) Verlegers und dem Privilegvermerk."

Aus Lessings Briefwechsel geht hervor, daß Lessing die ersten Abzüge des Nathan durch seinen Bruder Karl aus der Vossischen Druckerei zur Durchsicht erhielt. Am 19. März 1779 schickt er die ersten Bogen zurück und rügt unter anderm, daß S. 15 der Zusatz (bei Seite) ganz weggefallen, der Zusatz (lächelnd)

Digitized by Google

aber zu groß gesetzt sei. Welche Ausgabe wird nun die frühere sein, also „Originalausgabe" genannt werden müssen oder — können? Diejenige, in welcher jene „Unschicklichkeiten" nicht mehr beseitigt werden konnten, oder diejenige, in welcher es geschehen ist? In der ohne Verlagsangabe stehen sie noch, in der andern mit Verlagsangabe nicht mehr. Jene also ist und bleibt der erste Druck, die Originalausgabe, und das „Orakel," Karl Goedekes Grundriß, behält Recht, wie bekanntlich Orakel stets.

Die Exemplare dieses ersten Drucks reichten nicht weit. Schon am 20. April, noch ehe sie ausgegeben waren, schrieb Karl Lessing dem Bruder: „Eben sagt mir Voß, daß die Buchhändler schon sehr anfingen zu bestellen, und du daher wohl thun würdest, wenn du ihm deine Aushängebogen korrigiert nach Leipzig schicktest, damit der Nathan sogleich noch einmal gedruckt und für dich verkauft werden könnte." Dieser zweite Druck ist die Ausgabe mit der Verlagsangabe und dem Privilegvermerk. Hier konnten alle Fehler berücksichtigt werden, welche Lessing in den Aushängebogen angemerkt hatte; er ist daher wertvoller als der erste, letztrer bleibt aber doch immer die Originalausgabe, wenn man überhaupt einen der verschiedenen Drucke von 1779 „Originalausgabe" nennen will und es nicht vorzieht, von drei verschiedenen Drucken der Originalausgabe zu sprechen.

Die ebengenannte Ausgabe mit der Verlagsangabe nämlich wird in demselben Jahre von Voß noch einmal erneuert: der dritte rechtmäßige Druck also, wie Dr. Julius Friedländer zuerst erkannt hat. In Redlichs Lessing-Bibliothek, dem vorzüglichsten Hilfsmittel für diese Fragen, fehlt er noch. Dieser dritte Druck weicht an etwa 150 Stellen vom zweiten ab; äußerlich sind beide fast ganz gleich, beide haben dieselbe Seitenzahl (240 Seiten), nur die Schlußvignetten sind verschieden. Wer nicht beide Ausgaben besitzt, kann am Personenverzeichnis sogleich erkennen, ob sein Exemplar ein zweiter oder dritter Druck ist: jener hat Mameluken, dieser Mamelucken.

Viertens endlich giebt es einen Nachdruck der „Originalausgabe," d. h. des ersten der drei rechtmäßigen Drucke. Er ist diesem genau nachgebildet, wiederholt selbst die Druckfehler (nur an fünf Stellen etwa weicht er ab), hat aber ein etwas höheres Format, 255 statt 276 Seiten und am Schluß statt der Vignette zwei starke Linien mit einer Muschel in der Mitte.

Wer sich genauer über alles dies unterrichten will, findet das Nähere in Fleckeisens Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 2. Abteilung, 1880, Heft 10 und 11, Seite 549 ff. und in einem Aufsatze des Landgerichtsdirektors Robert Lessing in der Sonntagsbeilage Nr. 6 zur Vossischen Zeitung Nr. 61, 1881, sowie in der Bemerkung zum Text am Schlusse der herrlichen Ausgabe des Nathan, welche ebenderselbe zur Feier von Lessings 100jährigem Todestage veranstaltet hat."

Hoffentlich finden diese Nachweise die wünschenswerte Verbreitung. Denn wie wir aus einer Anzahl gerade in den letzten Monaten auf Bücherauktionen und in antiquarischen Katalogen gesammelten Erfahrungen bestätigen können, herrschte über die hier behandelte Frage in den interessirten Kreisen bis jetzt keineswegs Übereinstimmung und Sicherheit.

* * *

Populäre Astronomie von Sim. Newcomb, Astronom in Washington. Deutsche vermehrte Ausgabe, bearbeitet durch Rud. Engelmann, Dr. phil. Mit dem Bildniß W. Herschel's, 2 Sternkärtchen und 207 Holzschnitten. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1881.

Die Astronomie hat, wie es in der Natur der Sache liegt, ein ganz besonderes Interesse für das weitere Publikum. Es fehlt infolge dessen auch

Digitized by Google

keineswegs an „Populären Astronomien“. Die hier angezeigte hat aber vor allen andern den großen Vorzug, daß sie in der Darstellung dem geschichtlichen Gange der Entdeckung der Eigenschaften des Weltalls folgt. Welchen natürlicheren Weg der Belehrung könnte es in einer exakten Wissenschaft geben als den, welchen die ersten Anfänger wandelten! Und die Entdecker der Thatsachen und Wahrheiten waren doch gewiß Anfänger. Die Entwicklung des Menschengeschlechts ist auch die einfachste Entwicklung des einzelnen; was der Mensch in seiner Naivetät entdeckte, wird der unbefangene Verstand des Lernenden am leichtesten nachentdecken können — außer wo es sich um ganz zufällige Auffindungen handelt. In diesem Lehrprinzip beruht der Vorzug des Newcomb-Engelmannschen Buches. Demgemäß ist das Buch überall da am besten geraten, wo jenes Prinzip am meisten zur Geltung kommt. Dies ist aber vor allen Dingen im ersten Teile der Fall, nach dem Ende zu weniger. Am Schlusse ist gar noch eine Sammlung biographischer Skizzen von Astronomen angefügt. Wir hätten es lieber gesehen, wenn durch die Verwebung der Hauptcharakterzüge der großen Astronomen mit dem lehrenden Text die Eigenart des Werkes noch mehr in den Vordergrund gerückt worden wäre.

In der deutschen Bearbeitung hat aber das Buch noch viele andre Zusätze erhalten, einige sehr wertvolle, andre nach unsrer Ansicht entbehrliche, ja überflüssige. Der Schwerpunkt des Werkes ist dadurch etwas verschoben worden. Der Verfasser hatte ausschließlich das gebildete Publikum, den common reader, im Auge. Der Herausgeber hat den Zweck erweitert und das Werk auch für den Liebhaber-Astronomen und den Studirenden eingerichtet, und wir fürchten, daß dadurch die Verbreitungsfähigkeit des wertvollen Buches etwas vermindert worden ist, was wir in der That bedauern würden. Vielleicht läßt sich später dies oder jenes wieder kürzen, die Grundrisse der Sternwarten, einige Abbildungen von Fernröhren und auch — Norman Lockyer mit seinem Astrospectroskop herausnehmen. Seltsam wird man es vielleicht finden, wenn wir gestehen, daß uns die Kosmogonie am Schlusse des Werkes am wenigsten behagt hat. Ungelöste Probleme haben ja immer das meiste Interesse, und ganz besonders dies Problem. Um dies Interesse zu befriedigen und noch mehr anzuregen, hat man aber nur nötig das darzulegen, was an festem Boden für eine Lösung bisher gewonnen ist, und eine Perspektive für das noch Fehlende und für die endliche Lösung zu eröffnen. Mit vorläufigen Lösungen, die voller Hypothesen stecken, auch wenn sie von augenblicklich sehr gepriesenen Forschern herrühren, kann man das Interesse nur abstumpfen. So nimmt man heute kritiklos die Helmholtzsche Theorie der Entstehung der Sonnenwärme durch Contraction der Sonne an und spricht nach Thomson von dem Verschwinden der Wärme in den leeren unendlichen Raum, ohne zu bedenken, daß dergleichen gar nicht möglich ist. Auch sollte man sich hüten, von einer sogenannten antieuklidischen Geometrie auch nur ein Wort verlauten oder ein ander Mal die Meinung aufkommen zu lassen, es könne das Prinzip von der Erhaltung der Kraft — welches, beiläufig bemerkt, nicht von Helmholtz, sondern von Robert Mayer entdeckt und begründet worden ist — etwa in irgend einem Winkel des Weltalls vielleicht keine Geltung haben.

Doch genug. Indem wir die Newcombsche Populäre Astronomie dem Publikum warm empfehlen, schließen wir mit der Frage an die Astronomen, ob die Bezeichnung Stellarastronomie nicht durch eine bessere ersetzt werden könnte.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Die Kriegsmacht

der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Mit Spannung richtet sich gegenwärtig die allgemeine Aufmerksamkeit nach jenem südlichsten Zipfel der deutschen Hälfte des österreichischen Kaiserstaates, wo ein aufrührerischer Stamm zum zweitenmale den Gesetzen des Landes den Gehorsam verweigert. Wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die österreichischen Truppen in kürzester Frist die Flammen des Aufstandes ersticken werden, so ist doch die Möglichkeit eines weiter um sich greifenden Brandes, geschürt durch die Hetzereien panslavistischer Agitatoren, nicht ausgeschlossen, und es erscheint aus diesem Grunde nicht uninteressant, einen Blick auf die Zusammensetzung und die Stärke der Wehrkraft unseres verbündeten Nachbarstaates zu werfen.

Nach den Ereignissen des Jahres 1866 vollzog sich in dem mächtigen Kaiserreiche an der Donau neben einer völligen Umgestaltung aller innern politischen Verhältnisse auch eine durchgreifende Reorganisation auf dem Gebiete des Heerwesens. Doch blieb glücklicherweise dem politischen Dualismus der beiden Reichshälften gegenüber der eigentliche Kern der Armee, die Linie, als einheitliches Ganze bestehen, wenn auch diese innere Zusammengehörigkeit nicht auf dem ganzen Gebiete der Wehrverfassung gewahrt worden ist.

Den Oberbefehl über die gesammte bewaffnete Macht des Reiches führt der Kaiser in eigner Person. An der Spitze der umfangreichen, mit den Personalien des Offizierkorps zusammenhängenden Geschäfte steht als Vorstand der militärischen Kanzlei des Kaisers ein Generaladjutant, dem zugleich die Vermittlung mit dem Reichskriegsministerium obliegt. Naturgemäß muß derselbe

Digitized by Google

großes Vertrauen beim Monarchen genießen. Er wird deshalb stets einen bedeutenden persönlichen Einfluß haben. Jahrelang bekleidete der vielgenannte und vielgeschmähte General der Kavallerie Graf Grünne diesen Posten. Wenn die große Zahl seiner persönlichen Gegner ihm die Besetzung der einflußreichsten Stellungen in der Armee mit Persönlichkeiten, die in schwerer Zeit ihrer Aufgabe sich nicht gewachsen erwiesen, und damit den unglücklichen Ausgang der Feldzüge 1859 und 1866 zum großen Teil zur Last legen will, so haben ihm doch seine erbittertsten Feinde nie das Zeugnis des überzeugungstreuen, ehrlichen Mannes versagt, der wohl irren konnte, aber seinem Monarchen in uneigennützigster Treue ergeben war. Graf Grünne ist deshalb auch noch jahrelang in hoher Hofstellung ein vertrauter Freund des Monarchen geblieben, als er bei der großen Umwälzung in allen Heeresfragen sein Amt als erster Generaladjutant in die Hände des Feldmarschallleutnants Freiherrn von Moudel niederlegte, des einzigen österreichischen Generals, der an der Spitze seiner Brigade den preußischen Waffen am 27. Juni 1866 bei Trautenau einen Erfolg entreißen konnte. Feldmarschallleutnant von Mondel bekleidet diese wichtige und einflußreiche Stellung noch heute.

Die oberste Zentralbehörde des gemeinsamen Heeres ist das Reichskriegsministerium, in dessen Sektionen die Oberleitung von Organisation und Administration, der Justiz wie auch der Truppenverwendung, des „operativen Dienstes," wie der österreichische technische Ausdruck lautet, zusammenlaufen. An die Stelle des Generals der Kavallerie Grafen Koller, eines Veteranen aus der alten Schule, dessen Namen noch von den Kämpfen der Jahre 1848 und 1849 in der Erinnerung fortlebt, ist seit 1876 der Feldmarschallleutnant Graf Bylandt-Rheydt zum Reichskriegsminister ernannt, dem stets noch ein andrer höherer Offizier als Stellvertreter zur Seite steht. Der Kriegsminister ist dem Kaiser und den Delegationen verantwortlich, und die Last der Geschäfte muß ihn um so härter drücken, als er genötigt ist, jährlich das Budget vor Reichstag und Delegationen zu vertreten. Dieses Budget ist der Natur der Sache nach gewissen Schwankungen unterworfen. Es betrug

		ordentl.	außerordentl.	im ganzen	
im Jahre 1881:	a. für Landarmee	90 075 198	11 524 333	101 599 531	Gulden
	b. für Marine	7 364 552	900 350	8 264 902	„
			Summa:	109 864 433	Gulden
im Jahre 1882:	a. für Landarmee	93 881 413	12 792 416	106 673 829	Gulden
	b. für Marine	7 807 865	1 459 473	9 267 338	„
			Summa:	115 941 167	Gulden

Unter dem Extraordinarium befinden sich in beiden Jahren 8 045 000 bez. 6 338 000 Gulden als Erfordernis für die in Bosnien und der Herzegowina stationirten Truppen, selbstverständlich aber nicht die jetzt noch nachträglich für die Unterdrückung in der Krivoscie bewilligten 8 Millionen Gulden.

Digitized by Google

Dem Reichskriegsministerium untergeordnet sind gewisse Zentralstellen, welche als Generalinspektoren die Gleichmäßigkeit von Ausbildung und Dienstbetrieb in den ihnen unterstellten Branchen überwachen und fördern sollen. Solche Zentralstellen erstrecken sich außer über die einzelnen Waffengattungen auch über das Remontirungs- und Fuhrwesen der Armee, über das militärärztliche Offizierkorps, und sie begreifen in sich auch das apostolische Feldvikariat und das Militärappellationsgericht.

Bisher stand auch der Generalstab unter dem Kriegsministerium; seit dem vorigen Jahre ist aber mit der Ernennung des bisherigen zweiten Generaladjutanten des Kaisers, Feldmarschallleutnant Freiherrn v. Beck, eines in Krieg und Frieden erprobten Offiziers, zum Chef des Generalstabes der Armee, in ähnlicher Weise, wie sich dies in Preußen seit langer Zeit schon bewährt hat, ein Koordinationsverhältnis hergestellt. Der Generalstab hat verschiedene Umformungen durchgemacht, bis im Jahre 1875 seine Organisation vorläufig zum Abschlusse gebracht wurde. Im Gegensatze zu den preußischen Generalstabsoffizieren, welche aus der Truppe in diese Stellungen abwechselnd ein- und wieder austreten, und welche grundsätzlich alle verschiedenen Rangstufen auch in der Truppe praktisch durchgemacht haben sollen, bildet der österreichische Generalstab ein in sich geschlossenes und gegliedertes Korps, dessen 410 Mitglieder unter sich nach dem Ausfall von Prüfungen avanciren, denen sich selbst Stabsoffiziere unterwerfen müssen, und wohl in den verschiedenen Chargen als Abkommandirte Dienst in der Truppe thun, doch ohne dabei in den Etat derselben zu treten.

Neben dem Kriegsminister und direkt unter dem Kaiser steht der Generalinspektor des Heeres, dem die Inspizirung der Truppen in Bezug auf Ausbildung und Manövrirfähigkeit und die Leitung der größeren Truppenübungen übertragen ist. Seit dem Jahre 1873 steht Feldmarschall Erzherzog Albrecht, der erstgeborene Sohn des Siegers von Aspern, an dieser Stelle, ein siegreicher Feldherr und ein wissenschaftlich wie praktisch hochgebildeter Soldat, der mit ernstem Pflichteifer zum Wohle des Vaterlandes diese Stelle ausfüllt. Durch schweres Familienunglück hart darniedergebeugt und vereinsamt, erscheint der am 3. August 1817 geborene Erzherzog vor der Zeit gealtert und ergraut, der gemeine Mann aber verehrt in diesem jedenfalls hervorragendsten General der österreichischen Armee, in gleicher Weise wie der Offizier den wohlwollenden Vorgesetzten, den treuen Helfer in der Not und den umsichtigen Führer, und der Erzherzog selbst, dem es vergönnt war, die Lorbeern des Feldherrn auf einem andern Schauplatze zu ernten, als die große österreichische Armee von schwerem Mißgeschicke heimgesucht war, hat sich als Soldat wohl auch mit voller Überzeugung der Politik seines kaiserlichen Neffen angeschlossen und betrachtet das Deutsche Reich und dessen Armee nicht länger als Rivalen, sondern als natürlichen und zuverlässigen Bundesgenossen.

Digitized by Google

Das Wehrsystem beider Reichshälften beruht nach dem Wehrgesetze von 1868 und den zugehörigen Ausführungsgesetzen und Bestimmungen gleichmäßig auf der allgemeinen persönlichen Dienstpflicht. Die Einführung des Einjährig-Freiwilligendienstes erlaubt auch hier jungen Leuten von Bildung, dieser Pflicht in kürzerer Zeit zu genügen. Die Bedingungen, dieser Erleichterung teilhaftig zu werden, sind bei etwas geringeren Vorkenntnissen fast dieselben wie in Deutschland, dagegen genießen die „Einjährigen" in Bezug auf die Ausübung des Dienstes ihren Kameraden „im Reiche" gegenüber mehr Erleichterungen. Der Frage einer Wehrsteuer, wie sie auch in Deutschland angeregt worden, ist man in Österreich in Form einer „Militärtaxe" näher getreten, welche in Cisleithanien 1—18 Gulden, in Ungarn 3—100 Gulden betragen soll. Der geringe Ertrag, der im ganzen nur auf 2 Millionen geschätzt wird, soll zur Unterstützung von Invaliden, Waisen und Familien mobilisirter Mannschaften verwandt werden. Doch scheint die Vorlage, wie sie von der Regierung 1879 den gesetzgebenden Körperschaften gemacht wurde, noch zu keinem endgiltigen Resultate geführt zu haben.

Der Wehrpflicht wird, mit dem 20. Lebensjahre beginnend, durch dreijährige aktive Dienstzeit bei den Fahnen der Linie Genüge geleistet. Sieben Jahre dauert das hieran sich schließende Reserveverhältnis, und nach weiterer zweijähriger Landwehrpflicht tritt der Soldat ganz in seine bürgerlichen Verhältnisse zurück. Wehrpflichtige, welche ohne aktive Dienstzeit gleich der Landwehr überwiesen werden, bleiben 12 Jahre in diesem Verhältnis.

Die bewaffnete Macht des Kaiserstaates gliedert sich in das stehende Heer und die Kriegsmarine, in die Ersatzreserve, die bestimmt ist, im Kriegsfalle die Ersatztruppen zu ergänzen, in die Landwehr und den Landsturm.

Zu Rekrutirungszwecken ist das ganze Reich in 84 selbständige Ergänzungsbezirke geteilt. Nach den Hauptwaffengattungen zerfällt das stehende Heer dann zunächst in 80, der Nummer nach bezeichnete, Infanterieregimenter, die aber außerdem gewöhnlich noch einen Namen nach dem Inhaber führen. Jedes Regiment besteht aus 5 Feldbataillonen zu 4 Kompagnien und 1 Ergänzungsbataillon zu 5 Kompagnien. Die dritten und vierten Bataillone bleiben der Regel nach in Friedenszeiten im Ergänzungsbezirk, während die beiden ersten Bataillone des Regiments vielfach den Standort wechseln; ebenso befindet sich das nur im Cadre bestehende Ergänzungsbataillon in der Ergänzungsbezirksstation, aus welcher das Regiment seine Mannschaften bezieht. Im Kriege rücken 5 Bataillone ins Feld, und bei großer Kraftanstrengung kann aus 4 Kompagnien des Ergänzungsbataillons ein sechstes Bataillon gebildet werden. Bei dem schwachen Friedensstande von circa 80 Mann pro Kompagnie oder 350 pro Bataillon ist im Übergange zur Kriegsformation eine bedeutende Expansion nötig, um mit dem vorgeschriebenen Etat von rund 900 Mann pro Bataillon oder im Einschluß der Offiziere für alle 6 Bataillone mit rund 5700 Streitern pro Regiment dem Feinde entgegenziehen zu können.

Digitized by Google

An Jägern formirt die Armee außer dem bekannten Kaiserjägerregiment zu sieben Bataillonen, welches sich nur aus Tirol ergänzt, 33 selbständige Feldjägerbataillone. Jedes derselben setzt sich zusammen aus 4 Feldkompagnien, 1 Reserve- und 1 Ergänzungskompagnie. Aus den 40 Reservekompagnien bilden sich bei der Mobilmachung 40 Reservejägerbataillone, und im Falle dringenden Bedürfnisses können aus den Ergänzungskompagnien 10 weitere Reservebataillone hervorgehen.

Die Bewaffnung ist bei Infanterie und Jägern gleichmäßig. Bis vor wenigen Jahren war eine Einheitlichkeit noch nicht hergestellt; gegenwärtig sind aber die Wänzlgewehre überall verschwunden, und die ganze Armee ist mit dem vom Fabrikanten Joseph Werndl zu Steyer erfundenen und nach ihm genannten Hinterlader versehen, der einen Visirschuß bis zu 1800 Metern ermöglicht.

Die 41 Regimenter Kavallerie teilen sich in 14 Regimenter Dragoner, welche aus Deutschen ihren Ersatz finden, 11 Husarenregimenter, die nur aus Ungarn bestehen, und 11 Ulanenregimenter mit polnischem Ersatze. In sechs Feldeskadrons und eine Ergänzungseskadron geteilt, erreicht ein Kavallerieregiment, dessen Friedensstärke rund 1000 Mann mit 900 Pferden beträgt, einen Kriegsetat von 44 Offizieren, 1165 Mann und 1200 Pferden. Die Bewaffnung besteht außer Säbel, beziehentlich Lanze, in einem Werndlkarabiner mit 1400 Meter Schußweite.

Die Artillerie formirt sich in 13 Feldartillerieregimenter und 12 Festungsartilleriebataillone, von denen die ersteren in 169 Batterien 696 Feuerschlünde verschiedenen Kalibers vereinigen, deren Zahl sich im Felde ebenfalls nicht unwesentlich erhöht. Das Geschütz besteht aus einem der österreichischen Armee eigentümlichen Metalle, der Stahlbronze, nach dem Erfinder, dem vor Jahresfrist auf unglückliche Weise aus dem Leben geschiedenen General Freiherrn von Uchatius, auch Uchatiusbronze genannt, welche elastischer und widerstandsfähiger sein soll als Gußstahl, und schießt eine von demselben Offizier konstruirte Ringgranate. Der Vorteil eines eignen Geschützsystems für eine große Armee ist nicht zu verkennen; er beruht hauptsächlich in der Möglichkeit, sich in Bezug auf die Lieferung ganz vom Auslande zu emanzipiren, wie denn auch thatsächlich der heimischen Industrie Österreichs die gesammte Geschützanfertigung für Heer und Flotte zugute kommt.

Eine besondere Einrichtung sind die Gebirgsbatterien, wie sie jetzt auch in der Bocche Verwendung finden. Im Frieden bestehen fünf, im Kriege zehn solcher Batterien, welche vier siebencentimetrige, zerlegbare, auf Tragtieren fortzuschaffende Geschütze führen. Bis vor wenigen Jahren kannte man dagegen in Österreich keine reitende Artillerie. Bei der sogenannten „fahrenden" Batterie, welche die Stelle derselben ersetzen sollte, fanden die Bedienungsmannschaften Platz auf Protze und Lafette; dadurch wurde das Geschütz aber zu schwer, um den raschen Bewegungen der Kavallerie folgen zu können, so daß auf Anregung des Generals

Digitized by Google

von Edelsheim mit der Formation reitender, der deutschen nachgebildeter Artillerie vorgegangen worden ist.

Zwei Genieregimenter zu fünf Feldbataillonen in einer Friedensstärke von je 2742 Mann und einer Kriegsstärke von je 7591 Mann dienen neben den eigentlichen Arbeiten der Mineure und Sappeure der Formation von Feldeisenbahn- und Feldtelegraphenabteilungen, während ein Pionierregiment in ungefähr gleicher Stärke wie die genannten die Kriegsbrücken bedient. Die letzteren werden nach den Angaben des schon im Jahre 1845 verstorbenen k. k. Oberst Freiherrn von Birago ausgeführt, dessen Erfindung für die Konstruktion von Kriegsbrücken überhaupt maßgebend gewesen ist.

Rechnet man hierzu noch eine Sanitätstruppe in angemessener Stärke und das dem deutschen Train entsprechende Militärfuhrwesenkorps, so ist das stehende Heer in seinen Umrissen gezeichnet. Seine Friedensstärke beziffert sich bei einem jährlichen Rekrutenkontingent von 95 474 Mann, welches sich nahezu gleichmäßig auf beide Reichshälften verteilt, einschließlich der Landwehrcadres auf 296 284 Mann und 48044 Pferde.

Der Vollständigkeit wegen mag noch kurz zweier der österreichischen Armee eigentümlichen militärischen Formationen Erwähnung geschehen, der Arrierenleibgarde und der Ungarischen Leibwache, welche, aus verdienstvollen verwundeten und halbinvaliden Offizieren zusammengesetzt, für die direkte Bewachung des Kaisers bestimmt sind und in ihren reichen glänzenden Uniformen das lebhafteste Interesse aller Besucher der Hofburg erregen.

Die Uniformirung der österreichischen Armee endlich ist in den letzten Jahrzehnten mehrfachen Änderungen unterworfen gewesen, hat aber an Schönheit nicht gewonnen. Wer erinnert sich nicht noch mit Freude der kleidsamen weißen Tracht der Infanterie, wie der reichen und eleganten Uniformen von Husaren und Ulanen? Schnitt und Farbe sind jetzt verändert, und es bleibt obendrein zweifelhaft, ob das häßliche „Kommodjackerl" mit dem wärmenden „Unterziehleibel" gegen die frühere enganschließende, militärisch stramme Bekleidung praktische Vorteile aufzuweisen hat.

Wenn im eigentlichen Stamme des stehenden Heeres, der Linie, der Einheitsgedanke der Monarchie zum Ausdruck gelangt ist, so tritt im Gegensatze dazu bei der Formation der Landwehren der Dualismus in sein Recht. Die Landwehren der Monarchie zerfallen in drei Gruppen, und zwar in die k. k. (cisleithanische) Landwehr, die Landesverteidigung von Tirol und Vorarlberg und die unter dem Namen der Honvéd bekannte k. ungarische Landwehr. Nach den betreffenden Organisationsgesetzen ist die Landwehr im Kriege zur Unterstützung des stehenden Heeres und zur innern Verteidigung, im Frieden ausnahmsweise zur Aufrechterhaltung der innern Ordnung berufen. Die Landwehr kann nach den oben angedeuteten Hauptgruppen nur mit Zustimmung der betreffenden Landesvertretung, die Tiroler gar nicht außerhalb der engern Landesgrenzen

Digitized by Google

verwandt werden, wenn auch diese Erlaubnis erst nachträglich eingeholt zu werden braucht. Die Landwehrangelegenheiten konzentriren sich demgemäß auch nicht im Reichskriegsministerium, sondern werden in den beiden Reichshälften von je einem Landesverteidigungsministerium geführt, deren Vorstände als wahre konstitutionelle Minister mit den politischen Schwankungen steigen und fallen. Ob ein häufiger Personenwechsel, wie er namentlich in Cisleithanien wiederholt eingetreten ist, gerade in militärischen Dingen der Konstanz der Verhältnisse besonders förderlich ist, mag dabei unerörtert bleiben. Die Budgets der Landesverteidigungsministerien bezifferten sich für das Jahr 1881 in den im Reichsrat vertretenen Ländern auf 9 379 407 Gulden im Ordinarium und 153 000 Gulden im Extraordinarium, in den Ländern der Ungarischen Krone auf 6 484 000 Gulden, welche Summen dem gemeinsamen Budget zugezählt werden müssen, um einen Anhaltepunkt für die thatsächlichen Heeresausgaben zu erlangen.

Die k. k. Landwehr, unter den militärischen Befehlen des Landwehroberkommandanten Erzherzog Rainer und bewaffnet wie die Linie, besteht aus 62 Landwehrinfanteriebataillons, 19 Landwehrschützenbataillons, 12 Dragoneresskadrons, 13 Ulanenesskadrons und 1 Abteilung berittener Schützen.

Zehn Landesschützenbataillone führen neben der Nummer die Bezeichnung der heimatlichen Gegend, der sie entstammen, und können in gleicher Bewaffnung mit den Kaiserjägern im Kriege um weitere zehn Reservebataillone vermehrt werden.

Wie bei der königlich ungarischen Landwehr schon in der Bezeichnung als Honvéd, welche der Nationalarmee des Jahres 1848 entstammt, eine gewisse Eigenart sich kundgiebt, so genießt diese Truppe überhaupt eine Sonderstellung — ob zum Wohle des Ganzen, muß dahingestellt bleiben. Im Gegensatze zu der ganzen Armee, in der Kommando und Dienstsprache deutsch ist, werden die Honvédtruppen in magyarischer Sprache kommandirt, führen Fahnen und andre Embleme in den ungarischen Landesfarben, stehen nur im Kriege unter dem Oberbefehlshaber, im Frieden lediglich unter den k. ungarischen Militärbehörden. Das Landwehroberkommando führt Erzherzog Joseph. Die Honvédarmee besteht aus 92 Bataillonen Infanterie in erster und 32 in zweiter Linie, 9 Husaren- und 1 Ulanenregiment, 94 Infanterieergänzungskompagnien, 20 Kavallerieergänzungshalbeskadrons und 20 Mitrailleusenabteilungen.

Man berechnet die Stärke der k. k. Landwehr zu 130 000 Mann, die Tiroler Landesverteidigung zu 25 000 Mann, die Honvéd zu 155 000 Mann, wodurch also dem stehenden Heere ein Zuwachs von 310 000 Mann einschließlich 12 000 Mann Reiterei erwächst. Die Kriegsstärke der österreich-ungarischen Armee erreicht damit die Höhe von 32 286 Offizieren, 1 085 540 Mann, 189 630 Pferden und 1623 Geschützen.

Neben Linie und Landwehr ist auch der Landsturm als integrirender Teil der Wehrkraft durch Gesetz unter völkerrechtlichen Schutz gestellt. Eigentliche Landsturmgesetze existiren jedoch nur in den Ländern der ungarischen Krone und

Digitized by Google

in Tirol mit Vorarlberg. Hier sind die nicht ausgehobenen landwehrpflichtigen Männer vom 18. bis zum 45. Lebensjahre sturmpflichtig, bilden schon im Frieden gemeindeweise unter erwählten Offizieren Landsturmzüge von 50—100 Mann Stärke, formiren durch Zusammenschluß von 2—6 Zügen Kompagnien und von 3—6 Kompagnien Bataillone. Die bürgerliche Tracht wird nur durch eine grün-weiße Binde ausgezeichnet und die Bewaffnung vom Staate geliefert. In Ungarn setzt sich der Landsturm aus Freiwilligen zusammen, welche weder der Linie, noch der Landwehr angehören.

Die verschiedenen Truppen werden zum militärischen Gebrauche in höhere Verbände gegliedert, welche Brigaden genannt werden, sofern mehrere Regimenter derselben Waffe unter dem Kommando eines Generalmajors sich zusammenschließen, und Truppendivisionen, wenn sämmtliche Waffen sich zu gegenseitiger Unterstützung vereinigen. Im Frieden sind 31 Infanterietruppendivisionen unter den Befehlen von Feldmarschallleutnants aufgestellt, deren jede durchschnittlich 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimentern, 2 Jägerbataillons, 2—4 Eskadrons, 1 Batteriedivision zu 3—4 Batterien und 1 Geniekompagnie enthält. Kavallerietruppendivisionen, welche dann aus 4—6 Regimentern Kavallerie und 2 reitenden Batterien unter eventueller Zuteilung von Jägerbataillonen bestehen, werden nur im Kriegsfalle formirt. In Kriegszeiten erhöht sich der Bestand der Kavallerie wie der Infanterietruppendivisionen entsprechend.

(Schluß folgt.)

Die Jakobiner im Lichte der Wahrheit.

2.

Charaktere, wie sie Taine im ersten Abschnitt unsrer Auszüge schildert, finden sich in allen Klassen der Gesellschaft, aber seltener in der höheren und in der Volksmasse als in der mittleren Bürgerklasse und in der höheren Schicht des Volkes. Die Jakobiner zählten unter sich Leute vom ältesten Adel wie Barras und Châteauneuf-Randon, einen Condorcet, der Marquis und Mitglied zweier berühmten Akademien war,*) den Bischof Gobel, den Generaladvokaten beim Parlament Herault

*) Derselbe wird S. 97 als „kalter Fanatiker, systematischer Gleichmacher, überzeugt, daß die mathematische Methode auch für die sozialen Wissenschaften paßt, genährt mit Abstraktionen, verblendet eingenommen für seine Formeln, der chimärenhafteste der falschen Geister" charakterisirt. Wer fände hierin und, wenn es weiter von ihm heißt: „Niemals hat ein in Büchern bewanderter Mann weniger Menschenkenntnis besessen, niemals ein Liebhaber der wissenschaftlichen Genauigkeit es besser verstanden, die Thatsachen ihres wahren Charakters zu entkleiden," nicht Züge von Jacoby und Virchow?

Digitized by Google

de Sechelles, den Parlamentspräsidenten Lepelletier de Saint-Fargeau, der zu den reichsten Grundbesitzern Frankreichs gehörte, den Feldmarschall Karl von Hessen und im Herzog von Orleans einen Prinzen von Geblüt. Aber außer diesen wenigen Deserteuren stellte weder die Erbaristokratie, noch das höhere Beamtentum, noch der reiche Bürgerstand der Partei Rekruten. Alle diese Klassen hatten ein zu großes Interesse am Staatsgebäude, auch als es erschüttert war, um eine Niederreißung von Grund aus zu wünschen, und sie wußten, trotzdem daß ihre Erfahrung eine kurze war, daß sich nach einem Plane, der die Ausgeburt einer kindischen politischen Geometrie war, kein wohnliches neues Haus erbauen ließ. Die unterste Klasse der Städte und das Landvolk aber hatte für die Lehre der Jakobiner kaum Ohren. Für Pächter und kleine Bauern, deren Gedanken nicht über das Verdienen des täglichen Brotes hinausgingen, war alle abstrakte Doktrin unverständlich. Wenn man sie in den Klub führte, schliefen sie ein, um erst zu erwachen, wenn man ihnen [wer denkt hier nicht sofort an die Vorspiegelungen, mit welchen die fortschrittlichen Agitatoren bei den letzten Reichstagswahlen in vielen ländlichen Wahlkreisen den gemeinen Mann anlogen?] mit Wiederherstellung der Zehnten und der Feudalrechte drohte. Die jakobinische Theorie fand ihre Jünger anderwärts: in der untern Schicht der Bourgeoisie und in der obern Schicht des Volkes, und hier wieder waren die Leute, die ihr beitraten, meist nicht solche, die in ihrem Berufe wurzelten oder einen guten Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie gefunden hatten, sondern die kleine Minderheit der Neuerungssüchtigen und Unruhigen, die nicht an ihrem Amt oder Geschäft hingen, weil sie nur eine subalterne Stellung erlangt hatten, die als Anfänger und Streber erst eine Stellung suchten oder die, von Natur unstät, durch den allgemeinen Umschwung ihre Stellung in der Kirche, in der Justiz, in der Verwaltung oder in der Armee verloren hatten.

„Hier treffen wir, sagt Taine, in erster Reihe solche an, welche klassische Bildung in den Stand gesetzt hat, ein abstraktes Prinzip zu verstehen und daraus Konsequenzen ziehen, welche aber, ohne spezielle Vorbereitung und in den engen Kreis ihrer lokalen Beschäftigung gebannt, unfähig sind, sich eine große verwickelte Gesellschaft und die Bedingungen, unter denen sie lebt, vorzustellen. Ihr Talent besteht im Halten einer Rede, im Anfertigen eines Zeitungsartikels, einer Broschüre, eines Berichts, alles mehr oder minder emphatisch und dogmatisch gehalten. Giebt man zu, daß dieses Genre berechtigt ist, so sind einige, die gute Begabung haben, darin beredt, aber weiter nichts. Dahin gehören [man denkt bei der folgenden Aufzählung unwillkürlich sofort wieder an unsre Liberalen, namentlich an die Fortschrittspartei] die Advokaten, Notare, Kreisrichter und Sachverwalter der Provinz, welche die ersten Rollen besetzten und zwei Drittel der Mitglieder der Gesetzgebung und des Konvents lieferten, ferner die kleinstädtischen Ärzte wie Bô, Levasseur und Baudont, die Schriftsteller zweiten oder dritten Ranges wie Barrère, Lonvet, Garat, Manuel und Rousin, die Gymnasiallehrer, wie Louchet und Romme, die Zeitungsskribenten, wie Brissot, Desmoulins und Freron, die Komödianten, wie Collot d'Herbois, die Klosterleute, wie Fouché und Chabot, die mehr oder weniger aus der Soutane gesprungnen (défroqués) Priester, wie Lebon, Chasles, Lakanal und Grégoire, die kaum aus der Schule entlassenen Studenten, wie Saint-Just, Monet de Strasbourg, Rousselin de Saint-Albin und Julien de la Drôme, lauter schlecht ausgebildete, schlecht besäete Geister, in welche die jakobinische Theorie nur gefallen war, um die guten Samenkörner zu ersticken und wie Unkraut zu wuchern. Denke man sich dazu die Charlatane und Abenteurer, die ungesunden Gehirne und die Illuminaten aller Art von Fauchet und Cloots bis zu Chalier und Marat und den ganzen Schwarm verwirrter Nörgler

Digitized by Google

und Schwätzer, welche ihre grillenhaften Ideen und ihre Enttäuschungen auf dem Pflaster der großen Städte spazieren führten. In zweiter Reihe kommen die Leute, welche ihre ersten Erziehungsversuche in einen Zustand versetzt haben, wo sie abstrakte Prinzipien falsch verstehen und daraus falsches folgern, in welchen aber ein grob gearbeiteter Instinkt die Mängel eines ungeschickten Denkens ausgleicht. Jenseits der Theorie spürt ihre Habsucht, ihr Neid, ihre Tücke ein Futter, und das jakobinische Dogma ist ihnen um so werter, als ihre Phantasie in seinen Nebeln einen unermeßlichen Schatz liegen sieht. Sie können, ohne einzuschlafen, im Klub eine Standrede anhören und zu rechter Zeit den Tiraden Beifall klatschen, in einem öffentlichen Garten einen Antrag stellen, auf den Tribünen schreien, einen Verhaftsbefehl schreiben, einen Tagesbefehl für die Nationalgarde entwerfen und dem, der's von rechtswegen verlangt, ihre Lungen, ihre Arme und ihre Säbel leihen, aber weiter reicht ihre Kapazität nicht. Zu dieser Gruppe gehören Kaufmannsdiener, wie Hébert und Henriot, Schreiber, wie Vincent und Chaumette, Metzger, wie Legendre, Postmeister, wie Drouet, Tischlermeister, wie Duplay, Schulmeister, wie Buchot, den man zum Minister macht, und eine Menge ähnlicher Geister, die schreiben können, ein paar unklare Vorstellungen von Orthographie besitzen und ein gutes Mundwerk haben, Unteroffiziere, ehemalige Bettelmönche, Kolporteure, Gastwirte, Krämer, Höcker, städtische Arbeiter, Schneider, Schuster, Schenkwirte und Friseurgehilfen .... Fügen wir dem allen den kothigen Schweif aller Revolutionen und Volksdiktaturen hinzu, die Raubtiere, wie Jourdain von Avignon und den Amerikaner Fournier, die Weibsbilder, welche wie Théroigne, Rose Lambert und die Trikoteusen des Konvents ihr Geschlecht abgelegt haben, die begnadigten Banditen, und das ganze Polizeiwild, das der jetzige Mangel an Polizei frei herumlaufen läßt, die Straßenbummler, lauter Vagabunden, die sich gegen den Gehorsam und die Arbeit auflehnen, mitten in der Civilisation die Instinkte von Wilden bewahren und sich der Volkssouveränetät bedienen, um dem angeborenen Triebe zur Ausschweifung, zur Faulheit und zur Grausamkeit zu fröhnen. So rekrutirt sich die Partei durch eine Anwerbung, die in allen Stunden Subjekte findet, sie aber haufenweise in den beiden Gruppen antrifft, wo der Dogmatismus und die Anmaßung natürliche Dinge sind. Dort hat die Erziehung den Menschen bis an die Schwelle oder bis zum Mittelpunkte der allgemeinen Ideen geführt, indem er vorwärts geht, fühlt er sich eingeschlossen und beengt in dem Kreise seines Berufs oder Handwerks, und er strebt darüber hinaus. Aber seine Bildung ist oberflächlich und rudimentär geblieben, und überschreitet er die engen Grenzen seines Kreises, so ist er nicht am rechten Platze. Er gewahrt oder mutmaßt die politischen Ideen, weshalb er sich für fähig hält. Aber er gewahrt sie nur in einer Formel oder mutmaßt sie nur jenseits einer Wolke, weshalb er unfähig ist, und die Lücken wie die Erwerbungen seines Verstandes tragen dazu bei, ihn zu einem Jakobiner zu machen."

Wir müssen uns versagen, dem Verfasser zu folgen, wenn er weiterhin die Anfänge der jakobinischen Organisation in Frankreich schildert, von der Entstehung der verschiedenen Klubs, deren Einfluß und ihren Manövern berichtet und zeigt, wie sie die Preßfreiheit verstanden. Dagegen möge noch einiges von dem mitgeteilt sein, was er vom Ursprung und der Zusammensetzung der Gesellschaft in Paris erzählt, welche der Mittelpunkt und der Generalstab jener Organisation war.

Die Wurzel des Jakobinismus ist die schon vor der Revolution, nämlich am 30. April 1789 gegründete Gesellschaft der Amis de la Constitution. Taine berichtet von ihr: „Kaum in Versailles angekommen, hatten die Abgeordneten von Quimper, Hennebon und Pontivy, welche die Notwendigkeit begriffen hatten, die

Digitized by Google

Stimmen der bretagnischen Stände in Einklang zu bringen, gemeinschaftlich einen Saal gemietet und sogleich mit Mounier, dem Sekretär der Stände der Dauphiné, und verschiedenen Abgeordneten andrer Provinzen eine Vereinigung gegründet, welche Dauer hatte. Bis zum 6. Oktober umfaßte sie nur Abgeordnete, später nach Paris auf die Rue Saint-Honoré, in die Bibliothek des Jakobinerklosters verpflanzt, nahm sie unter ihre Mitglieder nur angesehene und bekannte Männer auf, in erster Linie Condorcet, dann Laharpe, Chénier, Chamford, David, Talma, Schriftsteller und Künstler, bald mehr als tausend Personen. Nichts Ernsthafteres als ihr Anblick mit ihren zwei- bis dreihundert Abgeordneten, und ihre Statuten schienen entworfen, um eine wahre Elite zu versammeln. Man wird hier nur auf Vorschlag von zehn Mitgliedern und nach einer Abstimmung zugelassen. Um den Sitzungen beiwohnen zu können, bedarf man einer Eintrittskarte, und es begiebt sich eines Tages, daß der eine der beiden mit der Prüfung dieser Karten beauftragten Kommissäre der junge Herzog von Chartres ist. Es giebt ein Bureau und einen Präsidenten. Die Verhandlungen tragen den Charakter parlamentarischer Würde, und nach den Worten der Statuten sind die erörterten Fragen dieselben, welche die Nationalversammlung bespricht. In einem untern Saale belehrt man zu andern Stunden die Handwerker über die Verfassung. Von fern gesehen ist keine Gesellschaft würdiger, die öffentliche Meinung zu leiten; näher betrachtet, nimmt sie sich anders aus, aber in den Departements sieht man sie nur aus der Ferne, und nach der alten durch die Zentralisation eingepflanzten Gewohnheit nimmt man sie zur Führerin, weil sie ihren Sitz in der Hauptstadt hat. Man entlehnt ihr dort ihre Statuten, ihr Reglement, ihren Geist, sie wird die Muttergesellschaft, und die andern sind ihre Adoptivtöchter. Deshalb druckt sie deren Liste an der Spitze ihres Blattes, veröffentlicht sie deren Anklagen, unterstützt sie deren Forderungen. Infolge dessen fühlt sich jeder Jakobiner im entlegensten Weiler nicht nur durch den lokalen Klub, dessen Mitglied er ist, sondern auch durch die großartige Genossenschaft autorisirt und gestützt, deren vielfältige Wurzelschößlinge das ganze Land überzogen haben, und die den geringsten ihrer Anhänger mit ihrem allmächtigen Schutze deckt. Dafür gehorcht jeder affiliirte Klub dem Befehl, der ihm von Paris zugeht, und vom Mittelpunkte bis zu dem äußersten Ende wie von diesem bis zu jenem erhält ein fortwährender Verkehr das eingerichtete Zusammenwirken. Das giebt eine gewaltige politische Maschine, eine Maschine mit tausend Armen, welche in allen Fällen unter einem einzigen Impulse arbeiten, und die Kraft, welche sie in Bewegung setzt, befindet sich Rue Saint-Honoré in den Händen einiger Führer."

Es war eine vortreffliche Maschine zur Anfertigung öffentlicher Meinung, zur Einpumpung von „Gesinnung", eine solche, wie wir sie später, in den Zeiten der Augustenburgerei vom Kieler Sophienblatt her auf die Kampfgenossen-Vereine und ähnliche Organisationen in Schleswig-Holstein wirken sahen. Es war aber auch eine Maschine zur Bestimmung und Nöthigung der Regierung. „Unsere Taktik", sagt Grégoir, „war einfach, Man kam überein, daß einer von uns die Gelegenheit ergriff, seine Vorschläge in einer der Sitzungen der Nationalversammlung vom Stapel zu lassen. Er war sicher, dort nur bei einer winzigen Minorität Beifall zu finden und von der Majorität ausgezischt zu werden. Einerlei. Er verlangte und erreichte die Verweisung des Antrages an einen Ausschuß, wo die Opponenten ihn zu begraben hofften. Jetzt bemächtigten sich seiner die Pariser Jakobiner. Auf ein Rundschreiben hin oder nach ihrer Zeitung wurde er in drei- oder vierhundert affiliirten Gesellschaften erörtert, und drei Wochen nachher reguete es in der Nationalversammlung Adressen, in denen ein Decret verlangt

Digitized by Google

wurde, dessen Gedanken sie vorher verworfen hatte, und das sie dann mit großer Stimmenmehrheit annahm, weil, wie man sagte, die Erörterung die öffentliche Meinung geregelt hatte."

Mit anderen Worten, die Nationalversammlung mußte vorwärts, wollte sie nicht, so schleppte man sie, und um sie seinen Zwecken zuzuschleppen, waren alle Mittel erlaubt. Darüber waren alle Führer der Gesellschaft einverstanden. An der Spitze der ersteren stand der ehemalige Parlamentsrat Dupont, ein Hauptwühler, der zuerst den Nutzen der Anzettelung von Volksaufläufen begriff, und dessen Pläne Sieyès, gewiß einer der radikalsten, als „Höhlenpolitik" bezeichnet hat.

„Dupont ist es, welcher am 28. Juli 1789 den Ausschuß für Nachforschungen gegründet hat; infolgedessen bilden alle Angeber und freiwilligen Spione unter seiner Hand eine Überwachungspolizei, die sehr bald zu einer Provocirungspolizei ausartet. Der untere Saal der Jakobiner, wo man jeden Morgen die Arbeiter katechisirte, liefert ihm Rekruten, und seine beiden Sekundanten, die Gebrüder Lameth, brauchen hier nur hineinzugreifen, um ein eifriges Personal, ausgesuchte Agenten zu finden. Alle Tage*) erscheinen hier zehn ergebene Leute, um sich ihren Befehl zu holen, jeder der zehn giebt ihn seinerseits an zehn andere weiter, die zu verschiedenen Bataillonen der Nationalgarde gehören. Auf diese Weise erhalten alle Bataillone, alle Sectionen auf einen Schlag dieselbe Aufforderung zum Aufstand, dieselbe Anklage gegen die Behörden, gegen den Maire von Paris, gegen den Präsidenten des Departements, gegen die Oberkommandanten der Nationalgarde, alles ganz im Geheimen. Es ist ein Werk der Finsternis, ihre Anführer nennen es selbst den »Sabbath«, und mit den Exaltirten nehmen sie Banditen in ihre Dienste. Man läßt das Gerücht ausstreuen, den oder den Tag werde es große Unordnung, Mordthaten, eine bedeutende Plünderung geben, der eine Austeilung von Geld an die sicheren Leute vorausgehen werde, und nach diesen Anzeigen sammeln sich die Raubgesellen von dreißig bis vierzig Lieues in die Stunde. Eines Tags bilden sechs Leute, die mit einander einverstanden sind, eine kleine Gruppe, in welcher einer von ihnen heftig peroxirt, sechzig andere sammeln sich, dann gehen die sechs ersten Anreger von Ort zu Ort, um andere Gruppen zu bilden und ihrer Agitationsparade das Ansehen einer Volkserhebung zu geben. Ein anderes Mal stoßen vierzig Fanatiker mit mächtigen Lungen und vier- bis fünfhundert bezahlte Leute, die vor den Tuilerien vertheilt sind, wüthendes Geschrei aus und kommen bis unter die Fenster der Nationalversammlung, um Anträge auf Mordthaten zu stellen. »Eure Huissiers, sagt ein Abgeordneter, von euch beauftragt, diesem Tumult ein Ende zu machen, haben wiederholt die Drohung gehört, euch die Köpfe zu bringen, welche man proscribiren wollte . . . . Denselben Abend hörte ich im Palais Royal einen der subalternen Führer dieser Factiosen sich rühmen, er habe euren Huissiers aufgetragen, euch diese Antwort zu überbringen, und er fügte hinzu, daß es noch Zeit für die guten Bürger sei, seinem Rate zu folgen.« Die Agitatoren haben zum Erkennungswort: Etes-vous sûr? zur Antwort: Un homme sûr. Sie werden mit zwölf Francs pro Tag bezahlt, und während der Action werben sie an Ort und Stelle Leute zu demselben Preise an. Durch verschiedene Aussagen

*) Lafayette erwähnt in seinen Denkwürdigkeiten ein Sprüchwort der Zeit: „Dupont denkt's, Barnave sagt's, und Lameth thut's." Man nannte dieses demagogische Trio das Triumvirat. Mirabeau aber, der auf Seiten der Regierung stand, und dem die brutale Unordnung zuwider war, bezeichnete es mit dem Ausdrucke Triumgueusat, die dreiköpfige Lumperei.

Digitized by Google

vor den Offizieren der Nationalgarde und auch der Mairie ist festgestellt, daß anständigen Leuten zwölf Francs angeboten worden sind, damit sie in das Geschrei einstimmen, das ihr widerhallen hört. Was das Geld betrifft, so schöpft man aus der Kasse des Herzogs von Orleans, und man schöpft mit vollen Händen. Bei seinem Tode hatte er bei 114 Millionen Vermögen 74 Millionen Schulden. Da er zur Partei gehört, trägt er zu den Spesen bei, und da er der reichste Mann des Königreichs ist, trägt er im Verhältniß zu seinem Reichthum bei. Nicht, daß er der eigentliche Quell wäre, dazu ist er zu schwach, zu verlebt, aber sein geheimer Rat und namentlich sein Sekretär Laclos haben große Pläne für ihn, sie wollen ihn zum Generallieutenant des Königreichs, zuletzt zum Regenten des Volks, zum Könige machen, um in seinem Namen zu herrschen und die Beute zu teilen. Inzwischen nutzen sie seine Schwächen aus, vorzüglich Laclos, ein untergeordneter Machiavell, ein Mensch zu allem fähig, heimtückisch, verderbt, der seit langer Zeit Geschmack daran findet, unnennbare Amalgamirungen der menschlichen Schlechtigkeit mit der menschlichen Ausschweifung zu betreiben; in der Politik wie im Roman hat er die Abteilung der Liaisons dangereuses*) übernommen. Früher befaßte er sich aus Liebhaberei mit den Mädchen und Banditen der vornehmen Welt, jetzt beschäftigt er sich als Praktiker mit den Mädchen und Banditen der Masse. Am 5. Oktober 1789 sah man ihn in einem braunen Leibrock unter den ersteren Gruppen der Weiber, die sich nach Versailles in Marsch setzten, und dann wieder fand man, daß er in der Réveillonschen Angelegenheit, bei der Niederbrennung der Barrieren, bei der Einäscherung der Schlösser, bei der allgemeinen Panik, welche Frankreich sich gegen die eingebildeten Banditen erheben ließ, die Hand im Spiele hatte. »Alle diese Operationen, sagt Malouet, wurden vom Herzog von Orleans bezahlt, er beteiligte sich daran für seine Rechnung, die Jacobiner für die ihrige. Jetzt springt ihre Verbindung aller Welt in die Augen; am 21. November 1790 wird Laclos Secretär der Gesellschaft, Chef der Correspondenz, Titularredacteur des Journals, geheimer, wirklicher und bleibender Director aller Manöver. Bloße Ehrgeizige und Demagogen, besoldete Agenten und aufrichtige Revolutionäre, jede von den beiden Gruppen arbeitet für sich selbst, aber beide arbeiten im Einklange, auf demselben Wege, an demselben Werke, welches in der Eroberung der Macht mit allen Mitteln besteht.«

Auf den ersten Blick schien es zweifelhaft, ob die Jakobiner mit diesem Streben Erfolg haben würden, denn sie waren in der Minorität. In Besançon kamen bei den Novemberwahlen von 1791 auf circa dreitausend Wähler nicht mehr als fünf- oder sechshundert, bei denen von 1792 auf etwa siebentausend Wähler nicht mehr Revolutionsmänner aller Schattirungen, Girondisten und Mitglieder des Bergs. In Paris waren im Oktober 1791 unter mehr als einundachtzigtausend Eingeschriebenen sechstausend und siebenhundert und im November 1792 unter hundertundsechzigtausend Eingeschriebenen weniger als vierzehntausend Jakobiner. Im Jahre 1792 fanden sich in Troyes unter siebentausend, in Straßburg unter achttausend Wählern nicht mehr als vier- oder fünfhundert Mitglieder dieser Gesellschaft. Folglich machten die Jakobiner noch nicht den zehnten Teil der wahlberechtigten Bevölkerung aus, und wenn wir die halbgemäßigten Girondisten abziehen, so reduzirt sich dies auf die Hälfte. „Gegen das Ende des Jahres 1792 entdeckte man in Straßburg unter fünfundzwanzig bis dreißigtausend Einwohnern kaum dreihundert reine Jakobiner, in Paris unter siebenmalhunderttausend Einwohnern nicht mehr als fünf-

*) Ein frecher, schmutziger Roman von ihm, der 1782 erschien.

Digitized by Google

tausend. Sicherlich werden sie in der Hauptstadt, wo sie hitziger und zahlreicher als anderwärts waren, selbst in der Zeit von Krisen, wo man Vagabunden bezahlte und Banditen warb, nie über zehntausend Köpfe stark gewesen sein. In einer großen Stadt wie Toulouse hatte der Abgeordnete des Volkes (Baudot, im Juni 1793) keine vierhundert Leute für sich. Rechnen wir auf jede kleine Stadt fünfzig, auf jedes große Dorf fünfzehn bis zwanzig, auf jedes kleine fünf oder sechs, so kommt im Durchschnitt etwa auf fünfzehn Wähler und Nationalgardisten ein Jakobiner, und die über ganz Frankreich zerstreuten Mitglieder der Sekte zählen zusammen ungefähr dreimalhunderttausend. Das scheint nicht hinzureichen, um sechs bis sieben Millionen erwachsener Männer zu knechten und über ein Land, welches sechsundzwanzig Millionen Einwohner umfaßt, einen Despotismus zu üben, der absoluter war als derjenige der asiatischen Herrscher."

Aber die Macht mißt sich nicht mit der Zahl, die Jakobiner sind eine Schaar in einer Menge, und zwar in einer desorganisirten, unbeholfenen Menge eine wohlgeordnete, festgeschlossene Schaar, die wie ein Eisenkeil in einen Schutthaufen eindringt. „Weder gegen eine Eroberung von außen, noch gegen eine Usurpation im Innern kann sich eine Nation wirksam verteidigen, wenn sie keine Regierung hat. Diese ist das unerläßliche Werkzeug zu gemeinschaftlichen Handeln, sobald sie fehlt oder lange ausbleibt, hört die Mehrheit, anderwärts beschäftigt, immer unentschieden und lau, auf, ein Körper zu sein und wird Staub. Von zwei Regierungen, welche die französische Nation um sich zu sammeln vermocht hätten, lag die eine vom 14. Juli 1789 am Boden und brachte es allmählich dahin, daß sie zerfiel. Dann war ihr wiederkehrendes Gespenst noch widerwärtiger als sie selbst; denn es schleppte nicht nur den früheren Schweif von abgeschmackten Mißbräuchen und unerträglichen Lasten hinter sich her, sondern auch eine klaffende Meute von Ansprüchen auf Rückerstattung und Rache. Von 1792 an erschien sie an der Grenze, despotischer denn je, kriegsbereit, als Anführerin einer nahen Invasion gieriger Fremden und wütender Emigranten. Die andre Regierung, die, welche die konstituirende Versammlung schuf, war so übel zusammengesetzt, daß die Majorität sie nicht brauchen konnte; sie war ihrer Hand nicht angepaßt, nie hat man ein politisches Werkzeug gesehen, das so schwerfällig und zugleich so stumpf gewesen wäre. Um geschwungen zu werden, bedurfte es eines außerordentlichen Kraftaufwandes, etwa zweier Tage Arbeit wöchentlich für jeden Staatsbürger. So mühsam und nur halb geschwungen, führte es alle Geschäfte, zu denen man es verwendete, schlecht aus. Die Einziehung der Steuern, die Sicherheit der Straßen, der Umlauf der Lebensbedürfnisse, der Schutz der Gewissen, des Lebens und des Eigentums — alles war in üblem Zustande. Ihre eigne Wirksamkeit zerstörte sie und schuf eine andre, die ungesetzlich, aber kräftig war und, nachdem sie an die Stelle jener getreten war, sich erhielt. In einem großen zentralisirten Staate hat der, welcher den Kopf in der Hand hält, den ganzen Körper; weil die Franzosen lange geführt worden waren, hatten sie die Gewohnheit angenommen, sich führen zu lassen. Unwillkürlich richteten die Leute in der Provinz ihre Augen auf die Hauptstadt, und in kritischen Tagen gingen sie weite Strecken auf der Landstraße hinaus, um vom Eilboten zu erfahren, welche Regierung ihnen beschieden sei. Dieses Regiment des Mittelpunktes nahm die Mehrheit an oder unterwarf sich ihm, gleichviel, welchen Leuten es in die Hände gefallen war. Denn erstens wagte die Mehrzahl der vereinzelten Gruppen, welche es niedergeworfen zu sehen wünschten, den Kampf nicht aufzunehmen; es erschien ihnen zu stark. Nach eingewurzeltem Herkommen sahen sie hinter ihm das große weitgedehnte Frankreich, welches, von ihm in Bewegung

Digitized by Google

gesetzt, kam, um sie mit seiner Masse zu erdrücken. Als Bauern der Vendée zum Herrn von Sapinaud kamen und ihn zu ihrem General haben wollten, erwiederte dieser: »Meine Freunde, das ist der irdene Topf gegenüber dem eisernen. Was werden wir ausrichten? Ein einziges Departement gegen zweiundachtzig! Wir werden in die Pfanne gehauen werden.« Zweitens aber, wenn einige vereinzelte Gruppen es unternahmen, jene Regierung zu stürzen, so waren sie in der That nicht imstande, den Kampf auszuhalten, sie war zu stark für sie. Sie waren noch nicht organisirt, jene aber war es sofort, Dank der Gelehrigkeit des Personals, welches ihr die gestürzte Regierung hinterlassen hatte. Monarchie oder Republik, der Bureaumensch kommt jeden Morgen auf seine Amtsstube, um die Befehle auszuführen, die ihm zugekommen sind. Monarchie oder Republik, der Gendarm macht jeden Nachmittag seinen Rundgang, um die Leute zu verhaften, in Betreff deren er einen Haftsbefehl hat. »Ich habe, schreibt Malouet, einen Bureauschreiber gekannt, der während dieser Trauertage (im September 1792) niemals fehlte, wie gewöhnlich hinging und seine Sachen abschrieb und berechnete. Die Korrespondenz der Minister mit den Armeen, mit den Provinzen behielt ihren alten Gang und ihre hergebrachten Formen. Die Pariser Polizei wachte über die Lebensmittelzufuhr und über die Gaunerschaft, während das Blut in den Straßen rieselte.« Über jenes mechanische Bedürfnis aber und jene eingewurzelte Gewohnheit, die Befehle der Zentralbehörde anzunehmen, vergleiche man Mallet-Dupans Memoiren, wo es S. 490 heißt: Die Armee von Dumouriez sagte zu ihm: »Donnerwetter, Vater General, verschaffe dir doch ein Dekret des Konvents, das den Marsch auf Paris befiehlt, und du wirst sehen, wie wir diese Schweinigel (bougres) der Nationalversammlung abwalken wollen.«

Voraussgesetzt, daß die Anregung von oben und auf amtlichem Wege kommt, so wird sie ausgeführt, und von einem Ende des Landes bis zum andern funktionirt die Maschine mit hunderttausend Rädern wirksam unter der Hand, welche sich des Griffs im Zentrum bemächtigt hat. Sie hat diesen Griff nur entschlossen zu drehen, zur Not recht kräftig und rauh, und dem Jakobiner hat es zu keiner Zeit an Entschlossenheit, an Kraft und an Rauheit gemangelt.

Zunächst hat er den Glauben, und zu allen Zeiten hat der Glaube Berge versetzt. Betrachte man sich einen Rekruten der Partei, einen Staatsanwalt, einen Advokaten zweiten Ranges, einen Ladeninhaber, einen Handwerker, und berechne man sich die außerordentliche Wirkung der Doktrin auf ein Gehirn, das so beschränkt, so wenig vorbereitet, so wenig angemessen der gigantischen Idee ist, die sich seiner bemächtigt. Es war für das Herkömmliche und die kurzen Blicke gemacht, die der Stand seines Besitzers erforderte, und siehe da, plötzlich bestürmt es eine vollständige Philosophie, die Lehre von der Natur und dem Menschen, die Lehre von der Gesellschaft und der Religion, die Lehre von der Weltgeschichte, Schlüsse über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts, Axiome des absoluten Rechts, ein System der vollständigen und endgiltigen Wahrheit, das ganze zusammengefaßt in einige strenge Formeln, z. B.: Die Religion ist ein Aberglaube, die Monarchie ist eine Anmaßung, alle Priester sind Betrüger, alle Aristokraten Blutsauger, alle Könige Tyrannen und Ungeheuer. Solche verkehrte Gedanken in einem solchen Geiste sind ein gewaltiger reißender Strom, der sich in einen engen Kanal stürzt. Sie werfen ihn um, nicht er ist's mehr, der sie dirigirt, sie sind es, die ihn mit fortreißen; nicht ungestraft wird aus einem einfachen Bürgersmann oder einem gewöhnlichen Handwerker ein Apostel und Befreier des Menschengeschlechts. Denn es ist die Menschheit, die er rettet, nicht bloß das Vaterland. Einige Tage

Digitized by Google

vor dem 10. August sagte Roland »mit Thränen in den Augen«: »Wenn die Freiheit in Frankreich stirbt, so ist sie für die übrige Welt auf immer verloren, alle Hoffnungen der Philosophen sind getäuscht, die grausamste Tyrannei wird auf die Erde drücken.« Während der ersten Sitzung des Konvents war Grégoire, nachdem er die Versammlung die Abschaffung des Königtums hatte dekretiren lassen, ganz außer sich bei dem Gedanken an die ungeheure Wohlthat, die er dem Menschengeschlechte erwiesen. »Ich gestehe, sagte er, die Überfülle von Freude nahm mir mehrere Tage den Appetit und den Schlaf.« »Wir sind ein Volk von Göttern!« schrie eines Tages ein Jakobiner auf der Rednerbühne. Man wurde wahnsinnig von solchem Schwärmen, oder man wurde wenigstens krank. »Menschen haben das Fieber vierundzwanzig Stunden hintereinander gehabt,« sagte ein Genosse Saint-Just's, »aber ich habe es zwölf Jahre lang gehabt.« Chalier ließ sich im Klub von Lyon vernehmen: »Man sagt, die Sansculotten werden ihr Blut vergießen. Das ist aber die Sprache der Aristokraten. Ist es denn möglich, daß eine Waffe einem Sansculotten etwas anhaben kann? Ist er nicht unverwundbar wie die Götter, deren Stelle er auf Erden eingenommen hat?« »Unter einer so schönen Regierung gebiert das Weib ohne Schmerzen,« heißt es in einer Konventsrede Davids. Mercier erzählt in Le Nouveau Paris I, 13: »Ich habe in einer Sektion einen Redner ausrufen hören: »Ja, ich werde meinen Kopf bei den Haaren nehmen, ich werde ihn abschneiden und ihn dem Despoten darbieten und sagen: Siehe Tyrann, so handelt ein freier Mann.«

In dieser Verrücktheit kennt der Mensch keine Hindernisse mehr, und je nach den Umständen erhebt er sich über oder sinkt unter sein gewöhnliches Maß, vergießt er sein oder andrer Blut in Strömen, ist er ein Held im Kriegsleben und ein Wütherich im bürgerlichen Leben. Man kann ihm weder dort noch hier widerstehen; denn seine Trunkenheit hat seine Kraft verhundertfacht, und vor einem auf die Straße hinausgesprungenen Tollhäusler machen sich die Vorübergehenden davon, wie vor einem Bullen, der sich losgerissen hat.

Machen sie sich nicht davon, so werden sie umgestoßen; denn er ist nicht bloß toll, sondern auch ohne Bedenken und Gewissen. In jedem politischen Streite giebt es Handlungen, die für unerlaubt gelten, wenigstens untersagt sie die Majorität, sofern sie nur im geringsten ehrlich und verständig ist. Jede Verletzung des Gesetzes widersteht ihr; denn eine Verletzung der Gesetze fordert zur Verletzung aller auf. Sie ist gegen den Umsturz der bestehenden Regierung; denn jedes Interregnum ist eine Rückkehr in den Zustand der Wildheit. Sie ist gegen die Erregung von Volksaufständen; denn das heißt, die Staatsmacht der Unvernunft tierischer Leidenschaften ausliefern. Sie ist gegen das Verfahren, das aus der Regierung eine Maschine zu Mordthaten und Konfiskationen macht; denn sie weist ihr als natürliche Beschäftigung die Beschützung von Leben und Eigentum zu. Deshalb ist sie dem Jakobiner gegenüber, der sich alles das gestattet, wie ein Mann ohne Waffen im Kampfe mit einem Bewaffneten. Die Jakobiner bieten dem Gesetze aus Prinzip Trotz, weil die Willkür des Volkes für sie das einzige Gesetz ist. Sie marschiren ohne Zaudern gegen die Regierung, weil die Regierung für sie nichts als ein Kommis ist, welchen das Volk jeden Augenblick vor die Thüre setzen kann. Aufstände gefallen ihnen; denn durch sie tritt das Volk wieder in seine unveräußerliche Souveränetät ein. Die Diktatur paßt ihnen; denn durch sie erlangt das Volk die unbeschränkte Souveränität. Übrigens behaupten sie wie die Kasuisten, der Zweck heilige die Mittel. »Eher mögen die Kolonien zu Grunde gehen, als

Digitized by Google

ein Prinzip!» sagte einer von ihnen in der konstituirenden Versammlung.*) «Den Tag, wo ich mich überzeugte,» schreibt Saint-Just, «daß es unmöglich, dem französischem Volke sanfte Sitten zu geben, es energisch, verständig, unerbittlich gegen die Tyrannei und die Ungerechtigkeit zu machen, würde ich mich erdolchen,» und inzwischen guillotinirte er die anderen. «Wir werden eher aus Frankreich einen Friedhof machen,» sagte Carrier, «als es nicht auf unsre Weise verjüngen.»"

Andre Beispiele für die Denkweise der Jakobiner sind folgende. In einer Rede im Jakobinerklub zu Straßburg sagte Baudot: „Die Selbstsüchtigen, die Sorglosen, die Feinde der Freiheit und der ganzen Natur dürfen nicht mehr unter deren Kindern zählen. Sind nicht in demselben Falle alle diejenigen, welche sich dem öffentlichen Wohle widersetzen, und selbst die, welche nicht zu ihm beitragen? Vernichten wir sie also ganz und gar. . . . Wären sie auch eine Million — würde man nicht den vierundzwanzigsten Teil seines eignen Körpers opfern, wenn es gälte, ein Krebsgeschwür zu beseitigen, welches den übrigen Körper anstecken könnte?" Nach diesen Betrachtungen meint der Redner, daß man jeden zum Tode führen müsse, der nicht ganz und gar für die Republik sei; er meint, daß die Republik augenblicklich und auf einen Schlag die Fremde der Könige und der Feudalität von ihrem Boden verschwinden lassen müsse. Herr d'Antonelle glaubte, wie die meisten revolutionären Klubs, daß man, um die Republik zu befestigen, annähernde Gleichheit aller in Betreff des Grundeigentums herstellen und zu diesem Zwecke ein Drittel der Bevölkerung ausrotten müsse. In den Memoiren von La Revellière-Lepaux wird erzählt: Jean-Bon Saint-André schlug vor, um die Republik in Frankreich solider zu begründen, müsse man dessen Bevölkerung um mehr als die Hälfte vermindern. Lebhaft unterbrochen verblieb er bei seiner Ansicht. Gufroy, Abgeordneter des Pas de Calais, will in seinem Tagebuche eine noch viel weiter gehende Amputation: Frankreich solle auf fünf Millionen Einwohner herabgebracht werden.

„Immer sind die Jakobiner," sagt Taine, „um sich des Staatsruders zu bemächtigen, bereit, das Schiff in den Grund zu bohren. Von Anfang an lassen sie gegen die Gesellschaft die Emeute der Straßen- und die Bauernaufstände auf dem Lande, die Prostituirten und die Raubgesellen, die unreinen und die reißenden Thiere los. Während des ganzen Verlaufs des Kampfes beuten sie die zerstörendsten und die gröbsten Leidenschaften, die Verblendung, die Leichtgläubigkeit und die Wuth der durch die Theuerung und die Bedrohung mit einer Invasion rasend gemachten Volksmasse aus. Endlich durch den Umsturz des Bestehenden zur Macht gelangt, erhalten sie sich dieselbe durch Furcht vor Banditen, durch Gerüchte von Verschwörungen und durch den Schrecken und die massenhaften Hinrichtungen. Ein nach dem Äußersten strebender Wille, kein Zügel, der ihn zurückhielte, ein unerschütterlicher Glaube an sein Recht und eine gründliche Verachtung der Rechte des Nächsten, die Energie eines Schwärmers und die Mittel eines Verbrechers — mit diesen Kräften kann eine Minorität sich die Majorität unterwerfen. Das ist so wohl begründet, daß in der Partei selbst der Sieg immer der Gruppe bleiben wird, welche zwar die am wenigsten zahlreichste ist, aber den meisten Glauben und die wenigsten Skrupel hat. Viermal setzen sich in den Jahren 1789 bis 1794 die politischen Spieler an einen Tisch, wo um die höchste Gewalt gespielt wird, und viermal hinter einander verliert die

*) „Die Freiheit muß siegen und wenn die Welt darüber untergeht," ließ sich 1877 ein vielgenanntes Mitglied der Fortschrittspartei in einem Privatkreise vernehmen. „Aber was hilft die Freiheit, wenn niemand mehr da ist, sich ihrer zu erfreuen?" wurde ihm erwiedert.

Digitized by Google

Majorität die Partie. Erst sind es die Unparteiischen, dann die Feuillants, darauf die Girondisten, zuletzt die Anhänger Dantons. Der Grund liegt viermal hinter einander darin, daß diese Majorität den Gebräuchen des gewöhnlichen Spiels folgen, wenigstens keine allgemein anerkannte Regel verletzen, den Lehren der Erfahrung oder dem Wortlaute des Gesetzes oder den Vorschriften der Menschenliebe oder den Regungen des Mitleids nicht ungehorsam sein will. Dagegen ist die Minorität von vornherein entschlossen, um jeden Preis zu gewinnen; nach ihrer Ansicht ist das ihr Recht; stellen sich die Regeln dem entgegen, um so schlimmer für die Regeln. Im entscheidenden Augenblicke hält sie dem Gegner die Pistole vor die Stirn, stößt den Tisch um und streicht die Einsätze ein."

Die Fortschritte in der antiken Kunstgeschichte während des letzten Jahrzehnts.

Von Hugo Blümner.

2.

Es ist noch nicht so sehr lange her, daß die Bearbeiter der klassischen Kunstgeschichte durch eine weite Kluft von den Erforschern der sogenannten prähistorischen Kunst getrennt waren. Der klassische Archäologe pflegte mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung auf die alten „Töpfe" herabzusehen, mit denen sich wesentlich der Eifer der Provinzialgelehrten und der anthropologischen Gesellschaften abgab; und gern überließ man diesen alle die mehr oder minder lebhaft geführten Fehden über Pfahlbauten, Steinzeit, Bronze- und Eisenperiode u. dgl. m.

Das ist jetzt anders geworden, und ganz besonders ist es die Forschung der letzten zehn Jahre, welche infolge des Zusammentreffens verschiedener wichtigen Entdeckungen und Beobachtungen die Frage nach den Anfängen der griechischen Kunst uns näher gerückt und im Zusammenhang damit die bisherige Nichtbeachtung der prähistorischen Kunst für den Archäologen absolut unmöglich gemacht hat. Hier ist der Punkt, wo fortan der Archäologe dem Ethnologen und Anthropologen die Hand reichen wird.

Die Geschichte der griechischen Kunst pflegte sonst bei den homerischen Gedichten zu beginnen, da mit den mythischen Vertretern der bildenden Kunst, mit idäischen Daktylen und Telchinen, mit Dädalus u. s. w., nicht viel anzufangen war. Man begnügte sich zu konstatiren, daß die homerische Zeit noch keine national-hellenische Kunst kenne, daß es wesentlich orientalische Einflüsse seien, die uns in den von Homer erwähnten Kunstgegenständen entgegentreten;

Digitized by Google

und höchstens erforderte dann die Frage, ob die griechische Kunst in der Folgezeit sich ganz und gar aus sich selbst heraus entwickelt oder ob sie von Ägypten her importirt worden oder wenigstens von dort starke Impulse empfangen habe, eine nähere Erörterung. Aber wie die zwar noch so junge, aber immer größere Bedeutung für sich in Anspruch nehmende Wissenschaft der Sprachvergleichung auch auf andern Gebieten, wie z. B. dem der Mythologie, beachtenswerte Nachfolge gefunden hat, so hat sie auch ihren Einfluß auf die Kunstgeschichte nicht verfehlt. Zwar liegt hier alles noch in den Anfängen, und von einer komparativen Kunstgeschichte zu sprechen ist einstweilen noch nicht möglich; wohl aber ist die Frage immer mehr in den Vordergrund getreten: Besaßen die Griechen, als sie von dem großen gemeinschaftlichen Stamme sich lostrennten, schon ein bestimmtes künstlerisches Können? Sind wir imstande, in den uns erhaltenen Resten der griechischen Kunst noch etwas nachzuweisen, was man als indogermanisches oder arisches Erbteil zu betrachten berechtigt wäre?

Die Beantwortung dieser Fragen ist deswegen nicht so leicht, weil es sich hier nicht um eine, wenn auch nur einigermaßen schon entwickelte Kunst handelt. Das einzige Material vielmehr, dessen wir uns bei der Lösung des Problems bedienen können, ist das Ornament, und das Substrat, an welchem wir diese ältesten Schriftzüge der griechischen Kunst zu lesen uns bemühen, ist noch dazu größtenteils ein sehr vergängliches: einfaches Thongeschirr, welches uns durch die uralte Sitte, dem Toten Gefäße mit ins Grab zu geben, von den frühesten Anfängen der Kunstübung an bis zu den spätesten Ausläufern in überreicher Menge erhalten ist. Daneben kommen dann freilich auch vereinzelt Reste von Metalltechnik u. a. m. in Betracht. Mit der Untersuchung der Ornamente dieser Reste setzt die heutige Kunstforschung ein. Hierauf zuerst hingewiesen zu haben, bleibt unbestritten eines der bedeutendsten unter den vielen Verdiensten, welche sich Alexander Conze um die Archäologie erworben hat. Seine hierauf bezüglichen Aufsätze: „Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst“ (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie von 1870 und 1873), fallen zwar zum Teil noch etwas vor die Zeit, von der wir hier zu handeln haben; aber sie durften nicht übergangen werden, weil durch sie erst auf gewisse Gefäßdekorationen aufmerksam gemacht worden ist, welche wohl früher schon vereinzelt Beachtung, aber noch nicht im Zusammenhange die gebührende Würdigung erfahren hatten. Die von Conze aufgestellte Ansicht läuft vornehmlich darauf hinaus, daß man in der sogenannten linearen oder geometrischen Dekorationsweise, d. h. in der einfachsten Ausschmückung der Gefäße mit gewissen regelmäßigen Mustern, deren Hauptbestandteile Linien, Kreise, Kreuze und dergleichen nebst einigen wenigen, flüchtig ausgeführten Darstellungen der gewöhnlichsten Haustiere bilden, jenes indogermanische Erbteil zu sehen habe; und man hat deshalb für diese Dekorationsweise auch die Benennung indogermanisch oder arisch vorgeschlagen. Das Verdienst Conzes kann nicht dadurch geschmälert werden, daß gegenüber dieser

Digitized by Google

Auffassung auch Bedenken laut geworden sind, Bedenken, die vornehmlich dahin gehen, daß die von ihm nachgewiesene Ornamentik erst einer späteren Periode zugeschrieben, als früheste Dekorationsweise aber eine noch viel primitivere angesehen werden müsse: etwa die wesentlich sich mit einigen eingeritzten Dreiecken oder Kreisen behelfende, jeglicher organischen Figur noch gänzlich entbehrende Ornamentik, wie sie Wolfgang Helbig in seinem ebenso für Archäologen und Historiker wie für Paläoethnologen lehrreichen Buche: „Die Italiker in der Po-Ebene" (Leipzig, 1879), für die Pfahldörfler in der Po-Niederung und den sogenannten Terremare nachgewiesen hat (mit seinem Aufsatz in den Annali dell' Instituto f. 1875, S. 212 ff.). Durch diese, für die Urzeit des gräkoitalischen Stammes bedeutungsvolle Frage sind die Erforscher des klassischen Altertums mit denen der nordischen Altertümer in engere Beziehungen getreten. Conzes Vorgehen war Veranlassung, daß man nunmehr auch von andern Seiten auf die von ihm klar und besonnen dargelegte Methode der Ornamentik, nicht bloß für Thon-, sondern auch für Metallarbeiten, aufmerksam wurde; das Material wurde bald nach verschiedenen Richtungen hin ansehnlich durch Beiträge, welche hier einzeln anzuführen uns zu weit führen würde, vermehrt. Für das eigentliche Griechenland hat sich besonders das Dipylon in Athen als Fundort für Vasen von solcher Technik ältester Art erwiesen. Ganz besonders aber sind auch für diese Fragen von hohem Interesse die so sehr verschieden beurteilten, auf der einen Seite ebenso sehr überschätzten, wie auf der andern mit Unrecht mißachteten Funde Schliemanns in Troja, von denen wir, obgleich dieselben schon früher und auch neuerdings wieder überall eingehende Besprechung erfahren haben, doch auch hier einige Worte sagen müssen.

Die Hauptfrage freilich bei Schliemanns trojanischen Forschungen und zugleich diejenige, welche am meisten Staub aufgewirbelt hat, geht uns hier wenig an: ob nämlich die Stelle, wo Schliemann nachgegraben, der Burgberg auf Hissarlik, wirklich die Stätte des alten Ilion sei, ob die von ihm dort aufgedeckten baulichen Reste verschiedener Anlagen in der That die Stadt des Priamos uns wiedergegeben haben. Es ist längst darauf hingewiesen worden, um von andern gerechten Bedenken zu schweigen, daß der Charakter der homerischen Kunst ein durchaus andrer ist als der, welchen die an jener Stelle aufgefundenen Werke des Kunstgewerbes (denn von eigentlichen Kunstwerken ist ja wenigstens für jene untern Schichten von Hissarlik nicht die Rede) tragen. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß Hissarlik nicht doch der Platz sein könne, an den sich später die Sage vom troischen Krieg anknüpfte, ja es ist das sogar wahrscheinlich: aber die ursprüngliche Auffassung Schliemanns, daß man in diesen Ruinen und ihren Fundgegenständen der homerischen Schilderung entsprechendes zu sehen habe, ist damit zurückgewiesen. Die homerische Kunst — unter der man streng genommen eben die Kunst, wie sie uns in den homerischen Gedichten entgegentritt, zu verstehen hat, nicht aber die, welche zu der Zeit, da

Digitized by Google

die von Homer besungenen Ereignisse spielten, etwa bestanden haben kann — gehört jener Epoche an, wo ein ursprünglich nationales Element der Dekoration, wenn überhaupt ein solches damals noch vorhanden war, unter dem Einfluß orientalischer Kunstübung vollständig verschwunden war oder wenigstens neben demselben ganz unbeachtet blieb. Die künstlerischen Besonderheiten aber, welche die Schliemannschen Funde zeigen, haben nichts mit orientalischer Kunst zu thun, sondern stehen im allgemeinen mit den oben besprochenen prähistorischen Objekten auf einer Stufe. Auch sie bilden ein Glied in der Kette von Gegenständen, welche berufen sind, die Frage nach der indogermanischen oder alteuropäischen Kunstweise zu lösen: zur Lösung der troischen Frage aber können sie uns nichts helfen. Immerhin verdienen die Funde, namentlich im Zusammenhang mit den sonstigen Denkmälern einer entsprechenden Kulturstufe, eine wissenschaftliche Behandlung; denn eine solche ist ihnen, streng genommen, bis jetzt noch nicht zu Teil geworden. Schliemann hat zwar seine erste, durchaus ungenügende Publikation: „Trojanische Altertümer, Bericht über die Ausgrabungen in Troja" (Mit Atlas. Leipzig, Brockhaus, 1874), durch ein inhaltlich und artistisch in jeder Beziehung besseres Werk: „Ilios; Stadt und Land der Trojaner. Forschungen und Entdeckungen in der Troas und besonders auf der Baustelle von Troja" (Leipzig, Brockhaus, 1881), ersetzt; aber obgleich diese Neubearbeitung noch durch Originalbeiträge von Brunn (über die Helios-Metope), von Brugsch, Postolaccas u. a. bereichert worden ist, und obgleich Schliemann selbst eine Anzahl seiner anfänglichen, in der ersten Freude der Entdeckung aufgestellten, geradezu maßlosen Hypothesen im Laufe der Jahre teils fallen gelassen, teils gemildert hat, so ist doch immer noch so viel Wunderliches mit so viel Voreingenommenheit übrig geblieben, daß auch sein neues Buch, zumal da die Form der Behandlung immer noch die des Tagebuchberichtes ist, nicht als wissenschaftlich nutzbar bezeichnet werden kann. Damit soll Schliemanns Entdeckerruhm nichts weniger als geschmälert werden; der Referent gehört vielmehr zu denjenigen, die von jeher, auch als es Mode war, über Schliemann vornehm die Achseln zu zucken, gerade so wie es heute Mode ist, in Überschwenglichkeit für ihn zu machen, das selbstlose, von der reinsten Hingabe für seine idealen Ziele getragenen Streben des Mannes rückhaltlos bewundert und dieser Bewunderung auch durch Wort und Schrift Ausdruck verliehen hat. Aber das darf uns nicht die Augen dagegen verschließen, daß Schliemanns Bedeutung wesentlich in seinem, ich möchte fast sagen divinatorischen Erkennen bedeutungsvoller Aufgaben, in der Energie, mit der er das einmal gesteckte Ziel verfolgt, zu suchen ist, nicht aber in der wissenschaftlichen Ausnutzung und Bearbeitung des von ihm Gefundenen. Immerhin soll ihm auch auf diesem Gebiete die Anerkennung nicht versagt werden, daß er seit seinem ersten literarischen Auftreten hierin bedeutende Fortschritte gemacht hat. Das zeigt namentlich sein zweites Unternehmen, dessen wir gleich an dieser Stelle gedenken können, da die hierbei

Digitized by Google

zu Tage getretenen Resultate wesentlich ebenfalls unsrer Kenntnis der prähistorischen Epoche Griechenlands zu Gute kommen.

Schliemanns Untersuchungen in Mykenä sind niedergelegt in dem gleichzeitig in mehreren Sprachen erschienenen Werke: „Mykenä. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenä und Tiryns, mit einer Vorrede von W. E. Gladstone" (Leipzig, Brockhaus, 1878). Auch hier ist wieder die für den Leser interessante und fesselnde, für wissenschaftliche Untersuchung aber unbrauchbare Form des Tagebuchberichtes beibehalten. In Mykenä, wo schon lange das merkwürdige sogenannte Schatzhaus des Atreus und das berühmte Löwenthor eine wichtige Rolle für die kunsthistorische Forschung spielten — letzteres galt bisher als das älteste, auf hellenischem Boden zu Tage getretene plastische Denkmal —, Nachgrabungen zu veranstalten, war in der That ein glücklicher Griff, welcher sich auch reichlich belohnte. Die im Jahre 1874 begonnenen, aber erst 1876 ausgeführten Ausgrabungen förderten zunächst noch eine Anzahl anderer, in ihrer Anlage dem Schatzhaus des Atreus gleichenden Kuppelgräber zu Tage und machten auch die Anlage des Löwenthores klar, das sich nunmehr als Theil der wohlausgedachten, sehr starken Befestigungsmauer der Akropolis von Mykenä erkennen läßt. Ich muß es mir leider versagen, hier auf die topographischen Ergebnisse der Schliemannschen Forschungen einzugehen; für uns handelt es sich hier vielmehr um die auf der Agora aufgedeckten Gräber und die darin gefundenen, mannichfachen Kunstgegenstände. Da haben wir zunächst Grabsteine mit hochaltertümlichen, oder besser gesagt primitiv-rohen Reliefs, Männer darstellend, welche auf Streitwagen mit einem Pferde daherfahren, während ein schlangenartiges Ornament die Vorstellung umrahmt; wir haben eine Menge von Goldschmuck aller Art: goldene Masken, bei denen die Tendenz, Porträtähnlichkeit charakteristisch wiederzugeben, nicht zu verkennen ist; Plättchen mit feinen Ornamenten in gepreßter Arbeit (gestanzt); schön verzierte Diademe, Nadeln u. s. w.; Siegelringe in Gold mit Gravirung, geschnittene Steine; bronzene Schwerter, Schwertknäufe und Scepter von Bergkrystall; Gegenstände aus Elfenbein; eine große Menge von Scherben bemalter Vasen; und anderes mehr.

Es ist eine andre Kultur, welche uns hier entgegentritt, als die in Troja gefundene, auf jeden Fall eine künstlerisch weit höher entwickelte. Denn während jener vielbesprochene „Schatz des Priamus" trotz verhältnismäßig guter Technik doch durchaus primitive Formen zeigt und eine Dekoration, welche kaum über die rohesten Anfänge hinausgeht, stehen die Ornamente der mykenischen Goldsachen, abgesehen von den ziemlich roh gearbeiteten Masken, auf einer beträchtlich höheren Stufe und verraten einen ganz bestimmten, scharf ausgeprägten Stil. Die hervorstechenden Eigentümlichkeiten dieser Dekoration sind dieselben, wie man sie von jener fragmentirten und kunsthistorisch bedeutsamen Säule vom Schatzhaus des Atreus her kannte. Zickzacklinien, Spiralen, Rosetten u. dgl.

Digitized by Google

bilden dabei die wesentlichsten Elemente. Dazu kommt dann bei den Goldsachen namentlich als beliebtes Motiv der Schmetterling in stilisirter Manier, aber sehr geschickt verwendet, und ferner der ebenfalls mehr ornamental als naturalistisch behandelte Tintenfisch Sepia oder der Papiernautilus (Argonauta), welchem man auch auf den Vasen begegnet. Letztere zeigen daneben auch noch verschiedene andere Ornamente, teils von Pflanzen entlehnt, teils von allerlei Tieren, namentlich Vögeln (Schwäne), und vereinzelt selbst menschliche Figuren. Ich verweise auf die schöne Publikation von A. Furtwängler und G. Löschcke: „Mykenische Thongefäße. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des deutschen archäologischen Instituts in Rom, im Auftrage des Instituts in Athen herausgegeben" (Berlin, Ascher, 1879).

Neben diesen einen ganz bestimmt ausgeprägten Stil verratenden Arbeiten stehen, aber nur in geringer Zahl, einzelne Objekte, welche von durchaus abweichender Art sind und mit großer Wahrscheinlichkeit als ausländisch, vom Orient überkommen gelten dürfen; ob von Kleinasien, von Phönizien, von Ägypten stammend, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Aber schwieriger noch ist die Frage zu beantworten, welcher Zeit und welchem Volke man jene andern Objekte zuschreiben solle. Die Meinungen hierüber gehen außerordentlich auseinander. Während Schliemann selbst, seinen enthusiastischen und in naiver Weise an Homer anknüpfenden Ideen folgend, direkt wieder homerische Zeit annahm und seinem „Schatz des Priamus" ein Pendant in einem „Schatz des Agamemnon" gab, wurden von anderer Seite (besonders von L. Stephani in Petersburg) selbst Zweifel an dem hohen Altertum der Funde überhaupt geäußert. Diese Bedenken, auf welche näher einzugehen uns hier Zeit und Ort verbieten, sind nun freilich gänzlich ungerechtfertigt; als unwiderleglicher Beweis des hohen Alters ist vielmehr anzuführen, daß seither an einer beträchtlichen Anzahl andrer Orte Griechenlands, vornehmlich an einigen Punkten von Attika (Spata, Menidi), in Argos (Nauplia, Heräon), auf Rhodus (Jalysus), Funde von ganz entsprechender Art gemacht worden sind. Ich verweise hier namentlich auf den Aufsatz von A. Milchhöfer in den Mitteilungen des Deutschen archäologischen Instituts zu Athen (Bd. II, S. 261 ff.) und auf eine Publikation desselben Instituts: „Das Kuppelgrab bei Menidi," mit Text von H. G. Lolling, R. Bohn, A. Furtwängler und U. Köhler (Athen, Wilberg, 1880). Es ist bedeutsam, daß die Gräber, in denen man diese Funde gemacht hat, teilweise ebenfalls derartige Kuppelbauten sind, wie man sie in Mykenä antrifft, wenn auch in ihrer Anlage und namentlich in der Ausstattung von sehr verschiedenem Werte; die mykenischen Gräber übertreffen darin alle andern bei weitem und rühren zweifellos von einem reichen und angesehenen Fürstengeschlecht her.

Diese Vermehrung der mit dem oben besprochenen Dekorationsstil ausgestatteten Objekte hat nun zwar das hohe Altertum derselben hinlänglich darge-

Digitized by Google

thun, sonst aber keineswegs dazu beigetragen, die Frage nach ihrer Herkunft zu vereinfachen; noch immer ist man hier über bloße Hypothesen nicht hinausgekommen. U. Köhler sprach die Vermutung aus, daß es eine karische Bevölkerung gewesen, welche sich früher in Griechenland angesiedelt hatte, der die Funde angehörten. Overbeck hält die Löwen vom Thore für ein Produkt fremder Kunstübung und ebenso die meisten Goldsachen und die geschnittenen Steine für ausländische Importartikel, während er die Grabreliefs als einheimische Nachahmung der fremden Muster betrachtet und ebenso auch die Goldmasken einheimischer, primitiv-roher Kunstübung zuweist: eine Scheidung der Objekte, welche sich schwerlich wird aufrecht erhalten lassen, da die Verschiedenheiten in Stil und Technik doch nicht frappant genug dafür sind. Duncker, welcher in der neuesten Auflage seiner „Geschichte des Altertums" (Band 5: Leipzig, 1881) auch bereits diese neuen Funde verwertet hat, spricht die sehr plausible Ansicht aus, daß die Bauwerke und die nicht deutlich die Spuren fremden Imports tragenden Objekte zwar einheimischer Technik angehören, aber unter dem Einfluß phönizischer Ansiedler entstanden seien. Mag nun diese Streitfrage von der Zukunft in dieser oder jener Weise entschieden werden, auf jeden Fall gebührt auch hier wiederum Schliemann das Verdienst, eine ganze Reihe bedeutsamer Probleme durch seine Entdeckungen angeregt zu haben; ihre Lösung dürfen wir freilich erst erwarten, wenn die Zahl der Beobachtungen und neuen Funde entsprechender Art sich hinreichend vermehrt haben wird, um sichere Schlüsse zuzulassen.

Durch Schliemanns Funde und die damit im Zusammenhang stehende Beobachtung ähnlicher Thatsachen auch an andern Punkten Griechenlands und der Kolonien ist eine Frage wieder in den Vordergrund getreten, welche auch früher schon lebhaft ventilirt worden ist, aber zum Theil mehr mit Hilfe der Schriftquellen, als mit der der viel deutlicher und bestimmter redenden Denkmäler: nämlich die nach dem Zusammenhange der griechischen Kunst mit der des Orients und Ägyptens. Ganz besonders interessante Aufschlüsse über die Wechselwirkungen, welche durch die Berührung hellenischer und orientalischer Kultur auf dem Gebiete der Kunst sich ergeben, haben die Funde auf Cypern gebracht. Hier gebührt das Verdienst reichhaltiger Nachgrabungen und Sammlungen vornehmlich dem in Larnaka ansässigen amerikanischen Konsul Palma di Cesnola, welcher seit 1866 Ausgrabungen veranstaltete und dadurch nicht nur architektonisch und topographisch wichtige Resultate erreichte, sondern auch eine sehr bedeutende Sammlung von Kunstgegenständen aller Art zusammenbrachte. Die vortreffliche von ihm veranstaltete Publikation derselben, ursprünglich in englischer Sprache erschienen, ist ins Deutsche übertragen unter dem Titel: „Cypern. Seine alten Städte, Gräber und Tempel. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludwig Stern, mit einleitendem Vorwort von Georg Ebers" (Jena, Costenoble, 1879).

Digitized by Google

Wohl nirgends machen sich die Einflüsse der verschiedensten Kunststile so bemerklich, wie in diesen Funden. Ein großer Teil der Objekte besteht offenbar aus importirten Produkten assyrischer, phönizischer, ägyptischer Technik; daneben aber bemerkt man, daß diese mannigfaltigen Importartikel nicht ohne Einfluß auf die heimische Kunst geblieben sind, an der man fast alle diese verschiedenen Elemente, zu denen dann noch das hellenische tritt, bald vereinzelt, bald untereinander vermischt beobachten kann. Die Kunstentwicklung, welcher die Skulpturen und sonstigen Denkmäler Cyperns angehören, umfassen offenbar einen sehr langen Zeitraum; indessen ist es im einzelnen, eben jener eigentümlichen Stilvermischung wegen, oft nicht leicht, dieser Kunstentwicklung historisch nachzugehen. Der Übersetzer hat diesen Versuch gemacht; er nimmt fünf Perioden in der Entwicklung Cyperns an: 1) eine cyprisch-phönizische Periode, welche bis ins neunte Jahrhundert v. Chr. zurückreicht; 2) eine Periode erst assyrischen und dann ägyptischen Einflusses; 3) den Höhepunkt der cyprischen Kunst, indem zu dem cyprischen und phönizischen Elemente sich entschiedener das griechische gesellt; 4) die Herrschaft der Ptolemäer, unter der sich der ägyptische Einfluß erneuert, daneben aber die griechische Kunst sich noch reiner und vielseitiger entfaltet; und 5) die Periode der römischen Kunst, während welcher asiatischer und ägyptischer Einfluß zurücktreten.

Ein wichtiges Material bieten auch hier wieder die zahlreichen Vasenfunde (behandelt in einem Exkurs zu Cesnolas Buch von A. S. Murray, S. 355 ff.), welche in mehr als einer Beziehung beachtenswert und singulär sind. Ganz besonders auffallend ist die hier sehr häufig beobachtete Vermischung orientalischer und ägyptischer Elemente, eine Vermischung, welche man jetzt, zumal da sie in ähnlicher Weise an Funden in Italien und Sardinien bemerkt worden ist, als charakteristisch für die bisher noch so wenig bekannte phönizisch-karthagische Kunst betrachtet (vgl. Helbig in den Annali dell' Instit. archeol. f. 1876, S. 1 ff.). Mit diesen Anklängen oder direkten Entlehnungen assyrischer und ägyptischer Motive ist aber vielfach zugleich jene geometrische Dekoration verbunden, von welcher schon oben die Rede war: konzentrische, der Metalltechnik entlehnte Kreisornamente, mit besondrer Vorliebe aber geradlinige, rautenförmige, schachbrettartige Muster und dergl.; selbst die hiermit verbundenen Tiere, meist Vögel (namentlich Schwäne), sind vielfach ganz nach diesem Schema behandelt; bisweilen tritt auch noch die menschliche Figur hinzu. Das ist im wesentlichen der Typus der cyprischen Vasen, welche jetzt in den meisten größeren Vasensammlungen vertreten zu sein pflegen und in der Geschichte der Vasenmalerei von hervorragender Bedeutung sind, obgleich es ihnen eigentümlicher Weise an Merkmalen fehlt, aus denen man ihr Zeitalter bestimmen könnte, da sie, für sich betrachtet, nur wenige aufeinanderfolgende Stufen bieten, auch Analogien mit den verschiedenen Stadien der griechischen Vasenmalerei sich nicht nachweisen lassen.

Digitized by Google

Wenn wir nunmehr die großenteils noch dunkeln Pfade der prähistorischen Kunst und die verschlungenen der gräko-orientalischen verlassen und uns der Entwicklung der national-hellenischen Kunst zuwenden, so haben wir zunächst zu bemerken, daß die archaische Skulptur zwar nach manchen Richtungen hin in dem uns beschäftigenden Zeitraum vermehrt und daß namentlich unsre Kenntnis der archaischen Denkmäler außerhalb Attikas gefördert worden ist, daß aber sowohl die Entwicklung der archaischen Kunst im allgemeinen, als die charakteristischen Kennzeichen der verschiedenen nationalen Stammeseigentümlichkeiten in den Kunstwerken und der Zusammenhang dieser nationalen Kunstübungen unter einander noch vielfach näherer Aufklärung bedürfen. Namentlich ist es bisher noch immer nur in vereinzelten Fällen gelungen, unsre zahlreichen schriftlichen Notizen über die Anfänge der Kunst und die großen, meist eine durchgehende Tradition aufweisenden Künstlerschulen mit noch vorhandenen Denkmälern in Einklang und dadurch dem Verständnis näher zu bringen. Als ein besondrer Gewinn für unsre Kenntnis der ersten Skulpturanfänge muß die Bekanntmachung einer Reihe spartanischer Reliefs betrachtet werden, welche in der in unserm ersten Artikel genannten Arbeit von Dressel und Milchhöfer publizirt und besprochen, zum Teil jetzt auch in Abgüssen verbreitet sind. Wir lernen hier in der deutlichsten Weise, wie wenigstens in Lakedämon die Steinskulptur sich direkt aus der Holzschnitzerei entwickelt und im Anfang noch ganz deren Eigentümlichkeiten bewahrt hat. Da wir zudem hier in in der glücklichen Lage sind, denselben Typus, nämlich die Reliefs eines thronenden Götterpaares, in einer historisch zusammenhängenden Reihe von Exemplaren zu besitzen, so ist damit die allmähliche Entwicklung der technischen wie stilistischen Eigentümlichkeiten zu beobachten möglich, — besser noch als an den bekannten sogenannten Apollonfiguren von Orchomenos, Thera, Tenea u. s. w., da dort Werke des gleichen Typus, aber verschiedener Schulen vorliegen, an denen wir daher besser die Entwicklung des Typus als die des Stiles verfolgen können. Ebenso haben die in Attika neu aufgefundenen Werke, vornehmlich wiederum Reliefs, doch auch eine Anzahl statuarischer Werke, die Kenntnis der Entwicklung des Archaismus in Attika beträchtlich gefördert. Hingegen sind die verschiedenen Funde aus Nordgriechenland, Böotien und den Inseln (ausgenommen Ägina) immer noch so vereinzelt, bieten zum Teil auch so schwer zu erklärende stilistische Eigentümlichkeiten dar, daß man vorläufig noch darauf verzichten muß, sich von der Kunstentwicklung und dem Kunstcharakter dieser Gegenden eine bestimmte Vorstellung zu machen.

Dafür sind eine Anzahl schon früher bekannter und kunsthistorisch wichtiger Denkmäler teils durch gute Publikationen besser bekannt, teils durch erneute wissenschaftliche Untersuchungen in ihrer Erkenntnis bedeutend vorwärts gebracht worden. Ich verweise hier zunächst auf die ebenso durch vortreffliche Ausführung der Tafeln, wie durch die streng methodische und besonnene Forschung sich auszeichnende Publikation von O. Benndorf: „Die Metopen von Selinunt.

Digitized by Google

Mit Untersuchungen über die Geschichte, die Topographie und die Tempel von Selinunt" (Berlin, Guttentag, 1873). Ganz besonders aber sind die äginetischen Bildwerke neuerdings wieder in den Vordergrund getreten. Nachdem man sich ein halbes Jahrhundert dabei beruhigt hatte, daß jene Aufstellung, wie sie die Bildwerke nach der Ergänzung durch Thorwaldsen gefunden hatten und wie sie heute noch in der Glyptothek in München stehen, die Wahrheit durchaus träfe, vor allen Dingen, daß die Komposition jedes Giebelfeldes durch elf Figuren abgeschlossen sei (nämlich Athene, ein Gefallener in der Mitte mit einem nach ihm Greifenden, zwei Paare von Lanzenkämpfern, zwei Bogenschützen und zwei liegende Verwundete in den Giebelecken), darf man es jetzt durch die Untersuchungen von Hadrian Prachow: La composition des groupes du temple d'Egine (in den Annali dell' Instituto für 1873, S. 140 ff.), als erwiesen betrachten, daß dem Zugreifenden von der einen Seite, welcher den Gefallenen auf die Seite seiner Partei herüberziehen will, ein eben solcher auf der andern Seite entsprach, indem ebenso die Feinde den Leichnam des Gefallenen für sich zu erringen strebten, wie die Freunde desselben diesen Versuch zu hindern sich bemühten. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie viel harmonischer dadurch die symmetrische Komposition der ganzen Giebelgruppe wird; der Gefallene kommt damit direkt vor die Füße der Göttin zu liegen, erscheint demnach auch ganz persönlich unter ihren Schutz gestellt. Wenn diese Vermutung, das wichtigste Resultat von den Untersuchungen Prachows, wohl ziemlich allgemeine Zustimmung gefunden hat, so hat dafür eine weitergehende Hypothese Widerspruch erfahren, welche Konrad Lange in dem Aufsatz „Die Komposition der Ägineten" (in den Berichten der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Philos.-hist. Klasse, für 1878, S. 1 ff.) aufgestellt hat. Lange glaubt nämlich aus einzelnen der zahlreichen, zu den äginetischen Giebelgruppen gehörigen Fragmente, welche sich in der Glyptothek befinden und bisher verhältnismäßig wenig Beachtung gefunden hatten, konstatiren zu können, daß außer den oben genannten Figuren noch zwei andre Vorkämpfer zu jedem Giebel gehörten, jede Gruppe also aus vierzehn Personen bestanden habe. Diese mit vielem Scharfsinn vorgetragene Hypothese fand namentlich Widerspruch durch L. Julius (in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik von 1880, S. 1 ff.), während Overbeck sie in die neue Auflage seiner Plastik als „unzweifelhaft" aufnahm und Lange selbst in der Archäologischen Zeitung für 1880, S. 121 ff. sie aufs neue verteidigt hat. Ich muß mich damit begnügen, hier einfach auf diese neue Hypothese hinzuweisen, ohne auf die einzelnen für und wider angeführten Gründe einzugehen, da dies ohne Bezugnahme auf detaillirte Abbildungen gar nicht möglich ist. Noch dazu ist eine Entscheidung in dieser Frage einzig und allein nach den Abbildungen bei Lange, von denen er selbst sagt, daß sie nicht direkt von den Originalen gemacht sind und keinen Anspruch auf Mustergiltigkeit erheben dürfen, nicht leicht. So

Digitized by Google

schwerwiegend daher auch im ganzen Langes Gründe erscheinen, so möchte ich doch seine Resultate nicht als absolut unanfechtbar bezeichnen, zumal da dieselben als unbedingt notwendige Voraussetzung die Annahme haben, daß bei der Restauration der Figuren durch Wagner und Thorwaldsen durchweg jedes Fragment auch der Figur, zu welcher es ursprünglich gehörte, zugewiesen worden sei, was doch immerhin noch einer erneuten Untersuchung bedürfen würde. Erst wenn dieser Nachweis gelingen sollte (und nach den Äußerungen Wagners über ihr Verfahren bei der Restauration sollte man das eigentlich erwarten), wird man nicht umhin können, sich mit der Vermehrung der Personenzahl in den Giebelgruppen zu befreunden. Aber darauf möchte ich doch noch hinweisen, daß die Rekonstruktion des Westgiebels, wie sie Lange auf seiner dritten Tafel versucht und Overbeck darnach wiederholt hat, mir wenig annehmbar erscheint, weil dabei die beiden Zugreifenden fast vollständig verdeckt werden: man sieht von beiden kein einziges Stück des Rumpfes, sondern nur Arm und Beine, und den Kopf nur halb. Wenn wir, wie das meiner Ansicht nach nicht anders möglich ist, daran festhalten, daß die ältere Giebelplastik wesentlich reliefartig komponirt und gleich dem Relief der besten Zeit ein Überschneiden und ein Hintereinanderstehen von mehreren Figuren möglichst vermeidet, so wird man eine Hypothese, bei welcher die Überfüllung des Giebels mit Figuren zu sochem Arrangement zwingt, doch nicht unbedenklich finden. Sonst aber macht, hiervon abgesehen, Langes Raisonnement einen überzeugenden Eindruck, dem sich, die bestrittene Zugehörigkeit aller als Beleg beigezogener Fragmente zu den äginetischen Giebelfeldern vorausgesetzt, nichts Triftiges entgegenstellen ließe.

Die erneute Untersuchung dieser für die Entwicklung der älteren Kunst so wichtigen Denkmäler hat auch andere hierauf bezügliche Fragen aufs neue zur Besprechung gebracht: so für den Westgiebel die von Friederichs und Brunn vorgeschlagene, heutzutage fast durchweg angenommene und auch von Lange verteidigte Umstellung der Figuren, wonach die Bogenschützen hinter den knieenden Lanzenkämpfern aufgestellt waren; und für den Ostgiebel die oft bestrittene Richtigkeit von Thorwaldsens Ergänzung des Gefallenen in der Mitte, für welche nunmehr Lange mit Recht wieder eintritt. Damit steht im Zusammenhange die Frage, welchen Platz in diesem Giebel die noch erhaltene Figur des Herakles einnahm, ob rechts oder links (vom Beschauer); und dies führte wiederum dazu, eine bei antiken Denkmälern sehr gewöhnliche und vielfach, namentlich neuerdings zur Begründung bestimmter Hypothesen über deren Aufstellung benutzte Erscheinung näher zu beleuchten: die sogenannte Corrosion, d. h. die Zerstörung der Epidermis des Marmors durch die Einflüsse der Witterung, der Feuchtigkeit, sei es des Regens oder des Erdbodens u. dgl.

Brunn, Prachow, Lange, Julius, alle machen die Corrosion für ihre Behauptungen zu einem Stützpunkt; aber indem jeder darüber anders denkt, ergiebt sich schon daraus die außerordentlich geringe Beweiskraft dieses Arguments.

Digitized by Google

Lange hat in der Archäologischen Zeitung (a. a. O.) diese ganze Frage nach der Corrosion sehr eingehend, namentlich auch mit Rücksicht auf zahlreiche andre Tempelskulpturen, behandelt. Sein Resultat aber scheint mir ein rein negatives zu sein. Wenn wir aus seinen Ausführungen entnehmen, daß die Corrosion an Bildwerken durch die mannichfaltigsten Umstände hervorgerufen werden kann: über der Erde vornehmlich durch Tauswasser oder, wenn die schützenden Gebäudeteile gelitten hatten und durchlässig geworden waren, durch herabsickernden Regen, unter der Erde aber ebensowohl durch die Feuchtigkeit der Erde an und für sich, als infolge durchsickernden Regenwassers, so erscheint es in hohem Grade bedenklich, irgendwelche Schlüsse auf solche Beobachtungen an Denkmälern bauen zu wollen, wenn nicht, wie z. B. bei den pergamenischen Funden, ganz besondere Umstände zusammenwirken, welche die Corrosion zu einem wichtigen Unterscheidungsmittel einzelner Teile machen. Ein Beleg dafür ist namentlich eben der Herakles des Ostgiebels. Am stärksten corrodirt ist bei diesem die linke Seite. Brunn nahm deshalb an, diese sei dem Wetter am meisten ausgesetzt gewesen, und daher habe der Herakles im Giebel auf der rechten Seite (vom Beschauer) gestanden. Lange setzt ihn, wie früher gewöhnlich geschah, auf die linke Seite; bei regelmäßigem Fall wäre er also auf die linke Seite zu liegen gekommen und, angenommen, daß die Figuren eine Zeit lang nur halb von Schutt und Erde bedeckt dalagen, gerade auf dieser Seite, auf der er lag, corrodirt worden. Nun ist aber die linke corrodirt, folglich muß er sich im Fallen überkugelt haben. Mit solchen Gründen sollte man doch nicht operiren! Denn wenn er rechts stand und von da herunterstürzte, ohne sich zu überkugeln, so kam ja seine linke Seite auch nach unten zu liegen und wurde corrodirt; da aber andrerseits auch vielfach solche Teile, welche nach oben lagen, corrodirt werden konnten, infolge des durchsickernden Regenwassers, so konnte auch die Lage recht gut die umgekehrte sein. Kurz, die Corrosion ist ein Hilfsmittel, das überall pro und contra angewendet werden kann, folglich für gewöhnlich gar nicht angewandt werden sollte, es sei denn, daß ganz genaue Fundberichte vorliegen oder unwiderleglich redende Thatsachen.

Der Leser möge verzeihen, daß ich bei dieser, wesentlich den Fachmann interessirenden Frage wohl etwas zu lange verweilt habe. Ich verzichte dafür darauf, auf die mannichfachen Untersuchungen, welche auch in den letzten Jahren über die Chronologie und die Thätigkeit der älteren, nur durch die Schriftquellen bekannten Meister angestellt worden sind, näher einzugehen, da dergleichen für den Laien von noch geringerem Interesse ist. Leider will es auch noch immer nicht gelingen, eine deutliche Anschauung von den Werken dieser Vorgänger der großen Kunstblüte durch die Nachweisung von Kopien zu gewinnen. An Versuchen, solche aufzufinden, hat es freilich nie gefehlt; ich kann hier nur kurz darauf hinweisen, daß z. B. neuerlich der Versuch gemacht worden ist, einen bekannten alterthümlichen Jünglings-Typus, welcher in der Regel mit

Digitized by Google

den oben berührten Apollostatuen der älteren Kunst in eine Reihe gebracht zu werden pflegt, als Athletendarstellung zu erweisen und dem Pythagoras von Rhegion zuzuschreiben. (Vgl. Ch. Waldstein, Pythagoras of Rhegion and the early athlete statues im Journal of hellenic studies (1880). Ganz besonders für Kalamis hat man von jeher es sich angelegen sein lassen, Nachbildungen seiner Werke unter dem vorhandenen Denkmälerschatze ausfindig zu machen, ohne daß bisher damit nennenswerte Resultate erzielt worden wären. So hat auch kürzlich, um von älteren derartigen Versuchen zu schweigen, O. Benndorfs Vermutung, daß Kalamis mit den Skulpturen des Tempels der Athena Nike am Burgaufgange zu Athen in Verbindung stehe („Über das Cultusbild der Athena Nike," in der Wiener Festschrift zur 50jährigen Jubelfeier des Arch. Instit., 1879) wenig Anklang gefunden; und noch entschiedener muß Brizio's Hypothese (Ann. dell' Instit. f. 1874 p. 38 ff.), der bekannte Dornauszieher des Kapitols, der in zahlreichen Repliken vorkommt, gehe auf Kalamis zurück, abgewiesen werden, worauf wir später noch einmal zurückzukommen Gelegenheit haben werden.

Der einzige Künstler unter den Vorgängern des Phidias, dessen Eigenart uns wenigstens teilweise näher bekannt ist, ist sein etwas älterer Mitschüler bei Meister Ageladas, Myron. Sind auch in den letzten zehn Jahren keine neuen Nachbildungen myronischer Werke zu Tage getreten, so ist dafür die zuerst von Brunn aufgestellte Zurückführung des bekannten Satyrs vom Lateran auf Myrons Gruppe von Athena und Marsyas neuerdings durch verschiedene Funde hinlänglich bestätigt worden; vornehmlich durch eine Broncestatuette des brittischen Museums und ein Vasenbild (woneben auch die Wiederauffindung des lange verschollenen Reliefs mit der Darstellung jener Gruppe Erwähnung verdient), sodaß heute an Brunns Deutung nicht mehr gezweifelt werden darf. Ich verweise hier namentlich auf G. Hirschfeld, „Athena und Marsyas," (32. Programm zum Winckelmannsfest der archäologischen Gesellschaft. Berlin, Hertz, 1872) und F. v. Pulszky in der Archäologischen Zeitung (1879, S. 91 ff.)

So können wir denn im ganzen wohl sagen, daß die archäologische Forschung vereint mit glücklichen Funden in den letzten zehn Jahren in der Erkenntnis der Vorstufen der griechischen Kunst nicht unbeträchtliche Fortschritte gemacht habe. Freilich bedarf noch gar vieles näherer Aufklärung; und namentlich ist es gerade die Übergangszeit vom Archaismus zum hohen Stil, wie er uns an den Werken des Parthenon entgegentritt, die noch keineswegs überall deutlich zu Tage liegt. Abgesehen von einzelnen Tempelskulpturen Athens sind es hier ganz besonders die Bildwerke des Zeustempels in Olympia, welche dabei eine wichtige Rolle zu spielen berufen scheinen. Bei der großen Bedeutung aber, welche die Funde von Olympia in jeder Hinsicht in Anspruch nehmen, und da wir auch auf die verschiedenen Controversen, die sich daran knüpfen, einzugehen nicht vermeiden können, verspare ich die Besprechung der olym-

Digitized by Google

pischen Ausgrabungen auf den nächsten Artikel, in dem dann weiterhin auch die neueren Forschungen über Phidias, Polyklet, Praxiteles und Lysipp behandelt werden sollen.

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

Mit Raabes drittem, kleinem Buche „Die Kinder von Finkenrode“ (1859) beginnt die Reihe seiner Darstellungen aus dem deutschen Kleinstadtleben, jener wunderlichen Gestalten, Gesichter und Schicksale, in denen sich vor allem das tiefe Gemüt unseres Autors offenbart. Die Beobachtung des Kleinlebens, um die eine eigenartige Poesie gewebt ist, wird von einer höchst anmutigen Phantastik und einem Humor, der hier noch nicht vom Pessimismus durchsetzt erscheint, wirksam unterstützt, und jenes heimatliche Gefühl, das wir als einen der Hauptvorzüge unseres Dichters rühmen müssen, tritt uns auch in den „Kindern von Finkenrode“ in herzgewinnender Weise entgegen. Die beiden nächsten Bücher des Schriftstellers „Der heilige Born,“ Blätter aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts (1861) und „Unsers Herrgotts Kanzlei“ (1862) versetzen uns in eine andere Welt, es sind Erzählungen, deren Gestalten und Situationen sich auf historischem Hintergrunde bewegen, beide auf dem des reichen sechzehnten Jahrhunderts, dem der Glaubensspaltungen und Glaubenskämpfe, welche Deutschland erfüllten. „Der heilige Born“ kann als eine gute Probe der Art gelten, wie Raabe historische Erzählungen zu komponiren liebt. Die Handlung ist reich, mannichfaltig, nicht streng geschlossen und gegliedert und noch weniger dramatisch zugespitzt, aber von lebendigem Fluß und außerordentlichem Reiz. Der „heilige Born“ ist die Quelle von Pyrmont, welche 1556, im Jahre nach dem Augsburger Religionsfrieden, plötzlich zum Zielpunkt eines ungeheuren Andrangs ward. „Erst kam es einzeln wie Tropfen vor dem Platzregen, dann immer mehr und mehr gleich dem Platzregen selbst in ganzen Strömen. In hellen Haufen hat sich urplötzlich das Volk versammelt und jetzt liegt in allen unseren Dörfern und in Lügde und weit ins geistliche Land hinein alles voll. Ja sie haben in den Gehölzen umher ein ordentlich Heerlager aufgeschlagen, thun großen Schaden an Wild und Wald, und ist ihnen nicht zu wehren und zu steuern. Viel Gaukler und fahrend liederlich Gesindel hat sich allbereits auch schon angesammelt und treibet ein bös gottlos Wesen.“ Unter so eigentümlichen Voraussetzungen wird die Geschichte des letzten Grafen von Pyrmont aus dem Hause

Digitized by Google

Spiegelberg, des jungen Philipp, der schließlich, nachdem er Herz und Lebensglück an eine dämonisch schöne Courtisane Fausta la Tedesca, Fausta la Maga, verloren hat, in der Schlacht bei St. Quentin den Heldentod findet und die Liebe des wackern Reiterburschen Claus Eckenbrecher zu dem Pfarrerstöchterlein Monica Fichtner realer, glaubhafter, obschon allerlei phantastisch-spukhaftes Element mit unterläuft. Die Genrebilder aus dem niederdeutschen Leben der Zeit: die erste Ankunft des Spiegelbergers in Holzminden, der Besuch der katholischen Geistlichen von jenseits der Weser beim Pfarrherrn Fichtner, der Eintritt des Ritters Christof von Wrisberg mit dem wälschen Ritter Campolani in Schloß Pyrmont, das hübsche Kapitel, welches vorführt, „was Landsknechte, Juden Spielleute und Handwerksburschen vom Claus Eckenbrecher erzählen," sind mit der vollen Kraft der sinnlichen Anschaulichkeit ausgeführt, welche Raabe zu Gebote steht, sobald er auf seinem eigensten Boden steht. Die weltgeschichtlichen Einschaltungen und Ausblicke sind minder gelungen und lassen zwischen dem vorzüglich ausgeführten Vordergrunde des historischen Bildes und dem weiten Hintergrunde empfindliche Lücken. Bewundernswert aber in diesem kleinen Roman, wie in einer ganzen Reihe andrer, ist die Art und Weise, mit welcher Raabe gewisse kleine historische Fakten zu erfassen und aus halbverblichenen Erinnerungen volles Leben zu gewinnen weiß.

Unser Schriftsteller gehört zu den vielbelesenen; Lektüre aller Art hat seine Phantasie befruchtet, und einzelne Beurteiler, die ihn durchaus mit Jean Paul vergleichen wollen, erinnern an die Citaten- und Bilderleidenschaft des Verfassers des „Siebenkäs" und der „Flegeljahre." Dabei ist aber doch ein großer Unterschied vorhanden, denn während Jean Paul im allgemeinen seine Belesenheit im Interesse einer bloßen Citatenlust oder allenfalls einer gewissen Bilderjagd verwendet, gewinnt Raabe aus seiner umfassenden Lektüre glückliche Lokalfarben und ganze Reihen kleiner kostbarer Züge. Er liebt es nicht, den Leser aus der Grundstimmung zu reißen, sondern sucht ihn tiefer in dieselbe hineinzuführen. So sind denn auch in solchen historischen Erzählungen Raabes, in denen die Komposition minder klar ist und die sprungweise Erzählungsart unseres Autors sich ein stärkeres Recht nimmt, als mit der harmonischen Gesammtwirkung verträglich ist, die Einzelheiten von höchster Frische und leuchtender Farbenkraft. Die Grundstimmung, welche Raabe hervorzubringen beabsichtigt, kommt oft so stark und voll zur Erscheinung, daß ihr selbst Wirkungen höherer Art untergeordnet werden. In der historischen Novelle z. B. „Des Reiches Krone" (in „Deutscher Mondschein" 1873) ist die Stimmung wehmütig entsagender Erinnerung, welche sich den verworrenen Weltlauf und den Untergang edler Naturen in der Zeiten Verhängnis wiederum vor Augen ruft, vortrefflich wiedergegeben. Aber in dieser Stimmung kommt die prachtvolle Haupthandlung mit ihrem höchsten Moment, wo die schöne Mechtild Grossin sich an die Brust des totkranken, von den Menschen unter die „Sondersiechen" aus-

Digitized by Google

gestoßenen Liebsten, des Ritters Michel Groland von Laufenholz wirft, nur zur halben Geltung. In andern kleinen historischen Novellen, welche in den verschiedensten Zeiten und Verhältnissen spielen, beruht das ganze oder doch das wesentlichste Interesse auf dem eigenartigen Kolorit und einer gewissen tragischen Grundanschauung, die sich aus den großen unablässig wiederkehrenden Gegensätzen alles historischen Lebens von selbst ergiebt. Prachtstücke in dieser Art sind die in der Sammlung „Der Regenbogen" (1869) enthaltenen Erzählungen „Else von der Tanne" und „Sankt Thomas," ebenso die Novelle „Die schwarze Galeere" (in der Sammlung „Ferne Stimmen" 1865.) Auch in humoristischer Wiedergabe entlegener Zustände und der Rückwirkung weltgeschichtlicher Strömungen auf beschränkte Lebenskreise zeigt sich Wilhelm Raabe als Meister; wir erinnern hier vor allem an „Die Gänse von Bützow" (im „Regenbogen") und ähnliche halbchronikalische Scherze.

Trotz alledem wird niemand verkennen, daß die eigentliche Stärke des Schriftstellers in der Wiedergabe deutsch heimischen Lebens der Gegenwart oder der unmittelbaren Vergangenheit liegt. Den Übergang zu den größeren Romanen Raabes, welche dies Leben darstellen, bildet das stimmungsvolle und vielfach reizende Buch „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale" (1863). Die Hauptleistung größeren Umfangs aber, in welcher die besondern Vorzüge und freilich auch einige der charakteristischen Mängel in einer Produktion vereinigt sind, ist der Roman „Der Hungerpastor" (1864), in welchem der Autor zuerst in gewisse Tiefen des Lebens hinabtaucht und neben den anmutigsten Lebensbildern ein Spiegelbild des großen Menschenschicksals im bescheidensten Leben giebt. „Der Hungerpastor" nahm die mit Unrecht in Verruf gekommene Form des biographischen Romans wieder auf. Die Lebensgeschichte eines Schuhmachersohnes Hans Unwirrsch, der als Spätgeborner früh den Vater verliert und in dem der geheimnisvolle Bildungsdrang, die Bildungssehnsucht, welche durch die deutsche Volksseele hindurchgeht, lebendig wird, dient dem Verfasser zum Spiegel mühseligen Emporringens, der schlimmen Welterfahrungen, welche der überfliegenden Phantasie und dem treuen, warmen, ehrlichen Herzen nicht erspart bleiben können. Prächtig und voll echter Poesie des Kleinlebens, welche den gerühmtesten und gemütvollsten Lebensbildern Dickens' wahrhaftig nichts nachgiebt, sind die ersten Kapitel des Hungerpastor. Die charakteristischen Gestalten der gläubig hoffenden Mutter, des Oheims und Schusters Grünebaum, der Base Schlotterbeck, des Trödlers Samuel Freudenstein, die Knabenerlebnisse und Entwicklungen des kleinen Hans selbst und seines Jugendkameraden Moses Freudenstein sind nicht nur der feinsten Beobachtungsgabe entstammt, sondern mit jener treibenden poetischen Kraft erfüllt, aus welcher echt lebendige Folge hervorgeht. Freilich beginnt auch hier schon in der Vorführung des Armenschullehrers Karl Silberlöffel und seines schlimmen Schicksals die andre Seite des Buches, und die Philosophie des Leutnant Götz: „Ich sage euch,

Digitized by Google

junges Volk, wem es erst öfters in den Feldkessel regnete, der lernt den Deckel auflegen, und wer schon mehr als einen guten Kameraden von der Seite verlor, der lernt Ade sagen. Die weichsten Herzen haben's gelernt, im Elend nur dreimal trocken überzuschlucken, und sind dabei doch die besten und treuesten Kreaturen geblieben" kommt von vornherein zu Ehren. Meisterhaft sind die Gegensätze des „Hungers" und damit die typischen Gegensätze der modernen Entwicklung in den Studentenfiguren des Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein dargestellt. Wir haben hier mit wahrhaft typischen Gestalten zu thun, und während kein Mensch den liebenswürdigen und durch und durch humanen Dichter in Verdacht ziehen wird, daß er konfessionellen oder Rassenhaß verbreiten wolle, hat ihn die Lauterkeit seiner Natur und die leidenschaftliche Hingabe an das Beste in der deutschen Volksseele zu einer Darstellung wie jener des Moses Freudenstein alias Theophil Stein geführt. Der ganze Verlauf des Romans, der nach wunderlichen Irrungen und Schicksalen Hans Unwirrsch zur glücklich-thätigen Resignation auf seiner Hungerpfarre Grunzenow an der Ostsee und im Liebesbund mit der schlichten Franziska führt, während Moses Freudenstein alias Theophil Stein in Paris in der furchtbaren Weise untergeht, in der moderne Streber unterzugehen pflegen: „verachtet von denen, welche ihn gebrauchten; verachtet von denen, gegen welche er gebraucht wurde," nachdem er zuvor die glänzende Kleophea in sein Verderben hineingezogen, ist die lebendige, mit tausend reizvollen Einzelheiten lebendig und fesselnd gestaltete Ausführung des einen Grundgedankens. „Ich habe mir in meinem schlechten Verstand immer gedacht, daß aus der Welt nicht viel werden würde, wenn es nicht den Hunger darin gäbe. Aber das muß nicht bloß der Hunger sein, der nach Essen und Trinken und einem guten Leben verlangt, nein, ein ganz ander Ding" sagt die schlichte Mutter von Hans Unwirrsch! Und das Glück der Zeiten wie der Einzelnen beruht darauf, ob sie großen Hunger nach irgend etwas haben, von dem man weiß, daß man es durch Mühe und Arbeit erlangen kann, oder ob ihnen dieser Hunger fehlt. Die Reihe der Genrebilder, durch welche uns die ernste Teilnahme Raabes an Menschenschicksalen und sein Humor führen, bekundet den Phantasie- und Anschauungsreichtum des Autors. Er malt auch die Menschen und Zustände, unter denen Hans Unwirrsch zur Welterfahrung gelangt, nicht teuflisch schwarz, es ist eben genug, daß sie grau in grau erscheinen. Wunderbar schön sind die Szenen des Buches, in denen der Kandidat der Theologie am Kranken- und Sterbebette seiner leidenden Mutter zur ersten bedeutsamen Entwicklung als Mann gelangt. „Hans fühlte sich sehr gedemütigt am Lager dieser armen, einfältigen Frau, die so große Qualen erdulden mußte und welche doch so heldenmäßig sprechen und trösten konnte. Wenn auch der Schmerz um den drohenden Verlust heftiger wurde, so verflog doch die schwächliche Mißstimmung der vorigen Tage. Er fühlte sich wieder sicher auf seinen Füßen, das echte wirkliche Leid gab ihm die geistige Haltung wieder; in seinem Beruf schied er

Digitized by Google

das Wahre, den Inhalt von dem Nebensächlichen und trug ihn zum erstenmal wirklich in das Leben über. Diese schweren Tage wirkten bedeutender auf ihn ein als alle jene Tage, die er in den Hörsälen, die er über seinen Büchern im halb unfruchtbaren Studium verbrachte. Aus dem Zauberbann schmeichlerischer, entnervender Phantasien und stumpfen, dumpfen Grübelns trat er jetzt zuerst in das reale Leben, er verlor den Hunger nach dem Idealen, dem Überirdischen nicht, aber dazu gesellte sich der Hunger nach dem Wirklichen, und die Verschmelzung von beiden, welche in so feierlichen Stunden stattfand, mußte einen guten Guß geben." Prächtig und lebendig erscheinen weiter die Schilderungen von Hansens Hauslehrerleben, die Existenz auf dem nahrhaften Gute, aus dem er durch den Willen einer hocharistokratischen Tante herausgeworfen wird, und die Erfahrungen in einer Fabrikantenfamilie der Magdeburger Gegend, bei der er wegen seiner mild menschlichen, warmen Teilnahme für die Elenden und Krüppelhaften in den Verdacht gerät, revolutionäre Grundsätze zu hegen. Der Moment des Eintritts des Helden in das Haus des Geheimrats Götz in Berlin bezeichnet den Beginn des eigentlichen Konflikts im Roman und des Kampfes zwischen den Gegensätzen, die in Hans Unwirrsch und Moses Freudenstein alias Theophil Stein verkörpert sind. Die Darstellung moderner gesellschaftlicher Zustände ist reich an Bitterkeit: „Falschheit und freche Selbstsucht, bejammernswerte Schwäche, störrige Dummheit und frömmelnde Hoffahrt, Leichtsinn, Überhebung, Spott und Übermut auf allen Seiten; — o es war wahrlich eine Welt, um darin Hunger zu empfinden, Hunger nach der Unschuld, der Treue, der Sanftmut und der Liebe." Aber die Schicksale des armen Hans Unwirrsch sind echte Schicksale eines braven deutschen Menschenkindes, das diese ganze Welt unter den Füßen hat, wenn es nur Arbeit und Liebe zu finden vermag. Arbeit und Liebe werden dem wackern Kandidaten zu Teil, sobald er in die Hungerpfarre zu Grunzenow eingeführt ist und das liebliche, auch in der poetischen Schilderung ein wenig zu blaß geratene Fränzchen Götz heimführen darf. Was er vorher in der Gesellschaft der Neuntöter, im Zusammenleben und Zusammenprall mit dem schurkischen Jugendfreund, in der Heimat, in der ihm mit Base Schlotterbeck und Oheim Grünebaum die letzten Liebenden dahinsterben, auf dem Gute des humoristischen Bären des Obersten Bullan zu durchleben hat, ist wohl eins der seltsamsten Gewebe von Realität und Phantastik, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat. Mit der Brille der „Wahrscheinlichkeit" betrachtet, erscheint vieles in diesem Roman unmöglich, doch seine Grundstimmung ist von der goldensten, lautersten Wahrheit erfüllt.

Einen minder erquicklichen Eindruck gewähren die beiden nächsten größeren Romane Raabes „Abu Telfan oder die Heimkehr vom Mondgebirge" (1868) und „Der Schüddekump" (1870.) In ihnen scheint unser Schriftsteller von herben Zweifeln angewandelt, ob die Panacee, welche „Der Hungerpastor" noch so begeistert anpreist, in der That auch für alle Schmerzen Heilung und

Digitized by Google

selbst nur Linderung schaffen könne. Die deutsche Kleinwelt erscheint in „Abu Telfan“ wie im „Schüdderump“ in einem unheimlich trüben Lichte, ohne daß man sagen dürfte, es sei ein falscher Schein, der über sie falle. Das pessimistische Element, welches der Autor im Hungerpastor gelegentlich hereinspielen läßt (etwa in der Weise eines tapfern lutherischen Pfarrherrn der Reformationszeit, der auch eine und die andre Teufelsanfechtung für unvermeidlich, aber alle miteinander für wohl überwindlich erachtet), macht sich stärker geltend, und mit demselben wachsen — seltsam genug — die wunderlichen Unklarheiten und versteckten Bezüge der Komposition. Das lichtvollere der beiden Bücher ist „Abu Telfan,“ die Heimkehr eines verlorenen Sohnes aus afrikanischer Gefangenschaft und unwürdigster Sklaverei in die heimatlichen Verhältnisse darstellend. Der Beginn und namentlich die Schilderung des ersten Heimatmorgens im väterlichen Hause zu Bumsdorf an der Rippenburger Landstraße gehört zu Raabes farben- und stimmungsreichsten Leistungen. Aber der Mann, der durch seltsame Schicksalsfügungen ins Tumurkieland geraten und aus demselben befreit worden ist, muß nur zu bald die tragische Erfahrung machen, daß man sich aus der scheinbaren Befreiung in die Zustände des alten Elends zurücksehnen kann. „Er hatte viel geduldet bis zu seiner Befreiung durch Herrn Kornelius van der Moot; dann war er in dem Hause seiner Eltern erwacht und hatte jene seltene Minute des vollen sicheren Glückes gekostet. Aber schnell wie immer war dieser Augenblick vorübergegangen — ein Morgenschlummer, ein sonniger Tag in der Gaisblattlaube, am Abend ein Gang durch die Wiesen und Kornfelder nach dem Walde! Schon das nächste Erwachen brachte wieder das erste leise Anspülen bitterer Fluten, und nach acht Tagen war Leonhard Hagebucher vollständig daheim, das heißt er wußte Bescheid, und Bescheid zu wissen gehört und stimmt gewöhnlich nicht im geringsten zu und mit dem Glück.“ Doch ist es nicht dies allmähliche Anwachsen der Enttäuschung, das schmerzvolle Hineinleben des Afrikaners in die neue alte Welt, es sind nicht die Schicksale, die er erlebt, welche den geteilten Eindruck des Romans hervorrufen. Denn die traurige Heimkehr und das den Heimgekehrten allmählich überwältigende Gefühl, daß er an dem großen allgemeinen Leid der Menschheit mitzutragen habe, sind immerhin poetisch genug. Aber viele Genreszenen des Romans, namentlich die in der Residenz spielenden, und die Figuren des rachsüchtigen Leutnants Kind, des Schneiders Täubrich Pascha enthalten einen Zug des Häßlichen, der von keiner innern Notwendigkeit hervorgerufen wird. Und dasselbe gilt von gar vielen Einzelheiten des Romans „Der Schüdderump,“ in dessen Titel sich schon eine trübe, schier unheimliche Stimmung des Autors ausspricht. Ein Schüdderump ist nichts anderes als einer jener großen schwarzen Pestkarren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die bei den großen Seuchen jener Zeiten die Leichen sammelten und in die eine gemeinsame Grube hinabschütteten. Wie dieser Schüdderump Arm und Reich, Schön und Häßlich, Stolz und Demütig, Alt

Digitized by Google

und Jung durcheinander schüttet in das eine gemeinsame Grab, so schüttet der Poet alle menschlichen Schicksale und Leiden in eine finstere Resignation; die Lebensweisheit der alten Jane Warwolf: „Der Mensch ist ein armselig Geschöpf, und je weniger man von seinen Meriten spricht, desto besser ists. Dahingegen nützt es aber im andern Falle gar nichts, wenn man ihm seine Nichtsnutzigkeiten und Dummheiten zu oft und zu grob vorrückt" gestaltet sich zur Weisheit des Autors. Nicht nur alles Schöne, seelisch Reine und Liebenswerte muß untergehen in der ewigen Verworrenheit und Tragik des menschlichen Schicksals, auch die lieblichsten Eindrücke und Erinnerungen sind am Ende nur täuschende Seifenblasen des eigenen Hirns gewesen. Es ist so, als wenn einer an grauen, regentrüben, windkalten Tagen die goldenen Morgen, die er erlebt hat, Schein und Täuschungen schilt, und vor dem Wege, den die deutsche Literatur von der tiefernsten und doch milden Resignation des alternden Goethe zu der Resignation zurückgelegt hat, welche ein junger Autor wie Raabe im „Schüdderump" predigt, dürfte auch ein ernstgestimmtes Gemüt, welches just nicht durchs Dasein taumelt, recht ehrlich erschrecken.

Indeß der „Schüdderump" ist nicht Raabes letztes Wort; mit den pessimistischen Poeten, nach denen konsequenterweise die Poesie so wenig existiren darf als irgend welche Freude am Dasein, ist er, wie schon mehrfach betont, im innersten Kern nicht eins, und so eröffnet sich in einer Reihe kleinerer Erzählungen eine andre Welt, in der Raabe seine besten Eigenschaften entfalten kann und in der er gleichsam allein zu Hause ist. Die Form, welche er in späteren Werken bevorzugt, ist die der einbändigen Erzählung. Für seine eigentümliche Art der Anlage, für das Übergewicht von Stimmung über die Begebenheit, für die lockere und manchmal traumhafte Verknüpfung der einzelnen Teile einer Erzählung, für das lustige und zu Zeiten kapriziöse Spiel seiner Laune, ist die knappere Begrenzung seiner Erzählungen meist vorteilhaft. Daß wir ihn nicht an die „kleine Form" gebunden erachten, braucht nach dem, was wir über den „Hungerpastor" gesagt, wohl nicht besonders betont zu werden. Die Reihe der neuen Erzählungen Raabes ist eine sehr stattliche. Sie lassen sich ganz wohl in zwei Gruppen teilen. Die einen sind Capriccios eines ausgelassenen Humors, entstammen dem Wohlgefallen an allerlei absonderlichen Erscheinungen, denen unser Autor den menschlichen Kern abgewinnt und in die wie Flämmchen die pessimistischen Anwandlungen hereinspielen; die andern erweisen sich als prächtige, von einem Strahl echter Schönheit durchleuchtete Bilder aus der deutschen Kleinwelt, in denen Raabe seine volle Hingabe an eben diese Welt offenbart. Da die Capriccios oft genug auch tief-innerliche, aus dem Gemüt des Dichters quellende Episoden enthalten und in den kleinen Lebensbildern der Humor Raabes vielfach übermütig spielt, so giebt es keine strenge Scheidung zwischen den beiden Gruppen, und es kommt einigermaßen auf den individuellen Eindruck an, ob man diese oder jene Erzählung der ersten oder zweiten hinzu-

Digitized by Google

rechnen will. Indeß wird wohl die Mehrzahl der Leser Raabes darin mit uns übereinstimmen, daß die Geschichten „Der Dämmling“ (1872), „Christoph Pechlin“ (1873), „Wunnigel“ (1878) und „Deutscher Adel“ (1880) im wesentlichen Prachtstücke der ersteren, die Erzählungen „Horacker“ (1877), „Alte Nester“ (1879) und „Das Horn von Wanza“ (1881) solche der letzteren Gattung sind.

Wir können dem Schriftsteller unmöglich durch alle Einzelheiten seiner reichen Erfindungskraft und seiner treuen, scharfen Lebensbeobachtung in allen diesen Geschichten folgen. Jede derselben entfaltet einen der Vorzüge Raabes zu besondrer Bedeutung. Drastischer ist vielleicht niemals die phantastische Originalität, die sich mit all ihrem Witz die eigne Grube gräbt, dargestellt worden, als in der Gestalt des königlich preußischen Regierungsrats a. D. und Archäologen Wunnigel, der sich in Rom hinter dem Rücken seiner Kinder zum zweitenmal verheiratet und daran untergeht; köstlicher niemals das neueste deutsche Strebertum und sich frech überhebende Selbstbewußtsein persiflirt worden, als in der Gestalt und den Erlebnissen des Oberlehrers Dr. Neubauer, welcher im „Horacker“ den gewinnenden, innerlich lebensvollen Figuren des Konrektor Eckerbusch, des Zeichenlehrers Windwebel, des Pfarrers Christian Winkler und ihrer trefflichen Frauen, mit seiner eignen einsamen Größe gegenübersteht; stimmungsreicher kann Jugendglück und sein herzerhebender Nachhall auch in späten Tagen im Wort nicht festgehalten werden, als es in Raabes „Alten Nestern“ geschieht. Sollten wir jedem Zuge in diesen Geschichten gerecht werden, so würde die Aufzählung ein wenig lang ausfallen. Ein eigentümlicher Vorzug aller ist, daß der Autor überall mit seinen flüchtigsten Andeutungen die Mitthätigkeit seiner Leser weckt. Die Phantasie folgt ihm gern in die Fernen hinaus, welche er mitten im Verlauf oder beim Schluß seiner Erzählungen aufthut; die Empfindung des Lesers geht leis, unmerklich aus der Anteilnahme in die Mitempfindung über. Hier liegt denn auch das Geheimnis, warum sich kaum jemand über die störenden Seitensprünge, die gelegentlichen Dunkelheiten, die einigermaßen willkürlichen Weiterführungen einer Handlung, welche bei Raabe so häufig sind, beklagt. Er besitzt das Geheimnis, im rechten Moment den Leser selbst verknüpfen und ergänzen zu lassen; wer in die Grundstimmung seiner Erzählungen hineingezogen ist, füllt die Lücken, die der Autor läßt, unwillkürlich mit aus. Natürlich derjenige am besten, der mit den letzten Anschauungen des Schriftstellers voll übereinstimmt und seine Neigung zu pessimistischer Betrachtung gewisser Welterscheinungen, wie seine ganze Hingabe an die Zauber teilt, welche auch in einer alt und vielfach müde gewordenen Welt die Heimat noch immer besitzt.

Der deutsche Individualismus im guten Wortsinn lebt in Raabes Schöpfungen auf; sollen wir sagen noch einmal auf, oder dürfen wir hoffen, daß er so unverwüstlich, so „kernhaft und auf die Dauer“ (wie der alte Matthias Claudius singt) sei, um noch so manchem Autor Stoff zu heiterem und scharfem Spott, Anlaß zu freudiger und heiliger Rührung zu geben? Niemand weiß

Digitized by Google

heute die Antwort; hoffend und verzagend zugleich blicken wir alle in das Chaos unsrer sozialen Zustände, in die versuchte und noch immer nur wenig gehemmte Auflösung unsrer alten, eigenartigen und, bei allen Mängeln, großen und fruchtbaren Bildung hinaus. Ein scheinbar „leichter" Schriftsteller, wie der Verfasser des „Hungerpastor" und „Horacker" in den Augen vieler ist, legt schweres und gewichtiges Zeugnis für vieles ab, was einer gewissen modernen Sinnesrichtung als abgelebt und überwunden gilt! Hoffen wir, daß die außerordentliche Wirkung und Wertschätzung, welcher sich der humoristische Poet erfreut, auch einen stärker erwachenden Anteil an den Seeleneigenschaften, Bildungsrichtungen und Lebenszuständen bedeute, in welchen Raabes Poesie und Humor geboren und großgewachsen sind.

Der Aufstand in der Herzegowina.

Der Aufstand, welcher seit einigen Wochen gewisse Landstriche des Nordwestens der Balkanhalbinsel ergriffen hat, ist teils aus der Barbarei und Unbotmäßigkeit der dortigen Bevölkerung, teils aus den panslavistischen Einflüssen und Umtrieben zu erklären, welche, von seiten der stammverwandten Nachbarn, vielleicht auch von russischen und italienischen Wühlern ausgehend, schon seit Jahren auf diese Bevölkerung gewirkt haben. Den ersten Anstoß zur Insurrektion eines Teiles der Herzegowina gab aber die Widersetzlichkeit, welche die Bewohner der süddalmatischen Landschaft Krivoscie kundgaben, als die österreichische Regierung im letztvergangnen Herbste den Stämmen an der Bucht von Cattaro förmlich verkündete, daß sie entschlossen sei, die im ganzen Reiche geltenden Aushebungsgesetze endlich auch auf sie auszudehnen.

Wir erinnern daran, daß die Dalmatiner bis zum Jahre 1868 kraft der besondern Zugeständnisse, die ihnen Österreich 1797 gewährt, als Dalmatien durch den Frieden von Campo Formio den kaiserlichen Besitzungen einverleibt wurde, Befreiung von der Pflicht genoß, Mannschaften zum österreichischen Heere zu stellen. Diese Zugeständnisse, welche 1814 bestätigt wurden, entsprachen dem alten Rechte, dessen sie sich unter der Herrschaft Venedigs erfreut hatten, welches 1420 sich das Küstenland im Nordosten der Adria großenteils unterworfen hatte. Sie hatten während der Friedensverhandlungen für diese Freiheit gekämpft und hielten die ihnen gewordene Zusage, dieselbe solle erhalten bleiben, für ein unveränderliches Privilegium, und in der That blieben sie siebzig Jahre lang mit der Rekrutirung verschont. Nur freier Wille war es, wenn sie während dieser

Digitized by Google

Zeit die Waffen zur Verteidigung des Reiches ergriffen, was zuletzt 1859 geschah, wo die Bocchesen während des Krieges Österreichs mit Frankreich und Italien dem Kaiser ein Korps von 2300 Mann zur Verfügung stellten. Erst 1868 sollte sich dies ändern. Als Österreich seine Wehrkraft reorganisirte, erstreckte man die Militärpflicht auch über Dalmatien und milderte dieselbe für die Bewohner der Bergdistrikte nur insofern, als man bestimmte, die hier auszuhebenden Rekruten sollten nur in die Landwehr, nicht in die Linie eintreten. Zu diesem Ende rief man das 81. oberdalmatische Landwehrscharfschützenbataillon ins Leben, das sich aus den Bezirken von Ragusa und Cattaro rekrutiren sollte. Aber der Plan schlug fehl. In den ersten Herbsttagen des Jahres 1869 gingen die in jenen abgelegnen Gegenden bestehenden österreichischen Behörden energisch an die Aufgabe, die gemilderte Konskription hier zu verwirklichen. Allein die Bewohner der an Montenegro grenzenden Krivoscie wollten ebensowenig in der Landwehr als in der Linie dienen, sie erhoben sich Mann für Mann in Waffen, zogen sich in die Bergwildnisse des Landes zurück und boten hier den gegen sie ausgesandten Truppen Trotz. Sie belagerten das Fort Dragalj und vernichteten ein kleines Detachement. Darauf vom General Auersperg mit mehreren Regimentern angegriffen, schlugen sie mit Unterstützung der ihnen aus dem Innern des Landes und aus Montenegro zugeströmten Genossen auch diese zurück, und der genannte General mußte Ende November seine Operationen einstellen. Er wurde durch den Feldmarschallleutnant Rodich ersetzt, der den Streit gütlich beizulegen versuchte und durch Versprechung einer Amnestie, Schadenersatz und Zurücknahme der Forderungen in Betreff der Wehrpflicht die Bocchesen bewog, die Waffen niederzulegen und sich zu unterwerfen.

Durch den im Februar 1870 abgeschlossenen Vertrag von Kneslac wurden die Privilegien, welche die Süddalmatiner vom Militärdienste befreiten, von neuem bestätigt. Natürlich nicht für ewige Zeiten. Die österreichische Regierung dachte dabei vielmehr, daß vernünftiges Zureden und moralischer Druck die halsstarrigen Berghirten und Küstenfischer der Krivoscie allmählich von der Notwendigkeit überzeugen würden, sich einer Einrichtung zu fügen, welche alle Stämme des vielsprachigen Reiches anerkannt hatten. Allein als man im letzten Oktober den Versuch von 1868 wiederholte, war der Erfolg zwar ein besserer als damals, aber kein vollständiger. Aus den Dörfern an der See erschienen allerdings ziemlich viele Rekruten im Hauptquartiere des Scharfschützenbataillons, dagegen flohen die meisten Bewohner des obern Teils der Krivoscie abermals schleunigst in die schwer zugänglichen Berge und erklärten entschieden, nichts mit der Landwehr zu thun haben zu wollen, wofern man ihnen nicht bestimmte Bedingungen gewähre. Diese bestanden hauptsächlich in Annahme des Kommandos in dem serbisch-kroatischen Idiom der Gegend, in der eignen Wahl ihrer Offiziere und Unteroffiziere und in landesüblicher Bewaffnung; ferner verlangten die Rebellen, nicht in Kasernen untergebracht und nur in der Heimat verwendet zu werden;

Digitized by Google

endlich wollten sie jährlich nur vier Wochen dienen, ausgenommen in Kriegszeiten. Selbstverständlich konnte keine Regierung auf solche Forderungen eingehen, zumal da sie von Aufständischen in hochmütigem Tone gestellt wurden. Infolge dessen entschloß sich die österreichische Regierung, wenn auch zögernd, in das Wespennest zu stechen und der Rebellion, koste es, was es wolle, mit Gewaltmitteln ein Ende zu machen. Allein bei ihren Bemühungen, diesen durchaus gerechtfertigten Entschluß auszuführen, fand sie sofort, daß das Wespennest größer und gefährlicher war, als es geschienen.

Durch das Vorgehen gegen die Krivoscianer wurde auch das in den stammverwandten Völkern der Nachbarschaft glimmende Mißvergnügen mit der Herrschaft Österreichs, unter dessen Botmäßigkeit dieselben durch den Berliner Friedensvertrag vom Juli 1878 gestellt worden waren, zu heller Flamme angefacht. Die ersten Schüsse, welche die Soldaten des Kaisers mit den Rebellen der Küste bei Cattaro austauschten, hallten bis tief in die Thalschluchten der westlichen und mittleren Herzegowina hinein, um den Geist des Widerstandes gegen die Militärpflicht zu erwecken, die hier gleichfalls eingeführt werden sollte, und die, da Österreich hier wie in Bosnien noch nicht der eigentliche Herr, sondern völkerrechtlich nur der Hüter und Vormund war, als ungerechtfertigte Zumutung erschien — eine Meinung, in welcher die Herzegowiner ohne Zweifel durch fremde Wühler bestärkt worden waren, und welche mit der tiefen Abneigung jener Halbwilden vor jeder gesetzlichen Ordnung überhaupt zusammenhängt.

Die Bevölkerung außerhalb der größeren Städte befindet sich in der Herzegowina noch in jenem Urzustande, wo jedermanns Hand sich gegen jeden richtet, der schwächer ist, und alle sich gegen den Fremden wenden, der sie in diesem Verhalten stören und ihnen Ruhe gebieten will. Die Basis der Insurrektion ist mit andern Worten die Liebe zur Anarchie, in welcher das Faustrecht mit seinen Räuberbanden blüht. Dazu kommt bei den Muhamedanern — die sich beiläufig bis jetzt wenig an der Rebellion beteiligt haben — der Luftzug des Panislamismus, der auch in diesen entlegenen Bergwüsten zu spüren ist, und bei den Christen die unklare, aber gerade wegen ihrer Unklarheit sehr wirksame panslavistische, zunächst großserbische Idee mit ihren antiösterreichischen Tendenzen. Die Herzegowina möchte gleich den Nachbargauen der Balkanhalbinsel am liebsten niemandes Land sein und gar kein Recht als das des Stärkeren haben. Nichts ist aber geeigneter, diese Unvernunft zu beeinträchtigen und solche Wünsche zu vereiteln, als militärische Zucht. Wenn man die Herzegowiner zwingt, in der Armee eines zivilisirten Staates zu dienen, gewöhnt man ihnen den nationalen Hang zu Gewaltthaten ab und bringt ihnen praktisch Sinn für staatliche Ordnung bei, ganz abgesehen davon, daß jene Armee zugleich eine aus dem Material des Landes selbst geschmiedete Waffe ist, mit welcher man der herkömmlichen Unterdrückung der Schwächeren und dem Treiben der auf Raub

Digitized by Google

und Mord ausgehenden Haiduckenbanden steuern kann. Daher vor allem der grimmige Haß und Widerwille gegen die Rekrutirung. Man will keine Aufsicht, keine Zucht, man steht gegen die Gesittung, gegen die Beschränkung und Zähmung seiner barbarischen Gelüste in den Waffen. Die übrigen Motive sind nebensächlicher Art und mehr Dekoration als Natur.

Die Aufständischen in der Herzegowina gliedern sich in zahlreiche kleine Banden, „Tschetas," deren größte, die des Stojan Kowatschewitsch, aus einer Räuberschaar entstanden ist, welche vor Ausbruch der Rebellion die Gegend zwischen dem Gatschko Polje und der Grenze von Montenegro unsicher machte und u. a. im Juli vorigen Jahres einen großen Postraub verübte. Sie zählte damals etwa 60 Köpfe und soll jetzt gegen 1000 Mann stark sein. Kowatschewitsch, jetzt nahezu sechzig Jahre alt und durch einen türkischen Jataghanhieb des Gebrauchs seines linken Armes beraubt, ist der montenegrinische Nationalheld, der „Junak," aber nur ein tapferer und mit den Wegen und Schlichen des kleinen Krieges wohlbekannter Häuptling, der sich schwer fassen läßt. Die übrigen Tschetaführer sind ähnlichen Kalibers.

Betrachtet man den Aufstand nur oberflächlich, so sieht er eben nicht besonders gefährlich aus. Prüft man dagegen die Verhältnisse sorgfältiger, so findet man, daß seine Unterdrückung zwar unzweifelhaft nur eine Frage der Zeit, aber immerhin keine leichte und schnell zu bewältigende Aufgabe ist. Der Kreis, den er ergriffen hat, ist ziemlich ausgedehnt, wenn die Mitteilung des Pester Lloyd richtig ist, nach welcher das ganze an Montenegro grenzende Gebiet von Focsa bis Trebinje von Insurgenten voll wäre. Dieser Distrikt stand während des russisch-türkischen Krieges einige Zeit unter montenegrinischer Herrschaft. Im Frieden aber blieb nur ein südlicher Streifen desselben bei Montenegro, wogegen Nevesinje, Gatschko und der obere Lauf der Trebenitscha mit Bilek zur Herzegowina geschlagen wurden. Hier zeigten sich die ersten Insurgentenschaaren. Später ist die Insurrektion auch in der Gegend der obern Nerenta und der Drina ausgebrochen, und sie hat hier einen bedenklicheren Charakter; denn im Jahre 1876 stellte dieser Teil der Herzegowina gegen 5000 Mann zur Armee Montenegros, und es ist anzunehmen, daß es hier jetzt nicht viel weniger rauflustige Gesellen geben wird. Der Zugang zu den aufständischen Bezirken ferner und der Verkehr in ihnen selbst stößt beinahe allenthalben auf mächtige Hindernisse in Gestalt steiler Berge und undurchdringlicher Urwälder ohne Straßen, wilder Felsschluchten und reißender Gebirgsbäche, so daß die hier vordringenden Truppen außerordentlich schwer mit dem zum Leben Nötigen versorgt werden und sich in Verbindung mit ihrer Operationsbasis erhalten können.

Die Ziele der herzegowinischen Insurgenten, denen von Banden aus der Krivoscie, der Zupa, eines südöstlich von Cattaro die montenegrinische Grenze besäumenden Höhenzugs, und der benachbarten Suttorina bis zu einem gewissen Grade der Rücken gedeckt wurde, und welche die Bergkämme des Zagorete und der Dubrawa besetzt hielten, waren, wie es schien, einerseits Abschneidung der am Lim stehenden österreichischen Truppen von Serajewo, der Hauptstadt Bosnieus, und Herstellung einer Verbindung zwischen ihnen, dem Sandschak Novibazar und dem Fürstentum Serbien, andrerseits Einbruch in das Land zwischen Mostar und Serajewo und Ausdehnung der revolutionären Bewegung über die ganze westliche Herzegowina bis nach Kadusch a an der bosnischen Grenze. Wenn sie militärisch geschulte Führer hatten, so mußte deren nächstes Bestreben Unter-

Digitized by Google

brechung des Verkehrs zwischen den wichtigsten Städten sein, die starke österreichische Garnisonen haben, aber durch bergige Gebiete ohne Wege für Artillerie, ohne Wasser und meist ohne Vegetation von einander getrennt sind. Gelang dies, so konnten sie hoffen, daß der Aufstand große Dimensionen annehmen werde, und so mußte der oberste Führer der österreichischen Truppen zunächst darauf bedacht sein, seinen Streitkräften den Zusammenhang mit einander zu sichern.

Nach den Schlüssen, welche die neuesten Nachrichten vom Schauplatze des Kampfes gestatten, führen die Insurgentenhäuptlinge nicht Krieg im großen Stile. Von Zusammentreten ihrer Tschetas zu einem starken Korps, von einem größeren Treffen, ja von längerem Standhalten in einer festen Stellung ist nicht die Rede. Es ist ein Guerillakrieg von Tag zu Tag ohne weitausblickende Gedanken. Die Österreicher müssen die Aufständischen angreifen, wo sie zu finden sind, und das ist stets ungewiß. Wenn die Truppen sich dem Orte nähern, wo eine Insurgentenschaar stehen soll, finden sie gewöhnlich zu ihrer Überraschung, daß die Vögel ausgeflogen sind, und werden sie einmal erreicht, so übersteigt ihr Verlust selten mehr als ein Dutzend Leute. Daher hat die Einnahme strategischer Punkte durch die Österreicher selten große Bedeutung. Das gilt auch von Ledenice, dem wichtigsten dieser Punkte an der Küste. Es war das Hauptquartier der dalmatischen Rebellen, und man erbeutete hier die Kriegskasse derselben, deren Inhalt, meist aus Imperialen und Rubeln bestehend, zu denken gab. Aber die Insurgenten wurden durch die Einnahme des Ortes nur zum Rückzuge aus einer wenig günstigen Position in eine günstigere, weil vom Feuer der Küstenfahrzeuge unerreichbare, genötigt.

Der Charakter der Kriegführung ist auf seiten der Aufständischen der alte grausame der Kämpfe mit den Türken. Ein Beispiel ist das folgende. Am 9. Februar brach eine Deputation der Muslime von Metokia nach Mostar auf, um dort dem General Jovanowitsch eine Adresse zu übergeben, in welcher sie der Regierung Gehorsam versprachen. Im Walde von Lom Palanka stieß sie auf eine Insurgentenbande, welche sie gefangen nahm und sämmtliche Abgesandte, als man den Zweck ihrer Reise entdeckt, ermordete. Die Bande wurde bald darauf von österreichischen Panduren (Gendarmen) überfallen und bis auf fünf Mann niedergemacht. Die letzteren wurden am selben Tage vor ein Kriegsgericht gestellt und kurzer Hand erschossen. Die Leichen der muslimischen Deputation hatte man auf entsetzliche Weise verstümmelt gefunden.

Wie sich die fremden Mächte dazu verhalten? Wir glauben, daß nicht alle eine schnelle Beendigung des Aufstandes wünschen, daß aber keine denselben veranlaßt oder unterstützt hat. Auch Montenegro und Serbien haben dies, so weit sichs um die Regierungen handelt, nicht gethan. Die unzweifelhafte Unterstützung der Insurgenten mit Waffen und Geld ist von privaten russischen und serbischen Vereinen ausgegangen, auch eine thörichte Londoner Miß soll den interessanten Schnauzbärten des Insurgentenlagers an der Nerenta thätige Sympathie gezeigt haben. Das gesammte verständige Europa wünscht von Herzen, daß Österreich dort rasch sein Ziel erreiche, Ordnung zu bringen in die traditionelle Heimat der Anarchie, und hofft, daß es die dann beruhigten Gaue in deren eignem Interesse und nicht minder in dem des allgemeinen Friedens mit fester Hand weiterhin im Zügel halten und sie allmählich aus Barbaren in gesittete Menschen, verträgliche Nachbarn und gehorsame gesetzliebende Bürger des Kaiserstaates — denn demselben werden sie über kurz oder lang rechtlich ebenso gewiß einverleibt werden, wie sie es jetzt faktisch sind — verwandeln wird.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von Auguſt Niemann (Gotha).

Das Recht der Überſetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortſetzung.)

er Maler kratzte ſich hinter dem Ohr.

Eine verteufelte Geſchichte! ſagte er. Meine Käthe iſt ein ſehr vernünftiges Weibchen. Du kennſt ſie ja. Sie macht ſelten Spuk, wenn ich zu nachtſchlafender Zeit erſt in der heimiſchen Behauſung einkehre — aber — wenn ich da noch ein Mädchen mitbrächte — es geht nicht, beſter Frank. Sieh zu, daß du das unſchuldige Wurm mit guter Manier wieder auf die Gaſſe ſetzeſt.

Du biſt ein hölzerner Tropf! flüſterte Eduard erzürnt. Ich wollte dir den Gefallen thun, dich dem Baron Jugenthal zu empfehlen, der noch einige Stillleben in ſeinen Eßſaal haben will, aber einen ſo wenig genialen Menſchen kann ich unmöglich empfehlen.

Mein guter Frank, entgegnete der Maler kopfſchüttelnd, du und ich, wir ziehen uns beide eine kleine Million Verdrießlichkeiten auf den Hals, wenn wir das thun. Ich gebe dir die Verſicherung, daß ich lieber eine von den Kiſten mit den ingeniöſen kleinen Uhrwerken, wie die Fenier ſie in engliſche Kriegsſchiffe einzuſchmuggeln lieben, in meine Wohnung nehmen will, als ein unſchuldiges, ſchönes, fremdes Mädchen, von dem niemand ſagen kann, woher es kommt, noch wohin es geht. — Bezahlt denn dein Baron anſtändig?

Höchſt nobel! rief Eduard. Er will Rebhühner, Rehe, Melonen, Weintrauben und Rheinwein in ſeinen Stillleben haben. Das iſt ganz dein Fall. Keiner verſteht ſich wie du auf den gelben Glanz in hohen Römern. Komm mit, wir wollen das Mädchen holen.

Na meinetwegen, brummte der Maler, der Menſch muß zuweilen auch einmal eine Dummheit begehen, ſonſt wird er vor der Zeit alt.

Nachdem der Entſchluß aber gefaßt worden war und ſich beide Herren auf den Weg gemacht hatten, beſonders aber nachdem der Maler die Fremde ſelbſt

Digitized by Google

gesehen hatte, welche auch auf ihn den Eindruck ungewöhnlicher Schönheit und Grazie, sowie der reinsten Unschuld machte, entwickelte sich zu Eduards Freude der weitere Fortgang der Sache mit ziemlicher Leichtigkeit. In des Malers Wohnung stand ein Zimmer seit einigen Tagen leer, in welchem ein Pensionär beherbergt worden war. Dieses Gemach erhielt das Mädchen, ohne daß es sich als nötig erwies, noch irgend jemand sonst in der Nachtruhe zu stören.

Aber morgen in der Frühe erwarte ich dich als Zeugen meiner Integrität, sagte der Maler eindringlich zu Eduard, als sich die Thüre hinter der Fremden geschlossen hatte und er sich zur Heimkehr anschickte.

Gewiß, versetzte er, und er hielt Wort.

Der Gedanke an das Mädchen störte seine Nachtruhe. Nun, als sie wieder fort war, trat die Erinnerung ihrer Ähnlichkeit mit Sylvia, woran er in ihrer Gegenwart kaum gedacht, lebhaft vor seine Seele.

Sonderbar, sagte er sich. Ihr Wesen ist dem Sylvias durchaus unähnlich. Sie ist ganz Weib, so weich und lieblich, während Sylvia eine gewisse männliche Entschiedenheit und Strenge hat. Die Ähnlichkeit muß eine rein körperliche sein, wenn sie überhaupt vorhanden ist und meine Liebe zu Sylvia nicht etwa andre Gesichtszüge täuschend mit ihren Zügen bekleidet. Jedenfalls ist dieser Fremden Psyche stark genug, um ihr Aussehen noch zu überstrahlen, denn als sie mir gegenüber saß, habe ich nicht an Sylvias Gesicht gedacht.

Er ging, so früh er es nur für passend hielt, zu dem Freunde. Zu seiner Überraschung fand er im Atelier des Malers, nachdem er nicht ohne Schüchternheit und in Besorgnis vor der Unzufriedenheit der Hausfrau in dessen Wohnung eingetreten war, eine Gruppe vereinigt, welche lächelnde Gesichter zeigte.

Vor der Staffelei saß Freund Lehmann bei der Arbeit, ihm diente als Modell das fremde Mädchen, und auch Frau Lehmann selbst war gegenwärtig.

Als er nach einigen Worten der Begrüßung und der Erklärung, denen die Dame schalkhaft drohend zuhörte, an die Staffelei trat und zu dem Mädchen hinüberblickte, welches er in seinen Schutz genommen hatte, ward er tief betroffen von dem Reiz dieses Antlitzes, dessen Farben nun bei Tageslicht in noch schönerem Schmelz erschienen als den Abend vorher. Das Bild, welches er sich von ihr gemacht hatte, erblaßte vor der Wirklichkeit. Ein holdes Rot und ein flehender Blick, auf ihn gerichtet, schienen um Vergebung zu bitten, daß sie etwas gethan habe, ohne ihn vorher zu fragen und sprachen zugleich eine Dankbarkeit aus, welche Eduard zu Herzen ging.

Sie war in ihrem bescheidenen Anzuge vom vorigen Abend, ohne irgend eine Draperie, welche künstlerischen Zwecken hätte dienen können, ihr aschfarbenes Haar in der einfachsten Weise geflochten und um den schön getragenen Kopf geordnet, aber so, mit nichts geschmückt als den Gaben der Natur, schien sie das gewählteste Vorbild für die Darstellung eines Gretchens zu sein.

Digitized by Google

Nicht wahr, das nennst du einen Mann, der auf seinen Vorteil bedacht ist! sagte der Maler mit triumphirendem Blick, indem er mit diesen Worten den Freund aus stillem Entzücken aufstörte.

In der That, entgegnete Eduard, es scheint, ich mache dein Glück, ich und die Liebenswürdigkeit des Fräuleins.

Ich wette, es wird Reißens um den Kopf sein, noch nie ist mir ein solcher Stoff unter den Pinsel gekommen, sagte der Maler.

Eduard stand in Befangenheit da und folgte bald der Hand des Malers, bald den Linien des Kopfes selbst, der sich auf der Leinwand wiedergeben sollte. Er konnte kein Wort finden, um die Unterhaltung in gewöhnlichem Tone weiterzuführen, so sehr schien ihm die Begebenheit außerhalb des Laufes der Dinge liegen, und so voll war seine Seele von Betrachtungen, die er sich scheute zu äußern. Er nahm deshalb mit Befriedigung einen Wink der Frau auf und folgte ihr in ein andres Zimmer.

Sie war dem schönen Gast bereits näher getreten und konnte Eduard mehr über diesen mitteilen, als er ihr. Frau Lehmann war aus armer Familie und hatte Sympathie mit den Leiden der Geringen. Auch hatte sie Verstand und war nicht prüde.

Die Fremde hieß Betty, so erzählte sie, aber einen Familiennamen besaß das arme Mädchen nicht, hatte auch niemals Eltern gekannt. Seit ihrer frühesten Jugend war sie bei einer Pflegemutter in Jüterbogk gewesen, und diese hatte sie unter dem Namen Betty Winkler bei sich gehabt und gesagt, sie müsse den Namen Winkler nach ihrer Mutter führen. Aber Betty selbst hatte Gründe zu der Annahme, daß dies nicht wahr sei. Sie war zur Schule geschickt worden und hatte Unterricht in allerhand Gegenständen erhalten, welche für Töchter der höhern Stände geeignet sind, aber dabei hatte ihre Pflegemutter sie auch zu häuslichen Arbeiten angehalten, welche sonst nur dienenden Personen obliegen. Vor kurzer Zeit war diese Pflegemutter in große Aufregung geraten durch einen Brief, den sie erhalten hatte, und bald darauf waren ein Mann und eine Frau erschienen, welche ohne nähere Aufklärung mit Betty nach Berlin gereist waren. Sie aber, ganz im Ungewissen über ihr Schicksal und mißtrauisch gegen ihre verdächtigen Begleiter, sei darauf bedacht gewesen, deren Händen zu entrinnen. Um das weitere sei sie dabei vorläufig nicht besorgt gewesen. Zu ihrer Pflegemutter wolle Betty unter keiner Bedingung zurückkehren, da diese stets lieblos gegen sie gewesen sei, ihr auch gewiß keinen sichern Aufenthalt mehr bieten könne. Sie denke daran, sich eine Stelle als Stütze der Hausfrau zu suchen, habe jedoch durchaus keine Legitimationspapiere, kein Geld und keine Kleidung außer derjenigen, welche sie auf dem Leibe trage.

Es ist wohl klar, so schloß die teilnehmende Frau des Malers, daß dies schöne Mädchen aus einer Verbindung stammt, welche sich mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, und daß ihre Eltern von ihr nicht gekannt sein wollen.

Digitized by Google

Aber was kann man thun, um ihr zu helfen? sagte Eduard. So ganz ohne Schutz in der Welt, was soll aus ihr werden? Ich habe daran gedacht, mit meiner Braut über sie zu reden. Sylvia ist ein äußerst gescheidtes Frauenzimmer und findet vielleicht guten Rat. Sylvia müßte ihr eine angenehme Stellung im Hause eines ihrer Verwandten verschaffen.

Die Frau des Malers lächelte.

Das ist wieder ganz der alte Frank, sagte sie, der unbesonnene Hitzkopf, der in der größten Harmlosigkeit die größten Thorheiten begeht. Ich hatte geglaubt, Sie wären klüger geworden, seitdem Sie verlobt sind.

Wie so denn? fragte Eduard verwundert.

Nun, nach dem, was Sie mir von Ihrer Braut erzählt haben, und nach dem, was ich sonst über deren Familie gehört habe, könnten Sie meiner Meinung nach gar nichts Unpassenderes thun, als dort als Beschützer einer schönen Waise aufzutreten. Aber Sie müssen die Verhältnisse ja besser kennen.

Beste Frau Lehmann, erwiederte Eduard, wenn ich heirate, will ich eine Gattin mein nennen, welche in jeder Beziehung völlig mit mir eins ist. Es soll auch nicht der Schatten eines Misverständnisses zwischen uns auftauchen können, sondern es soll eine solche Klarheit und Offenheit, ein solches Vertrauen unsern Bund heiligen, daß alles und jedes zwischen uns ausgesprochen werden kann, alles und jedes von meiner Frau und mir in einem und demselben Sinne aufgefaßt und durchgeführt wird.

Nun gut, sagte die Frau des Malers mit einem schelmischen Lächeln, wenn Sie es für klüger halten, so erzählen Sie Sylvia Ihr gestriges Abenteuer. Ich hatte mir für meine Person schon vorgenommen, ein gutes Werk an dem reizenden Kinde zu thun, aber wenn Sie meinen —

Eduard saß nachdenklich eine kleine Zeit lang da. Allerhand Gedanken zogen durch seinen Kopf, welche ihm nicht behaglich waren. Indem er sich des Gesprächs mit seiner Braut im Tiergarten, sowie mancher andern kleinen Züge erinnerte, erschien ihm selbst nunmehr die Idee, Sylvia zur Vertrauten in dieser zarten Angelegenheit zu machen, als unpraktisch. Daß dem aber so war, daß er sich wirklich sagen mußte, Sylvia könnte seine Handlung mißdeuten, gab ihm Anlaß zu einem unzufriedenen Sinnen, welches seiner Natur im Grunde widersprach.

Was dachten Sie denn zu thun? fragte er.

Sie setzte ihm auseinander, daß der Mann ihrer Schwester, Pfarrer zu Kürbisdorf, welche fünf Knaben zur Erziehung bei sich hätte, noch einer weiblichen Hilfe bedürfe, und daß sie Betty zu ihm zu schicken denke. Außerdem wollte sie mit Bettys Hilfe Nachforschungen in Jüterbogk anstellen, um womöglich deren Herkunft zu erfahren und jedenfalls deren Papiere, Taufschein und dergleichen, zu erlangen.

Dieser Plan erschien auch Eduard nach einiger Überlegung gut, und man

Digitized by Google

kehrte in das Atelier zurück, um Betty die Sache vorzustellen und sie zu fragen, ob ihr solche Schritte recht seien.

Es kam Eduard jedoch, als er das liebliche Gesicht wieder vor sich sah, eine Verlegenheit bei dem Gedanken, er solle dies schöne Wesen fragen, ob sie zu einem Landpfarrer in die Gesellschaft von fünf unerzogenen Buben gehen wolle, und er machte sich vorläufig damit zu schaffen, daß er an die Staffelei trat und, nicht ohne Neid, die Malerei kritisirte. Seinem Gefühle nach wäre der äußere Glanz einer Prinzessin die rechte Hülle für so viel Grazie gewesen.

Du willst nur ein Porträt geben? sagte er.

Nur ein Porträt? fragte der Maler zurück. Das Porträt ist meiner Meinung nach der schwierigste Teil der Kunst.

Möglich, aber es ist doch zugleich auch der materiellste.

Inwiefern?

Weil du nur die Natur zu kopiren brauchst und der Gegenstand völlig gegeben ist.

Dann ist es zu verwundern, mein lieber Freund, entgegnete der Maler, warum es so äußerst wenig ausgezeichnete Porträtmaler giebt. Aber ich will dir sagen, es giebt drei verschiedene Arten von Porträts, abgesehen natürlich von solchem Schund, der gar nicht ähnlich ist. Die eine Art giebt ein Gesicht wieder, macht es aber häßlich. Die zweite Art giebt das Gesicht in seiner Natürlichkeit wieder, ohne etwas zu nehmen noch etwas hinzuzuthun. Die dritte Art giebt eine völlige Ähnlichkeit, aber fügt den Schimmer der Schönheit hinzu. Nur die letzte Art steht auf der Höhe, und solcher Künstler, die sich in ihr bemerklich machen, giebt es verzweifelt wenige. Außer Angely, Lenbach und Millais wüßte ich nicht viele zu nennen.

Ich sollte denken, warf seine Frau ein, das beste Bildnis wäre stets das ähnlichste, und es dürfte durchaus nicht verschönt werden, weil doch jede Verschönung von der Wahrheit abweicht. Aber natürlich machen die Schmeichler das meiste Glück.

Da bist du ganz im Irrtum, mein Schatz. Ein guter Maler muß eine ganz häßliche Person so malen können, daß sie schön aussieht, während sie zugleich so gut getroffen ist, daß kein Mensch imstande ist, zu sagen, in welchem Zuge eine Abweichung von der Natur stattfindet. Das ist das Geheimnis der Kunst. Wenn es nicht um die Schönheit wäre, so könnte eben ein jeder malen.

Wie willst du das erklären? fragte seine Frau.

Erklären läßt es sich nicht, aber es ist so. Es muß ein gewisser Zauber im Kopfe des Malers sitzen, der ohne seine Absicht und ohne sein Wissen durch den Arm läuft und aus dem Pinsel hervorströmt. Man nennt das Genie, und wer es nicht hat, der kann es auch nicht lernen.

Du hast ganz Recht, sagte Eduard nachdenklich. Es ist damit, wie mit jeder andern Kunst. Die Leute quälen sich ab, studiren und arbeiten, daß ihnen

Digitized by Google

der Schweiß von der Stirn läuft, und kommen nie ans Ziel, wenn sie nicht fühlen, was die Schönheit ist.

Du begreifst nun, lieber Freund, sagte der Maler, weshalb ich so erpicht darauf bin, unsern Gast gegen alle Höflichkeit gleich in den ersten Stunden seiner nicht mehr schlafenden liebenswürdigen Anwesenheit zum Dienst der Musen zu pressen. Ich fühle mein Genie hier lebhaft unterstützt.

Freilich, sagte Eduard.

Er war einsilbig. Er zerbrach sich den Kopf über die Zukunft Bettys, war mit dem Plan der Frau Lehmann, je länger er ihn überlegte, desto unzufriedener, wußte aber keinen bessern. Die Gegenwart des jungen Mädchens, das mit großen, stillen Augen und mit lebhaftestem Anteil der Unterhaltung zuhörte und, wie es schien, den Ton von Eduards Stimme begierig einsog, wiegte ihn in ein süßes Wohlbehagen, worin ihm dritte Personen lästig erschienen, während ihn der Gedanke, daß der Genuß ihres Anblicks ein kurz bemessener und im Grunde verbotener sei, geradezu peinigte.

Indessen behielt doch die rauhe Wirklichkeit ihr Recht. Frau Lehmann sprach ihre Meinung über Bettys Zukunft aus, und diese ging mit dankbaren Worten und Blicken auf ihren Plan ein. So sollte denn noch an demselben Tage ein Brief nach Kürbisdorf abgehen, und man konnte, nach Frau Lehmanns Meinung, annehmen, daß Betty in wenig Tagen wohlgeborgen an ihrem neuen Aufenthaltsort sein werde. Eduard hatte keinen Grund, sich noch länger aufzuhalten. Er empfahl sich. Auf Bettys Gesicht wechselten die Farben, als sie ihm zum Abschiede die Hand gab und ihm nochmals unter Thränen dankte. Er ging und ward von einem traumhaften Gefühl begleitet, welches ihn immer wieder mitleidig an das arme Mädchen mit dem Wunsche denken ließ, das Schicksal möge ihr von nun an günstiger sein als bisher. Als er an einem Konfektionsgeschäft vorüberkam, fiel ihm etwas ein, was er ihr zu Gefallen thun könnte. Sie war so ärmlich ausgestattet.

Er trat ein und ließ sich allerhand Kleider, Paletots, und was sonst zu einem weiblichen Anzuge gehört, vorzeigen. Nur mit Mühe fand er unter den jungen Mädchen des Geschäfts eine Figur, die seinem Augenmaß nach annähernd die schönen Verhältnisse seines Schützlings hatte, um ihm bei der Probe behilflich zu sein. Er konnte sich bei dieser Auswahl nicht enthalten, obwohl ihm sein Gewissen lebhafte Vorwürfe deswegen machte, sich in die Lage hineinzudenken, als suche er für ein weibliches Wesen aus, welches ganz sein eigen sei. Wenn die jungen Damen des kleiderfrohen Händlers vor ihm paradirten, trug seine ungehorsame Einbildungskraft die schönäugige sanfte Betty herbei und malte ihm ein Glück vor, an welches er doch nicht denken durfte — auch nicht denken wollte. Es bedurfte wiederholter Anreden und Ermunterungen, um ihn aus einer Träumerei zu erwecken, in die er immer wieder versank.

Endlich, als der Verkäufer schon ungeduldig seiner Unschlüssigkeit zusah,

Digitized by Google

raffte er sich mit einem Gefühl des Unmuts über die eigene Schlechtigkeit auf, traf seine Wahl, bezahlte, ließ die Sachen an die Adresse seines Freundes Lehmann bringen und ging im Sturmschritt nach Hause, fest entschlossen, keinen Fuß wieder in die gefährlich gewordene Wohnung zu setzen und an Betty nicht mehr zu denken.

Als er aber vor dem Reißbrett saß, bekam der Stift in seiner Hand ein eigenes Leben. In der Ecke des Blattes, auf welchem eine perspektivische Zeichnung sich entwickelte, entstand eine weibliche Gestalt in griechischer Tracht, und Eduard warf errötend das Blei von sich, als er bemerkte, wie ähnlich diese Gestalt der schönen Waise Betty war.

Zehntes Kapitel.

An der Wurzel des Giftbaums.

Ein Glück, wie Götter es den Menschen
Als ihres künftgen Zornes Vorwand leihn.

Freiherr Simon von Lovendal feierte seinen siebzigsten Geburtstag. Er war an diesem Tage nicht in das Geschäftshaus in die Stadt gefahren, sondern brachte den Morgen in seiner Villa zu, um dem Gewühl von Gratulanten zu entgehen, welches, wie er fürchtete, gar zu groß werden würde, wenn er sich im Mittelpunkt des Verkehrs aufhielte. Er hatte in der Stadt nur ein Buch zum Einschreiben auflegen lassen und dem ältesten Kommis eine Summe von sechzigtausend Mark zur Verfügung gestellt, um sie mit weiser Beurteilung den Armen der Stadt und den Vorständen der wohlthätigen Anstalten zuzuwenden, sowie an diejenigen Gratulirenden zu verteilen, welche den festlichen Tag zum Vorwand einer Bitte um Unterstützung benutzen würden.

Gott hat mich reichlich gesegnet, sagte sich der alte Mann, als er mit einem dankbaren Blick auf die Fülle seiner Güter und die Zahl seiner Jahre diese Summe anwies. Und die Leute sollen sehen, was Simon Lovendal kann, fügte er im Stillen dieser frommen Betrachtung hinzu.

Es schwebte ihm im Geiste der Gott seiner Väter vor, der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der starke Jehovah, der sein Volk aus Ägypten geführt hatte in das Land, wo Milch und Honig fließt.

Der alte Lovendal saß in seinem Arbeitszimmer in der Villa, ähnlich einem Schuhu in einem vergoldeten Käfig. Denn das Zimmer war wohl gleich dem ganzen Gebäude ein Muster von Reichtum und Eleganz, er selbst aber war gar nicht schön. Das Gemach bildete eine Ecke des Hauses und hatte sechs Wände von schwarzem Marmor in Pavillonform. Vier Wände waren vom Sockel bis zur Decke hinauf bemalt, in der fünften befand sich die Thür in Pfosten von

Digitized by Google

gelbem Marmor, und in der sechsten war ein breites Fenster. Es waren Gemälde großer Künstler, welche die Wände bedeckten, vier prachtvolle Ansichten der schönsten Punkte der Erde. Das eine war eine Ansicht des Golfs von Neapel, das zweite zeigte Stockholm, das dritte das Goldene Horn und das vierte die Säulen des Memnon. Diese Bilder ersetzten dem alten Bankier, wie er sagte, die Reisen nach den schönen Ländern, denn er liebte das Reisen nicht, schon nicht auf der Eisenbahn, wo so leicht ein Unglück passiren konnte, viel weniger auf dem Wasser. Wenn von einer Seereise die Rede war, pflegte der Freiherr die Worte des Porcius Cato zu zitiren, daß es nur drei Dinge gäbe, die er bereue, erstens wenn er jemals einem Weibe anvertraut habe, was er hätte geheim halten wollen, zweitens, wenn er einen Tag müßig verbracht habe, drittens, wenn er dahin zu Wasser gereist sei, wohin er zu Lande hätte kommen können. Behaglich fühlte er sich übrigens auch in diesem Zimmer nicht und überhaupt nicht in der Villa. Er war ein überaus fleißiger und geschäftiger Mann, eine elegante Umgebung stimmte ihn ärgerlich, weil sie Müßiggang voraussetzte, und nur in seinem Comptoir, zwischen den beiden Sprachrohren, die in die Geschäftsräume mündeten, und vor dem mit Papieren bedeckten Schreibtisch fühlte er sich ganz wohl. Dort in dem alten, finstern Gemach, wo auch bei Tage im Hintergrunde stets Licht brannte, war seine eigentliche Heimat. Da blitzten seine kleinen, klugen Augen von Energie und schlauer Berechnung, da fühlte er in seinen Händen, wenn er Depeschen absandte und empfing und Millionen über die halbe Erde rollen ließ, die volle Macht seiner Herrschaft.

Aber heute saß seine kleine runde Gestalt zwischen den Säulen des Memnon und dem Vesuv in einem stilvoll für dies Gemach eigens gefertigten Lehnstuhl von grünem Maroquin mit Golddruck, seine Füße ruhten auf einem stilvoll für dies Gemach eigens gewebten Teppich, seine kleine runde Hand trommelte auf dem stilvollen Ebenholztisch, und er unterhielt sich angelegentlich mit seinem Sohne, der ihm überraschende Neuigkeiten mitteilte.

Amadeus gab ihm auf sein Verlangen den neuesten Bericht über den Prozeß gegen den türkischen Dolmetscher, welcher der Sängerin Molini ihr Halsband hatte entreißen wollen. Denn dieser Prozeß hatte ein besondres Interesse für das Haus Lovendal.

Die Nachforschungen, welche Amadeus, zuerst von einem Instinkt getrieben, dann von deutlichen Zeichen geführt, in der Angelegenheit des Halsbandes angestellt, hatten das Resultat ergeben, daß die Sängerin Molini eine geborne Lovendal sein müsse und zwar die Tochter des einzigen Bruders des alten Freiherrn. Der türkische Dolmetscher war nach seiner Angabe ein Prinz vom arabischen Stamme der Quiloas und hieß Said-Medjid. In einem Kriege, den sein Vater, von der arabischen Küste nach Zanzibar hinüberfahrend, gegen portugiesische Sklavenhändler geführt hatte, war seine Schwester gefangen genommen und nicht mehr aufzufinden gewesen. Da hatte sein Vater auf ein Gerücht hin, die Prinzessin

Digitized by Google

sei nach Cuba verkauft worden, ihm den Auftrag gegeben, sie dort zu suchen. Er hatte sich nun auf ein spanisches Schiff begeben, welches fünfhundert Schwarze von der afrikanischen Küste nach Cuba hatte führen sollen, und ein Gefolge von dreißig Leuten mitgenommen, deren größten Teil er als Lösegeld für seine Schwester zu geben gedachte. Auf der Rhede von Havana war ein Agent auf das Schiff gekommen, um sich die Sklaven zu betrachten und deren Verkauf an die Plantagenbesitzer zu vermitteln. Derselbe war mit dem Prinzen Said-Medjid in Verbindung getreten und hatte ihn veranlaßt, sammt seinem Gefolge ans Land zu gehen und bei ihm Wohnung zu nehmen, bis die Prinzessin gefunden wäre, welche nach Aussage des Agenten irgendwo auf der Insel sein mußte. Aber sobald der Araber mit seinen Leuten innerhalb der von hohen Mauern umgebenen Hacienda des Agenten angelangt war, hatte dieser durch List und Gewalt sie alle fesseln lassen und ihrer Waffen und Schmucksachen beraubt, auch mit den Buchstaben zeichnen lassen, welche seine eigenen Sklaven kenntlich machten, B und L, den Anfangsbuchstaben des Namens Benjamin Lovendal.

Als der junge Freiherr so weit in seiner Erzählung gekommen war, schwieg er in tiefer Bewegung, und der alte Mann stöhnte tief vor Kummer über die Schandthat seines Bruders.

Der Prinz Said-Medjid, so ging die Erzählung dann weiter, trug auf der Haut unter der Kleidung eine Kette von Korallen und Gold als Amulet. Als er nun an das Kohlenbecken geführt wurde, worin die eisernen Stempel glühten, und als man ihm sein seidenes Gewand abzog, da sah die Tochter Benjamin Lovendals, ein Kind von zehn Jahren, die Kette und sprang hinzu, um sie ihm wegzunehmen. In diesem Augenblicke riß der Araber sich los und stieß mit einem Dolche, den er verborgen gehalten, einen der Sklavenaufseher nieder. Aber er ward überwältigt, der Kette beraubt, gebunden und gepeitscht. Und darauf hatte das zehnjährige Mädchen mit eigenen Händen das glühende Eisen auf die Brust des Prinzen gedrückt. Dieses Mädchen, behauptete Said-Medjid, sei die Sängerin Chepa de Molini. Er sei durch die Kette aufmerksam gemacht worden, welche den Hals der Sängerin beim Souper des Allianzklubs schmückte, und er habe das Gesicht des Mädchens wieder erkannt, welches ihn gebrandmarkt habe.

Die fernere Erzählung bestätigte und erklärte dann diejenigen Thatsachen, welche Lovendals hinsichtlich des Schicksals der Verwandten auf Cuba bereits kannten. Sie hatten vor einer Reihe von Jahren die Nachricht erhalten, Benjamin sei mit seiner ganzen Familie als das Opfer eines Sklavenaufstandes gefallen. Jetzt ward offenbar, daß der an dem arabischen Prinzen begangene Verrat hierzu die Veranlassung gegeben hatte. Der Araber hatte, um sich zu befreien und zu rächen, eine Emeute angestiftet, bei der die Besitzung des Agenten in Flammen aufgegangen, dieser selbst mit seiner Frau und seinen Kindern unter den Messern der Schwarzen umgekommen war. Nur das böse Kind mit dem Halsband war,

Digitized by Google

wie Said-Medjid erzählte, auf eine unbegreifliche und nur durch die Kraft des Amulets erklärliche Weise entkommen.

Als der junge Freiherr so weit in seinem Berichte vorgeschritten war, ward er durch das Eintreten eines stattlichen galonirten Bedienten unterbrochen, welcher Seine Excellenz den Fürsten Tschitschaschew, russischen Botschafter, anmeldete.

Der Bankier erhob sich und ging dem Fürsten entgegen. Er hatte einen etwas watschelnden Gang, denn er litt an der Gicht und hatte zudem das Bewußtsein, ein Mann wie er könne das Gewicht seines Körpers fallen lassen, wohin er wollte. Die Flügelthüren des Saales, welcher an das Arbeitszimmer stieß, wurden aufgerissen, und in der Mitte dieses von Gold schimmernden Gemaches begegneten sich der behaglich schmunzelnde Semit und der geschmeidige Tartar in zärtlicher Umarmung.

Der russische Botschafter war ein kleiner Mann mit dem Gesicht einer uralten Frau. Es war von unzähligen kleinen Falten durchkreuzt und von einer bläulichen Blässe, ganz bartlos und auch ohne Lippen, mit eingefallenen Wangen. Doch glänzten darin ein Paar schwarzer, sammtgleicher Augen von unglaublicher Größe und fremdartig ammutender Klugheit, die so sehr bemerklich waren, daß man nicht ganz ohne Grund hätte behaupten können, sein Gesicht sei nur Auge. Er war im Frack und trug auf seiner Brust eine ovale Dekoration von beinahe einem halben Fuß Höhe, das Porträt des Zaren in einer Einfassung von Diamanten.

Mit einer Vertraulichkeit, die den Augen des Fürsten einen Blitz ärgerlichen Widerwillens entlockte, patschte der Bankier ihm auf den Rücken, faßte ihn unter den Arm, führte ihn unter schmeichelnder Rede in das Arbeitszimmer und drückte ihn auf einen Sitz, der Aussicht vom goldenen Horn gegenüber. Alsdann stellte der Fürst einen Herrn vor, der ihm stillschweigend gefolgt war, einen schönen schlanken Mann, Kollegien-Assessor und Kammerjunker Fürst Amuritinski, und nahm aus dessen Händen ein Kästchen von rotem Leder.

Mein lieber Baron, sagte er, das Etui öffnend, Seine Majestät der Kaiser haben mir den angenehmen Auftrag gegeben, Ihnen dieses Band und diesen Stern zu überbringen, zugleich mit Allerhöchstdessen aufrichtigem Glückwunsch.

Unter diesen Worten hing er dem sich unaufhörlich verbeugenden Greise ein feuerrotes, eine Hand breites, gewässertes Band über die Schulter und heftete ihm einen Stern von der Größe eines kleinen Dessertellers auf die Brust. Dann schüttelten sich die beiden alten häßlichen Männchen herzlich die Hand und sahen einander mit schlauen Blicken an, beide in gleicher Weise welterfahren und klug, schön dekorirt und bestrebt, einander zu überlisten. Der Fürst Amuritinski und der junge Freiherr nahmen stehend und stumm Teil an der Zusammenkunft.

Der Botschafter nahm zuerst wieder das Wort und begann nach einigen höflichen Wendungen, die sich auf die Bedeutung des Tages bezogen, über die russischen Finanzen zu sprechen, deren Zustand er als höchst blühend darstellte.

Digitized by Google

Im übrigen, bemerkte er, sich selbst unterbrechend, sind Ihnen, lieber Baron, ja unsre Finanzen besser bekannt als uns selbst. Sie sehen, lieber Baron, so schloß der Fürst, wie außerordentlich zweckmäßig die neuesten Maßregeln unsres Ministers sind, und es wird Ihnen gewiß ein leichtes sein, eine neue Anleihe von fünfhundert Millionen Rubeln, welche sich im Laufe des Jahres nötig machen wird, durch ihr angesehenes Haus im Verein mit dem Stieglitzschen zu emittiren.

Der Bankier erhob sich.

Kommen Sie herein, kommen Sie herein, sagte er, den Fürsten unter den Arm fassend, Excellenz werden ein Glas echten Madeira nehmen. Es wächst nur noch wenig auf der Insel, aber ich und die Königin von England bekommen davon.

Der Fürst ließ sich von seinem Sitz in die Höhe ziehen und durch den Saal in ein drittes Gemach führen, in dem eine gedeckte Tafel stand und auf dem Büffet verschiedene Speisen unter silbernen Glocken auf silbernen Kohlenbecken dampften. Das Zimmer war ganz mit Cedernholz getäfelt, und von der Decke hingen goldene und silberne Früchte aus plastisch dargestellten Guirlanden herab.

Die Diener schoben den vier Herren schwere geschnitzte Stühle unter, und so ließen sie sich am Frühstückstische nieder. Der Botschafter warf seinem Begleiter einen Blick zu, welchen dieser lächelnd und achselzuckend erwiederte.

Sie werden sehen, sagte der Bankier, ich habe schon vorgearbeitet für die Anleihe. Sie wird gezeichnet werden beinahe vollständig in Deutschland. Ich habe lassen schreiben in den größten Zeitungen seit Monaten eine Reihe von Artikeln über die wirtschaftlichen Zustände Rußlands, und Sie werden sehen den Erfolg.

Der Fürst nickte höflich, spielte mit dem Caviar auf seinem goldenen Teller, trank ein Tröpfchen Madeira aus dem venetianischen Glase und ließ sich dann in eine Verhandlung über die Bedingungen ein, unter denen das Haus Lovendal das Geschäft übernehmen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die physikalischen Kräfte im Dienste der Gewerbe, der Kunst und der Wissenschaft. Frei nach Guillemin von Professor Dr. Rudolf Schulze, Oberlehrer an der Kgl. Realschule zu Döbeln. Mit 410 Holzschnitten, 15 großen Abbildungen außerhalb des Textes und 3 Buntdruckkarten. Leipzig, Paul Frohberg, 1880.

Die Verwendung der physikalischen Kräfte in den Gewerben, oder mit andern Worten die physikalische Technik, hat in neuerer Zeit bedeutend an Umfang gewonnen, das Interesse des Publikums ist dadurch nach dieser Richtung von neuem

Digitized by Google

rege gemacht, und das Bedürfnis, sich auf diesem Felde zu unterrichten, macht sich stärker geltend denn je. Während nun eine stattliche Anzahl von Werken über mechanische Technologie und chemische Technik vorhanden ist, hat bisher eine Trennung der eigentlichen Physik und der physikalischen Technik nicht stattgefunden, sondern letztre wird in der Regel in den physikalischen Werken mehr oder weniger ausführlich mit abgehandelt. Die Trennung beider Gebiete ist aber schon jetzt im höchsten Grade zweckmäßig, und so muß man ein Buch, wie das hier angezeigte, das ausschließlich über die technische Verwendung der Physik handelt, nur willkommen heißen. Da der Vortrag des Verfassers klar und die zahlreichen bildlichen Darstellungen vortrefflich sind, so kann das Werk jedem, der sich über den Gegenstand belehren will, bestens empfohlen werden. Als Geschenk für die lernbegierige reifere Jugend ist es besonders geeignet.

Von Land und Leuten. Bilder und Geschichten aus dem Herzogtum Oldenburg von Ludwig Strackerjan. Oldenburg, Schulze, 1882.

Diese mit einem biographischen Vorwort aus der Feder des Realschuldirektors Dr. Karl Strackerjan in Oldenburg, des Bruders des Verfassers, begleiteten Aufsätze von Ludwig Strackerjan (geboren am 20. August 1825 zu Jever, gestorben als Amtsrichter und Justizrat a. D. am 4. März 1881 zu Oldenburg), haben zunächst ein lokales Interesse, verdienen jedoch auch die Beachtung weiterer Kreise, in denen man an den Besonderheiten des deutschen Landes und Volkslebens Anteil nimmt. Die kleinen historischen Erinnerungen: „Das Regenkleid," eine Geschichte aus dem Jahre 1708, „Edo Wimcken der Ältere," Geschichtsbild aus den friesischen Marschen, selbst die mehr notizenhafte „Thorsperre in Oldenburg" führen den Leser in vergangene Zustände einer der abgelegensten deutschen Landschaften ein. Dazu gesellen sich kulturhistorische Schilderungen, wie „Eine Pastorei im Jahre 1700," „Die Lehre vom Essen im plattdeutschen Sprichwort," „Die Zeitung an der Drehorgel" und Landschaftsbilder wie die „Erinnerung aus der Marsch" — sämmtlich anspruchslose, aber hübsche kleine Aufsätze, die als Zeugniß warmer Heimatliebe des Verfassers und guter Kenntnis von Vergangenheit und Gegewart seines Geburtslandes mit Recht gesammelt worden sind.

Wilhelm von Humboldts Ästhetische Versuche über Goethes Hermann und Dorothea. Vierte Auflage. Mit einem Vorwort von Hermann Hettner. Braunschweig, Vieweg und Sohn, 1882.

Wie zum Erweise, daß etwas in seiner Art Vortreffliches, Ernstes und Gründliches nicht untergehen könne, auch wenn die Art selbst wenig geeignet ist, Beifall zu erwerben, tritt die 1798 vollendete und 1799 zuerst erschienene Schrift Wilhelms von Humboldt „Über Goethes Hermann und Dorothea," nachdem sie zuletzt vor zwanzig Jahren von H. Hettner neu herausgegeben worden, jetzt wiederum in neuer Auflage hervor. Bekanntlich gehört dieselbe zu den eigentümlichsten Produkten unsrer klassischen Literaturperiode. Die Bedeutung, welche die poetische Thätigkeit und poetische Schöpfungen damals wiedererlangt hatten, ermutigte eine gründlich philosophisch gebildete Natur, wie Wilhelm von Humboldt war, eine Natur, die „die ganze Masse des Stoffes, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbot, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugestalten und sich anzueignen" strebte, an einem einzelnen für vollkommen erachteten poetischen Kunstwerke eine besondre Art der Analyse vorzunehmen. „Wenn andre Produkte der Kunst nur eine einseitige Bewunderung oder eine flüchtig aufbrausende Begeisterung hervorbringen, so sind es

Digitized by Google

allein die, welche jenen Grad der Vollkommenheit besitzen," die einen dankbaren Gegenstand für die ästhetische Beurteilung abgeben. „Denn sie erheben zugleich mit sich auch ihren Beurteiler empor und führen von selbst eine Art der Kritik herbei, die in dem einzelnen Beispiel zugleich die Gattung, in dem Werke zugleich den Künstler schildert." Daß auf diesem Wege keine für flüchtige Lektüre geeignete Abhandlung entstehen konnte, braucht nicht gesagt zu werden. Die „Geschichtlichen Vorerinnerungen," mit welchen H. Hettner die neue Ausgabe begleitet, leugnen daher auch keineswegs, daß die Humboldtsche Arbeit, welche, um einem vortrefflichen Gedicht die gebührende Stellung anzuweisen, die gesammte Kunstlehre vorträgt, „vor lauter Gründlichkeit zuweilen breit und langweilig wird, und daß Humboldts Stil trocken und schwerfällig, ohne Wärme und Bildlichkeit ist." Aber sie geben auch zu bedenken, daß die Schrift dennoch „sowohl reich an den tiefsinnigsten und treffendsten Beobachtungen, Erfahrungen und Urteilen über Künstler, Dichter und Dichtwerke, als an den feinsten und seelenvollsten Einblicken in die Geheimnisse und Bedingungen des schöpferischen Künstlergeistes ist." Sie hätten getrost hinzufügen können, daß, da wir vor lauter „Aktualität," vor lauter kurzweiligem und scherzhaftem Vortrag ernsthafter Dinge stellenweise zu unsäglicher Plattheit und Trivialität gediehen sind, es wenigstens nichts schaden kann, sich in die tiefernste und vornehme Betrachtungsweise einer andern Zeit und einer auch in ihren Mängeln großen Natur zurückzuversetzen.

Das Märchen vom König Drosselbart von Friedrich Röber. Iserlohn, J. Bädeker, 1881.

Der Wupperthaler Dichter, der schon früher einige dramatische Märchen gespendet, bietet in „König Drosselbart" die dramatische Bearbeitung einer altitalienischen Novelle „Die Gräfin von Toulouse," deren Grundmotiv identisch mit dem des Märchens vom König Drosselbart ist.

Die Läuterung eines in Hochmut verderbten und erstarrten Mädchenherzens durch eine Liebe, welche Schmerzen und Leiden bringt, wäre an sich ein guter dramatischer Vorwurf, wenn die heutige überrealistische Bühne irgendwelche symbolische Handlung vertrüge. In der einfachen Komposition und kräftigen Charakteristik Röbers ist ein Element wirklicher und gesunder Poesie enthalten, und die Lektüre wird niemand gereuen, der für ein heiteres Spiel der Phantasie überhaupt noch Sinn und Zeit hat.

Die Kranzweihe. Ein Begrüßungsspiel von Heinrich Viercordt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1882.

Dies kleine poetische Festspiel, welches schon in zweiter Auflage vorliegt, ist zu der im vorigen September erfolgten Doppelfeier der silbernen Hochzeit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden, sowie der Hochzeit des Kronprinzen von Schweden und der Prinzessin Viktoria von Baden gedichtet und in Karlsruhe aufgeführt worden. Das Ganze ist eine rhetorische Allegorie, die es nicht zu einer eigentlichen Handlung und nur hie und da zu einer lebendigen, poetischen Vorstellung bringt; aber eine gewisse Frische und Kraft des Ausdrucks und ein leichter Fluß gutgefügter Verse zeichnen die kleine Dichtung vor ähnlichen Gelegenheitsspielen vorteilhaft aus.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Gladstone und die parlamentarische Redefreiheit.

Wenn unsre liberalen Parlamentarier in diesen Tagen die Blicke nach England richteten, so sahen sie Dinge vor sich gehen, welche ihnen zu denken geben und denen, die weniger zu denken als mit Phrasen zu hantiren gewöhnt sind, als Zeichen und Wunder erscheinen mußten. Zugleich aber forderten diese Dinge zu einem Vergleiche mit den sehr mäßigen Beschränkungen der parlamentarischen Redefreiheit auf, die Fürst Bismarck 1879 vorschlug, und die im Lager der Liberalen mit einem so großen Aufwande von sittlicher Entrüstung aufgenommen und abgelehnt wurden. Dem britischen Unterhause, dem Musterbilde der liberalen Parteien Deutschlands, wagte der liberalste Minister, den England seit Jahrzehnten gesehen hat, eine Geschäftsordnung zur Annahme zu empfehlen, welche in ihrem wichtigsten Paragraphen im unmittelbarsten und schroffsten Gegensatze zu der herkömmlichen Redefreiheit der Abgeordneten steht, indem sie nicht bloß Einzelnen, sondern ganzen Parteien den Mund zuspünden soll. Die Sache ist auch insofern von nicht gewöhnlichem Interesse, als jener Minister, dessen Stellung seit einiger Zeit überhaupt keine recht feste mehr ist, darüber vielleicht zu Falle kommen kann, und so wollen wir sie einer eingehenden Beleuchtung unterziehen.

Gladstone steht im Begriffe, im Hause der Gemeinen zu London eine neue Geschäftsordnung (new Rules of Procedure) einzubringen, die unter ihren Bestimmungen nichts Geringeres als die in Frankreich übliche Clôture enthält, d. h. den Debattenschluß nach dem Willen der einfachen Majorität. Veranlassung dazu hat ihm das Verfahren der irischen Mitglieder des Hauses gegeben, die im vorigen Jahre die Abstimmung über gewisse gegen die Absichten ihrer Partei gerichteten Gesetzentwürfe mit allen denkbaren parlamentarischen Mitteln zu verzögern und womöglich zu vereiteln suchten und mit diesem Bestreben in der That Unerhörtes

Digitized by Google

und Unerträgliches leisteten. So erscheint sein Vorgehen auf den ersten Blick gerechtfertigt. Dennoch hat es seit der Veröffentlichung der betreffenden Resolutionen unter allen Parteien des Landes mit Einschluß derjenigen, die jetzt am Ruder ist, schwere Bedenken und lebhaften Widerspruch wachgerufen, und von den 61 Amendements, welche zu den 14 Resolutionen der neuen Geschäftsordnung eingebracht worden sind, beziehen sich nicht weniger als 12 auf die erste derselben, welche eben die Einführung der Clôture oder, wie die konservativen Blätter sich ausdrücken, des „Knebelsystems," des „Maulkorbgesetzes" bezweckt. Die allgemeine Aufregung über das Gladstonesche Unternehmen ist aber begreiflich; denn falls die Beschränkung der Redefreiheit des Unterhauses in der Gestalt, auf welcher der Premier besteht, durchgehen sollte, würden der Charakter und die Geschichte der englischen Volksvertretung wesentlich geändert werden, und man übertreibt nicht, wenn man einen solchen Beschluß, welcher einer einfachen Mehrheit die Befugnis beilegen würde, der Minderheit plötzlich Schweigen zu gebieten, als eine parlamentarische Revolution bezeichnet.

Unter der bisherigen Geschäftsordnung gab es eine doppelte Art, das Zustandekommen von Gesetzen zu hemmen, eine loyale und eine illoyale. Die erstere ist von allen hervorragenden Mitgliedern der Regierung und der Opposition oft und zuweilen mit großem Vorteil für das Staatsinteresse angewendet worden; immer aber gab man, an einem bestimmten Punkte angelangt, den Widerspruch auf, weil er, weiter fortgesetzt, geschadet haben würde. Die letztere Art ist hauptsächlich modernen und irischen Ursprungs und die alleinige Ursache der weitverbreiteten verdrießlichen Ungeduld, welche zu der jetzigen Vorlage bewogen hat. Diese würde aber, wie ihre Gegner nicht ohne Grund behaupten, die berechtigten Verzögerungen von Beschlüssen härter treffen als die unberechtigten; denn die Redefreiheit kann unter der Furcht vor dem französischen Mundverschluß nicht fortbestehen, während die faktiöse Verschleppung oft Gelegenheit finden würde, aus der Verwirrung und den arithmetischen Manövern, zu denen die Clôture Anhalt bietet, Nutzen zu ziehen.

Bisher besaß die Mehrheit im britischen Unterhause alle möglichen Rechte, nur das nicht, die Minderheit zum Schweigen zu verurteilen. Jetzt soll ihre Macht auch durch dieses Privilegium verstärkt werden, und die Geduld, welche die Vielen den Wenigen gegenüber Jahrhunderte hindurch zu beobachten pflegten, wird dann entweder verschwinden oder davon abhängen, ob man im Hause gerade großmütig gestimmt ist. Die Clôture hat, wie nicht zu verkennen, auch ihre lichte Seite. Sie hat in Frankreich nicht selten langweiligen und zwecklosen Debatten rasch ein Ende gemacht. Man kann ferner annehmen, man werde sich der mit ihr erlangten Befugnis in England zuerst mit Schonung und nur in besonders wichtigen Fällen bedienen; denn schon die Persönlichkeit des gegenwärtigen Sprechers scheint dafür zu bürgen. Später aber würde die Neuerung aller Erfahrung zufolge ohne Zweifel ein von den wechselnden Majoritäten mehr

Digitized by Google

oder minder rückhaltlos gehandhabtes Werkzeug zur Einschüchterung und Lähmung der freien Meinungsäußerung werden und das Unterhaus in eine französische Deputirtenkammer verwandeln, die sich von jenem durch wenig mehr unterschiede als dadurch, daß sie in englischer Sprache verhandelte.

Wird die Gladstonesche Clôture angenommen, so werden in das Haus der Gemeinen allerlei Dinge wieder ihren Einzug halten, die man nicht anders als Unart und Unfug nennen kann. „Der Verstand der Versammlung ist auf meiner Seite," rief ein Volksredner. „Aber auf meiner ist der Unverstand, und das führt besser zum Zwecke," flüsterte sein Gegner dem Nachbar zu. Unter der neuen Geschäftsordnung wird es schwer sein, das eine vom andern zu unterscheiden. Wenn der Sprecher oder der Vorsitzende bemerkt, so heißt es in dem Vorschlage, „daß die Stimmung im Hause augenscheinlich für Schluß der Debatte ist, so soll er über eine dahin gehende Frage abstimmen lassen." Aber wie soll er sich über diese „augenscheinliche Stimmung" Gewißheit verschaffen? Je nun, selbstverständlich mit den Augen, die ihm ein fast leeres Haus, unaufmerksame Haltung der Zurückgebliebenen, gähnende, sanft eingeschlafene, verstohlen in einer Zeitung oder einem Buche lesende Landboten zeigen. Es steht aber zu fürchten, daß der vorsitzende Beamte Gelegenheit finden wird, sich auch durch das Ohr zu überzeugen, daß das Haus ungeduldig geworden ist und der Verhandlung ein Ende gemacht zu sehen wünscht. Leicht kann die alte Zeit wiederkehren, wo es britische Volksvertreter gab, die sich weniger durch Redegabe oder ein noch viel wertvolleres fleißiges Arbeiten in den Ausschüssen, als durch Geschick in der Nachahmung von Tierstimmen hervorthaten. Noch vor vierzig Jahren etwa geschah es nicht selten, daß mitten in der langatmigen Rede eines unbeliebten Mitglieds, nachdem das Gesumme der sich unterhaltenden Kollegen von lauten Rufen nach Abstimmung unterbrochen worden und auch diese bei dem beharrlichen Geiste, der das Wort hatte, nichts gefruchtet hatten, sich plötzlich das Krähen eines Hahnes oder das langgezogne Geplärr eines Eseleins vernehmen ließ. Seit 1844 ist das außer Gebrauch gekommen, aber noch vor nicht langer Zeit hat man Redner, die man nicht mehr hören wollte, trotz aller ihrer Bemühung, weiter zu sprechen, schnöde niedergeschrieen. Soll diese gewaltsame Manier, die Stimmung des Hauses darzuthun, wieder Mode werden? Soll der Sprecher durch Lärm gezwungen werden, die Debatte zu schließen? Fast sieht es so aus. Statt den Führer der Versammlung für diesen Vorschlag verantwortlich zu machen oder zu dem Zwecke eine von einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern unterzeichnete Eingabe an denselben zu verlangen, erlaubt der Gladstonesche Vorschlag ihm nach Eindrücken zu verfahren, die er nicht aus einer Rede oder einem Antrage, sondern aus unklaren Andeutungen, Anzeichen oder Geräuschen gewinnt, als ob der Himmel den Vertretern der „hochgebildeten" britischen Nation die Gabe artikulirter Sprache versagt hätte.

Die englische Gesetzgebung hat in dem letzten Jahre so arge und grobe Hemmung

Digitized by Google

und Verschleppung erfahren, daß die Geduld des Publikums nahezu erschöpft worden und eine ungünstige Stimmung gegen alle Minoritäten fast allgemein geworden ist. Es wäre nicht gut für England, wenn dieselbe sich erhielte. Zwar besitzen Minoritäten keinen Talisman, der sie vor Irrthümern bewahrt, viele erstrebten Thörichtes, viele sind verdientermaßen immer kleiner und schwächer geworden, bis sie zuletzt ganz von der Bildfläche verschwanden, wie zum Exempel bei uns die Altliberalen, die Vincke kommandirte. Andrerseits aber kann man die parlamentarische Geschichte aller Länder als eine Reihenfolge von Kapiteln bezeichnen, deren jedes uns eine Minorität zeigt, welche sich mit dem Rechte, gehört zu werden, allmählich in eine Majorität verwandelt und dann die Geschicke des Reiches, ja ganz Europas, bestimmen hilft. Beaconsfield sagte einmal in Bezug auf den Vorschlag, den Minderheiten eine Vertretung zu geben: „Der beste Weg für eine Minderheit, Geltung zu erlangen, ist der, daß sie zur Mehrheit zu werden strebt." Aber zu diesem Zwecke muß sie Redefreiheit haben. England verdankt die Ausbildung seiner Verfassung dem Herkommen, nach welchem die Mehrheit des Unterhauses genötigt war, ihren wenigen und unbeliebten Gegnern Gehör zu geben. Die Fürsprecher der Emanzipation der Katholiken, die Freunde der Parlamentsreform waren anfänglich ein kleines Häuflein, als es zur Abstimmung kam, aber die überwältigenden Mehrheiten, die ihnen gegenüberstanden, hatten ihre Gründe zu hören, und da dieselben im Parlamente vorgetragen wurden, hallten sie im ganzen Lande wieder und warben dort für die Reform. Der Kampf war ein langwieriger und sehr erregter, und wären die Freunde des Alten damals mit der Clôture bewaffnet gewesen, so hätten sie den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit Jahrzente lang aufhalten können. Auch in der jüngsten Zeit finden wir Beispiele, wo sehr schwache Minderheiten das Rechte und sehr starke Mehrheiten Irriges vertraten. Statt mehrerer Fälle nur einen, der aber sehr charakteristisch ist. Mit größter Beschleunigung beschloß auf das Drängen des Ministeriums Beaconsfield das Parlament vor einigen Jahren das Gesetz, welches die Republik Transvaal dem brittischen Reiche einverleibte. Entschlossen, aber vergeblich widersetzte sich das Parlamentsmitglied Courtney der Maßregel. Ein paar irische Kollegen, die aus Gründen, welche nichts mit der Sache zu thun hatten, die Gelegenheit ergriffen, Opposition zu machen, unterstützten ihn wiederholt bei der Abstimmung, und es kam zu einer Sitzung, welche die ganze Nacht hindurch währte. Die winzige Minorität unterlag, niemand rührte sich für sie im Lande, und als die Einverleibung endlich mit großer Stimmenmehrheit beschlossen worden, sprach sich die öffentliche Meinung sehr abfällig über das halbe Dutzend Parlamentarier aus, welche den Mut gehabt hatten, zu dieser Ungerechtigkeit nein zu sagen. Aber kaum war viel mehr als ein Jahr ins Land gegangen, als die Ereignisse der Opposition Recht gaben. Man hätte viel klüger gethan, die Boers ungeschoren zu lassen, wenn man die Annexion in so kläglicher Weise, wie geschehen, rückgängig machen mußte. Hätte

Digitized by Google

Courtney und die, welche ihm zur Seite gestanden, länger Stand halten, hätten sie die Mehrheit unter ihrer Fahne vereinigen können, so würden England erhebliche Verluste an Geld und Blut erspart worden sein, und seine Kriegsgeschichte würde das wenig ehrenvolle Kapitel von den Niederlagen in den Drachenbergen nicht enthalten.

In Frankreich ist die Geschichte der Unheilszeiten des Landes eng verknüpft mit der Unterdrückung der Minoritäten. Seit vielen Jahrzehnten bestand hier die Taktik der übermütigen Majoritäten darin, daß sie die Gegner mundtot machten. Die Folge war, daß die Meinungen, denen man sein Ohr nicht leihen wollte, aus der Deputirtenkammer auf die Straße hinabstiegen, oder daß ihre Geringschätzung durch eine Invasion des Auslandes gerächt wurde. Die wenigen gerecht und verständig denkenden Männer in Senat und Deputirtenkammer des ersten Napoleon durften sich kein Wort gegen ihn erlauben, bis es zu spät war, das Unglück abzuwenden, das er über das Land gebracht. Manuel wurde in der Restaurationszeit durch Soldaten von seinem Sitz in der Kammer weggeschleppt, aber die Unterdrückung der freien Rede wurde durch die Vertreibung der Bourbonen gestraft, die 1830 erfolgte. Guizot verachtete die Minoritäten und schloß ihnen den Mund, bis sie sich hinter Barrikaden mit Flintenschüssen Gehör verschafften. Während des zweiten Kaiserreichs blieben die Warnungen der wenigen, die schärfer als die Regierung blickten, so gut wie ungehört. Niemals konnte Thiers Gelegenheit finden, die unglaubliche Abgeschmacktheit des Feldzugs nach Mexiko aufzudecken, und als er sich im Sommer 1870 erhob, um die Thorheit der Kriegsgelüste des Hofes zu zeigen, wurde er von den Mamelucken niedergeschrieen und Schluß der Debatte verfügt.

Wir glauben nicht, daß die Welt sich seitdem so verändert habe, daß die Majoritäten immer klüger urteilen werden als die Minoritäten. Es ist ferner nicht zu erwarten, daß große Parteien, wenn die Gladstoneschen Vorschläge Annahme finden, unter allen Umständen verständig genug sein werden, den Vorstellungen der Gegner geduldig zuzuhören und reichlich Zeit zu Überlegung und Überzeugung zu gewähren. Eine Geschäftsordnung, nach welcher der Vorsitzende eines Abgeordnetenhauses sich durch brutalen Lärm bestimmen lassen soll, einem Redner oder der Minderheit der Versammlung das Wort zu entziehen, wird alles andre eher als eine Verbesserung des dort herrschenden Tones zur Folge haben. Wenn die verschiedenen Meinungen sich aneinander reiben können, giebt es Licht über die betreffende Angelegenheit. Man kann die Anfertigung von Gesetzen durch Abkürzung der Verhandlungen über dieselben erleichtern und beschleunigen; aber werden die Gesetze sich besser gestalten, wenn man den Einwürfen gegen sie Schweigen auferlegt, statt sie zu hören? Wird die nützliche Erörterung, welche jetzt allen Beschlüssen über Reformmaßregeln vorausgeht, und welche eine Reaktion auf Grund von Erfahrungen verhütet, indem sie reichliche Erwägung derselben vor ihrem Gesetzwerden einschließt, ebenso sorgfältig und

Digitized by Google

gründlich vor sich gehen, wenn ungeduldige Majoritäten erst durch lärmende Kundgebungen, dann durch Abstimmung die Majoritäten unterdrücken und ihnen das altherkömmliche Recht entziehen können, vom Saale der Volksvertretung aus an die öffentliche Meinung zu appelliren?

Gladstone hat seine Geschäftsordnung mit dem hier besprochenen ominösen ersten Paragraphen bis heute (Sonntag) noch nicht eingebracht und verteidigt. Er hat also seit dem ersten Bekanntwerden derselben Zeit gehabt, sich die Sache zwei- und dreimal zu überlegen, und vielleicht hat er das gethan und dabei gefunden, daß er einen gefährlichen Weg betreten hat. Ist ihm das nicht gelungen, und bleibt er dabei, daß die Einführung der französischen Clôture in England ein Segen sei, so wird er zu erklären haben, warum es besser sei, sie mit einer einzigen Stimme über die Hälfte der Stimmenzahl, statt mit einer Majorität von zwei Dritteln oder drei Vierteln derselben verhängen zu lassen.

Der Debattenschluß mit einfacher Majorität — sagen wir 201 Ja gegen 200 Nein — ist's, was Gladstone vorschlägt, und was, nach der Londoner Presse zu urteilen, die öffentliche Meinung in England fürchtet und verwirft. Möglich ist, daß seine Partei sich noch einmal seinem Einflusse fügt und er bei der Abstimmung seinen Willen durchsetzt, möglich aber auch, daß ein Teil der Liberalen ihm in dieser Frage den Gehorsam versagt. Die liberale Seite des Hauses befindet sich vor derselben in einer heikligen Lage. Was Gladstone, ihr Führer, erstrebt und bis jetzt hartnäckig festzuhalten scheint, geht gegen die Überzeugung sehr vieler liberalen Parlamentsmitglieder und stößt, wie bemerkt, fast in ganz England auf Abneigung und Widerspruch. Sagt man also zu dem Vorschlage des Premierministers ja, so macht man sich im Lande unbeliebt und hat keine Aussicht, wiedergewählt zu werden. Votirt man dagegen mit nein, so stößt man Gladstone — da derselbe die Clôture zur Kabinetsfrage zu machen beabsichtigen soll — vom Staatsruder und bringt die Konservativen an die Herrschaft. Das Parteiinteresse also und zugleich das eigne Interesse, da viele der Herren überhaupt kaum Aussichten auf eine Wiederwahl haben, weisen die liberalen Abgeordneten auf Zustimmung zu den Vorschlägen ihres Führers hin. Dagegen wird die Überzeugung, daß die Vorlage der Redefreiheit des Unterhauses ein Ende macht, und daß sie mit ihrer Unterdrückung der Minoritäten ein zweischneidiges Schwert ist, welches sich auch gegen die wenden kann, die es geschmiedet, bei den meisten liberalen Parlamentsleuten nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Man weiß, was es mit der Gesinnungstüchtigkeit dieser Gentlemen auf sich hat, wie man es von andern Liberalen weiß. Aber immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, daß eine Anzahl von Angehörigen der Gladstoneschen Partei, wenn sie auch nicht mit den Konservativen stimmen, die hier das liberale Prinzip vertreten, sich wenigstens der Abstimmung enthalten wird, um sich nicht als Förderer eines so verhaßten Gesetzes um ihren Kredit bei den Wählerschaften zu bringen.

Digitized by Google

Unter diesen Umständen kann es leicht zu einer Ministerkrisis kommen, zumal da die irischen Parlamentsmitglieder sich wahrscheinlich auf die Seite der Konservativen stellen werden. Die Liberalen zählen jetzt 334, die Konservativen 243 und die irischen Homerulers 56 Stimmen, die absolute Majorität der Liberalen über eine Koalition der beiden andern Parteien beträgt daher nur 35 Stimmen. In der soeben entschiedenen Frage über die Zulassung Bradlaughs ins Unterhaus stimmten 22 liberale Abgeordnete gegen die Regierung und 40 gaben gar kein Votum ab. Wenn sich diesmal nur einige über die Hälfte dieser Dissentirenden zu gleichem Verhalten entschlössen, so wäre das Schicksal des gegenwärtigen Kabinets entschieden.

Setzen wir aber den nicht wahrscheinlichen Fall, daß Gladstone das Votum über die Clôture zwar als Vertrauensvotum hinstellt, nach einer Ablehnung der Maßregel aber nicht zurücktritt, sondern das Unterhaus auflöst, so kann kein Engländer, der es mit seinem Lande wohlmeint, mit Wohlgefallen dem Chaos entgegensehen, das es in diesem Falle geben würde. Gladstone würde sich dann mit der Behauptung an das Volk wenden, er habe große Reformen beabsichtigt, das Unterhaus aber habe ihm das Mittel zu schleuniger Durchführung derselben vorenthalten. Diese Behauptung würde ungerechtfertigt sein; denn Beschleunigung läßt sich ohne die Clôture erzielen, und beide Hauptparteien des Parlaments sind gleich entschieden dafür, daß ungehörige Verschleppung für die Zukunft unmöglich gemacht werden muß. Aber bei der Wahl würde man in Irland siebzig Homerulers ins Parlament absenden und wenigstens vierzig englische Sitze vom Votum irischer Wähler beherrscht sehen. Angesichts einer solchen Ansammlung von Unversöhnlichen würde entweder die Clôture sehr schwer zu handhaben sein, oder jede Dienstwilligkeit nach dieser Richtung hin würde an die Bedingung geknüpft sein, daß der Premier sein vor kurzem gegebenes Versprechen einlöse, jeden praktischen Plan zu einem in Dublin tagenden irischen Parlamente „wirksamer Erörterung" zu unterziehen. Auf jeden Fall würde die irische Schwierigkeit, die, wenn diese unnötige Neuerung nicht beliebt worden wäre, vertagt geblieben sein würde, wie Banquos Geist „mit zwanzig Todeswunden auf dem Scheitel" wieder im Unterhause erscheinen, und alle die England betreffenden Fragen, auf deren Lösung man seit Gladstones Amtsantritt sehnlich wartet, würden bis zu den griechischen Kalenden hinausgeschoben werden. Das ist die Alternative, vor welche Gladstones Plan das Land stellt. Hier ein Erfolg, der die Liberalen als Zerstörer der freien Meinungsäußerung, als Einführer der parlamentarischen Zensur erscheinen lassen, dort eine Niederlage, welche Verwirrung und Verschleppung dringender Staatsangelegenheiten zur Folge haben würde.

Digitized by Google

Die Kriegsmacht
der österreichisch-ungarischen Monarchie.

(Schluß.)

Die Monarchie ist in fünfzehn Territorialbezirke geteilt, deren sieben größere mit den Sitzen in Wien, Brünn, Graz, Prag, Lemberg, Pest-Ofen, Agram Generalkommanden genannt werden. Die Bezirke mit den Sitzen in Innsbruck, Zara, Hermannstadt heißen Generalate, und diejenigen in Triest, Krakau, Preßburg, Kaschau, Temesvár Truppendivisions- und Militärkommanden. Die Generalkommanden und die Generalate ressortiren direkt vom Reichskriegsministerium, die Militärkommanden, unbeschadet ihrer Selbständigkeit als Administrativbehörden, von den Generalkommanden in Graz, Lemberg und Pest-Ofen. Die Befehlshaber dieser Territorialbezirke, denen die in denselben dislocirten Truppen unterstellt sind, werden kommandirender General oder Militärkommandant genannt. Ihnen steht ein höherer Offizier als Gehilfe zur Seite. Außerdem existirt während der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina noch ein Generalkommando in Serajewo für die in jenen Ländern stehenden Truppenteile. Der kommandirende General und gleichzeitige Chef der Landesregierung ist Feldmarschallleutnant Freiherr Dahlen v. Orlaburg.

Die Ausbildung der Truppen nimmt einen ähnlichen Verlauf, wie es in der deutschen Armee üblich ist, und gipfelt in den alljährlich abzuhaltenden Herbstmanövern, zu welchen das Lager bei Bruck an der Leitha, welches, aus Holzbaracken und Zelten bestehend, jährlich von Mai bis September von größeren Truppenabteilungen in monatlichem Wechsel bezogen wird, die angemessene Vorübung liefert. Den unbeteiligten Beobachter kann die Ruhe und Ordnung im Exerzitium der einzelnen Truppe nur angenehm berühren, wenn auch bei der Leitung der größeren Übungen manche Anschauungen und taktischen Prinzipien zu Tage treten, die den in der deutschen Armee herrschenden in vielen Fällen zuwiderlaufen. Im allgemeinen scheint, vielleicht eine Folge der zahlreichen unglücklichen Feldzüge, dem defensiven, vorsichtigen Element von der Anordnung eines Bataillonsmanövers bis zu den höchsten Stellen hinauf eine allzu hervortretende Bedeutung beigelegt und die frische Initiative des Einzelnen selbst auf die Gefahr hin, einmal übers Ziel hinaus zu schießen, nicht genugsam in ihrem Werte erkannt und gefördert zu werden.

Bei Gelegenheit dieser Übungen treten aber die Persönlichkeiten der einzelnen Führer mehr in den Vordergrund, und von diesen dürfte nächst dem Erz-

Digitized by Google

herzog Albrecht vor allem der kommandirende General in Ungarn, General der Kavallerie Reichsfreiherr v. Edelsheim-Gyulai das Interesse in Anspruch nehmen. Erst 56 Jahre alt, verbindet General von Edelsheim mit einem jugendlich-elastischen Körper einen beweglichen, hochstrebenden Geist. Selbst in allen ritterlichen Künsten Meister und namentlich ein vorzüglicher Reiter, stellt er hohe Anforderungen an seine Untergebenen, wie denn bekanntlich die Lust am kühnen Reiten und das Verständnis für die Leistungsfähigkeit des Pferdes, die seit Dezennien in Österreich und Deutschland wieder Wurzel geschlagen haben, wesentlich auf seine Anregung zurückzuführen sind. General v. Edelsheim, ein geborner Süddeutscher, begrüßt mit Freuden eine deutsche Waffenbrüderschaft und giebt dieser Gesinnung gelegentlich Ausdruck durch besonders auszeichnende Behandlung deutscher Offiziere, welche den Manövern als Zuschauer beiwohnen. Aller Voraussicht nach ist ihm eine bedeutende Rolle in einem Zukunftskriege beschieden. Er war General-Inspektor der Kavallerie und hat dieser Waffe manchen Impuls gegeben, bis er zu anderem Wirkungskreise berufen wurde. Sein Nachfolger, Feldmarschallleutnant Graf Pejaczewicz, ist ein noch jugendlicher und schneidiger Herr, welcher als Kommandeur des Liechtenstein-Husaren-Regiments im kühnen Ansturm auf preußische Infanterie bei Gitschin den rechten Arm verlor, und es scheint, als ob das mit der Verwundung und Gefangennahme verbundene kränkende Gefühl im Laufe der Jahre noch nicht bei ihm überwunden sei. Die Feldzeugmeister Baron Maroicic, zuletzt kommandirender General in Wien, und Freiherr Philippovic v. Philippsburg, unter dessen Auspizien in Prag Kronprinz Rudolf seine praktischen militärischen Studien gemacht hat, beides tüchtige und erfahrene Generale, sind vom öffentlichen Schauplatze zurückgetreten, und nur der kommandirende General in Lemberg, Feldzeugmeister Wilhelm Herzog von Würtemberg, genießt infolge des Geschicks, mit dem er während der Besitzergreifung von Bosnien seine Division geführt hat, auch in weiteren Kreisen den Ruf eines befähigten Generals, den er zweifellos bei sich darbietender Gelegenheit rechtfertigen wird. Unter den jüngeren Generalen dürften namentlich Feldmarschallleutnant Freiherr v. Ramberg, jetzt in Agram, und der einäugige, bewegliche und kühne Reiter Generalmajor v. Appel einer glänzenden Zukunft entgegensehen.

Neben einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten an der Spitze bildet das Offizierkorps einer Armee in seiner Gesammtheit den Rahmen, welcher der ganzen Organisation Halt und Zusammenhang verleiht und der Masse erst Geist und Thatkraft einzuflößen vermag. Die Mehrzahl der österreichischen Offiziere geht aus den vierzehn bestehenden Kadettenschulen hervor, unter denen sich mehrere für die Spezialwaffen befinden. Das Offizierkorps ist deshalb von homogener Gesinnung getragen, wenn auch der Versetzung von einem Regimente zum andern sich oft Schwierigkeiten durch die verschiedene Muttersprache der Mannschaften entgegenstellen. Mit der aus der Einführung der allgemeinen

Digitized by Google

Dienstpflicht hervorgegangenen allgemeinen Umwälzung sind auch neue durchschlagende Prinzipien über die Höhe der wissenschaftlichen Anforderungen an den Offizier aufgestellt worden; und wenn in früheren Zeiten der praktischen Befähigung des Offiziers vor theoretischer Bildung der Vorzug gegeben worden sein soll, so scheint man jetzt in entgegengesetzter Richtung etwas zu weit zu gehen, anstatt in der Abwägung von genügender wissenschaftlicher Grundlage und dem praktischen Blick des alltäglichen Lebens die weise Mitte zu halten. Eine unendlich lange Reihe von Bildungsmitteln ist jetzt von jedem Offizier durchzumachen. Da giebt es Militärober- und Unterrealschulen, Militärakademien, höhere Kurse und Vorbereitungskurse für Stabsoffiziere, in denen der langgediente Hauptmann zur Schulbank zurückkehren soll. Aus diesem Übermaße des Guten resultirt ein fühlbarer Offiziermangel, und eine gewisse Unzufriedenheit in Offizierkreisen ist unverkennbar. Derselben ist auch nach dem Gefühl des deutschen Offiziers die innere Berechtigung nicht abzusprechen, wenn man bedenkt, daß vor jeder Beförderung in eine höhere Charge eine erneute Prüfung zu bestehen ist. Nach dem Ausfalle derselben werden die Geprüften in vier Klassen geteilt, die nun nach verschiedenen Grundsätzen avanciren, und es mag dem älteren Offizier, welcher als „Sünder" der vierten Klasse überwiesen wurde, gewiß sehr hart erscheinen, wenn die blutjungen „Erzengel" und „Engel," wie der Volksmund diese Jünger des Glücks bezeichnet, oft trotz mangelnder Erfahrung auf der hierarchischen Leiter an ihm vorbeiklimmen.

Wie die gesammte Heeresorganisation in ihren Grundzügen dem preußischen bewährten Muster nachgebildet ist, so hat man auch auf die Anlage eines Mobilmachungsplans, jenes geheimnisvollen Instrumentes, mittelst dessen die Überführung der deutschen Armee auf den Kriegsfuß sich mit der bekannten „affenartigen Geschwindigkeit" zu vollziehen pflegt, Bedacht genommen. Derselbe hat 1878 bei der Mobilmachung von vier Divisionen, im ganzen 72 000 Mann und 13 000 Pferden, zum Zwecke der Besitzergreifung von Bosnien seine erste Probe glücklich bestanden, wenn auch bei der offiziellen Darstellung, namentlich in Bezug auf die Zeit, etwas Schönfärberei mit untergelaufen sein mag, da mehrere Tage vor Beginn der Mobilmachung schon „nichtoffiziell" mobil gemacht worden zu sein scheint.

Zur energischen Ausnutzung der durch die Armee gegebenen Streitkräfte bedarf der Feldherr vieler und brauchbarer Kommunikationen. Bis in die neuere Zeit hinein war allerdings der Zustand der Verkehrswege innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie keineswegs mustergiltig. Die neueste Zeit hat aber auch in dieser Beziehung, namentlich in der Westhälfte, Wandel geschafft, so daß von den vorhandenen etwa 150 000 Kilometern gebauten Straßen nur 30 Prozent auf die östlichen Länder Transleithaniens fallen. Auch das Eisenbahnnetz hat sich mehr und mehr entwickelt. Am 1. Januar 1881 waren 11 406 Kilometer in Cisleithanien und 7085 Kilometer in Ungarn dem Betriebe übergeben,

Digitized by Google

während gegen 50 000 Kilometer Telegraphenleitungen, darunter 14 569 in Ungarn, der raschen Befehlsvermittlung dienstbar gemacht werden können. Eine große Verkehrserleichterung schaffen namentlich in der östlichen Hälfte des Reichs die zahlreichen natürlichen Wasserwege, deren bedeutendster die Donau ist. Man schätzt die Länge sämmtlicher Wasserstraßen auf 7000 Kilometer, von denen 4000 auf Ungarn fallen. An disponibeln Verkehrsmitteln hat allein die Donaudampfschifffahrtsgesellschaft 200 Dampfer und mehr als 600 Schleppschiffe.

Die natürliche Verteidigungsfähigkeit des Landes ist nicht immer in dem wünschenswerten Maße durch Anlage künstlicher Bollwerke, durch Festungen und Forts, verstärkt worden, und diese Sparsamkeit an unrechter Stelle ist wohl weniger auf eine mangelhafte Erkenntnis des vorliegenden Bedürfnisses, als vielmehr auf die Rücksicht gegen die wenig glänzende Finanzlage des Staates zurückzuführen. Seit dem Verluste des italienischen sogenannten Festungsvierecks und dem Austritt des Kaiserstaates aus dem Deutschen Bundesverbande erscheinen seine Grenzen noch in erheblich geringerem Grade geschützt als früher, und dieser Umstand fällt umsomehr ins Gewicht, als die zentrale Lage eventuell ein Frontmachen nach allen Seiten erfordert. Nicht allein die Zahl der Festungen erscheint zu gering, sondern die vorhandenen genügen auch nicht mehr den modernen Anforderungen in Bezug auf den nötigen Schutz gegen die weittragenden Geschütze mit ihrer gesteigerten Durchschlagswirkung und den erforderlichen Raum zur Unterbringung größerer Truppenmengen.

Unter den Grenzfestungen gegen das Deutsche Reich sperrt zunächst das in Nordtirol gelegene Kufstein, oder vielmehr die in unmittelbarer Nähe in den Felsen gehauene und durch einen einzigen beschwerlichen Zugang erreichbare Feste Josefsburg, das Innthal und die Bahn Rosenheim-Innsbruck. Das unbedeutende Theresienstadt in Böhmen besitzt einen Brückenkopf am linken Ufer der Eger, Königgrätz ist seit 1875 offen gelassen. Josefstadt, ein kleines bastionirtes Achteck, an der Elbe gelegen, da, wo Meta und Anga in dieselbe einmünden, beherrscht wohl den Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, ohne jedoch für große strategische Operationen einen besondern Wert zu haben, wie es denn 1866 auch nur beobachtet worden ist. Linz ist umsomehr eine offene Stadt, als die alten sogenannten Maximiliantürme gegenwärtig keinen militärischen Wert mehr haben. Nur Olmütz bildet eine starke Festung. Auf einer Marchinsel erbaut, beherrscht und deckt die Stadt mit den Kreuzungspunkten mehrerer hier aus Schlesien, Böhmen und Mähren zusammenlaufenden Eisenbahnen und Straßen zugleich die natürlichen Zugänge aus Polen und Schlesien ins Innere der Monarchie und bildet einen nicht zu unterschätzenden Ausfallspunkt gegen die linke Flanke einer durch Böhmen auf Wien marschirenden Armee. Die ursprüngliche bastionirte Enceinte ist in neuerer Zeit mit einem Gürtel von detaschirten Forts versehen worden und erfüllt damit auch die Anforderungen eines befestigten Lagers.

Digitized by Google

Gegen den östlichen Nachbar findet Österreich in dem großen Waffenplatze Krakau seinen hauptsächlichsten Stützpunkt. Mit Brückenköpfen an beiden Ufern der Weichsel, welche das Hinüberwechseln der Armee nach hüben und drüben erleichtern, umspannt die Festung, als der geeignetste Ausgangspunkt für einen Offensivstoß gegen Rußland, mit ihren weit vorgeschobenen detachirten Forts ein ausgedehntes Terrain, dem die Befestigungen auf dem Wawelberge, die „alte Burg," als Citadelle dienen. Die während des Orientkrieges in Angriff genommene Befestigung von Przemysl in Galizien, am rechten Ufer der San, ist aus finanziellen Gründen unvollendet geblieben.

Alte Sperrforts in den meisten Pässen der transylvanischen Alpen und dahinter in einer zweiten Linie in Siebenbürgen — darunter Kronstadt in dem von Sachsen bewohnten Burzenlande, von dem nur noch die Citadelle auf dem Schloßberge erhalten ist, und das als Hauptmontirungsdepot benutzte Karlsburg — sind zum Schutze der rumänischen Grenze bestimmt, während gegenüber von Serbien und Bosnien neben den unbedeutenden Werken von Klein-Brod, Alt Gradiska und Klein-Karlstadt an der Kulpa nur Peterwardein in der ehemaligen Militärgrenze erhöhte Beachtung verdient, weil dasselbe beide hier durch eine 257 Meter lange Schiffbrücke verbundene Ufer der Donau beherrscht, während Essek mit seinem Brückenkopfe an der Donau nur als Zeughaus von Bedeutung ist.

An der dalmatinischen Küste wird das in jetziger Zeit vielfach genannte Cattaro durch verschiedene Werke auf den umliegenden Höhen und entsprechende fortifikatorische Anlagen zum Schutze des Hafens der Bocche die Cattaro verteidigt, Ragusa mit seinem vortrefflichen und geräumigen Hafen ist durch eine geschlossene Enceinte und detachirte Forts zu einer starken Festung gemacht, und das auf schmaler Landzunge am Meere gelegene Zara beherrscht mit der Mündung seiner Geschütze die Hafeneinfahrt. Während mehrfache andre Befestigungen im Innern Dalmatiens in neuerer Zeit aufgelassen wurden, soll Knin zu einem Waffenplatze erweitert werden, innerhalb von dessen Mauern eine größere Truppenabteilung sich sammeln kann. Eine eigenartige, dem Charakter im Innern des Landes entsprechende Art von kleinen, primitiven Befestigungen bilden die jetzt in den Berichten der Zeitungen vielfach erwähnten Karenles oder Kules, aus Steinen erbaute, meist runde und mit Schießscharten versehene Thürme, von deren Besitz bei dem engpaßartigen Charakter der dortigen Verkehrswege oft die Behauptung einer wichtigen Verbindung abhängig ist. Im Frieden zum Schutze der Reisenden gegen Räubereien mit einigen Gendarmen belegt, geben sie einer Besatzung von 50—100 Mann Raum und Unterkunft und haben für die Kriegführung immerhin eine gewisse Bedeutung.

Während Triest außer einem alten Kastell nur einige Strandbatterien zum unmittelbaren Schutze aufzuweisen hat, ist Pola, welches in seiner geschützten Lage den größten Flotten sicheren Ankergrund bietet und mit den großen

Digitized by Google

Werftenlagen und der Aufstapelung aller Marinevorräte in den ausgedehnten Arsenalen einen Seehafen ersten Ranges darstellt, mit einer Citadelle, dem Zentralpunkt der Verteidigung und namentlich nach der Seeseite mit weiteren starken Befestigungen, in der Hauptsache sogenannten Montalembertschen Thürmen versehen.

Die wichtigsten aus Venetien nach Villach führenden Pässe von Predil und Pontafel oder Pontebo sind, wie die Brennerstraße und die aus dem Etschthale über die Ortler Alpen führenden Wege neben manchen andern wichtigen Punkten zwar durch Sperrforts abgeschlossen, wie denn auch die aus der Schweiz nach Tirol führende Innstraße bei Finstermünz durch Befestigungen gesperrt ist; doch sind beispielsweise die aus dem Etschthale über die Trientiner Alpen führenden Pässe nicht geschützt; überhaupt besitzt Österreich keine bedeutendere Festung der italienischen Grenze gegenüber. Diese Erwägungen hatten in den letzten Jahren zu Erörterungen über die Frage geführt, wie ein wirksamer Grenzschutz gegen Italien zu ermöglichen sei. Manche Neuanlagen scheinen beabsichtigt und teilweise auch in Angriff genommen worden zu sein, aber wie wohl das letzte Wort in dieser wichtigen Angelegenheit noch nicht gesprochen ist, so mögen auch finanzielle Hindernisse einer energischen Durchführung entgegenstehen.

Im Innern der Monarchie liegen die unbedeutenden Festungen Arad von Maros in Ungarn, welches 1763 nach dem System Montalembert erbaut wurde, und Temesvar, die Hauptstadt des Banates. Dagegen ist das 1472 von Matthias' Corvinus angelegte, 1672 durch Kaiser Leopold verstärkte und 1805 erneuerte Komorn, eine der stärksten und bedeutendsten Festungen des Landes. Auf der Südspitze der großen Schüttinsel, zwischen dem Zusammenstrom von Waag und Donau erbaut, beherrscht die Festung beide Ströme durch ihre Brückenköpfe, kann der günstigen Lage wegen mit einer Besatzung von 10—12 000 Mann verteidigt werden und bietet in seinem verschanzten Lager einer großen Armee gesicherte Unterkunft.

Für den Fall eines Krieges endlich soll Wien in provisorischer Weise befestigt werden. Die Anregung und der erste Grundgedanke zu diesem Plane liegt wohl in den während des Feldzuges 1866 angelegten Erdwerken von Florisdorf, welche mit mehr als 400 Geschützen armirt waren und zu ihrer Verteidigung nur 9000 Mann erforderten, während doch eine zahlreiche Armee sich in dem von ihnen umschlossenen Raume sammeln konnte.

Neben der Armee und den zum Schutze des Reiches geschaffenen künstlichen Verteidigungsanstalten vervollständigt die Flotte die Kriegsmacht der Monarchie. Die Oberleitung der sämmtlichen Angelegenheiten der Kriegsmarine liegt in den Händen der übrigens selbständigen Marinesektion des Reichskriegsministeriums, deren Vorstand zugleich Befehlshaber der Flotte ist. Letztere ist in Österreich von jeher als Stiefkind behandelt worden, was um so auffälliger erscheint, als der Staat in der Bevölkerung der langgestreckten Küstengebiete ein vorzügliches

Digitized by Google

Material zur Bemannung und in der Rhede von Pola einen der besten Kriegshäfen der Welt besitzt. Erst dem späteren Kaiser von Mexico war es als Erzherzog Maximilian vorbehalten, mit sorgsamer Pflege einen Aufschwung der österreichischen Marine herbeizuführen, doch scheinen sich seit dem Tode des Admirals Tegetthoff die Fortschritte wieder zu verlangsamen. Auch hier mögen die Finanzen hindernd auf die Entwicklung einwirken, wenigstens legt das Marinebudget, dessen Höhe namentlich im Vergleich zu dem doch sparsam wirtschaftenden deutschen Reiche sehr gering erscheinen muß, eine derartige Vermutung nahe. Österreich verfügt zur Zeit über 11 Panzerschiffe, unter denen acht sogenannte Kasemattschiffe zusammen 108 Geschütze führen, und im Ganzen mit sämmtlichen Schulschiffen, Hulks und Tendern unter Einschluß zweier Monitors auf der Donau über 65 Fahrzeuge mit 320 Geschützen, zu deren Bemannung 9895 Matrosen erforderlich sind.

Auch in der Flotte findet ausschließlich die Uchatiuskanone Anwendung. Ihre Anfertigung geschieht in Pola, wo auch die ganze Panzerung und zwar von besondrer Güte hergestellt wird. Die österreichische Flotte unterhält keine auswärtigen Stationen, und bei der Beschränktheit der verfügbaren Mittel finden auch Übungsexpeditionen außerhalb des mittelländischen Meeres selten statt, ein Umstand, unter dem die seetüchtige Ausbildung von Offizieren und Mannschaften bis zu einem gewissen Grade leiden muß.

Jedenfalls bildet die österreichisch-ungarische Kriegsmacht mit ihrem vortrefflich geschulten Offizierkorps und dem vorzüglichen Material an Menschen und Pferden ein gut gegliedertes und trefflich in einander gefügtes Ganze. Wie dieselbe sich als achtunggebietender, ebenbürtiger Gegner darstellt, so erscheint sie als doppelt begehrenswerter Bundesgenosse, und wir im Reiche können nur hoffen, daß es bei etwaigen späteren kriegerischen Verwicklungen uns vergönnt sein werde, mit den Stammesbrüdern an der Donau Schulter an Schulter zu kämpfen.

Die Frau Bürgemeisterin.

Herr Georg Ebers, dessen Name bisher untrennbar schien von dem alten Egypten und dessen Nachbarländern, hat die Welt vor kurzem mit einem Werke aus ganz andrer Zeit überrascht. Mit Erstaunen vernahm man die Ankündigung, die, wie gewöhnlich, schon einige Wochen vor dem Erscheinen des Buches durch die Blätter ging, daß der „berühmte Egyptologe“ seinen diesjährigen Weihnachtsroman in Holland

Digitized by Google

zur Zeit der niederländischen Freiheitskämpfe spielen zu lassen gedenke. Man durfte begierig sein, wie Herr Ebers sich auf diesem von seiner bisherigen Domäne so verschiedenen Gebiete bewegen würde; ob es ihm auch hier gelingen würde, so „sensationelle“ Erfolge zu erzielen, wie mit seinen egyptischen Romanen. Äußerlich ist ihm dies in der That geglückt; denn zu Weihnachten lag der neue Roman*) bereits in neunter Auflage vor.

Mit berechtigter Neugier wird jeder Leser an die Lektüre desselben gegangen sein, und die kleine Zahl der Verständigen und Urteilsfähigen gewiß mehr mit Zweifel als mit Zuversicht. Denn wer in Egypten, dem alten wie dem modernen, noch so gut zu Hause und ein noch so zuverlässiger Führer und Interpret sein mag, von dem wird man nicht verlangen, daß ihm das sechzehnte Jahrhundert unsers Volkes so wohl vertraut sei, daß er wagen könne, es uns im Spiegel der Dichtkunst vorzuführen. Wenn Gustav Freytag zur Abwechslung einmal einen Pharaonenroman ankündigen wollte, er würde ganz demselben Mißtrauen begegnen.

Diesem Mißtrauen vorzubeugen, ist wohl auch die dem Romane vorgedruckte Widmung bestimmt, die an Freifrau Sophie von Brandenstein, geborne Ebers gerichtet ist, und in der Herr Ebers die Beschäftigung mit der Geschichte Hollands, der Heimat seiner Mutter, als alte Lieblingsneigung hinstellt, der Geschichte, aus deren glorreichstem Abschnitt, wie er sagt, er schon vor siebzehn Jahren das Material geschöpft hat, das seitdem brachgelegen. Ob aber diese subjektive Legitimation des Autors sich auch objektiv als giltig erweist, ob die Ansprüche, die man an einen historischen Roman zu stellen berechtigt ist, von dem neuen Buche erfüllt werden, wird eine vorurteilsfreie Prüfung desselben ergeben. Auf die Nachsicht freilich, die Herr Ebers von der Adressatin seiner Widmung erwarten zu dürfen glaubt, wird er beim Publikum nicht rechnen können und wohl auch nicht rechnen wollen. Auf Nachsicht hat nur der Dilettant Anspruch; und auch dieser billigerweise nur da, wo allein er hingehört, im Kreise guter Freunde. Das Kunstwerk, das an die Öffentlichkeit tritt, will nicht mit Nachsicht beurteilt werden, zumal wenn es einen so bekannten Namen an der Stirne trägt, daß sein äußerer Erfolg von vornherein außer Frage steht. Wer dessen sicher sein kann, daß sein Buch auf seinen bloßen Namen hin in tausenden von Exemplaren gekauft wird, der wird sich auf eine strenge Prüfung gefaßt machen müssen, und er wird dieser um so ruhiger entgegensehen können, als doch billigerweise von ihm zu erwarten ist, daß er selbst an sich und seinem Werke die schärfste Kritik geübt habe, um nicht etwa dem Glanz seines Namens Eintrag zu thun oder sich den begründeten Reklamationen derer auszusetzen, die sich in den an seinen Namen geknüpften Erwartungen getäuscht sehen. Lassen

*) Die Frau Bürgemeisterin. Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt (vormals E. Hallberger).

Digitized by Google

wir daher die Bitte um Nachsicht als Bescheidenheitsphrase auf sich beruhen (denn im Ernste wird Herr Ebers sicherlich nicht der Ansicht sein, daß das, was der Nachsicht einer liebevollen Tante bedarf, für das kaufende und zahlende Publikum gut genug sei) und wenden wir uns dem Buche selber zu.

Der Roman spielt, wie schon angedeutet, zur Zeit der niederländischen Unabhängigkeitskämpfe und hat zum Hintergrunde die Belagerung von Leyden im Sommer des Jahres 1574, jene für den ferneren Verlauf des Kampfes so entscheidend wichtige Episode dieses Krieges. Was auf diesem Hintergrunde sich abspielt, ist kurz folgendes.

Maria, die zweite Frau des Bürgermeisters Peter van der Werft, fühlt sich von ihrem um vierundzwanzig Jahre älteren Gatten nicht verstanden. Sie hat gehofft, an seinen Plänen, seinen Sorgen für das öffentliche Wohl teilnehmen zu können, sieht sich aber in dieser Erwartung getäuscht und hat nun eine zeitlang die Idee, unglücklich zu werden. Verschiedene Versuche, Herrn Peter für ihre Auffassung zu gewinnen, scheitern. Endlich, als sie Peter, der, schon durch den Tod seines Kindes gebrochen, an der guten Sache verzweifeln will, mit flammenden Worten zu seiner Pflicht zurückruft, siegt sie; Peter erkennt ihren hohen Geist, die Gatten finden sich.

Neben dieser Fabel her, zum Teil mit ihr verschlungen, geht eine Erzählung von dem Schwesternpaar Hoogstraten. Beide Schwestern, Anna und Henrika, sind von ihrem gewissenlosen Vater einer alten Tante überlassen worden, von welcher die ältere zu einem unglücklichen Ehebunde verleitet, dann vom Vater verstoßen, vom Gatten verlassen worden und nach Italien gegangen ist. Durch den Musiker Wilhelm Corneliussohn, den sie dort kennen gelernt hat, wird sie wieder mit Schwester und Vater vereinigt, nachdem die Tante beim Beginn der Belagerung von Leyden gestorben ist. Die zugleich mit der Tante erkrankte Henrika ist in das Haus des Bürgermeisters geschafft worden — das ist das Band, welches die beiden Stoffe verbindet.

Man hat es also mit zwei ziemlich äußerlich verbundenen Fabeln zu thun, von denen die zweite noch am ehesten darnach angethan ist, sich zu einer richtigen Romanfabel auszuwachsen. Wenn das, was wir uns hier vom Musiker Wilhelm und dem alten Hoogstratenschen Hausmeister Belotti ziemlich kompendiös erzählen lassen müssen, und was deshalb nicht sehr anregend wirkt, weil es eben gar zu kompakt kommt, sich vor unsern Augen abspielte, so könnte daraus allenfalls ein Roman werden: ein ganzes verwickeltes Menschen- und Familienschicksal wäre damit gegeben. Der tolle Junker Hoogstraten, der finstere Don Luis d'Avila, die böse Tante Hoogstraten mit ihrer lange aufgesparten Rache an dem Sohne ihres treulosen Bräutigams, die Schicksale der unglücklichen Anna in dem fremden Italien, ihre Begegnung mit Wilhelm — das alles hätte recht gut eine Erweiterung vertragen. Das alles ist aber in zweite Linie gerückt und hängt eigentlich gar nicht notwendig mit dem zusammen, was der Verfasser in

Digitized by Google

den Mittelpunkt gestellt hat, mit dem Verhältnis Marias zu ihrem Gatten. Dieses aber reicht als Stoff für einen Roman bei weitem nicht aus; es langte höchstens zu einer Novelle; in einer Novelle, mit sinnigem Ernst und liebevoller Kleinmalerei im Detail gleichmäßig sauber ausgeführt, könnte es recht hübsch wirken. Mehr noch würde der Stoff zu einer humoristischen Behandlung geeignet sein, denn an den Ernst und die Schwere von Marias Kummer kann man nicht recht glauben. Bei grübelnden Naturen, die von Außendingen nicht in Anspruch genommen werden, mag ein solches Motiv zu wirklich ernstem Konflikt führen können; bei der Kerngesundheit der Frau sowohl wie des Mannes hat man von vornherein keine Sorge; man fühlt sich versucht, ihr zu sagen: „Liebes Franchen, machen Sie sich weiter keinen Kummer. Ihr Mann wird bald sehen, was für eine tüchtige Person Sie sind, die Kopf und Herz auf dem richtigen Flecke hat, und wird sehr bald von selbst auf den Fuß mit Ihnen kommen, wie Sie wünschen. Ihre Ungeduld macht's nicht besser." Und es bedürfte sicher nicht der Schrecken der Belagerung von Leyden, um die beiden Gatten völlig zusammenzuführen.

Zwar droht dem ehelichen Frieden noch eine andre Gefahr. Maria hat einen jungen Thüringer Edelmann, Georg von Dornburg, bei der Hochzeit ihrer Schwester kennen gelernt, und es ist zu dem Ansatz eines Liebesverhältnisses zwischen ihnen gekommen. Jetzt findet Georg, als englischer Söldner nach Leyden verschlagen, Maria als Frau wieder, und es regen sich in beiden die damals verschwiegenen Gefühle. Aber der „unbändige, mit allen Gaben (?) verschwenderisch ausgestattete Jüngling" will uns keine rechte Gefahr für Maria scheinen. Fühlte sich die junge Frau um der Staatsgeschäfte willen, für die sie etwa kein Verständnis hätte, von ihrem Gatten vernachlässigt und sehnte sie sich nach feuriger Liebe, dann möchte wohl ein solcher Fant ihrem innern Frieden gefährlich werden; aber „die Schülerin, ja die (sic) Freundin des gelehrten Groot, die im Verkehr mit hochgebildeten Männern herangewachsene junge Frau, die begeisterte Patriotin, die da fühlt, daß sie ihrem Gatten mehr, weit mehr zu gewähren imstande sei, als er von ihr begehrt" — für sie ist besonders unter den ernsten Zeitverhältnissen eine solche Jugendliebe keine rechte Gefahr. Und zumal bei dem trotz seiner „Unbändigkeit" ausnehmend ehrbaren Georg. Seine ganze Leidenschaft gipfelt ja in dem einen Wunsche, daß er Maria einmal sagen möchte, wie lieb er sie habe; und als sie es in Prosa nicht hören will, versucht er es auf dem Wege der Poesie, zieht sich aber trotz des ungeheuern Schwunges seines Gedichts eine tüchtige Abweisung zu. Denn bei Maria geht die Sache nicht sehr tief; steht doch ihr Schmerz darüber, daß sie von ihrem Gatten nicht verstanden wird, in keiner Wechselwirkung mit einem Fluten und Ebben ihrer Empfindungen für Georg. Nur daß der Brief ihres Gatten, der die hochgespannten Gefühle der jungen Frau bitter enttäuscht, die Erinnerung an das Liebesglück ihrer Schwester und damit das Bild des Freundes ihres

Digitized by Google

Schwagers in ihr wachruft — sonst bleiben die beiden Hauptströmungen ihrer Seele fast ohne Berührung mit einander. Man sieht, es ist alles sehr lose und locker angelegt; kein tieferes Problem spannt unser Interesse, kein Hauch einer starken Leidenschaft trübt die Seelen dieser guten Menschen.

Aber selbst wenn der Verfasser durch eine kunstvollere Verschlingung der Fäden und eine tiefere psychologische Begründung den Leser etwas mehr für seine Geschichte zu interessiren verstanden hätte, auf die Dauer hätte es ihm kaum gelingen können. Denn solche Herzensgeschichten verlangen unsre ungeteilte Aufmerksamkeit; unser Blick darf von diesen kleinen Dingen nicht durch größere Ereignisse abgelenkt werden; man darf keine erschütternden Begebenheiten daneben stellen, wenn diese Dinge uns nicht als klein und unbedeutend vorkommen sollen. Und in welche Umgebung hat Herr Ebers diesen Stoff gebracht?

Aus dem großen Kampfe der Niederländer um ihre Unabhängigkeit, aus dem heldenhaften Ringen eines kleinen Volkes gegen gewaltige Übermacht, aus diesem erschütternden Schauspiel hat er den ergreifendsten Akt ausgewählt als „Spalier, um das sich die Ranken seiner Erzählung schlingen sollen." Wahrlich, es wäre kein Wunder, wenn die Feuersbrunst des gewaltigen Kampfes die kleinen flackernden Flämmchen dieser bescheidenen Ehestands- und Herzengeschichten so mächtig überstrahlte, daß sie völlig daneben verschwänden.

Ist das nun wirklich der Fall? Entschädigt uns der Dichter für die Abminderung des Interesses an seinen Helden und ihren Herzenskämpfen durch anderes, was er uns dafür bietet? Wenn wir nicht Muße und Stimmung haben, uns an den kleinen Blüten seiner poetischen Ranken zu ergötzen, wird uns dafür Ersatz durch eine packende Schilderung jener großen Ereignisse? Reißt er uns mit fort in die Begeisterung jener Tage? Zeigt er uns in ergreifenden Bildern das Wüten der Spanier, ihr Brennen und Sengen, ihr Plündern und Morden? Führt er uns die fanatische Begeisterung der Holländer vor, jene verzweifelte Stimmung, jenen unbeugsamen Todesmut, der seinen Ausdruck findet in jener wilden Prahlerei der Leydener, mit der sie in der Zeit der äußersten Not den Spaniern zuriefen: „Wir wollen uns jeder den linken Arm abschneiden und essen, und mit dem rechten uns weiter wehren." Sehen wir die Bilder grausamen Elends vor uns, die den Verzweiflungskampf der unglücklichen Stadt begleiten, Hunger und Not, Krankheit und Tod? Jene bestialische Erbitterung, die das Herz des getöteten Feindes verzehren will, aber es wieder ausspeit, weil es zu bitter sei?

Wir erhalten freilich eine breite Schilderung der Belagerung, und die einzelnen Stadien des Kampfes machen wir alle mit durch: wir erfahren von den Ausfällen der Bürger (wenn auch nicht von dem Preise, der für jeden Kopf eines getöteten Feindes ausgesetzt war); wir begleiten die Flotte der Geusen, die den Entsatz bringen soll, von einem durchstochenen Damme zum andern,

Digitized by Google

liegen mit ihr still, wenn Ostwind weht, und warten voll Pein auf das Umschlagen des Windes; wir hören auch, daß viele sterben, und daß die Lebensmittel knapp und knapper werden und eine genaue Verteilung derselben stattfindet. Das alles wird mit vielem Detail geschildert. Aber auch hier wird unsere Erwartung getäuscht; recht gewaltig und lebendig wird die Schilderung nirgends. Es bleibt bei Einzelheiten, und vor allem fehlt es an der nötigen Steigerung. Die chronikalische Geschichtserzählung giebt uns diese Steigerung durch zahlenmäßige Angabe der abnehmenden Lebensmittel, durch die immer wachsenden Ziffern der täglichen Erkrankungs- und Todesfälle. Im Roman muß uns das greifbarer entgegentreten; an denen, die uns nahe stehen, müssen wirs schaudernd selbst erleben. Da genügt es nicht, wenn sie Hunger haben und mager werden; im Kreise der Hauptheldeu muß der Tod furchtbare Ernte halten, wir müssen sehen und fühlen, nicht bloß auf Treu und Glauben uns erzählen lassen. Was geschieht bei Herrn Ebers? Des Bürgermeisters Töchterchen und der prinzliche Kommissar Bronkhorst, das sind aus dem Kreise der Bekannten die einzigen Opfer, die der Tod fordert. Dem gegenüber macht es keinen großen Eindruck, wenn Adrian auf einem einzigen Ausgange neun Leichenbegängnisse zählt — wir müssen uns zwingen, es ihm zu glauben.

Fehlt so bei der Schilderung der Not und des Elends durch die Schuld des Dichters die nunmgängliche Steigerung, der offenbar vor starker Wirkung Scheu hat und gerne auch diese schwere Zeit für seine Helden möglichst glimpflich abgehen lassen möchte, so ist derselbe Mangel an Steigerung bei der Erzählung der Entsatzversuche zum Teil in der Sache begründet. Wenn man eine Karte der Umgebung von Leyden hätte, dann könnten wohl die mit anderen Namen sich immer wiederholenden Situationen einiges dramatische Leben gewinnen — so aber erregt diese in der Sache selbst liegende Wiederholung nur das Gefühl der peinlichsten Ungeduld, die Leute dauern uns, und wir können doch weder ihnen noch uns helfen.

Hat aber Herr Ebers die Schwierigkeiten, die sich ihm bei Schilderung der äußeren Begebenheiten entgegenstellten, nicht zu überwinden vermocht, wie steht es um den andern, wichtigeren Punkt: Ist er in den Geist der Zeit eingedrungen? Ist hier seine Feder den Anforderungen des Stoffs gewachsen gewesen?

Hier liegt der größte Mangel des Romans, hier trifft den Dichter der schwerste Vorwurf. Von dem Geiste der Zeit entwirft Ebers ein geradezu gefälschtes Bild. Der Befreiungskrieg der Niederlande war zum überwiegenden Teile ein Religionskrieg geworden; nicht nur Niederländer standen gegen Spanier, vor allem standen Protestanten gegen Katholiken; so faßte Philipp, so faßten die Niederländer den Kampf auf. Daß dieses religiöse Moment den nationalen Gegensatz bei weitem überwog, das zeigt vor allem der Umstand, daß die katholischen südlichen Staaten sehr bald darauf ihren Frieden mit Spanien machten; denn der nationale Gegensatz, der auch dort schroff genug war, ließ sich be-

Digitized by Google

gleichen; der religiöse nicht. Und daß die Niederlande wußten, was es galt, nämlich die Freiheit des Glaubens zu verteidigen gegen Gewissenszwang, das zeigt mehr als alles die Belohnung, die sich Leyden ausbedang: eine neue Universität wurde gestiftet, eine Hochburg der Wissenschaft und des neuen Glaubens. Diesen Kernpunkt der Sache, den religiösen Charakter des Krieges, verdunkelt Ebers geflissentlich. Ursprünglich waren, wie gesagt, nationale und religiöse Motive gemischt; aber eine weise Sonderung dieser beiden Triebfedern mag der rückschauende Betrachter vornehmen, Sache jener kämpfenden Zeiten war es jedenfalls nicht, nur das eine in den Vordergrund zu stellen, das andre zurückzudrängen. Damals galt es für die Führer der Bewegung, vor allem aufzuregen, nicht abzuwiegeln. Jene billige Denkweise, die den klugen Mann in ruhigen Zeiten ziert, die jedem giebt und läßt, was ihm zukommt, ist aufgeregten Zeiten nicht eigen. Wer an der Spitze einer Partei steht, die um ihre Existenz kämpft, der muß ganz für seine Sache eintreten, der haßt am Feinde alles, Nationalität und Glauben, den darf man auch nicht Reden halten lassen, welche der indifferenten Toleranz des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts entsprechen und des Beifalls des wohldenkenden Durchschnittsmenschen unsrer Tage sicher sind; bei den Niederländern jener Tage würde er kein Verständnis gefunden haben.

Man höre, was Herr van Hout, der Stadtsekretarius, zu den Knaben in der Schule sagt, nachdem er ihnen durch einen Vergleich mit den Perserkämpfen der Griechen die Bedeutung des Kampfes klar zu machen gesucht hat (S. 6): „Aber versteht mich nicht falsch — hie Spanien, hie Niederlande heißt das Geschrei, und nicht hie römisch, hie reformirt. Dem Herren mag wohl jeder Glaube recht sein, wenn der Mensch nur ernstlich bestrebt ist, auf Christi Wegen zu wandeln. Am Himmelsthron wird nicht gefragt: Papistisch, calvinisch oder lutherisch? sondern: Wie warst du gesinnt oder wie hast du gehandelt? Achtet jedermanns Glauben, aber den, der gegen die Freiheit des Vaterlandes mit dem Zwingherrn gemeinsame Sache macht, den mögt ihr verachten.“ Man braucht neben diese Toleranzpredigt nur das Wort der Geusen zu stellen: „Lieber Türk, als Papst,“ um den ganzen Widersinn einer solchen Rede unter solchen Verhältnissen zu begreifen. Auch damit wird sich Herr Ebers kaum decken können, daß etwa einzelne „bevorzugte“ Geister auch in jener Zeit schon auf höherem Standpunkte gestanden hätten. Eine solche Ausnahme in den Mittelpunkt stellen (denn nicht umsonst ist diese Rede gleich in den Anfang gestellt, sie giebt den Grundton der Stimmung des ganzen Buches an), das heißt doch den ganzen Standpunkt verrücken, heißt tendenziös und falsch schildern. Von dem Haß der Protestanten gegen die Katholiken ist in dem Buche fast keine Rede, und ebensowenig von dem Haß der Katholiken gegen die Protestanten. Der strenggläubige katholische Priester Pater Damianus verdenkt es den Niederländern nicht, wenn sie gegen die Spanier aufstehen; er sucht sogar den jungen Wibisma durch

Digitized by Google

einen etwas kindlich durchgeführten Vergleich der Niederländer und Spanier mit einem Rosse und seinem Reiter dahin zu bringen, daß auch dieser Katholik sich auf die Seite seiner Landsleute stelle; den Bannfluch des Papstes gegen die Niederländer ignorirt dieser „Staatskatholik" vollständig. Und er ist bis auf einige episodische Figuren der einzige katholische Priester, der im ganzen Roman vorkommt. Welch verzerrtes Bild giebt das!

Dafür, daß der historische Charakter jener Zeiten in seinem Hauptpunkte verfehlt ist, kann chronikalische Treue in Einzelheiten und Äußerlichkeiten nicht entschädigen. Details allein bringen den Geist der Zeit nicht zum Ausdruck, am wenigsten solche, die nicht in den Gang der Handlung organisch verwebt sind. Und vieles macht in der That den Eindruck bei der Lektüre aufgelesener und zusammengerafft er „Notizen, die dem Autor bemerkenswert, selten(?) oder belustigend erschienen" (Worte der Widmung) und die er deswegen mit „angebracht" hat. Die Namen der Persönlichkeiten, die Herr Ebers auftreten läßt, sind zum guten Teil historisch, sowohl auf spanischer, wie auf niederländischer Seite; auch von den Nebengestalten beruhen die meisten auf Überlieferung. Manche davon sind auch zu recht hübschen Charakterbildern erweitert: so der Fechtmeister Allertssohn, der freilich eine durchaus episodische Rolle spielt und ohne Schaden für die Haupthandlung wegfallen könnte, in die er nur durch die Tötung des Don Luis d'Avila, des Gemahls der Anna Hoogstraten, eingreift, welcher allenfalls auch auf andre Weise umgebracht werden könnte. Auch die chronikalisch überlieferte Gestalt des Wirtes Quatgelat ist gut verwertet. Aber viele Züge tragen doch gar zu sehr den Stempel des lediglich Chronikalischen. Was hilft es uns, wenn wir lesen, daß die Musiker Wilhelm, Henrika und Georg bei ihrem Gange nach dem spanischen Lager der Kutsche begegnen, die „Magdalena Mons, die Tochter einer angesehenen holländischen Beamtenfamilie, nach einem Besuche bei ihrem Verehrer und späteren Gatten, dem Maëstro del Campo Valdez, in den Haag zurückführt?" Von dieser Dame, ihrer Familie u. s. w. ist sonst nirgends im ganzen Romane die Rede; die Kutsche sammt Inhalt bleibt auch von den Personen des Romans (ganz nach Verdienst) völlig unbemerkt, es ist nichts als ein Abfall der vorbereitenden Lektüre, eine daraus geschöpfte Notiz, die Herrn Ebers „bemerkenswert, selten oder belustigend" vorgekommen sein muß, bei deren Einfügung aber gar kein Zweck ersichtlich ist — es müßte denn die Beschreibung der Kutsche sein, die bei dieser Gelegenheit gegeben wird, und Kutschen kommen sonst im Roman allerdings nicht vor. Die selige Mühlbach pflegte in ähnlichen Fällen ein „historisch" in Parenthese oder als Anmerkung beizufügen; aber das betraf doch immer noch Äußerungen historischer Persönlichkeiten, die möglichst in den Zusammenhang des Romans verarbeitet waren.

Ein andres Beispiel der ganz mechanischen Art, wie Herr Ebers chronikalisch verbürgte Thatsachen seinem Roman einverleibt, ist folgendes: Bor berichtet in seinem „Oorspronck": Die Bürger scharmützelten täglich mehr und mehr, so-

Digitized by Google

wohl die ältesten, als die jüngsten. Unter andern war da ein Junker von sechzehn Jahren, Lenken (kleiner Len) genannt, der den Namen des Löwen mit Recht wohl mochte tragen; denn er hatte sich schon in der ersten Belagerung nicht wie ein Junge, sondern wie ein Löwe gezeigt, was der Stadt Feinde zu Leydersdorp zu ihrem Schaden mehr als sie wünschten erfahren hatten. Dieser vorbenannte Lenken war darnach — in einem Scharmützel im Grase liegend zum Knecht gemacht und gefangen worden, und haben sie ihm zunächst Nase und Ohren abgeschnitten und darnach an den Zehen aufgehängt — dann haben sie nach ihm geschossen, vorher aber von ihm und einem andern, den sie gefangen hatten, viel von der Stadt Gelegenheit gehört." Dieser Knabe ist eine charakteristische Figur für jene Zeiten, charakteristisch durch sein Thun und durch sein Leiden; aber freilich nur ein Umriß, den der Dichter auszuführen hätte. Hören wir nun, was dieser Leuken oder Löwing, wie ihn Herr Ebers in der niederdeutschen Form nennt, im Roman für eine Rolle spielt. In der schon erwähnten Toleranzrede sagt Herr van Hont: „In solcher Zeit gilt's Männer. Auch Knaben haben sich tüchtig bewährt. Der Ulrich dort an eurer Spitze darf seinen Spitznamen Löwing mit Ehren tragen." Und am Schlusse der Rede heißt es: „Löwing, bleib zurück, ich möchte dir etwas sagen." Diese ausdrückliche Erwähnung des Knaben und mehr noch die besondre Anrufung und die in Aussicht gestellte Mitteilung machen uns entschieden auf ihn aufmerksam, wir erwarten ein Eingreifen von ihm in die Handlung. Dies geschieht aber nicht. Nur einmal erfahren wir noch von ihm: der junge Nikolaus Mateneſſe von Wibisma sagt (S. 421): „Aber mein Vater denkt anders. Er hat den Mut, von den Spaniern Gutes zu hoffen. Von den Spaniern! Ich habe sie kennen gelernt in diesen Monden! Einen tapfern Leydener Burschen, Ihr kanntet ihn wohl bei seinem Spitznamen «Löwing,» den er wahrhaftig verdient hat, den nahmen sie im redlichen Kampfe gefangen, und dann — mir graust noch jetzt, wenn ich daran denke, dann haben sie ihn aufgehängt mit dem Kopfe nach unten und ihn zu Tode gemartert. Ich war dabei u. s. w." Diese Sache giebt dann mit den Ausschlag, daß der katholische Junker zu den Gensen geht. Das ist die ganze Verwertung dieser Notiz. Es findet sich nichts darin, was nicht in der Chronik stünde.

So äußerlich aufgesetzte Flicken können uns für den Mangel der historischen Treue im Großen nicht entschädigen, vollends wenn sie, wie bei andern Gelegenheiten, noch durch modernisirende Behandlung entstellt werden. Im Lager des Valdez fand sich, als es den befreiten Leydenern in die Hände fiel, eine Karte von der Umgegend der Stadt, und auf dieser ein paar lateinische Worte von des Valdez Hand mit einigen grammatischen Schnitzern. Das wird von Herrn Ebers benutzt (S. 454). „Seht, seht!" rief der Knabe, „hier hat sich der große Maestro del Campo verewigt (man hüte sich vor Mißverständnissen!) und da steht auch sein Name. Hört, hört! Der Rektor hängt ihm den Esel um den Hals, denn da steht es: «Castelli parvi! Valete civitas, valete castelli parvi,

Digitized by Google

relicti estis propter aquam et non per vim inimicorum!» O dieses Heupferd! «Castelli parvi!» «Was heißt das?» fragte der Gense. Fahre wohl, Leyden, lebt wohl ihr kleinen Castelli, ihr werdet verlassen wegen des Wassers und nicht wegen der Macht der Feinde. Parvi Castelli. Das muß ich der Mutter erzählen". Wer teilte nicht die kindliche Freude unsres Adrian über das „Heupferd" Valdez? Schade, daß er nicht eine Klasse höher sitzt, um dem „Heupferd" auch noch das inimicorum statt hostium aufmutzen zu können. Auch noch an einer andern Stelle muß das schlechte Latein der Spanier zu schulmeisterlichen Witzchen herhalten (S. 5), für die in weitern Kreisen das Interesse fehlen dürfte.

Aber nicht nur literarisch, auch antiquarisch greift Herr Ebers nicht eben immer glücklich auf die Quellen zurück: bei seiner mehrfachen Benutzung niederländischer Gemälde. Sicher wird eine wahrheitsgetreue, den Eindruck der Echtheit machende Schilderung jener Zeit außer auf einem umfassenden Verständnis der Historie auch auf einer ausreichenden Kenntnis gleichzeitiger Kunstdenkmäler beruhen müssen; sie sind ja die lebendigsten und unverfälschtesten Zeugen und in reicher Fülle vorhanden. Aber die Art, wie Herr Ebers niederländische Bilder selber mit Worten nachmalt oder sie gar von Personen des Romans uns beschreiben läßt, hat etwas Erzwungenes, nicht aus der Sache heraus Gewachsenes; man merkt Absicht und wird verstimmt. So schildert (S. 65) der Knecht des Freiherrn Matenesse von Wibisma diesem den Anblick, den am Tage vorher die Wiese beim Wirtshause des Peter Quatgelat geboten: „Halb Leyden war draußen, und wir ließen uns von dem Schwarm mit hinausziehen. Auf dem Grasplatz da drüben, das war ein Leben und Lärmen. Dudeldum — Hübütt, Hübütt — Dudeldum — Geigengequietsche und Dudelsackgeleier hörten nicht auf. Dazwischen jauchzte das tolle Volk; es gellt mir noch in den Ohren. Spiel und Tanz und kein Ende! Die Kerle warfen die braunen und blauen und roten Strumpfbeine in die Luft, wie die Fiedel es wollte, — die Röcke flogen, und mit dem Mädel im rechten Arm und dem Bierkrug hoch über dem Kopfe, daß der Schaum nur so spritzte, ging es rundum, rundum. Es gab ein Schreien und Jubeln, als hätte sich jede Butterblume im Gras in einen Goldgulden verwandelt." Eine recht hübsche Schilderung (bis auf die in der Luft fliegenden roten und blauen „Strumpfbeine," womit wohl die mit roten und blauen Strümpfen bekleideten Beine gemeint sind); man denkt an manchen Ostade oder Jan Steen, den man gesehen. Aber das ist eben der Fehler: weiter hat diese Schilderung keinen Zweck; in den Gang der Erzählung ist sie nicht verflochten, es ist keine aus der Handlung herausgewachsene Situation, sondern ein angehängter Zierat, und nimmt sich zudem in dem Munde des Knechtes sehr sonderbar aus. Es ist, als wenn man einen gewöhnlichen Mann unsrer Tage von einem Schützenfeste so reden lassen wollte, wie etwa ein Rezensent uns den Knausschen Schützenkönig beschreibt. Andres ist ja nicht gar so äußerlich aufgesetzt und giebt sich nicht so aufdringlich als Beschreibung, so z. B. die Schilderung der

Digitized by Google

Wirtsstube des Peter Quatgelat. Im vierzehnten Kapitel, das von dem Schmause beim Bürgermeister handelt, lesen sich zwar einige Seiten ganz wie ein Abschnitt aus einem catalogue raisonné, aber hier liegt doch ein direkter Zusammenhang vor, und vor allem erzählt Herr Ebers selbst, dem wir die Fähigkeit zur Abfassung eines solchen gern und eher zutrauen als einem Reiterknecht. Ein andres Bild, der Jahrmarkt (Kapitel 16), ist stark mit modernen Farben übermalt. Die Beschreibung des angulus im Gasthaus zum „Wechsel" ist mit allerlei Detail angefüllt, das ohne alle Einwirkung auf den Fortschritt der Handlung bleibt und das halbe Kapitel füllt: in dem so ausführlich geschilderten Lokal geschieht bei seiner ersten Erwähnung (Kapitel 25) nichts, als daß der Bürgermeister Georg auffordert, in sein Haus zu gehen; zwei Kapitel später werden wir dann noch einmal hingeführt, um eine Menge kleiner Anekdoten aus der Geschichte der beiden Belagerungen aufgetischt zu bekommen.

In solchen Gesprächen übrigens und auch sonst im Roman fallen häufig altertümlich gefärbte Redewendungen auf, mit denen Herr Ebers seinen Stil historisch aufzuputzen sucht. Aber auch hier sind es Brocken, die in dem großen modernen Brei vereinzelt herumschwimmen und das Kraut nicht fett machen. So ist z. B. gleich der Titel Bürgemeister zwar sprachlich ebenso richtig als das in der älteren Sprache übliche Burgemeister, das ja auch Goethe gebraucht („Nein, er gefällt mir nicht, der neue Burgemeister"); aber die Form ist schon früher selten gebraucht worden (Grimm zitirt sie nur aus Stielers Lexikon und aus Chr. Weises „Drei klügsten Leuten"), ist jetzt absolut ungebräuchlich und macht daher nur den Eindruck des Gesuchten. Manche andern Ausdrücke klingen bedenklich an Freytags Ahnensprache an. Die Mutter des Musikers Wilhelm hört ihren Sohn spielen und sagt: „Wie das jammert und jauchzt; wenns ihm die Seele erleichtert, in Gottes Namen! Aber die Därme sind teuer, und zwei Saiten wird es wenigstens kosten." (S. 107). Der Hausmeister Belotti schildert dem Musiker Wilhelm seine Heimat: „Ich fürchte fast, daß es nur wenig gläserne Fenster in Resina giebt" (S. 157.) Der Wirt Aquanus sagt: „Der deutsche Junker will mir nicht mehr gefallen, aus der singenden Lerche ist ein mausernder Nachtvogel geworden" (S. 360.) S. 375 heißt es: „Freilich die Hunde und Katzen hängen auch schon an manchem Spieß und sind in viele Pfannen gewandert." Ebenda wird die Fechtübung, die der Junker Georg von Dornburg leitet, folgendermaßen geschildert: „Mitten im Hof stand eine mit Werg gefüllte, mit Leder überzogene menschliche Figur, welche an der linken Seite der Brust ein rotes Blatt in der Form eines Herzens trug. Auf dieses mußten die Ungeübteren stechen, um Hand und Auge zu üben; die andern stellten sich einander gegenüber und fochten unter Georgs Leitung mit stumpfen Rappieren unblutige Zweikämpfe aus." Es ist das ganz dieselbe absichtlich knappe, gesucht schlichte Redeweise, dieselbe Ausführlichkeit in der Schilderung bekannter Dinge und Vorgänge, als wenn sie allen unbekannt wären und einer ausführ-

Digitized by Google

lichen Beschreibung bedürften wie bei Freytag. Bei dem vereinzelten Vorkommen solcher archaisirenden Wendungen wird natürlich der Zweck, dem Roman altertümliches Kolorit durch sie zu geben, ebensowenig erreicht wie durch die andern schon charakterisirten Mittelchen.

Ist demnach der Roman als „historisch" im großen wie im kleinen als mißlungen zu bezeichnen, was läßt sich anders über das Werk als Roman schlechthin sagen? Nun, wir meinen, daß unser Urteil hierüber durch die bisherigen Erörterungen schon so ziemlich gegeben sei. Die Anlage des Ganzen ist durchaus verfehlt. Die eigentliche Fabel verschwindet gegenüber dem ungebührlich in die Breite gehenden Beiwerk. Die Hauptfabel wird von der Nebenfabel, und beide zusammen von dem historischen Hintergrunde beiseite gedrängt und fließt eigentlich nur tropfenweise. Es giebt ganze Kapitel, in denen für die Haupthandlung so gut wie nichts geschieht, z. B. in der Schilderung des Jahrmarkts. So kommen die einzelnen fesselnden Momente derselben nicht zur Geltung. Daß sie deren hat, wer wollte das leugnen? Herr Ebers ist ja vorzugsweise „ein sinniger Dichter." Lassen sich auch gegen die psychologische Grundlage seines Romans begründete Einwendungen erheben, so bietet er uns doch einzelne feine Züge, die den guten Beobachter verraten. Die verschiedenen Versuche Peters van der Werft z. B., seine Frau mit an der Sorge für das Gemeinwohl teilnehmen zu lassen, die aber an der gezwungenen Absichtlichkeit scheitern; die knabenhafte Neigung Adrians für die schöne Henrika, für deren Befreiung vom Kopfschmerz durch das Mittel des Marktschreiers er das ganze Jahrmarktsgeld opfert; die Art, wie der alte Doktor Bontius Frau Maria zur Hilfeleistung bei der kranken Henrika herbeiholt, dann aber durch seine vergreifenden Bestimmungen ihr die Freude des Helfens zum guten Teile vordirbt — dies und manches andre ist sinnig erdacht und ansprechend geschildert. Aber das bleiben Bruchstücke, Ansätze, die der Verarbeitung in den Zusammenhang erst noch bedürften. So könnte der Doktor recht gut fördernd oder hemmend in die Annäherung der Gatten eingreifen; so bleibt der Umstand, daß Henrika die Liebe Georgs zu Maria bemerkt, ohne allen Einfluß, ebenso wie Henrika's stille Neigung zu diesem keinen Knoten der Verwicklung schürzt. Kurz, es fehlt auch hier die sorgfältige Durcharbeitung. Trotz allen hübschen Details bleibt der Roman Flick- und Stückwerk! Und diesen Eindruck des Halbfertigen, Unausgeglichenen, Unbefriedigenden hinterlassen endlich auch die einzelnen Gestalten. Im ganzen sind sie ja nicht übel gezeichnet. Freilich sind es meist keine besonders scharf markirten Charaktere. Nur zwei haben einen wirklich originellen Anstrich: des Bürgermeisters Schwester Barbara mit ihrer Spruchweisheit und der Fechtmeister Allertssohn mit seiner Suite von Quart, Terz und Seitenstoße und mit seiner Seelenwanderungslehre. Aber der letztere weist eigentlich seine Berechtigung nicht recht nach; der breiten Ausführung dieser mit sichtlicher Vorliebe geschilderten Gestalt entspricht nicht ihre Bedeutung für die Entwicklung der Handlung.

Digitized by Google

Und dieses Buch, das in der Fabel dürftig, in der Ausführung breit, im historischen Charakter vergriffen und verfehlt ist, dieses durchaus mittelmäßige und nicht im geringsten spannende, ja sagen wir's gerade heraus: dieses langweilige Buch hatte zu Weihnachten bereits neun Auflagen erlebt! Wie in aller Welt ist so etwas möglich? Irgendwelche Vorzüge haben dem Buche die vielen Käufer nicht verschafft; denn selbst solche vorausgesetzt, so hätten sie doch bis dahin nicht so allgemein bekannt sein können. Nein, die Sache ist einfach die: Herr Ebers ist Mode — oder wie es vielleicht bald heißen wird: Herr Ebers war Mode.

Daß er in so hohem Grade Mode geworden ist, verdankt er einem glücklichen Griff, der den Geschmack des Publikums traf, seiner weitherzigen Anschauung in Bezug auf historische Treue und seinem freilich in festgezogene Grenzen gebannten Talente. Seine ersten egyptischen Romane hatten zunächst und vor allem den Reiz der Neuheit für sich. Eine unbekannte Welt von eigenartiger Natur sich durch kundige Hand im verklärenden Schimmer der Dichtung nahegerückt zu sehen, das reizte, und es reizte umsomehr, als in dieser unbekannten Welt lauter bekannte Leute umherliefen, die sich zwar in egyptische, griechische, römische Gewänder gehüllt hatten, aber weder verbergen konnten, noch verbergen wollten, daß sie Fleisch von unserm Fleisch, hübsche brave Durchschnittsmenschen des neunzehnten Jahrhunderts seien. Es war eine amüsante Maskerade, der man mit Vergnügen beiwohnte. Man sah im fremden Gewande dieselben Leute, über die man sich auch sonst freute, ärgerte oder empörte. Man reichte so vollständig mit dem Gedankenvorrate aus, mit dem man die Bedürfnisse des täglichen Lebens befriedigt, man blieb so ganz in seiner Bequemlichkeit, und hatte doch eine hübsche Abwechslung. Die Belehrung, die man sich in der „Ägyptischen Königstochter" noch etwas unbequem aus den Anmerkungen holen mußte, wurde dann mundgerechter mit der Romanfabel zugleich servirt und ging um so leichter ein, da sie immer darauf hinauslief, daß eigentlich schon damals alles so gewesen sei wie jetzt, nur ein klein bischen anders. Die Romanfabel war nicht schlechter als andre; wenn auch die Stärke des Herrn Ebers nicht gerade in der Konzeption, in der Verwicklung und in der psychologischen Vertiefung liegt, so waren doch die Fabeln der ersten Romane, besonders Uarda, gut und sorgfältig ausgeführt; hübsche Einzelheiten und sinnige Bemerkungen fesselten; vor allem bot die Schilderung des Zuständlichen, aller Vermutung nach aus voller Kenntnis heraus und jedenfalls fesselnd geschrieben, so viele interessante Dinge, es ergaben sich so überraschende Parallelen mit der Gegenwart, daß man sich ausgezeichnet unterhielt.

Aber mit der Zeit wurde die Sache doch ein wenig ausgedehnt; mit der Neuheit verlor sich der Reiz, denn ein paar Jahrhunderte ab und zu machten für das große Publikum keinen Unterschied aus. Auch Herr Ebers hielt wohl schließlich den Stoff für genügend ausgebeutet; sein „Kaiser" wurde ausdrücklich

Digitized by Google

als der letzte Roman angekündigt, den der „berühmte Verfasser“ auf egyptischem Boden spielen zu lassen gedächte. Regte sich doch bereits bei den letzten Romanen eine Opposition, von der zu befürchten stand, daß sie, wenn auch zunächst auf kleine Kreise beschränkt, an Boden gewinnen würde. Die „Schwestern“ gaben sogar den Stoff zu einer Schrift Heinrich Steinhausens: „Memphis in Leipzig,“ in der gegen die Ebersche Art, die Vergangenheit zu modernisiren und die modernsten und subjektivsten Anschauungen in historisches Gewand zu kleiden, entschieden zu Felde gezogen wurde. Steinhausen wies z. B. auf die Verzerrung hin, die dabei herauskommt, wenn Herr Ebers uns schildert, wie er sich die Ansichten vorstellt, die Ptolemäus Euergetes darüber ausgesprochen haben könnte, welches die Auffassung des Psalmisten über göttliche Dinge sei. Auch Sprache und Stil des gefeierten Dichters unterzog Steinhausen einer scharfen, aber durchaus gerechtfertigten Kritik. Mit andern Waffen unternahm den Angriff ein Pseudonymus Chr. v. Husen (am Ende gar auch Steinhausen?), der in einem bei O. Wigand erschienenen Roman „Nausikaa“ eine scharfe Parodie auf die ganze Art der Ebersschen Romanfabrikation und ihrer mise-en-scène gab. Er wollte offenbar den Versuch machen, was in Bezug auf übertreibende Modernisirung, Alltäglichkeit der Sprache, Seltsamkeit der Erfindung das Publikum sich bieten lasse, ehe es hinter den Scherz käme. Von der Wirkung dieses Romans konnte nicht viel in die Öffentlichkeit dringen. Die „Kritik“ merkte entweder die Absicht gar nicht, oder wo sie dieselbe merkte, schwieg sie, mochte es nun sein, weil sie gegen die Tagesströmung nicht ankämpfen, oder weil sie die Mystifikation, die der Verfasser beabsichtigt, nicht vorzeitig enthüllen wollte.*) So ist denn die Bedeutung des Namens „Ebers“ im großen Publikum noch immer keine geringe, wenn auch das Prestige desselben durch die „Schwestern“ und mehr noch den „Kaiser“ stark ins Wanken gekommen ist. Namentlich bei dem letzteren zeigte der Vergleich mit dem gleichzeitig erschienenen „Antinous“ von Taylor, wie weit die oberflächliche und flüchtige Art, mit der Herr Ebers arbeitet, hinter einer wahrhaft ernsten und künstlerischen Produktion zurücksteht.

Mit welchen Schwierigkeiten freilich ein Umschwung der öffentlichen Meinung hier zu kämpfen hat, dafür giebt einen ergötzlichen (und zugleich kläglichen) Beleg folgende wahre Anekdote. Ein Herr äußert in einer Gesellschaft, daß ihm der „Kaiser“ gar nicht gefallen habe; er habe ihn nicht zu Ende lesen mögen (wird wohl manchem so gegangen sein und wird bei der „Frau Bürgemeisterin“ noch viel mehren so gehen). Da tritt eine Dame zu ihm mit den Worten: „Wie freue ich mich, aus Ihrem Munde dies Urteil zu hören! Mir ist es ebenso gegangen, ich habe mich aber geschent, es auszusprechen, ich dachte,

*) Eine Fortsetzung dieses Romans, die kürzlich erschienen ist, scheint den Zweck zu haben, die Wirkung noch zu verstärken und die Bombe zum Platzen zu bringen.

Digitized by Google

ich würde für ungebildet angesehen werden." Sie sagte das aber doch möglichst leise, damit nicht allzuviele Ohren ihre ketzerische Ansicht hörten.

Indessen der Umschwung wird sich unaufhaltsam vollziehen. Was Mode ist, kommt auch aus der Mode; und in der Regel erscheinen uns später die früheren Moden unsäglich abgeschmackt. Herr Ebers selbst trägt redlich dazu bei, daß das Publikum seiner überdrüssig werde. Mit seinem Idyll „Eine Frage" hat er einen entschiedenen Mißerfolg erlitten; das Büchlein hat nur zwei Auflagen erlebt, und über seine tödliche Langweiligkeit ist allerseits ein achtungsvolles Stillschweigen beobachtet worden. Mit der „Frau Bürgemeisterin" hat sich Herr Ebers gar auf ein Gebiet gewagt, wo er nicht heimisch ist, und wo sein Hauptfehler, die rücksichtslose Modernisirung der Gedanken- und Gefühlswelt seiner Gestalten und zum Teil sogar der Zustände umsomehr auffällt, weil er geradezu zu einer Geschichtsfälschung geworden ist, über die alle Fülle chronikalischen, kunsthistorischen, kunstgewerblichen Kleinkrams nicht hinweghilft. Zudem ist die Fabel unzulänglich, nicht genügend durchgearbeitet und ausgefeilt, das Ganze nicht einmal spannend geschrieben. Und so erhebt sich hier weder das Wollen noch das Können zu der Höhe, die man bei einem Manne voraussetzt, der unter den ersten Romanschriftstellern der Gegenwart genannt zu werden pflegt — nicht einmal zu der Höhe, die Herr Ebers in seinen früheren Werken erreicht hat. Das Buch macht den Eindruck — mit Bedauern sprechen wir es aus —, als ob es nicht mehr der „Geist" wäre, der den Verfasser zur Produktion treibt, sondern als ob er andern, irdischeren Mächten verfallen wäre. Diese aber ziehen herab, den Schriftsteller und seine Werke.

Ein Abend bei den musikalischen Meiningern.

ie man im Englischen zwischen „Ich danke — ja" und „Ich danke — nein" unterscheidet, so muß man seit kurzem, wenn man von den Meiningern spricht, vorausschicken, ob man die theatralischen oder die musikalischen Meininger meint. Die Schauspielgesellschaft Sr. Hoheit des Herzogs von Meiningen ist seit Jahren eine Berühmtheit und ein Muster; bald wird es auch die Hofkapelle desselben Fürsten sein.

Als vor ungefähr zwei Jahren Hans von Bülow, eben in Hannover frei geworden, nach Meiningen als „Intendant der Hofkapelle" berufen wurde, da war es leicht vorauszusehen, daß nun die Musikwelt von der lieblichen „Harfenstadt an der Werra" etwas Außerordentliches zu erwarten habe. Es sah dem Herzoge nicht ähnlich, und Herrn von Bülow ebensowenig, daß jene „Intendantur"

Digitized by Google

ein Verwaltungsposten oder gar eine Sinecure sein sollte. In der That: kaum hatte der neue „Intendant“ seine Stellung angetreten, so war auch schon von Meiningen zu hören. Die Hofkapelle führte unter Leitung Bülows eine Reihe von Konzerten aus, in denen lediglich Kompositionen von Beethoven vorgetragen wurden: die Sinfonien alle neun, und um sie herum noch etliche Ouvertüren und Konzertstücke des großen Ludwig. Bülow hatte schon als Pianist seine Programme gern instruktiv im höheren Sinne angelegt und in den Konzerten praktisch Musikgeschichte dozirt. Jetzt übertrug er diese Methode auch aufs Orchester. Sie ist ja nicht seine Spezialerfindung, sondern alt und oft erprobt. Sie erfordert nur leider bei den Konzertvorständen und beim Publikum zuviel Bildung, um die allgemeine oder auch nur häufig gebräuchliche sein zu können. Wer die treffliche Konzertumschau des „Musikalischen Wochenblatts“ verfolgt, wird wissen, daß ab und zu doch einzelne Dirigenten auf „historische Konzerte“ und ähnliche gute Ideen kommen. Nur ist der Unterschied der: bringt ein einfacher Herr Müller, Schmidt oder Schulze die neun Sinfonien von Beethoven, so erfahren und sagen die öffentlichen Blätter nichts davon; Herr von Bülow aber kann sich nicht an einen Fingernagel stoßen, ohne daß unsre Zeitungen darüber Notizen bringen.

Die Beethovenaufführungen lockten manchen Musikfreund nach Meiningen. Zu den Sonntagskonzerten richteten die Bahnen Extrazüge ein, welche von der nächsten Umgegend her fleißig benutzt wurden. Auch Leipziger und Berliner machten sich auf, zu sehen und zu hören. Nun kam aber die Hauptsache. Was sonst nur bei Privatorchestern untergeordneter Natur Sitte war, das that jetzt die Hofkapelle. Sie ging auf Reisen. Im ersten Winter von Bülows Amtirung beschränkten sich diese Ausflüge auf thüringische, fränkische und sächsische Städte, von denen Nürnberg und Halle die künstlerisch und numerisch bedeutendsten waren. In der folgenden Saison aber, der jetzt eben verlaufenden, zogen die musikalischen Meininger ihre Kreise weiter bis in den entlegnen Norden. Sie suchten Hamburg, Bremen und Kiel auf, und sie verweilten an den Hauptsitzen des musikalischen Lebens, in Berlin und Leipzig. Damit ist offen ausgesprochen, daß die Meininger Hofkapelle in der öffentlichen Musikpflege Deutschlands eine besondre Mission übernehmen, daß sie mit ihren Aufführungen etwas bieten will, was andre Orchester entweder durchaus oder zuweilen vermissen lassen.

Diese Mission hat zwei Teile. Der eine, der sich auf die Programme der Konzerte bezieht, wurde schon oben berührt. Wer es versteht, kann durch die bloße Auswahl und Zusammenstellung der Werke das Publikum belehren, heben und erziehen. Und Bülow versteht dies und folgt dem Prinzipe vorurteilslos, selbständig und konsequent. Der andre Teil betrifft die Ausführung der Orchesterkompositionen. Das Ziel, welches die Meininger auf diesem Gebiete sich gestellt haben und welches sie erreichen, ist Klarheit in der Wieder-

Digitized by Google

gabe des musikalischen Gedankengangs. Das Wort bezeichnet eine sehr einfache Forderung, und es erregt vielleicht manchem Leser Befremden, daß in dieser Beziehung jene Meininger Kleinstädter sich etwas Besondres wissen wollen. In Wirklichkeit ist aber die Klarheit bei Orchestervorträgen keine leichte Sache, und berühmte wie unberühmte Orchester bleiben ihr zeitweilig vieles schuldig. Jeder nachdenkende Konzertbesucher kann das aus seiner eignen Erfahrung bestätigen. Spielt er seine Beethovenschen Sinfonien zu Hause am Klavier, so ist ihm alles verständlich; hört er sie im Orchester, so kommt es vor, daß er den Anhalt verliert. Gutmütig läßt er diese Thatsache auf sich beruhen und setzt gelegentlich einem jungen Freunde auseinander, daß es ziemlich schwer sei, einem Orchesterstück genau und ununterbrochen zu folgen. „Das liegt in der Natur der Sache, fügt er hinzu, und das menschliche Ohr muß erst allmählich und mühsam die Fertigkeit erwerben, sich in dem Gebrause und Gewirr der vielen Instrumentenstimmen zurecht zu finden.“ Die Undeutlichkeit liegt aber nicht in der Natur der Sache, sondern ganz wo anders; die Dirigenten selbst sind sich derselben selten bewußt. Die fortwährende Wiederholung derselben Kompositionen hat sie mit sich gebracht. Wohl sollte sich der Vortrag bei jeder neuen Aufführung eines klassischen Werkes verfeinern. Aber in der Regel verfällt er der Gefahr, zu verflachen. Ausführende und Zuhörende kennen das Werk oder glauben es zu kennen. Was sie nicht wirklich hören, ergänzen sie aus Eigenem, und so schleichen sich Mängel ein, die von den Eingepfarrten des betreffenden Musiksprengels gar keiner merkt. Die Herren Rezensenten natürlich ausgenommen!

Moritz Hauptmann giebt in seinen Briefen wiederholt der Verwunderung und dem Unwillen Ausdruck, welche ihm der Anblick des allzu großen Autoritätsglaubens einflößte, der ihm in der deutschen Musikwelt häufig aufstieß. Er ärgert sich über den „dummen Respekt,“ mit welchem seine „Quintenschüler“ jedes seiner Worte entgegennehmen, er ist unzufrieden mit dem allzu klassischen Zuschnitt der Programme in den Leipziger Gewandthauskonzerten, weil dabei die Zuhörer in eine gedankenlose Bewunderung verfielen. Noch viel frappanter aber als in diesen Fällen nimmt sich das blinde Vertrauen des deutschen Musikfreundes dann aus, wenn ein anerkanntes Meisterwerk durch eine wohlakkreditirte Kapelle ausgeführt wird. Da stehen sie nun oben, die Herren Musiker, und spielen den ersten Satz der Eroica, das kühnste Stück, das Beethoven als Sinfoniker hingestellt hat. Es kommt die Hauptstelle, wo ein Kampf greifbar im Orchester wütet, wo sich die streitenden Parteien so im leidenschaftlichsten Ringen und Stürmen erhitzen und verwirren, daß beiden der Atem ausgeht und mitten in der schneidendsten und schärfsten Dissonanz abgebrochen werden muß. Es ist eine fürchterliche Stelle, und beim bloßen Lesen der Partitur wird einem kalt und warm zugleich. Aber dieses um seine „ausgezeichnete Pflege der Klassiker“ weitgepriesene Orchester spielt sie ruhig und gelassen wie ein Abendlied. Wir sind indignirt. Das verehrliche Publikum aber — spendet am Ende

Digitized by Google

des Satzes reichen Beifall. Ein andermal lockt uns die Extraaufführung der berühmten „Neunten" in den Konzertsaal. Die Violinen sind schwach besetzt, der Chor, der den letzten Satz tragen soll, wird von dem Lärm des Bleches verschlungen. Es ist nicht ein „Jubel," den wir hören, nur dann und wann ein Hilferuf. Der Dirigent ist einer jener „gebildeten" geschniegelten Musiker, die alles glätten. Es ist ihm gelungen, in dem grandiosen Tongemälde alle Höhen abzutragen und die Thäler auszufüllen; von Beethoven ist wenig übrig geblieben. Gott sei Dank — endlich ist es vorbei! Das Publikum aber jauchzt. War es doch die neunte Sinfonie von Beethoven, und der Herr Hofkapellmeister hat sie dirigirt. Geht nach Hause, ihr guten Leute — euer Glaube hat euch geholfen!

Schließlich ist man in Deutschland dahin gekommen, die Beethovenschen Sinfonien in Gartenkonzerten zu spielen, und die Dirigenten, welche zu einem solchen Unternehmen die Stirn haben, werden noch wegen ihrer Verdienste um die „Popularisirung" der klassischen Meisterwerke gepriesen, wohl auch dekorirt. O über diese Popularisirung! Man denke sich eine Musik, deren Verständnis vom genauesten Erkennen der subtilsten und intimsten Wendungen abhängig ist, im Freien! Die Barbarei wäre nicht viel größer, wenn man eine Raphaelsche Madonna außen am Hause unter der Dachtraufe aufstellte! Es war weniger unerhört, als vielmehr nur eine Konsequenz von dieser Verwendung als Gartenmusik, wenn der Dirigent einer städtischen Kapelle zu mehreren der Beethovenschen Sinfonien eine Baßposaune hinzuschrieb.

Das sind nur einige wenige Beweise dafür, daß die Pflege unsrer klassischen Meister von seiten der Orchester in Deutschland gar manches zu wünschen übrig läßt. Der Vorwurf schwungloser, geistesarmer und unklarer Ausführung klassischer, namentlich Beethovenscher Orchesterwerke trifft zwar nicht alle Konzertinstitute, aber er drängt sich zuweilen an Stellen auf, wo man es nicht erwarten sollte.

Es ist deshalb jedenfalls erfreulich, wenn sich ein Institut wie die Meininger Hofkapelle aufmacht, um der musikalischen Welt zu zeigen, wie Beethoven klingen soll. In Berlin fand das Auftreten der neuen Meininger einen großen, großen Beifall, der aus mehrfachen Gründen überraschen konnte. Die Berliner sind nicht rasch im Anerkennen; und dann: sollten die Berliner in ihren eignen Mauern nicht gleich gute Orchestervorträge haben, wie sie die Meininger zu bieten vermögen? Nicht durch Joachim, den ersten Meister des Vortrags mit seiner Hochschule; nicht durch — Taubert, der mit der königlichen Hofkapelle, wenn er will, so schön zu spielen weiß, als man sich's nur denken kann? Es ist kein Zweifel, die enthusiastische Bewunderung, welche die Berliner den Vorträgen der Meininger Hofkapelle zollten, beruht zum Teil auf Eindrücken, welche auf Bilse und seine Wiedergabe Beethovenscher Sinfonien zurückzuführen sind.

Als die Meininger Künstler nach Hamburg kamen, führte der Grundsatz „Selbst zu hören ist das Beste" auch den Schreiber dieser Zeilen in den Kon-

Digitized by Google

ventsaal. Nebenbei bemerkt: dieser Saal ist ein vortreffliches Konzertlokal, an dem sich nichts bemängeln läßt als die Wahl der Komponisten, deren Namen die Wände zieren. Wie kommen Marschner und Kreutzer hierher, in eine Reihe mit Bach, und Beethoven und überhaupt unter die Konzertkomponisten? Der Saal ist geräumig, er faßt 2000 Zuhörer; eine Orgel schließt das Orchesterpodium ab, und die Akustik ist vortrefflich. Die Philharmoniker spielen hier mit 19 ersten Violinen; die Meininger brachten deren nur zehn mit, und doch füllte den Saal ein schöner, runder Klang. Auf diesen Umstand können sich die Erbauer des Saales etwas zu Gute thun, aber auch die Meininger Hofkapelle. Wir sagen letzteres ausdrücklich, und zwar deshalb, weil ein Teil der Berliner Kritiker den Leistungen des Meininger Orchesters den Wohlklang mehr oder weniger abgesprochen hat. Seit wann sind die Herren so sehr verwöhnt? Ich habe in Berlin zeitweilig recht unangenehmen Fagottklang gehört, und zwar in den Sinfoniesoireen der königlichen Kapelle. Einzelne Berliner Referenten haben geradezu behauptet, das Verdienst Bülows bestehe darin, daß er mit „diesen untergeordneten Kräften" so „interessante" Aufführungen erziele. Diese Kräfte sind aber keine „untergeordneten." Wer in den Orchesterverhältnissen Deutschlands Bescheid weiß, sucht überhaupt in den Hofkapellen keine untergeordneten Kräfte. In den königlichen und kaiserlichen Kapellen von München, Wien und Berlin sitzen zwar mehr virtuose Solospieler als in Meiningen und Neustrelitz, und unter den dort verwendeten Streichinstrumenten befindet sich eine größere Zahl guter italienischer Exemplare. Aber schlechte Geigen haben die Meininger nicht, und die Mitglieder der Kapelle sind alle technisch und musikalisch wohlgeschulte Spieler. Die Kapelle war schon lange vor Bülow in gutem Stande und ist immer von tüchtigen Kapellmeistern geleitet worden. Sie hat auch unter ihren Konzertmeistern und ihren Bläsern häufig ausgezeichnete Virtuosen aufzählen können. Zur selben Zeit gehörten ihr J. J. Bott, einer der besten Schüler Spohrs, als Dirigent, und das zweite Müllersche Quartett an. Der erste Klarinettist, den sie jetzt besitzt, ist als Orchesterspieler eine Kraft ersten Ranges, und ich möchte mich nicht anheischig machen, nur drei Kollegen von ihm in Deutschland aufzubringen, die sich mit dem Manne messen könnten. Was hat dieser Künstler für einen eigentümlich vibrirenden, rührenden Ton in zarten Kantilenen, und was weiß er wieder dem schmalen Rohre für mächtige, starke Klangsäulen zu erpressen, wenn die Klarinette ein wichtiges, langtöniges Motiv gegen die Wucht des Streichorchesters zu behaupten hat! Durch ganz ausgezeichnete Leistungen sind auch die Meininger Trompeten und Posaunen bemerkbar. Ihnen vor allen kann man nachsagen, was im Grunde von sämmtlichen Meininger Kapellmitgliedern gilt: sie sind den Aufgaben der Orchesterwerke technisch vollkommen gewachsen und führen sie als gute Musiker durch. Dies Lob ist das höchste, das man einer Kapelle zollen kann.

Digitized by Google

Da wir einmal beim Polemisiren sind, so sei gleich noch eines Kuriosums gedacht. Der Redakteur eines neuen Berliner Musikblattes, welches es sich zur Spezialität macht, den bekannten und in seiner gewandten Art ja recht schätzbaren Wiener Feuilletonisten Hanslick zum Ästhetiker und Musikphilosophen aufzublasen, hat es besonders gerügt, daß die Meininger beim Spielen nicht sitzen. Die Meininger mögen ja stehen bleiben! Ob jener gute Mann wohl jemals eine Geige im Arm gehalten hat? Das Sitzen der Orchestermusiker stammt noch aus den gemütlichen Zeiten der Instrumentalmusik, es will sich mit dem großen Ton und den wuchtigen Accenten, welche eine Beethovensche Sinfonie fordert, nicht mehr vertragen. Im Opernbienst ist es noch am Platze, wenn Rossinis „Barbier" und Werke von Donizetti, Bellini, Auber und andern dramatischen Komponisten gegeben werden, welche das Orchester wie eine Guitarre verwenden. Die Wagnerschen Opern würden unsre Herren Violinisten viel lieber stehend spielen, wenn diese nicht vier und fünf Stunden lang dauerten.

Also die Meininger standen im Konzertsaale zu Hamburg. Einzelne standen schon eine halbe Stunde vor dem Beginn des Konzertes da, wahrscheinlich um mit dem Terrain vertraut zu werden. Allmählich hörte man stimmen und präludiren; in Hintergrunde an die Seitenwand der Orgel gelehnt übte der Solocellist der Kapelle noch schnell einige notwendige Passagen, und je näher die Konzertzeit heranrückte, umsomehr wuchs jener vielfarbige, durch Blasen, Zupfen und Streichen hervorgebrachte Lärm, der für die Neger den Hauptreiz an deutschen Orchestern bildet. Mit der militärischen Tyrannei, welche Herr von Bülow nach den mitleidsvollen Andeutungen einiger Berliner Referenten über die Kapelle ausüben soll, stimmt die so gemütliche Unsitte allerdings nicht. Auch nicht der andere Umstand, daß das Konzert nicht präzis mit der Minute begann. Endlich erschien der Intendant, von dem zahlreichen Publikum freundlich bewillkommnet. Er hebt den Stock, und ein Donner rollt mächtig grollend durch das Orchester. Das ist die Coriolanouvertüre. Der Einsatz, der Bogen, den sie führten, bewies, daß die Meininger wußten, was Beethoven mit diesem langen Tone gewollt hat. Und wie vom ersten Takte ab, so blieb es bis zum Ende des Werkes ganz unverkennbar gewiß: dem Vortrage lag ein klares Verständnis des Gedankenganges der Komposition zu Grunde.

Von dem vormaligen Leipziger Paukenschläger Pfundt, von dem Darmstädter Kontrabassisten August Müller, den man sich auf die Musikfeste holte, und von manchen andern weithin renommirten Orchestermusikern sagte man, sie spielten ihre Stimme „wie aus der Partitur." Nun wohl, dies konnte man den Meiningern während der Coriolanouvertüre sammt und sonders nachrühmen. An jedem Pult wirkten Pfundte. Das Werk klang infolge dessen auch wirklich so, wie es ein kundiger Musiker beim Lesen der Partitur innerlich hört. Und das ist gerade bei der Coriolanouvertüre keine so selbstverständliche Sache. Sie enthält zwei Stellen, wo Beethoven — wie ihm dies in seinen spätern Werken sehr häufig

Digitized by Google

begegnet ist — den Holzbläsern mehr zugetraut hat, als sie leisten können. Beide Klarinetten und die erste Oboe — wunderlicherweise pausirt die zweite — sollen ein Motiv des zweiten Themas zwei Takte lang herausbringen an einem Punkte, wo das ganze Streichorchester sich in einem mächtigen Crescendo in ein Fortissimo stürzt. Von selber kommt der Effekt nicht. Entweder man hört die Bläsermelodie nicht, und dann fehlt der eigentliche Inhalt der zwei Takte: die Klage. Oder die Geigen lassen das Crescendo weg, dann fehlt die charakteristische Eigenschaft der Klage, die Erregung, in der sie hier zum Ausdruck kommen soll. Dirigenten von gewöhnlichem Schlage kümmern sich wenig um solche „Kleinigkeiten"; ihnen verschlägt es nichts, wenn das Publikum dann und wann annehmen muß, der Komponist murmele etwas in den Bart, was kein Mensch verstehen kann. Ein ernster Künstler von Verstand setzt aber an solchen Punkten gerade während der Proben ein. Bülow hatte das mit ausgezeichnetem Erfolge gethan und die betreffenden Holzbläser zu einer so ungewöhnlich vollen Tongebung vermocht, daß das Streichorchester sich in der Ausführung des vorgeschriebenen Crescendo kaum etliche Mäßigung aufzulegen nötig hatte.

Im Verlaufe des Konzerts waren noch eine große Anzahl von Beispielen äußerster und von schönster Wirkung belohnter Kraftanstrengung seitens der Holzbläser zu bemerken. So namentlich in dem sogenannten Trauermarsch der Eroica, wo namentlich die beiden Klarinetten ihren Eintritt im Fugato, der bei den Aufführungen, wie man sie im Dutzend zu treffen pflegt, so mit weggespielt zu werden pflegt, zu einem sehr ergreifenden Ausdruck gelangte.

Die Leser haben aus dem bisher Angeführten bereits einen Teil des Programms jenes ersten Konzerts, welches die Meininger in Hamburg gaben, erfahren: die Coriolanouvertüre und die Eroica. Auch die übrigen Nummern waren Beethovensche Kompositionen. Meisterwerke würde man sagen können, wenn sich nicht darunter das Tripelkonzert befunden hätte. Die vierte noch übrige Schöpfung war die Ouvertüre zum Egmont. Mit der Wiedergabe dieser Ouvertüre hat Bülow besonders den Widerspruch eines Teils der Hamburger Musiker erregt. Er hielt nämlich im Allegro das Tempo ein wenig zurück, da wo das Motiv auftritt, welches den Eingang des Werkes, und zwar hier im breitesten, getragensten Zeitmaße, bildet. Daß dieses Thema auch im Allegro nicht lustig gemeint ist, giebt jedermann zu; es erhält aber bei dem flotten Rhythmus leicht diesen falschen Ausdruck, wie man sich in Gartenkonzerten manchmal überzeugen kann. Etwas muß hier durch den Vortrag geschehen, um der Stimmung nachzuhelfen. Ein Weg ist der, daß man den Ton sehr hart und schwer gestoßen geben läßt, ein andrer, der von Bülow gewählte, außerdem auch noch ein wenig im Tempo zurückzuhalten. Wagner hat in seinem Pamphlet „Über das Dirigiren" die Stelle ausführlich besprochen und mit der ihm eignen apodiktischen Bestimmtheit ritenuto als das einzig Richtige bezeichnet. Wer andrer Meinung

Digitized by Google

ist — anathema! Wie gesagt — man kann an dieser Stelle andrer Meinung sein; es führen auch hier mehrere Wege nach Rom. Wie diejenigen Unrecht haben, welche diese eine Art der Wiedergabe für ausschließlich richtig halten, so sind auch die andern zu tadeln, welche diese selbe Art unbedingt verwerfen, deshalb verwerfen, weil sie prinzipiell die Tempomodifikation im Orchestervortrage verwerfen. Ein Teil der letztern Herren thut dies aus Bequemlichkeit und Ängstlichkeit, auch aus Besorgnis vor dem Unfug, welcher gerade im Orchester aus dem Mißbrauche der Tempofreiheit entstehen kann. Hanslick ist diesen Naturen mit einem Bonmot entgegengekommen, indem er meint, die freie Temponahme beim Orchestervortrage erzeuge „musikalische Seekrankheit.“ Das thut sie hier ebensowenig, als wenn sich Joachim ihrer beim Vortrage des Beethovenschen Violinkonzerts bedient. Es kommt darauf an, wie weit diesem Vortragsmittel das Orchester gewachsen ist und ob es der Dirigent innerlich künstlerisch anwendet oder nur äußerlich prahlend wie ungefähr die italienischen Sänger ihre Fermaten und Kadenzen.

Herr von Bülow ist mit den Tempoveränderungen im allgemeinen maßvoll. Es ist immer schlimm, wenn sie beim Zuhören auffallen, und das begab sich bei der Coriolanouvertüre mit dem ritardando vor dem Eintritt des zweiten Themas, in dem ersten Satze der Eroica bei dem Clarinettenthema. Das klang nicht wie gefühlt, sondern wie gemacht. Besser nahm sich die auffällige Tempobeschleunigung im letzten Satze der Sinfonie aus, nach Schluß der Flötenpassage, beim Anfang der G-moll-Episode. Wer noch in Ausstellungen fortfahren wollte, würde diese bei dem Vortrage des zweiten Themas der Coriolanouvertüre anbringen können. Dieses klang etwas kühl galant, während es doch von innigster Natur ist und sich auch so ganz einfach darstellen läßt, wenn das erste Viertel in den Melodieinstrumenten etwas breiter gespielt wird. Herr von Bülow hat sich schon als Klavierspieler durch Wärme des Gefühls nie hervorgethan. Auch seine Individualität hat ihre sterbliche Seite. Aber er hat der Kunst mit dem, was er besitzt, große Dienste geleistet, und wenn er die Vorzüge seiner Musikbehandlung jetzt prinzipiell dem allgemeinen Interesse des Orchestervortrags will zu Gute kommen lassen, so können wir uns nur alle dazu gratuliren. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments und die Schärfe seines Verstandes sind wirklich ungewöhnlich. Er übersieht nichts in der Partitur, und von den Fäden des Instrumentengewebes entgeht ihm keiner, sei er noch so versteckt. Man sollte doch meinen, in Beethovenschen Partituren sei nichts Neues mehr zu entdecken. Wie aber seinerzeit Mendelssohn die Leipziger Musiker, welche die neunte Sinfonie schon so häufig gehört hatten, mit einem Spaß überraschte, welchen Beethoven der Baßposaune zugedacht und welchen bis dahin niemand im Gewandhause gemerkt hatte, so machte uns Bülow auf eine artige Kleinigkeit im Tripelkonzert aufmerksam. Das ist die liegende Hornstimme in dem langsamen Satze, die bis jetzt wohl niemand außer Bülow so scharf hervor-

Digitized by Google

tretend hat spielen lassen. So erst präsentirt sie sich als das, was sie ist: eine geniale Caprice des Sinfonienmeisters.

Überhaupt macht Bülow aus diesem Tripelkonzert, was sich nur daraus machen läßt. Es ist das ungeratene Kind eines großen Mannes, und ist es schon als solches eine nicht uninteressante Erscheinung, so begegnet man ihm um so lieber einmal, je seltener es auf den deutschen Konzertzetteln auftritt. Auch ist der Versuch, die drei gegenwärtig noch einzig konzertfähigen Instrumente: Klavier, Violine und Cello in einem Werke zu verbinden, meines Wissens vor und nach Beethoven nicht gemacht worden. Dennoch hat es etwas Trauriges, eine sonst titanische Kraft sich hier fruchtlos so abmühen zu sehen, wie dies in den meisten Solo- und Konzertstellen des Werkes der Fall ist. Da war denn die fröhliche Frische, der kräftige und flotte Zug, mit welchem Herr von Bülow die Tutti einsetzen und durchspielen ließ, von doppelt vollendeter Wirkung. Wie er aber an keinem interessanten Plätzchen gleichgiltig vorbeiging, welches sich in der Orchesterpartie findet, so schien sich sein belebender Einfluß auch auf die Ausführung der Solopartien zu erstrecken. Die wenigen wirklich musikalischen Reize, die sie hat, wurden durch den Vortrag so deutlich gezeigt als es möglich ist, namentlich die zarten, zierlichen, kosenden Stellen suchte das eine Instrument immer noch einschmeichelnder wiederzugeben als die andern. Unter den drei Soloinstrumenten spielt das Cello die undankbarste Rolle; es hat sich mit nichtsnutzigen Figuren abzuquälen, die noch dazu sehr schwierig liegen. Wir wollen es daher Herrn Hilpert nicht im geringsten zum Vorwurf machen, daß ihm dieselben nicht immer absolut rein gelangen. Herr Hilpert, der durch seine langjährige Mitwirkung im Florentinerquartett in der Kunstwelt einen sehr geachteten Namen erworben hat, gehört jetzt seit Jahren der herzoglichen Hofkapelle als ständiges Mitglied an und macht sich auch um den Chorgesang in Meiningen verdient. Der Konzertmeister Herr Fleischhauer spielte die Solovioline des Konzertes sehr lobenswert, und ein junger Engländer Namens Hatton, der bereits den Titel eines „Hofpianisten" trägt, führte die Pianofortepartie korrekt und elegant.

Auch in den im verflossenen Winter zu Meiningen selbst abgehaltenen Beethovenkonzerten wechselten die Orchestervorträge mit Sololeistungen ab. Es ist dies eine notwendige Einrichtung, und man kann sie sich doppelt gern gefallen lassen, wenn man dabei auf so seltene Gäste stößt wie das Tripelkonzert. Gleichwohl haben diese Solistenvorträge nur die Bedeutung von Zwischengerichten; der Schwerpunkt der von den Meiningern veranstalteten Konzerte liegt in der Wiedergabe von reinen Orchesterkompositionen. Leisten die Meininger hierin auch nichts außerordentliches in dem Sinne, daß andre Kapellen dasselbe nicht auch leisten könnten, so ist das ganze Unternehmen der Meininger doch immer von großer Wichtigkeit deshalb, weil eben jene andern, wie schon oben ausgeführt wurde, nicht immer das leisten, was sie könnten. Den großen Kunstverstand, durch welchen Herr von Bülow sich auszeichnet, besitzen außer ihm noch viele

Digitized by Google

andre Musiker, und es giebt manche Dirigenten, die ihn an eigentlichem Genie noch übertreffen. Aber was die Meininger voraushaben vor den meisten deutschen Kapellen, das ist ihre Methode zu studiren und der Fleiß, der ihnen zum Gesetz gemacht ist. Ohne diese gemeine Eigenschaft geht es einmal nicht ab, und wenn es ein Orchester gäbe, dessen Mitglieder jeder einzelne auf seinem Instrument ein Virtuos ersten Ranges wäre und zugleich ein Komponist, in großen Formen bewährt: ohne zu studiren, brächte auch dieses Orchester keine Beethovensche Sinfonie klar heraus und einzelne neuere Werke erst recht nicht. Man erzählt, daß das Philharmonische Orchester in Wien zu der D-dur-Sinfonie von Brahms acht Proben gehalten habe. Und doch ist dieses Philharmonische eins der ersten Orchester der Welt, und sein Dirigent, Hans Richter, einer der fertigsten und gewandtesten Kapellmeister. Wie viele andre weit geringere Kapellen glauben aber mit zwei Proben, wohl gar einer, für so ein Werk genug gethan zu haben! Bleibt dann im Konzert beim Publikum der Eindruck aus, so heißt es, die Komposition sei schuld, und die ganze Kunst wird verpfuscht. Bei den Meiningern dagegen wird grundsätzlich nicht bloß gruppenweise probirt, wie das gewissenhafte Dirigenten häufig vornehmen, sondern selbst die einzelnen Instrumente werden nötigenfalls einzeln durchgenommen, so daß keinem Spieler etwas aus seiner Partie entgehen kann, was für das Ganze wichtig ist, und daß jeder von seiner Stimme aus zugleich das Ganze ins Auge fassen kann. Daher die Klarheit. Bülow hatte ganz Recht, wenn er in einem Briefe schrieb, die Methode, nach der er einstudire, sei dieselbe, welche sich schon bei dem herzoglichen Schauspiele bewährt habe. Wenn er hinzufügte, sie sei neu, so hätte dies richtiger lauten sollen, sie sei nicht die allgemeine. Daß sie dies aber werde, dazu, hoffen wir, sollen die Kunstreisen der „musikalischen Meininger“ etwas beitragen. Versäume niemand, der Gelegenheit dazu hat, dieses Musterensemble zu hören!

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Aber die Verhandlung zeigte sich schwierig. Der Bankier war mit materiellen Vorteilen allein nicht zufrieden, obwohl er berechnete, daß das Konsortium etwa zweihundert Millionen Mark an der Anleihe verdienen würde, von denen ein Viertel auf den Lovendalschen Anteil kommen mußte, sondern er mischte politische Momente hinein, welche dem Fürsten nicht gefielen. Er bestand darauf, die russische Regierung sollte einen Druck auf das Fürstentum Rumänien ausüben, um den Verfolgungen der Juden in jenem Lande ein Ende zu machen.

Während in dem ganzen zivilisirten Europa, sagte er, eine Toleranz herrscht, welche die beste Bürgschaft für den guten Verlauf der Geschäfte ist, führt dort im Winkel eine ungebildete, rohe Bevölkerung offenen Krieg gegen harmlose, friedfertige Bürger, bloß weil sie haben einen andern Glauben, und sie verübt ohne Scheu die schrecklichsten Greuel. Das kann zu einem bedenklichen Konflikt führen und die friedliche Lage bedrohen. Die Regierungen von Deutschland, Frankreich und England haben sich bis jetzt geweigert, die Selbständigkeit Rumäniens anzuerkennen, bloß aus diesem Grunde. Rußland kann nicht seinen Kredit behaupten, wenn es duldet, daß unter seinen Kanonen solche Greuel geschehen und wenn sogar in Rußland selbst ungerechte Maßregeln gegen die Israeliten genommen werden.

Der Fürst schloß seine großen Augen zur Hälfte, gleich als wollte er das Fenster schließen, durch welches man seine Gedanken hätte sehen können, und sagte: Verzeihen Sie, lieber Baron, aber Sie sind in diesem Falle nicht gut berichtet. Die Bevölkerung Rumäniens erwehrt sich nur mit Mühe der Juden, welche gleich Heuschrecken über das Land herfallen. Diese schlauen Händler bringen alles Land dort unten an sich, und die Kammer sucht vergeblich nach Gesetzen gegen sie, weil die fremden Residenten hinderlich sind.

Digitized by Google

In diesem Augenblicke meldete ein Diener Seine Excellenz Herrn Finanzminister Müller.

Der Botschafter erhob sich.

Sie haben wichtige Geschäfte, sagte er. Überlegen Sie meine Vorschläge.

O, bitte, Excellenz, sagte der Baron, ihn am Arme festhaltend, es ist nur unser Finanzminister. Excellenz haben ja noch nicht einmal ausgetrunken. — Führen Sie Seine Excellenz herein, fügte er hinzu, sich zu dem Diener wendend.

Ein rosig blühender, lächelnder Herr zeigte sich in der Thür und ward vom Bankier aufs freundschaftlichste begrüßt.

Es ist mir eine ganz besondre Freude, mein lieber alter Lovendal, sagte er, mit meinem herzlichen Glückwunsch zugleich den Seiner Majestät zu vereinigen, welche Ihnen durch mich den Titel „Geheimer Kommerzienrat" übersendet und außerdem in Anerkennung Ihrer großen Verdienste dieses äußere Zeichen allerhöchster Anerkennung.

Mit diesen Worten übergab er dem Bankier ein Pergament und schlang ihm ein breites seidenes Band mit glänzendem Stern um den Hals.

Und wie ich glaube, fügte der Minister hinzu, wird diese Auszeichnung nicht allein neben dem hohen russischen Orden bleiben, denn, wie mir schien, folgte der Wagen des portugiesischen Gesandten dem meinigen.

Friedrich, rief der Bankier einem der Diener zu, sagen Sie dem Kammerdiener, er soll mir meine Orden bringen, die große Garnitur.

Wenn das doch meine Rebekka noch erlebt hätte, dachte er, vor eine riesige silberne polirte Platte auf dem Büffet tretend und sich lächelnd darin spiegelnd, indem er in seinem Witwertum der Illusion nachgab, es könne einen Gegenstand geben, über welchen seine Ehehälfte, wenn sie noch lebte, mit ihm derselben Meinung sein würde.

Danke, mein guter Müller, danke.

Er schüttelte dem Minister die Hand. — Und auch den Ausdruck meiner Anerkennung für Ihre ausgezeichnete Rede in der gestrigen Sitzung. Das war nun einmal so ganz mir aus der Seele gesprochen! Ob nur die Leute es nicht endlich satt bekommen werden, die Regierung zu tadeln und eine andre Wirtschaftspolitik zu verlangen! Aber Unzufriedene giebt es ja freilich immer. Alle die trägen und ungeschickten Leute, die es zu nichts gebracht haben, geben dem System die Schuld anstatt sich selber. Aber mir ist nicht bange. So lange Männer wie unser Müller und der wackere Schulze an der Spitze der Verwaltung sind, so lange werden die Geschäfte gut gehen. Sind unsre Finanzen nicht blühend?

Der Herr Finanzminister wenigstens sieht sehr blühend aus, sagte der Fürst Tschitschaschew lächelnd.

Dabei fällt mir eine kleine Geschichte vom Herrn Finanzminister ein, sagte der Bankier. Seine Excellenz fuhren vom Diner bei mir nach Hause, und

Digitized by Google

das Diner war dieses Mal, wie ich selbst gestehen muß, ziemlich gut gewesen . . . .

Ihre Diners sind immer ziemlich gut, unterbrach ihn der Minister lachend. Ich muß gestehen, daß ich an jenem Abend, den Sie meinen, des Guten so viel gethan hatte, daß ich nicht ganz ohne Befürchtung eines Schlaganfalls war. Das rote Rebhuhn-Ragout hatte es mir angethan.

Nun gut. Seine Excellenz fuhren also unter nachsichtiger Anerkennung der Leistungen meines Kochs nach Hause, als an Kranzlers Ecke eine momentane Stockung im Verkehr den Wagen zum Halten nötigt. Da tritt so ein ärmlich Kerlchen an den Schlag und bittet um ein Almosen, indem es sagt: Ich vergehe vor Hunger. Und darüber beklagst du dich noch, Bursche? erwiedern Seine Excellenz ächzend, ich möchte wohl an deiner Stelle sein.

Seine Excellenz Graf von Torres Novas, Minister von Portugal, meldete der Diener.

Der portugiesische Gesandte brachte auch von seinem Monarchen ein sichtbares Zeichen der Anerkennung für den großen Finanzmann, dessen Name auf allen Handelsplätzen der Erde von gutem Klang war, und ihm folgte eine lange Reihe von Würdenträgern des Inlandes und des Auslandes. Ein glänzender Wagen nach dem andern rollte in die säulengetragene Vorhalle der prächtigen Villa, und eine wogende Menge vornehmer und reicher Herren und Damen strömte ab und zu in dem Empfangssaal und dem schön bemalten Arbeitszimmer des Bankiers.

Er selbst, mit allen seinen Orden geschmückt, die sich heute so glänzend vermehrten, watschelte hin und wider, hier die Hand drückend, dort ein witziges Wort und dort ein gnädiges Kopfnicken den Gratulanten zuwendend.

Aber seine Seele war in der Küche.

Er hatte auf heute Mittag — und der Mittag fing bei ihm um 6 Uhr Abends an — ein Diner bestellt, zu welchem er fünfzig Personen eingeladen hatte, darunter wohl ein Dutzend älterer Herren, welche für die feinsten Zungen der Stadt galten. Unter diesen Herren war ein großer Arzt, der sich durch ein gelehrtes Werk über Magenleiden berühmt gemacht und viel zur Verbreitung einer von ihm erfundenen neuen Mayonnaisen-Sauce gethan hatte, ferner ein Prälat und Kammerherr des Degens und der Kappe Seiner Heiligkeit des Papstes, welcher das Geheimnis eines Salats von Eiweiß mit Lucca-Öl von Rom nach Berlin gebracht hatte, ferner der Reichstagsabgeordnete Irrwisch, sein angeheirateter Verwandter, mit welchem er in beständiger Fehde über den Zeitpunkt der Vollkommenheit einer gebratenen Rindslende lag, der Prinz von Parolignac, sowie andre weise und gediegene Männer, die zu der Einsicht gekommen waren, daß auf dieser schwankenden und wechselnden Welt alles eitel sei, nur nicht das, was man ißt und trinkt.

Digitized by Google

Diese Männer würdig zu bewirten, war dem braven alten Herrn eine Ehrensache, und er hatte lange Stunden mit seinem Küchenoberhaupt den Speisezettel beraten und wieder durchberaten, und einige Überraschungen auch für die verwöhntesten Gaumen sorgfältig vorbereitet. Dazu gehörte unter anderm ein Gericht Bärentatzen, welches er sich aus Petersburg hatte kommen lassen. Die Tatzen sollten im Felle in der Erde zwischen heißen Steinen, ohne irgendwelche Zuthat, gebraten werden, und der Bankier war gespannt, welchen Eindruck sie auf den päpstlichen Kammerherrn machen würden, der einmal behauptet hatte, Bärentatzen seien das feinste, und es sei Schade, daß man sie nur in Rußland fände. Die Sorge des Wirtes war nun, ob dies Gericht, welches der Koch noch niemals gemacht hatte, sowie einige andre Finessen, wohl gelingen würden. Aber noch ein andres quälte ihn. Es kam ihm vor, während er inmitten der Gratulanten stand, als dränge ein Geruch von der Küche her in den Saal. Das war nun eine Sache, die, so unbedeutend und unwichtig sie auch erscheinen mag, doch den alten Freiherrn von Lovendal aufs höchste erregte.

Die Vorstellung, er rieche das Essen von der Küche her, war bei ihm zu einer fixen Idee geworden. Er hatte darüber schon weit mehr Ärger und Aufregung, Verdruß und Zorn gehabt, als über den Verlust von Millionen. In der That und Wahrheit roch man heute im Saal nicht das mindeste von Essen, und die Küche lag viel zu weit entfernt, als daß es möglich gewesen wäre, aber der Freiherr bildete sichs ein und war unglücklich. Er war kein Mann, den die Phantasie beherrschte, sondern in den Gebieten der Realität seßhaft, aber dennoch hatte die Phantasie, welche den sterblichen Bewohnern der Erde so viele neckische Streiche spielt, auch über sein Gemüt wenigstens eine kleine Macht. Er erinnerte sich, daß der Koch, ein Provençale, hartnäckig an der Manier festhielt, gewissen Fleischspeisen ein Parfum starkriechender Zwiebelgewächse zu geben, indem er trotz aller Einwendungen behauptete, es ginge nicht anders, und nun klammerten sich des Barons Vorstellungen an das Bild dieses Mannes, wie er mit ungehorsamer und frevelhafter Hand derartige verbotene Würzen handhabte.

Er wandte sich zu seinem Sohne und flüsterte ihm ins Ohr: Riechst du nichts, Amadeus?

Der junge Freiherr zuckte die Achseln. Er kannte diese kleine Schwäche seines Vaters.

Ich bitte dich, Papa, beruhige dich, die Küche ist doch eine halbe Meile entfernt.

Und ich rieche es doch, sagte der Alte.

So ein tüchtiger Originalgeruch dringt gar sehr durch, dachte er voll Mißtrauen und ging auf Herrn Bankdirektor Irrwisch zu, dessen imposante Gestalt und wohlwollendes Antlitz jetzt in der Thür erschienen.

Schon gut, schon gut, lieber Irrwisch, entgegnete er auf die Segenswünsche des Staats- und Finanzmannes, sagen Sie mir doch ganz ehrlich und offen-

Digitized by Google

herzig und ganz ohne Kompromiß, wenn Sie das als Parlamentarier über sich gewinnen können: Riecht es hier nach der Küche oder nicht?

Er zog Herrn Irrwisch bei dieser Frage abseits und kümmerte sich gar nicht um seine Nichte Rahel, welche in Demut und Freude über den Anblick und das Freudenfest des reichen Onkels fast ganz zerflossen dastand. Auch um Sylvia kümmerte er sich nicht, welche elegant, ruhig und freundlich hinter der Mutter stand, um ihren Glückwunsch abzustatten.

Der kluge Reichstagsabgeordnete, so vom alten Bankier gefragt, glaubte, daß es dem reichen Manne nicht schaden könne, wenn er am heutigen Tage, wo ihm so viel angenehmes wiederfuhr, auch etwas geärgert würde. Er sah mit Neid auf die prachtvollen Orden des Alten und dachte in seinem Innern, es sei ein Skandal, daß alte Geldjuden so bepflastert würden, während würdigere Männer leer ausgingen. Zugleich überlegte er, daß der Bankier einigemale davon gesprochen hatte, sich ein neues Haus in der Stadt bauen zu lassen, weil ihm die Villa zu entfernt liege, und er wollte die Gelegenheit nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, den Bräutigam seiner Tochter, da ihn Sylvia nun doch einmal thörichter Weise liebte, als geschickten Architekten zu empfehlen.

Wenn ich ganz offen reden soll, sagte er deshalb, so muß ich allerdings gestehen, daß ich soeben an ein Lieblingsessen von mir erinnert werde, welches ich erst in Pau in seiner ganzen Feinheit kennen lernte — nämlich . . . .

Schon gut, unterbrach ihn der Bankier, ich . . . .

Erlauben Sie, fuhr Irrwisch fort, den alten Herrn an einem Komthurorden festhaltend, es wird Sie interessiren. Ein alter französischer Offizier zeigte mir die wahre Zubereitung des Endivien-Salates. Wesentlich ist dabei, wie Sie wissen, der chapon, aber . . . .

Er hielt inne, denn der Bankier ballte wüthend die Fäuste, und sein Gesicht rötete sich um einen tieferen Ton.

Mir scheint, die Anlage des Hauses ist nicht ganz praktisch, fuhr Irrwisch achselzuckend fort. Die Küche ist offenbar so gelegen, daß die natürliche Windrichtung den Geruch von dort in die Zimmer treibt. Die Architekten legen noch immer nicht genug Wert auf solche Dinge, welche sie für nebensächlich halten. Sie denken, wenn die Küche nur weit entfernt liege, sei es gut. Aber damit ist es nicht abgethan, sondern es müssen wissenschaftliche Untersuchungen der durch die atmosphärische Situation gegebenen Bedingungen vorhergehen. Ich habe das von meinem zukünftigen Schwiegersohn gelernt, einem eminenten jungen Mann, der die gediegenste wissenschaftliche Bildung mit dem genialsten Blick verbindet.

Schicken Sie ihn doch einmal zu mir, sagte der Freiherr, ich will ihn darüber sprechen.

Damit wandte er sich endlich den Damen Irrwisch zu und nahm mit säuerlichem Lächeln ihre Glückwünsche an. Er wünschte sehnlich, die Besuche möchten

Digitized by Google

ein Ende nehmen. Sie ermüdeten ihn, und er hatte Gedanken, die ihn störten. Besonders sehnte er sich darnach, von seinem Sohne das Ende der angefangenen Geschichte zu vernehmen. Obwohl er den Tod der Familie auf Cuba schon früher erfahren hatte, beschäftigte ihn das traurige Ende der nächsten Verwandten lebhaft und schmerzlich, als er jetzt die Umstände erfuhr, unter welchen die Katastrophe stattgefunden hatte, und er war in hohem Maße gespannt, über seine Nichte etwas zu erfahren.

Diese Gedanken überfielen ihn wieder mit voller Gewalt, sobald er die Küchenangelegenheit erledigt hatte. Er kürzte die Gespräche mit den Gratulirenden nach Möglichkeit ab, schickte endlich eine Schaar von Damen und Herren, welche keinen andern Grund als den der Verwandtschaft zum Gratuliren hatten, fort und zog sich in ein entlegenes Zimmer zurück. Dann schickte er einen Diener aus, um den jungen Freiherrn zu holen, welchen er seit einer Stunde schon nicht mehr gesehen hatte.

Aber zu seiner Verwunderung mußte er hören, daß Herr Baron Amadeus ausgefahren sei.

Verdrießlich stieß der alte Freiherr einen Haufen von Depeschen und Briefen zurück, welche zur Feier seines Geburtstages eingelaufen waren, und nahm die Kursberichte aus London zur Hand, um doch etwas Solides vor sich zu haben.

Elftes Kapitel.

Auf fremder Erde.

Ich habe den bunten Faden gesponnen, mit welchem ich dachte, unsre Geschicke zusammengeknüpft zu haben;
Ich habe den gefüllten Becher ausgeschüttet, welcher mit dem Tschang-pu-Blatte gewürzt war und mit dem ich gehofft hatte, dir Bescheid zu thun;
Ich sitze an dem Strome unsrer gegenseitigen Zuneigung, aber ich sehe die nicht, welche die Wonne meiner Augen ist, denn sie wohnt in einer fernen Wolke.

Die Freuden und Sorgen des Vormittags, das Gespräch mit so viel verschiedenen Menschen hatten den alten Mann müde gemacht, und ehe er noch vollständig die Berichte über die letzten Vorgänge an den Börsen von London und Paris mit einander verglichen hatte, sank sein Haupt auf die mit Gold, mit emaillirten wilden Tieren und mit starrer Seide geschmückte Brust herab, und seine Augen schlossen sich. Die gegenwärtigen Dinge verschwammen allmählich mit phantastischen Vorstellungen. Er fühlte sich gleich einem kleinen Kinde am Gängelbande geführt, und dies Gängelband war von gewässerter Seide. Er bemühte sich vergebens, zu entdecken, von welchem Orden es das Band war, da es ihm

Digitized by Google

bald blau, bald rot, bald gelb vorkam und er dazu die Erklärungen der Ordensbücher chaotisch mit der Lehre Goethes vermischte, daß die Farben keine Lichterscheinungen, sondern nur verschiedene Arten von Schatten seien, das Licht selbst aber weiß. Er hatte nämlich vor kurzem einen bedeutenden Gelehrten über Goethes Farbenlehre sprechen hören. Der Gelehrte hatte dieselbe als wissenschaftlich überwunden belächelt, aber so wie im Gedächtnis des alten Freiherrn von den im Reichstage gehaltenen Reden nur die des Fürsten Bismarck zurückzubleiben pflegten, so war darin auch von der Farbentheorie nichts hängen geblieben als der Goethesche Gedanke. Er quälte sich nun im Traume mit dem Gedanken ab, ob er wohl, von dem Ordensbande allein gehalten, das große Meer werde passiren können. Und es kam eine große Welle, und er war voll entsetzlicher Angst des Ertrinkens, da packte ihn eine Faust, und er sah sich in einem von hohen Mauern umgebenen Hofe am Boden liegen, über sich die weißen Zähne und das blinkende Messer eines schwarzen Mannes.

Das sind ärgerliche Sachen, dachte der Alte, im Traum selbst an dessen Wirklichkeit nicht recht glaubend, gewiß, wenn ich dem Nigger einen Spiegel, ein Taschenmesser oder ein Korallenhalsband geben könnte, ließe er mich los.

Aber er konnte seine Arme nicht emporbringen und bemerkte nun mit steigendem Angstgefühl, daß der Hof sich mit schwarzen Gestalten füllte, zwischen denen sein Bruder und dessen ganze Familie sich bewegten, ohne ihre kalten, starren Gesichter ihm, dem am Boden liegenden, zuzuwenden, während er selbst sich wunderte, daß er wußte, diese ihm unbekannten kleinen Geschöpfe seien seines Bruders Kinder. In diesem Augenblicke ward der Druck der schwarzen Faust auf seiner Schulter immer fühlbarer und so beängstigend, daß er erwachte.

Er atmete tief und sah seinen Sohn vor sich stehen, der, um ihn zu wecken, die Hand auf seine Schulter gelegt hatte.

O, Amadeus, meine Seele ist betrübt um meinen Bruder Benjamin, sagte der Alte, noch halb im Schlaf befangen.

Die Augen des Sohnes leuchteten in einem düstern Feuer, aber er schwieg.

Sage mir, Amadeus, was du noch weißt von meines Bruders Kind. Ich will mich seiner annehmen und sein Vater sein.

Das fehlte noch, entgegnete der Sohn. Ich dächte, wir hätten schon genug widerwärtige Verwandtenbagage auf dem Halse.

Amadeus, wie redest du! rief der Alte erschreckt.

Diese Sängerin kann uns keine Ehre bringen, fuhr jener fort. Wer weiß, was das saubere Stück schon für Fahrten vollführt hat, seit es als Kind von Cuba geflüchtet und in aller Welt herumgekommen ist. Schon die Halsbandgeschichte allein würde genügen, uns für immer lächerlich zu machen, wenn wir diese nette Cousine anerkennen wollten. Wir müssen so schon alles aufbieten, die Geschichte zu ersticken, damit nicht gegen unsern Willen die Abkunft dieser Cubanerin öffentlich wird. Ich habe vorläufig an alle Blätter, die von uns

Digitized by Google

abhängen, die Weisung ergehen lassen, nichts von dem Skandal mitzuteilen, falls die Reporter ihn bringen sollten.

Amadeus, du bist gescheidt, du bist zu gescheidt, sagte der Alte. Aber bedenke: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Soll ich meines Bruders Samen verleugnen?

Ich bitte dich, Vater, sprich doch nicht so antediluvianisch. Man ist doch jetzt wirklich zu aufgeklärt, um solche Gründe anzuführen. Die Gebote der Klugheit sind das, was man in früheren Zeiten göttliche Gesetze nannte. Es kommt ja in manchen Fällen auf dasselbe heraus, aber ich höre es ungern, wenn du so ungebildet sprichst.

Aber, Amadeus, sollen wir uns denn in der allernächsten Verwandtschaft nicht einander unterstützen und zusammenhalten? Unser Volk ist über alle Länder zerstreut, und es ist nötig, daß wir alle zusammenhalten und alle für einen und einer für alle einstehen, wenn wir uns nicht wollen unterdrücken lassen von den Gojim. Und nun gar in unsrer eignen Familie, wo es sich handelt um Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, sollen wir da nicht umsomehr eng zusammenstehen?

Wenn es nützt, sonst nicht. Es nützt der Chepa nicht, und uns auch nicht, wenn wir sie als Cousine begrüßen. Sie ist eine der ersten Sängerinnen und macht ein brillantes Geschäft, sie hat uns gar nicht nötig. Wir aber gehören zur Aristokratie, und für uns ist die Verwandtschaft mit einer spanischen Sängerin, die wegen eines gestohlenen Halsbandes verklagt wird, in hohem Grade kompromittirend. Wenn wir unsre vornehmen Verbindungen aufgeben wollen, um zärtliche Verwandte zu sein gegen diese ganze Rotte Korah — wozu in aller Welt Gottes habe ich mir dann die Mühe gegeben, mich taufen zu lassen?

Amadeus, Amadeus, du bist gescheidt, du bist zu gescheidt, aber laß dich nicht vom Hochmut verführen. Wir sind nicht reich geworden durch Hochmut. Es gefällt mir nicht, daß du zu den vornehmen Leuten gehst und mit ihnen auf wilden Pferden reitest und mit ihnen in den Klubs Hazardspiele spielst und sitzest vorn in der Oper und klatschest zuerst und siehst dich um, ob die andern auch klatschen. Das ist kein Geschäft, bei dem zu verdienen ist, das ist ein Geschäft, das dir nur eintragen kann Neid und Streit mit den übermütigen Offizieren, die nichts darnach fragen, ob sie sich im Duell schießen. Du bist mein einziger Sohn und mein einziges Kind. Laß du die vornehmen Leute zu dir kommen. Du kannst es. Sie kommen auch zu mir. Sie haben uns nötig. Wir haben sie nicht nötig. Sie müssen uns schon kommen. Bin ich gegangen und habe mir geholt die Orden? Man hat sie mir gebracht. Bin ich gegangen und habe gebeten den stolzen Grafen von Hüningen, mir zu geben seine schöne Tochter Hyazinth zur Schwieger oder hat er sie gebracht auf dem Präsentirteller, weil er merkte, daß du das Mädchen liebtest?

Digitized by Google

Der junge Freiherr zuckte zusammen, der Ausdruck seines hübschen Gesichts ward noch finsterer, und er ging aufgeregt auf und ab in dem Gemach.

Das ist es ja eben, stieß er heftig hervor, indem er dabei lebhaft mit den Händen den Ausdruck seiner Worte begleitete, das ist es ja eben, was mich ärgert. O, Vater, was haben wir denn von dem vielen Gelde, wenn wir es der Aristokratie nicht gleichthun in der Hauptsache, in dem was sie erst zur Aristokratie macht, nämlich in der vornehmen Auffassung des Lebens? Ich kann es nicht ertragen, daß man uns als Parvenüs betrachtet, ich will diesen stolzen Prinzen, Grafen und Baronen zeigen, daß ich gerade so gut bin wie sie, daß ich eben so gut wie sie in vornehme Zirkel hinein gehöre, daß ich von der Kunst eben so viel verstehe wie sie, daß ich in allen ritterlichen Übungen gerade so gewandt bin wie sie. Ich bin es, das ist die Wahrheit, ich gehöre nach meiner ganzen natürlichen Anlage, nach allen meinen Neigungen zu den Aristokraten, ich habe stets mit Vorliebe gefochten, getanzt, geritten und mich für Musik, Malerei und Bildhauerkunst interessirt. Ich bin Aristokrat.

Du hast Recht, Amadeus, sagte der Alte, du hast ganz Recht. Du bist ein Kavalier, Amadeus. Wir sind Freiherrn, Amadeus, aber ich glaube auch nicht, daß irgend jemand wagen wird, uns über die Achsel anzusehen.

O, nein, das sage ich auch nicht. Das würde ich auch niemand raten. Aber es ist da noch ein gewisses feines Etwas, was sich nicht definiren läßt, und was doch da ist. Ich merke das besonders, wenn ich an die Gesellschaft denke, mit der ich im Hause des Sir Moses Montefiore zusammenkam. Ich habe dort niemals einen Schatten zwischen den Engländern und uns bemerkt, und doch, wie feine Leute verkehrten bei Sir Moses!

Sir Moses Montefiore ist ein portugiesischer Jude, sagte der Alte mit einem Ausdruck der Verehrung.

Und wir sind polnische, entgegnete der Sohn bitter, nicht wahr? Das wolltest du sagen? Aber ich behaupte, wir sind überhaupt keine Juden, und es ist niederträchtig, es ist über alle Begriffe niedrig und gemein, daß es überhaupt noch Juden und Christen und Mohammedaner geben soll, anstatt daß man im Menschen den Menschen sieht und ihn taxirt nach dem, was er ist, was er kann, nach seinem eigentlichen innern, ethischen Wert.

Und was er hat, Amadeus, vergiß das nicht, mein Sohn! Was er hat, Amadeus, das bedenke! Amadeus, du bist gescheidt und du bist ein Kavalier, aber du bedenkst nicht, was das wichtigste ist. Siehst du, Amadeus, alles, was der Herr den Erzvätern verheißen hat, liegt beschlossen in dem einen Dinge: Geld. Sagst du „Geld," so sagst du alles. Siehst du, Amadeus, Häuser und Äcker und Gärten und Parks und schöne Wagen und Pferde und Sänger und Tänzer und Sängerinnen und Tänzerinnen und Statuen und Gemälde und Titel, Orden, Ehren, Einfluß in der Politik, schöne, vornehme Frauen wie Hyazinth Comtesse von Hüningen, das alles und noch viel mehr, alles was die Welt

Digitized by Google

bietet, ist alles eingeschlossen in dem einen Worte „Geld.“ Und wenn ich, wie ich heiße, Simon Freiherr von Lovendal, die Feder nehme und schreibe auf dies Stückchen Papier meinen Namen und eine Zahl mit sechs Nullen, so kann ich das alles, die Schlösser und die Parks und die Vollblutpferde und die Damen und die Minister mit meiner Hand zudecken.

Der junge Freiherr warf sich auf das Sopha, faltete die Hände unter dem Hinterkopfe, biß die Zähne zusammen und blickte stumm an die aus Eichenholz, Silberpappel, Ahorn und Ebenholz zusammengefügte und schön geschnitzte Decke. Er war sehr unglücklich. Er kam von seiner Braut und hatte von diesem Besuche eine sehr unruhige Stimmung heimgebracht. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die griechischen Inschriften. Zwei Aufsätze von Charles Thomas Newton, Kustos der griechischen und römischen Altertümer des Britischen Museums. Autorisirte Übersetzung von J. Imelmann. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1881.

Newton, der berühmte englische Gelehrte, dem die Archäologie und Epigraphik für Zuführung mannichfaltigen neuen und wichtigen Materials zu Danke verpflichtet ist, hat sich die Aufgabe gestellt, einmal eine kurze orientirende Übersicht über den reichen Gewinn zu geben, den unsre Kenntnis der politischen und sakralen Altertümer der Hellenen aus den Inschriften gezogen hat. Im ersten Aufsatze behandelt er Staatsdokumente, in dem andern sakrale Urkunden, geordnet nach den Rubriken: Tempel; Ritual und Diener der Religion; religiöse Genossenschaften und Klubs; Weihgeschenke; Grabmonumente. Beide Aufsätze erschienen zuerst in der Contemporary Review (Dezember 1876, Juni und August 1878) und wenden sich an die weiten Kreise aller derjenigen, welche die Fortschritte der Altertumswissenschaft mit Interesse verfolgen; schon aus diesem Grunde haben sie es nicht auf Erschöpfung des Stoffes, sondern nur auf Anregung und Förderung der Teilnahme an demselben abgesehen, wie denn auch die für den englischen Gelehrten charakteristische Tendenz, das von der Wissenschaft aus dem Altertum Gewonnene für das Leben der Gegenwart praktisch zu verwerten, öfters in ihnen hervortritt. So empfiehlt er der Aufmerksamkeit moderner Ämter für öffentliche Bauten die Bestimmtheit und minutiöse Genauigkeit des auf den Wiederaufbau eines Zeustempels in Lebadeia bezüglichen Kontrakts, fordert zu einer Vergleichung des laut inschriftlichen Nachweises für die einzelnen Figuren des Erechtheionfrieses gezahlten Preises mit den Summen auf, „welche die Herren Armstead und Phillip den geschickten Bildnern des Frieses am Albertdenkmal gezahlt haben“ u. s. w.

Die Übersetzung ist gewandt, und so können wir das interessante Büchlein, das bei seinem Reichtum an Stoff jedem Leser Anregung oder Belehrung bringen wird, nur empfehlen.

Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen von Dr. J. W. Schäfer. Zweite vermehrte und vollständig umgearbeitete Auflage. Herausgegeben von Franz Muncker. Leipzig, T. O. Weigel, 1881.

Schäfers „Deutsche Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts,“ zu den besten populären Büchern dieser Art gehörig, wird hier in einer neuen Ausgabe

Digitized by Google

dargeboten, die ein jüngerer Literarhistoriker, Dr. Franz Muncker in München, einer Überarbeitung unterzogen hat, und bei der „in ergänzenden Zusätzen die Resultate der neueren Forschung dem Buche einverleibt wurden." Die Mehrzahl der Leser wird es sicher dem Bearbeiter Dank wissen, daß er die gesammte Gliederung und Anordnung des Stoffes nach den Absichten des ursprünglichen Verfassers gelassen hat. Da Schäfer ein großes Gewicht auf die Scheidung und besondre Ausführung der einzelnen Biographien gelegt hatte, die den formalen Vorteil gewährt, daß die Gestalt eines jeden Autors sich klarer und einheitlicher darstellt; da ferner die Kreise, auf welche das Schäfersche Buch hauptsächlich berechnet war, gerade durch diese Art der Behandlung für den Gegenstand gewonnen worden sind, so erscheint es nur billig, daß der Bearbeiter pietätvoll hier Selbstüberwindung geübt hat. Daß er berechtigt war, neben der biographischen auch die in einem engern Sinne so zu nennende literarhistorische Seite der Darstellung mehr hervorzukehren, wird ihm nach einem Vergleich seiner Ausgabe mit der ältern vom Jahre 1855 niemand bestreiten. Hoffentlich findet das gute Buch auch in dieser neuen Gestalt seinen Weg ins größere Publikum.

Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union. Von Dr. Rudolf Doehn. Erster Band. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1881.

Rudolf Doehn hat jahrelang in Amerika gelebt und an den politischen Ereignissen seines Adoptivvaterlandes direkt teilgenommen, und so sind ihm Land und Leute innig vertraut. Aber auch seitdem er nach Deutschland zurückgekehrt ist, hat er mit regem Interesse die politische Entwicklung der großen Republik verfolgt, wie zahlreiche zum Teil auch in diesen Blättern erschienene Aufsätze seiner Hand bewiesen haben. Die vorliegenden „Beiträge" behandeln eine denkwürdige Periode in der Geschichte der Union: der Verfasser beginnt mit jenem unseligen Charfreitag (dem 14. April 1865), an welchem Abraham Lincoln durch John Wilkes Booth dem Meuchelmorde zum Opfer fiel, und schließt mit dem Mordversuche gegen Garfield. Nach einem kurzen Überblick über Andrew Johnsons Verwaltung werden die Administrationen der Präsidenten Ulysses S. Grant und Rutherford B. Hayes ausführlich behandelt, und das ganze Parteigetriebe während der Wahlen und der Präsidentschaften, die politischen und wirtschaftlichen Leistungen der Regierung, die Versuche, die unter den Beamten herrschende Korruption zu beseitigen, dargelegt. Allenthalben schildert Doehn auf Grund offizieller Akten klar und übersichtlich und urteilt maßvoll und besonnen.

Von besonderem Interesse werden dem deutschen Leser die Abschnitte über die Teilnahme der Deutschen am Staatsleben der Union sein, namentlich die über die Thätigkeit unsres Landsmannes Karl Schurz, von welcher der Verfasser ausführlich spricht.

Notiz.

Noch einmal die erste Nathanausgabe. Von kundiger Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß auch die von Herrn Professor Grosse uns zugegangene Berichtigung nicht ganz korrekt ist. Lessing monirt in dem angeführten Briefe an seinen Bruder nicht, daß S. 15 der Zusatz „(bei Seite)" weggefallen sei, sondern vielmehr, daß er wegfallen müsse. In der That ist er in der ersten Ausgabe irrtümlich stehen geblieben.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Zur Verwaltungsreform in Preußen.

Die beispiellosen Erfolge, welche Preußens auswärtige Politik durch drei glücklich geführte Kriege in den beiden letzten Jahrzehnten errungen hatte, mußten naturgemäß auch auf das gesammte innere Leben der Nation in epochemachender Weise zurückwirken. Schon die Vergrößerung des Staatsgebietes, vor allem aber die Einigung Deutschlands, die Wiederaufrichtung des deutschen Kaisertums, d. h. die Verwirklichung der höchsten politischen Ideale des deutschen Volkes, alles dies waren Umwälzungen von solcher Großartigkeit, daß sie sich selbstverständlich nicht vollziehen konnten, ohne in alle Gebiete des Lebens mehr oder minder tief einzuschneiden. Mit der unerbittlichen Logik der Thatsachen widerlegte der Gang der Geschichte die Glaubenssätze doktrinärer Spekulation, an deren müßigen Spielereien man so viele Freude gehabt hatte, stellte die Nichtigkeit manches bisher als tiefsinnig angestaunten, vom aprioristischen Standpunkte aus schön ausgeklügelten politischen Systems bloß. Überall aber, wo die alte Form zerschlagen war, ging man sofort mit einer Arbeitsenergie und einer Schaffensfreudigkeit ohne gleichen ans Werk, um für den neuen Inhalt neue Formen zu finden.

Vieles und Großes ist seitdem erreicht worden. Mancher ursprünglich als Umsturzidee verfehmte Gedanke hat sich in der Folge bei näherer Betrachtung als gesunde Reformbestrebung ausgewiesen und wohl gar praktische Gestalt gewonnen, manche Erkenntnis einzelner Parteien ist Gemeingut der ganzen Nation geworden. Freilich sind auch Mißgriffe, wie dies bei der Hast eines frischen, aber zugleich skrupellosen Vorwärtsstrebens nicht ausbleiben kann, in reichlichem Maße mit untergelaufen. So ist auf die Zeit des begeisterten Aufschwunges eine Periode der Abspannung und des Verdrusses gefolgt. Und doch harrt noch

Digitized by Google

manche neue Aufgabe ihrer Lösung, speziell für Preußen eine solche von eminenter Wichtigkeit: die Reform der innern Verwaltung. Zwar ist auch hier die Hand angelegt, ein gutes Stück Arbeit bereits gethan; indessen noch fehlt viel, daß die Sache zum Abschluß gediehen wäre. Gerade im gegenwärtigen Moment aber, wo die einschlägigen Fragen nach der Ankündigung der Thronrede bald wieder unsere parlamentarischen Körperschaften beschäftigen werden, dürften einige Betrachtungen über dies Thema auch in weiteren Kreisen wohl Interesse erregen. Je mehr die Probleme öffentlich diskutirt werden, desto mehr klären sich ja die Ansichten.

Zielbewußte Reformbestrebungen sind nicht denkbar ohne klare Einsicht in die Mängel des bestehenden Zustandes. Wer also über die schwebenden Fragen ein selbständiges Urteil gewinnen will, muß sich zuerst die Frage vorlegen: Worin besteht oder bestand das Reformbedürfnis? Eine Antwort auf diese Frage ist leicht gegeben. Den äußern Ausgangspunkt für die ganze Bewegung bildet unverkennbar die Annexion des Jahres 1866. Es galt damals die neu erworbenen Landesteile den alten Provinzen zu assimiliren, sie als organische Bestandteile dem festen Gefüge des preußischen Staatswesens einzuverleiben. Dazu gehörte selbstverständlich die Durchdringung aller Teile der Monarchie mit dem einheitlichen Staatsgedanken auch auf dem Gebiete der innern Verwaltung. Letztere war aber selbst in den alten Provinzen nicht völlig übereinstimmend organisirt. Eine einfache Übertragung altpreußischer Einrichtungen verbot sich, auch abgesehen hiervon, schon aus staatsmännischen Rücksichten. Man fand zum Teil alte historische Traditionen vor, die man nicht ignoriren konnte; man trat Verhältnissen gegenüber, auf welche die altpreußischen Einrichtungen nicht ohne weiteres zugeschnitten waren. Zudem ist jede, selbst die vollkommenste menschliche Institution der Verbesserung fähig. Man konnte mithin keine der in einem Landesteile etwa bestehenden Organisationen auf die andern Teile übertragen, ohne gleichzeitig die Unvollkommenheiten derselben auszuscheiden. Schon diese Sachlage allein hätte einen mächtigen Anstoß für die Einleitung einer allgemeinen Reform abgeben müssen, selbst wenn das innerliche Bedürfnis an sich nicht so dringend gewesen wäre, wie es in der That war.

Indessen man braucht nur an die zu Anfang von uns vorausgeschickten Sätze zu denken, um es ohne weiteres begreiflich zu finden, daß es auch an innern Gründen für die Notwendigkeit einer Reform nicht fehlen konnte. Die mit schnell wachsender Progression zunehmende Intensität des Verkehrslebens stellte mit jedem Tage erhöhte Ansprüche an die administrative Thätigkeit, welche beiläufig für die letzte Zentralinstanz, das Ministerium des Innern, durch den Gebietszuwachs noch außerdem gestiegen war. Bloß durch eine der gesteigerten Arbeitslast der einzelnen Behörden entsprechende Vermehrung ihres Beamtenpersonals war Abhilfe nicht zu schaffen. Denn dieses Auskunftsmittel versagt den Dienst, sobald die Zahl der zu einer Behörde zusammengehäuften Beamten

Digitized by Google

eine gewisse Maximalgrenze erreicht hat. Jede weitere Vermehrung erschwert dann die Übersichtlichkeit des Ganzen, vermehrt die Schwerfälligkeit des Apparates, macht den Geschäftsgang schon durch das Umherwandern der Akten von einem Bureau zum andern, durch die Zeitvergeudung bei der Distribution der Eingänge, durch die Einholung der Unterschriften u. s. w. bedeutend schleppender, gestaltet die Verantwortlichkeit des Dirigenten, der den ganzen Mechanismus in allen Einzelheiten unmöglich mehr übersehen, geschweige denn mit dem Gepräge seines Geistes allseitig durchdringen kann, sondern schließlich gezwungen ist, lediglich durch die Brille der speziellen Dezernenten zu sehen, immer mehr zu einer bloß formalen, kurz, führt zu den erheblichsten Unzuträglichkeiten des Dienstbetriebes. In diesem Falle hätte man sich zweifellos und unstreitig befunden, nicht bloß in Bezug auf die Ministerialinstanz, sondern namentlich auch bei den Regierungen. Dies will aber etwas bedeuten. Denn in den Regierungen ruhte recht eigentlich der Schwerpunkt der altpreußischen Verwaltung. Leider entsprach aber ihre Organisation auch aus andern Gründen nicht mehr völlig den Bedürfnissen der Zeit. Gerade bei der Schnelllebigkeit der Gegenwart ist das schnelle Funktioniren der Verwaltungsmaschinerie eine wesentliche Vorbedingung für die Möglichkeit administrativer Leistungen. Zu einem solchen raschen, entschiedenen Eingreifen, wo es galt, den Moment auszunutzen, waren die Regierungen vermöge ihrer Kollegialverfassung wenig geeignet. Denn die kollegialische Beschlußfassung bietet zwar einerseits die sicherste Gewähr für die gründliche Durchberatung der Vorlagen, die sorgfältigste Abwägung aller für oder wider eine Entscheidung in Betracht kommenden Gesichtspunkte, bewirkt aber zugleich eine Schwerfälligkeit und Langsamkeit der Entschließung, welche einer straffen Handhabung der staatlichen Exekutive, namentlich der kräftigen Entfaltung einer polizeilichen Initiative nicht eben günstig ist, sowie sie auch, sobald nicht entsprechend wichtige Interessen auf dem Spiele stehen, eine nicht zu unterschätzende Zeit- und Kraftvergeudung bedeutet. Endlich ist es für gewisse Fälle nicht ohne Bedenken, daß sich die persönliche Verantwortlichkeit des einzelnen hinter dem unpersönlichen Begriff des Kollegiums verstecken kann. Diese Mängel des Systems wurden allerdings durch eine verständige Praxis, zufolge deren jeder Dezernent unter Leitung des Oberregierungsrates sein Dezernat im wesentlichen ohne Mitwirkung des Kollegiums abarbeitete und nur in besonders wichtigen Fällen den Rat desselben einholte, fast auf ein Nichts reduzirt. Aber die beste Praxis konnte den weiteren Übelstand nicht beseitigen, daß die Überfülle des den Regierungen zugewiesenen Details mit der großen räumlichen Ausdehnung ihrer Bezirke nicht in richtigem Einklange stand. Kein Dezernent befand sich in der Lage, überall diejenige persönliche Anschauung vom praktischen Leben, diejenige spezielle Lokalkenntnis in Bezug auf Personen und Sachen zu gewinnen, welche im Interesse einer gedeihlichen Wirksamkeit wünschenswert gewesen wäre. Man blieb beim besten Willen vielfach auf die nicht ge-

Digitized by Google

nügend kontrollirbaren Berichte der Unterbehörden oder auf ein leicht ans Schablonenhafte streifendes Abarbeiten der einzelnen Vorlagen angewiesen, bei welcher letzteren Eventualität dann im Publikum über die unpraktischen Entscheidungen vom grünen Tische aus geklagt wurde.

Alle diese Mängel würden sich jedoch bei der bekannten Pflichttreue und Arbeitsenergie der preußischen Verwaltungsbeamten schwerlich besonders fühlbar gemacht haben, wenn nicht bei der kolossalen Vielseitigkeit der zum Geschäftskreise der Regierungen gehörigen administrativen Funktionen namentlich in Bezug auf das platte Land die Auffaugung des gesammten öffentlichen Lebens durch dieselben als unvermeidliche Folge hätte eintreten müssen. Diese Auffaugung war mit einer Verkümmerung gleichbedeutend, weil der Verwaltungskörper eines einzelnen Regierungsbezirks viel zu groß ist, um von der einen Zentralstelle aus stets rechtzeitig und ohne Störungen mit frischem Blutumlauf versehen zu werden.

Um die lebhafte Agitation für die Verwaltungsreform, welche sich bald der weitesten Kreise bemächtigte, in befriedigender Weise zu erklären, dazu würde freilich alles bisher Gesagte zusammengenommen nicht ausreichen. In der That waren es denn auch nicht Rücksichten auf die administrative Technik, sondern hochpolitische Gründe, welche bei der ganzen Bewegung so sehr die Hauptrolle gespielt haben, daß fortwährend fast ausschließlich davon die Rede gewesen ist. Namentlich war es die liberale Partei, welche im Parlament wie in der Presse, kurz überall und bei jeder Gelegenheit die Dringlichkeit der Reform mit besonderm Nachdruck betonte, weil der bestehende Verwaltungsorganismus, der alte Apparat des verabscheuten „Polizeistaates“ mit dem Geiste der Verfassung im Widerspruch stehe, weil die konsequente Ausbildung des geltenden konstitutionellen Systems den Ausbau des „Rechtsstaates“ gebieterisch erheische. Noch basirte die Zusammensetzung der Kreistage auf altständischem Prinzip, noch bestand vielfach die gutsherrliche Polizei, kam ferner das Institut der Lehnschulzen oder ein Schulzenernennungsrecht der Gutsherrschaften vor. Alle diese „Überreste aus der Feudalzeit“ mußten natürlich dem Liberalismus ein Dorn im Auge sein. Andrerseits konnte selbst der schroffste Konservative nicht in Abrede stellen, daß sie in den Rahmen des konstitutionellen Staates nicht mehr paßten, und so konnte auch er gegen die Beseitigung derselben, sofern ein praktischer Ersatz gesichert war, keine Einwendungen erheben, obgleich er für das akute Mißbehagen des Liberalismus über diese Stilwidrigkeit in dem architektonischen Aufbau des preußischen Staates natürlich kein rechtes Verständnis hatte, sintemalen bekanntlich der Konservatismus die liberale Vorliebe, an alle Lebensverhältnisse den Maßstab abstrakter Prinzipien anzulegen und sie darnach zu beurteilen, ob sie sich dem nach allen Regeln der Kunst schulgerecht konstruirten System staatsrechtlicher Theorie willig fügen oder nicht, nicht nur nicht teilt, sondern im Gegenteil ebenso wie die gotische Baukunst gerade umgekehrt an

Digitized by Google

dem üppigen Wuchern einer reichen, bis in das kleinste Detail individuell ausgestalteten Ornamentik, oft nur allzu unbekümmert um die harmonische Einheit des Ganzen, seine besondere Freude findet.

Indessen diese ständischen Rechte bildeten nicht den Hauptangriffspunkt des Liberalismus, denn im Grunde handelte es sich doch nur um Singularitäten der historischen Reminiscenz. Sehr viel wichtiger erschien wenigstens denjenigen Liberalen, welche weniger ideologische, als praktische Politik trieben, „das Bedürfnis einer Sicherstellung des öffentlichen Rechts unter wechselnden Ministerverwaltungen." Daß, um auch weiterhin Gneistsche Ausdrücke zu gebrauchen, „die streitige Auslegung der wichtigsten Fragen der Verfassung und des Gemeindelebens in letzter Instanz lediglich von der persönlichen Meinung eines Ministers abhängen sollte," wollte dem Liberalismus natürlich um keinen Preis in den Sinn. Denn nach seiner allerdings willkürlichen, aus dem System des Konstitutionalismus in keiner Weise herzuleitenden, den klaren Bestimmungen der preußischen Verfassung jedenfalls diametral entgegenstehenden Grundanschauung von dem Wesen konstitutioneller Staatsregierung stellt er sich diese als ein Parteiregiment der jeweiligen Kammermajorität vor, das eo ipso ebenso wechseln müsse wie diese selbst. „Der Umfang einer Parteiverwaltung hat aber seinen Schwerpunkt gerade in der parteiischen Maßbestimmung bei Erteilung oder Versagung der zahlreichen Gewerbekonzessionen, der obrigkeitlichen Konsense, in parteimäßiger Handhabung der Ordnungspolizei, parteiischer Steuereinschätzung, in parteimäßiger Kirchen- und Schulverwaltung." Daß jeder, der von solchen Voraussetzungen ausgeht, mit allen Kräften bestrebt sein muß, möglichst viele Bürgschaften gegen diese Mißbräuche zu schaffen, liegt ohne weiteres auf der Hand. Freilich waren die wirklichen Zustände von dem Ideale parlamentarischer Majoritätsregierung noch recht weit entfernt. Indessen man hatte angeblich „ernste Erfahrungen" gemacht, und gerade mit je geringerer Wahrscheinlichkeit die liberale Partei darauf rechnen konnte, in absehbarer Zukunft ihrerseits zur Regierung zu gelangen, desto unerträglicher mußte ihr bei der abergläubischen Gespensterfurcht vor reaktionärer Willkürherrschaft, welche sie von jeher ausgezeichnet hat, der Gedanke daran sein, daß jegliche Rechtskontrolle der Verwaltung fehle.

Der konservative Standpunkt zu dieser ganzen Frage war von selbst gegeben. Zuvörderst war klar, daß eine Verwaltung ohne den Spielraum diskretionären Ermessens ganz ebenso undenkbar ist, wie das berühmte Lichtenbergsche Messer ohne Klinge, dem der Stil fehlt. Vor allen Dingen aber konnte man auf dieser Seite niemals vergessen, daß die Minister in Preußen aus der freien, unbeschränkten Wahl der Krone hervorgehen, mithin nicht Vertrauensmänner des Parlaments, sondern lediglich Diener des Königs sind. Daraus folgt die Hinfälligkeit der liberalen Prämissen. Die Staatsregierung als solche steht eben für die konservative Anschauung stets über den Parteien. Wenn nun

Digitized by Google

sonach der Konservatismus die Dinge auch mit viel kühlerem Blute ansehen mußte als der Liberalismus, so war andrerseits doch damit nicht gesagt, daß er sich gegenüber der Frage des Rechtsschutzes auf dem Gebiete der Verwaltung bloß ablehnend oder gar feindlich hätte verhalten sollen. Im Gegenteil. Gerechtigkeitssinn ist bekanntlich überhaupt nicht das Monopol irgend einer einzelnen Partei. So konnten denn alle Bestrebungen, die Gründlichkeit der Rechtspflege auf dem Gebiete des Staats- und sonstigen öffentlichen Rechts zu fördern, auch den Konservativen nur sympathisch sein. Nur mußte man darauf dringen, daß zwischen Rechtsprechung und Verwaltung, zwischen Entscheidung streitiger Rechts- und streitiger Zweckmäßigkeitsfragen stets scharf unterschieden werde und nicht etwa die Vermengung beider Gesichtspunkte zu organisatorischen Unklarheiten führe. Daß übrigens bei den bestehenden Zuständen die Exekutivgewalt bei einem Widerspruch zwischen ihrer Rechtsauffassung und derjenigen eines der legislativen Faktoren zuletzt Richter in eigner Sache war, konnte ehrlicherweise von keiner Seite geleugnet werden. Auch nach diesen Richtungen hin war es also geboten, Abhilfe zu schaffen.

Dies das Reformbedürfnis. Mit der Klarstellung desselben wären denn auch gleichzeitig die Ziele, auf welche die Verwaltungsreform loszusteuern hat, deutlich vorgezeichnet. Ihre Aufgabe ist, um es kurz zusammenzufassen, die Lösung folgender Probleme: Verschmelzung aller Teile des preußischen Staates zur höhern Einheit des organischen Ganzen, Entlastung der Zentralbehörden, Steigerung der Leistungsfähigkeit der Verwaltungsmaschine durch Herbeiführung leichterer und schnellerer Beweglichkeit, größerer Arbeitspräzision mit stärkerer Kraftentfaltung am gegebenen Punkte, Hebung des gesamnten öffentlichen Lebens, Verwirklichung der konstitutionellen Staatsidee durch Beseitigung der Überbleibsel aus dem alten Ständestaat, Trennung der Verwaltung und der Verwaltungsjurisdiktion, Schaffung von Rechtskontrollen.

Wie soll nun dieses Reformprogramm realisirt werden?

Die Antwort läßt sich in sehr verschiedener Weise geben, je nachdem man sich mehr oder weniger auf die Darlegung allgemeiner Gesichtspunkte beschränkt oder nicht. Man nehme z. B. den ersten Punkt des Programms. Hier kann man die Sache kurzweg mit der Aufstellung des Satzes abthun, daß gewisse oberste Grundsätze in bestimmten, für alle Teile der Monarchie gleich anwendbaren Grundformen der behördlichen Organisation verkörpert werden, und daß diese überall konformen Einrichtungen ferner so beschaffen sein müßten, um durch die Übersichtlichkeit des Schematismus der Zentralstelle eine schnelle und akute Kraftäußerung zu ermöglichen, ohne doch das individuelle Leben provinzieller Eigentümlichkeiten in das Prokrustesbette der Schablone zu zwängen. Damit wäre man denn freilich um eine Erkenntnis von solcher trivialen Allgemeinheit reicher, daß man praktisch absolut nichts gewonnen hätte. Oder man könnte den soeben hervorgehobenen Grundgedanken bis in alle einzelnen Konsequenzen

Digitized by Google

verfolgen, d. h. sich über alle Gebiete der innern Verwaltung, der staatlichen wie der kommunalen, verbreiten, kurz, ein unermeßliches Gebiet in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen. Es bedarf nur der Eröffnung dieser Perspektive, um klar zu machen, daß eine solche Behandlung der Sache nicht in der Absicht des Verfassers liegen kann. Abgesehen davon, daß er sich die erforderliche Beherrschung des ganzen ungeheuern Stoffes nicht entfernt zutraut, würde er damit auch den ihm vorschwebenden praktischen Zweck verfehlen, zur Klärung der Ansichten über die gerade augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehenden Fragen beizutragen. Über den ersten Punkt des Programms soll daher um so kürzer hinweggegangen werden, als, nachdem die Durchführung des Systems der Einteilung in Kreise, Regierungsbezirke, Provinzen mit Landräten, Regierungspräsidenten in Verbindung mit Regierungskollegien, Oberpräsidenten an der Spitze für alle Teile der Monarchie gesichert ist, das vorläufig indizirte und erreichbare Maß von Einheitlichkeit wohl als erreicht gelten kann. Die Bedenken, ob nicht einzelne Regierungsbezirke und Kreise der östlichen Provinzen, welche bei der Reorganisation in ihrem alten Umfange bestehen geblieben sind, die Maximalgrenze der zulässigen Größe überschreiten, mögen bloß nebenher angedeutet werden. Ebenso soll die wichtige Frage der Dezentralisation nur flüchtig berührt werden; denn die große Tragweite dieses Gesichtspunktes läßt sich sehr wohl ermessen, auch ohne daß der Gedanke in alle seine praktischen Konsequenzen verfolgt würde.

Kurz verweilen müssen wir dagegen bei der Frage nach der Gestaltung des Rechtsschutzes. Daß die beiden Funktionen der staatlichen Exekutive und der Verwaltungsjurisdiktion, welche bisher in denselben Behörden vereinigt waren, nicht mit innerer Notwendigkeit zusammengehören, ist bereits oben hervorgehoben. Überweist man dieselben nun an getrennte Behörden, so gewinnt man die Möglichkeit, den mit der Rechtsprechung betrauten Beamten diejenige volle Unabhängigkeit der richterlichen Stellung zu verschaffen, welche den reinen Verwaltungsbeamten aus überwiegenden Gründen des öffentlichen Wohls versagt werden muß. Hiernach ist die Einrichtung von besondern Verwaltungsgerichtsbehörden, welche gleichzeitig als Gerichte über die Legalität administrativer Maßregeln urteilen können, von selbst gegeben. Denn der sonst allenfalls naheliegende Gedanke, auch diese Jurisdiktion den ordentlichen Gerichten zu übertragen, scheitert, abgesehen von andern Gründen, schon an der Unmöglichkeit, daß der Durchschnittsrichter alle Gebiete des Privat- und öffentlichen Rechts in dem zur Entfaltung einer gedeihlichen praktischen Thätigkeit erforderlichen Grade gleichmäßig beherrsche.

Noch schwieriger aber als die Verständigung über den Rechtsschutz bleibt die Erzielung übereinstimmender Ansichten in Bezug auf ein Thema, das schon vielen unnützen Staub aufgewirbelt hat. Das Prinzip nämlich, von welchem die öffentliche Meinung alles Heil für die Verwaltungsreform erwartet, ist be-

Digitized by Google

kamtlich die Selbstverwaltung. „Nur auf dieser Basis ist eine gedeihliche Reform möglich" — solche und ähnliche Redensarten kann man überall bis zum Überdruß hören. Selbstverwaltung ist und bleibt das große Schlagwort des Tages. Die kompliziertesten technischen Fragen mögen zur Diskussion stehen, irgend jemand spricht das große Wort von der Selbstverwaltung gelassen aus, und das erlösende Wort ist gefallen, die Sache ist erledigt. Und doch, wollte man bei der großen Masse derer, welche den Ruf nach Selbstverwaltung, sei es an der Bierbank oder in Leitartikeln, so laut ertönen lassen, ernstliche Nachfrage halten, was denn eigentlich darunter zu verstehen sei, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß weitaus in den meisten Fällen beredtes Schweigen oder ein endloser Wust allgemeiner Redensarten, der naturgemäße Ausdruck unklarer Vorstellungen, die Antwort sein würde. Was Gneist von den Zeiten des Beginnes der Reformbewegung sagt: „Alles war einverstanden über Selbstverwaltung, verband aber damit entgegengesetzte, unvereinbare Ziele" gilt in geringer Abschwächung noch heute. Kein Wunder; denn „eben da, wo die Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein." Ist doch selbst die Wissenschaft bisher noch nicht dazu gelangt, den Begriff so vollständig durchzuarbeiten, daß er bereits Gemeingut der ganzen Nation hätte werden können. Gerade Gneists eigne, für die ganze hier in Rede stehende Bewegung erst Bahn brechende Schriften über das englische Selfgovernment tragen nicht zum kleinsten Teile die Schuld an diesem Zustande. Das klingt paradox, ist aber nichtsdestoweniger richtig. Unter dem gewaltigen Eindrucke, welchen seine Darstellungen überall hervorriefen, war man nur zu geneigt, in der englischen Selbstverwaltung überhaupt das Ideal aller Selbstverwaltung zu erblicken, und man übersah demgemäß bei der Importirung des Begriffes nach Deutschland, daß man alle englisch-nationalen Elemente hätte ausscheiden, von allen Zufälligkeiten der aus dem langwierigen Gange eines geschichtlichen Entwicklungsprozesses allmählich herausgewachsenen, positiv geltenden Gestaltung hätte abstrahiren müssen, um den reinen Begriff der staatsrechtlichen Theorie zu gewinnen. Mit andern Worten, der Liberalismus hat hier einmal seiner sonstigen Neigung zum Generalisiren entgegen die besondre geschichtliche Erscheinungsform mit dem allgemeingiltigen Typus verwechselt. Eben weil aber das Wort Selbstverwaltung für uns noch keinen historisch gegebenen Inhalt hat, so bedarf es der Definition. Und da stellt sich denn, wie Friedberg („Besteuerung der Gemeinden") sehr treffend nachweist, heraus, „daß man gemeiniglich unter Selbstverwaltung zwei vollständig disparate Begriffe zu vereinigen sucht: die Teilnahme der Staatsbürger an der Staatsverwaltung in Form des vom Staate verliehenen Ehrenamtes einerseits, die selbständige Verwaltung der örtlichen Interessen durch die Gemeinde andrerseits." Man muß sich diese Doppelbedeutung des Wortes stets gegenwärtig halten, um den heillosen Wirrwarr, den es angerichtet hat, zu begreifen. Da es sich ohnehin um Verhand-

Digitized by Google

lungen über einen neuen, der bisherigen Anschauung der meisten fernliegenden Ideenkreis handelt, so ist es offenbar zunächst für jeden, der damit operiren will, eine direkte Aufforderung, unklar zu denken, und mindestens für den Leser oder Hörer, der den jedesmaligen Sinn des Wortes im gegebenen Falle nur aus dem Zusammenhange entnehmen kann, eine unversiegliche Quelle von Mißverständnissen. Am besten thut man daher, um die beiden ganz heterogenen Dinge, welche derselbe Ausdruck bezeichnet, sicher auseinanderzuhalten, wenn man ihn ganz vermeidet. Darnach würde zur Gewinnung eines Urteils über den Wert der Selbstverwaltung zu handeln sein 1) über die Autonomie der Gemeinden, 2) über die Delegation von Staatshoheitsrechten an Nichtberufsbeamte.

Schon aus dieser Präzisirung des Themas ist soviel vorweg klar, daß die Selbstverwaltung mindestens eine der konservativen Anschauungsweise sehr sympathische Seite hat, die Stärkung des Gemeindelebens. Als das individuelle Leben mächtiger Korporationen noch so üppig wucherte, daß es das Wachstum der eben erst emporkeimenden Staatsidee schon in den ersten zarten Trieben schier erstickt hätte, da war es für die Staatsgewalt natürlich im Interesse der Selbsterhaltung geboten, das Übermaß korporativen Lebens zu beschneiden. Wenn dann die absolute Monarchie, durchdrungen von dieser ihrer Mission, mit der Verwirklichung ihrer Staatsidee eine höhere Ordnung der Dinge zu begründen, in dem Gedränge eines oft wahrlich erbitterten Kampfes bei den Bestrebungen, den kommunalen Sondergeist unter ihre Herrschaft zu zwingen, schließlich so weit ging, daß sie überhaupt alles selbständige Leben der Kommunen als staatsgefährlich mit mißtrauischen Augen ansah und am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet hätte, so war dies eine durch den Gang jeden geschichtlichen Entwicklungsprozesses bedingte Einseitigkeit, die deshalb nicht Wunder nehmen kann, auch praktisch weniger schädlich wirkte, so lange ein gewissermaßen patriarchalisches Regiment fortdauerte. Schlimm wurde die Sache erst, als auch mit der konstitutionellen Staatsreform nicht die Reaktion kam. Jetzt, wo jeder frühere Unterthan der guten alten Zeit in dem Hochgefühle seines neuen Staatsbürgerbewußtseins schwelgte, mußte natürlich alles öffentliche Leben erst recht in der Beschäftigung mit den großen staatlichen Fragen aufgehen, und wenn es auch zur einfältigsten Kannegießerei hätte führen sollen. Obenein wurde eine Masse französisch-belgischer Vorstellungen importirt, welche der Stellung der Kommunen zum Staate womöglich noch ungünstiger waren als die bisherigen. Statt der Reaktion gegen die Einseitigkeit der alten Auffassung trat daher umgekehrt leider nur noch eine Verschärfung dieser Einseitigkeit hervor, so daß die Gemeinden im wesentlichen bloß noch als örtliche Organe der Staatsgewalt angesehen wurden. Wie tief diese letztere Vorstellung sich hat einwurzeln können, beweisen wiederum die Gneistschen Schriften. Gneist unterscheidet zwar einen „aufgetragenen" und einen „autonomen" Wirkungskreis der Gemeinden, doch herrscht bei ihm, darin hat Friedberg Recht,

Digitized by Google

entschieden die Tendenz vor, „den letzteren auch nur als einen Ausfluß staatlichen Auftrages an die Gemeinden hinzustellen," oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, ihn doch wenigstens als etwas Nebensächliches, Untergeordnetes zu behandeln. Darum ist es ein echt staatsmännischer Gedanke, den Gemeinden innerhalb des Staates diejenige Stellung wiederzugeben, welche ihnen von Rechtswegen und nicht nur um ihrer selbst willen, sondern zum eignen Besten des Staates gebührt. Alles Gemeindeleben ist ein Mikrokosmos des Staatslebens, und wer ein braver Bürger seiner Gemeinde ist, wird sicherlich auch ein guter Staatsbürger sein. Je reicher und kräftiger mithin das öffentliche Leben innerhalb der Kommunen emporblüht, um so gesundere und gedeihlichere Anschauungen müssen sich auch in Bezug auf das Staatsleben entfalten, namentlich, wenn es gelingt, zwischen Staat und Ortsgemeinden in sachgemäßer Abstufung größere und kleinere, wahrhaft lebensfähige Kommunalverbände als Zwischenglieder zur Ausfüllung der großen Lücke einzuschieben. Von der Maßregel, den Kommunalverbänden die Verwaltung ihrer Interessen selbst zu überlassen, ihnen volle Autonomie zu gewähren, darf man sich deshalb auch durch die krankhaften Erscheinungen in der Gegenwart nicht abschrecken lassen. Das Zerrbild der Selbstverwaltung besonders in den kleineren Städten ist freilich oft widerlich genug. Fast überall herrscht hier leider die banalste liberale Phrase in ihrer für die Gedankenlosigkeit unwiderstehlichen Zauberkraft mit despotischer Gewalt. Die kleinste Stadt wird nach „liberalen" Grundsätzen verwaltet, die städtischen Wahlen enden mit einem glänzenden Siege der „liberalen" Partei, der Magistrat spielt konstitutionelle Regierung, die Stadtverordnetenversammlung Parlament; und während so jede Kleinigkeit hübsch zur großen Haupt- und Staatsaktion aufgebauscht wird, gehen über dieser ganzen „liberalen" Mißwirtschaft die wahren Interessen der Kommune natürlich sang- und klanglos zu Grunde. Wenn dann die rasch zu schwindelnder Höhe gestiegenen Kommunalsteuern schier unerschwinglich geworden sind, trägt selbstverständlich wiederum nicht etwa die eigne Wirtschaft, sondern nur der Staat mit seiner verkehrten, Handel und Wandel lahm legenden Wirtschaftspolitik, die früher oder später zum völligen Ruin der Nation führen muß, die Schuld an allen diesen Zuständen. Dergleichen Erscheinungen sind die Folgen der bisherigen Verkümmerung des Gemeindelebens. Das einzige Heilmittel, um einer völligen Verkrüppelung vorzubeugen, ist und bleibt die Rückkehr zur vollen Autonomie der Gemeinden, so schlimme Früchte auch die Selbstverwaltung in der Übergangszeit zeitigen mag, bis der jetzige böse Geist gebannt ist. Allerdings muß sich der Staat hierbei ein Aufsichtsrecht vorbehalten. Denn da er selbst nicht bestehen kann, wenn nicht alle seine untergeordneten Organe diejenigen Ansprüche zu erfüllen vermögen, welche er im staatlichen Interesse an sie stellen muß, so hat er vor sich selbst die Verpflichtung, darüber zu wachen, daß die Leistungsfähigkeit der Kommunen für die Staatszwecke — wohlverstanden für alle Staatszwecke — ungeschmälert erhalten bleibe. Eine weiter-

Digitized by Google

gehende Einmischung in die inneren Angelegenheiten derselben steht ihm jedoch nicht zu. Die Anwendung dieses Prinzips mag im gegebenen Falle, wie jede Grenzbestimmung, ihre Schwierigkeiten haben, und man könnte darüber allein dicke Bücher schreiben, da so gut wie alle Fragen über Regelung des Kommunalwesens ins Spiel kommen. Indessen das Prinzip selbst dürfte unanfechtbar sein, und an der Gewinnung dieses Resultats mag es vorläufig genügen, bis die Vorlegung von Gesetzentwürfen über die einzelnen einschlägigen Materien Veranlassung giebt, über Spezialitäten zu diskutiren.

(Schluß folgt.)

Die Fortschritte in der antiken Kunstgeschichte

während des letzten Jahrzehnts.

Von Hugo Blümner.

3.

rei wichtige Unternehmungen sind es, welche in den letzten Jahren ebensowohl der archäologischen Forschung als dem Interesse des Publikums an wissenschaftlichen Fragen, wie sie demselben sonst fern zu liegen pflegten, einen mächtigen Aufschwung verliehen haben: nächst den Schliemannschen Funden die Ausgrabungen zu Olympia und zu Pergamon. Während aber Schliemanns Ausgrabungen, in aller Stille als Unternehmung eines bis dahin noch wenig bekannten Privatmannes begonnen, erst in ihrem Verlauf das Interesse weiterer Kreise zu erregen anfingen, und während die pergamenischen Funde im wesentlichen schon geborgen waren, ehe die Welt eine Ahnung von der Fülle und Pracht der gehobenen Schätze hatte, sind die Ausgrabungen von Olympia ein lange geplantes und aufs sorgfältigste vorbereitetes Unternehmen, auf welches sich schon geraume Zeit vorher die Augen der gebildeten Welt richteten und dessen endliche Ausführung mit lebhaftester Teilnahme verfolgt wurde. Schon Winckelmann hatte von der Bloßlegung der Altis geträumt, L. Roß dafür eine resultatlos gebliebene Subskription eröffnet, E. Curtius mit begeisterten Worten darauf hingewiesen, welche hohe Aufgabe hier noch zu lösen sei; aber es bedurfte eines so mächtigen Impulses, wie die Begründung des deutschen Reiches es war, um die lange schlummernden Saatkörner zur Reife zu bringen. Es wird immer als bleibendes Verdienst von E. Curtius gepriesen werden müssen, daß er, als das neue deutsche Reich sich nach dem Felde umsah, wo zu der Lorberkrone des kriegerischen Sieges auch ein friedlicher

Digitized by Google

Kranz der Wissenschaft zu holen sei, auf seinen alten Lieblingsplan zurückkam und unermüdlich hinterdrein war, um all die Hindernisse, welche sich der Verwirklichung desselben in den Weg stellten, hinwegzuräumen. Bekannt sind die Bedingungen, unter denen es allein möglich war, von der griechischen Regierung die Erlaubnis zu Ausgrabungen zu erlangen; mit Ausnahme etwaiger Doubletten (und wie kann man bei Kunstwerken von Doubletten reden, wenn es nicht etwa Münzen sind?) verbleiben alle Funde Griechenland, und Deutschland hat nur für zehn Jahre das Recht der Publikation und Vervielfältigung durch Abgüsse.

Die Ausgrabungen begannen im Winter 1875/76 und sind im Winter 1880/81 beendet worden. An der Spitze stand die leitende Kommission in Berlin (Curtius und Adler); die Leitung der Ausgrabungen selbst hatte in den ersten Jahren Gustav Hirschfeld, später Georg Treu, welche beide dabei von sachkundigen Architekten unterstützt waren. Die Resultate liegen jetzt vor in den fünf Lieferungen des Werkes: „Die Ausgrabungen zu Olympia," herausgegeben von E. Curtius, F. Adler, G. Hirschfeld, G. Treu u. a. Berlin, 1877 ff. (Text und photographische Tafeln.) Es ist selbstverständlich, daß diese erste Publikation und Bearbeitung der Funde keine abschließende sein kann; kam man doch oft genug in die Lage, anfangs aufgestellte Hypothesen später, infolge neuer Funde, zu Gunsten besserer Einsicht fallen zu lassen; war es doch bis zuletzt möglich, die Giebelgruppen, deren Hauptstücke man schon in den beiden ersten Kampagnen an den Tag gefördert hatte, durch nachträgliche Ergänzungen zu vervollständigen, ebenso die Metopen. Die eigentliche wissenschaftliche Ausnutzung der Funde kann also erst jetzt, wo alles vorliegt, erwartet werden, und das große Werk, welches das alte Olympia mit allen seinen Gebäuden und seinem künstlerischen Schmuck wieder vor unsern Augen erstehen läßt, wird auch nicht ausbleiben; im Interesse allgemeiner Verbreitung wäre nur zu wünschen, daß es etwas billiger ausfalle als diese ersten Publikationen, welche zusammen schon ein recht hübsches Sümmchen kosten.

„Das alte Olympia mit allen seinen Gebäuden und seinem künstlerischen Schmuck!" Nun, ganz wörtlich darf man das nicht nehmen, aber teilweise wenigstens läßt es sich doch aufrecht erhalten. Freilich haben uns — und das hat ja auch niemand erwartet — die Ausgrabungen nichts vom olympischen Zeus des Phidias geschenkt, und nur wenig, nur spärliche Reste von dem einst so unendlich reichen Skulpturenschmuck der Altis in Marmor- und Bronzewerken; aber immerhin ist die heilige Stätte in ihren einzelnen Baulichkeiten, so wie sie im zweiten Jahrhundert n. Chr. der Reisebeschreiber Pausanias sah, für uns vollständig greifbar geworden, und nicht bloß der große Zeustempel, dessen Lage nebst manchen baulichen Details ja schon seit längerer Zeit bekannt war, sondern auch das Heräon, der Tempel der Göttermutter, das Heiligtum des Pelops, die Exedra des Herodes Attikus, die verschiedenen Schatzhäuser der Sikyonier, Megarer, Gelaner, das Philippeion, das Prytaneion, Buleuterion, Gymnasion,

Digitized by Google

Stadion — alles das hat sich nicht bloß seiner ehemaligen Lage, sondern großenteils auch seiner Konstruktion und Bauart nach wieder konstatiren lassen, sodaß wir in der That, abgesehen von der Akropolis zu Athen und neuerdings von der zu Pergamon, keine Stätte althellenischen Lebens so genau kennen, wie Olympia. Allein es ist nicht unsre Aufgabe, auf alles dies an dieser Stelle näher einzugehen, wir haben es hier speziell mit den Werken der bildenden Kunst zu thun; und wenn wir da absehen von den zahlreichen kleineren Funden aller Zeiten und Stile, von hocharchaischen Bronzen, altertümlichen Reliefs und Terrakotten, von mancherlei Resten aus den besten Zeiten der Kunst wie aus der Diadochenperiode, von Porträtstatuen aus der römischen Kaiserzeit u. s. w., so sind es vornehmlich drei Schöpfungen der Skulptur, welche unter den dortigen Funden unser Hauptinteresse in Anspruch nehmen: der Skulpturenschmuck des Zeustempels, die Nike des Paionios und der Hermes des Praxiteles. Vor allem handelt es sich hier um den bildnerischen Schmuck des Zeustempels, d. h. um Metopen und Giebelfelder. Diese Werke waren es ja, auf welche man es bei den Nachgrabungen besonders abgesehen hatte; hier war auch die Ausbeute am reichsten und in Wahrheit unerwartet — freilich unerwartet nicht bloß in Bezug auf ihre Reichhaltigkeit und Vollständigkeit, sondern noch mehr hinsichtlich der durch die Ausführung und den Stil der Werke sich ergebenden Probleme.

Um zu begreifen, wie es kommt, daß diese neugefundenen Denkmäler so überraschend, um nicht zu sagen verblüffend wirkten, ist es notwendig, daß wir uns vergegenwärtigen, was man vor Beginn der Ausgrabungen Positives über diese Werke wußte und was man zu finden hoffte. Unsre Nachrichten über den bildnerischen Schmuck des Tempels stammen aus Pausanias. Dieser beschreibt den Tempel ziemlich genau. Er führt die Reliefs der Metopen an, und zwar nennt er hierfür elf Thaten des Herakles; warum nicht auch die zwölfte, darauf hatte man mannichfaltige Antworten bereit. Ferner berichtet er, daß im Ostgiebel der Wettkampf des Pelops und Oinomaos dargestellt war, im Westgiebel aber der Kampf der Lapithen mit den Kentauren. Die Beschreibung, welche er von beiden Giebeln giebt, schien für den Ostgiebel vollständig zu sein; beim Westgiebel lag es am Tage, daß er nur einige Gruppen desselben nannte, keineswegs aber Vollständigkeit bei seiner Beschreibung beabsichtigte. Als Meister des Ostgiebels nennt er den Paionios von Mende (in Thrakien), als den des Westgiebels den Athener Alkamenes. Zu diesen schriftlichen Überlieferungen kamen einige schon früher gefundene Reste der Skulpturen hinzu. Die im Jahre 1829 durch die französische Expedition nach Morea begonnenen, aber sehr bald wieder sistirten Ausgrabungen beim Zeustempel hatten zwei größere Stücke von Metopen (Herakles mit dem kretischen Stier und eine bald als Athene, bald als Nymphe von Stymphalos gedeutete Frauengestalt) nebst unbedeutenden Fragmenten von andern zu Tage gefördert. Was war nun die Ansicht der

Digitized by Google

Kunsthistoriker über diese teils schon vorliegenden, teils zu erwartenden Skulpturen vor Beginn der olympischen Ausgrabungen?

In der Regel galten beide Künstler, welche Pausanias als Verfertiger der Giebelfelder nennt, als Schüler des Phidias. Von Alkamenes ist das auch überliefert; von Paionios wurde es, und zwar gerade wegen dieser seiner Thätigkeit am Zeustempel, wenigstens als wahrscheinlich angenommen. Brunn versetzte in seiner Künstlergeschichte die Ausführung dieser Bildwerke in dieselbe Zeit, wo Phidias mit dem goldelfenbeinernen Bilde des Gottes beschäftigt war, also um das Jahr 432; wie früher schon Welcker, machte auch er auf den Gegensatz aufmerksam, welcher zwischen den beiden Giebelfeldern sich zeigt, indem das östliche den Charakter der Ruhe trägt, das westliche dagegen mit seinen Kampfszenen voll Bewegung ist, wie man das ja ähnlich auch am Parthenon findet und wie auch die Giebelgruppen am Heräon von Argos und am delphischen Tempel den gleichen Gegensatz aufwiesen. Während jedoch Brunn, bei dem Mangel direkter Nachrichten, über den Stil der Werke keine Vermutung äußerte, sprach Overbeck es in den ersten Auflagen seiner Plastik unumwunden aus, daß man sich den plastischen Schmuck des Zeustempels „ohne Zweifel am unmittelbarsten unter dem Einfluß attischer Kunst entstanden" denken müsse; auch die übrigen architektonischen Skulpturen des Tempels werde man einem jener beiden Meister zuzuschreiben haben, etwa so, wie man ja auch dem Phidias den plastischen Schmuck des Parthenon beilegt. Was die Metopen anlangt, so war man, wegen der unbestimmten Ausdrucksweise des Pausanias, im Zweifel, ob dieselben wie gewöhnlich um den ganzen Tempel herumliefen: dann mußten es jedenfalls mehr als elf oder zwölf sein, und die übrigen dachte man sich für diesen Fall nur durch Bemalung verziert; oder ob, wie von andrer Seite behauptet wurde, die Metopen sich nur über den beiden Thüren des Tempels, an den Schmalseiten, also innerhalb des bedeckten Säulenumgangs befanden. Betreffs des Stiles der Metopen aber, von dem ja Proben vorlagen, erkannte Overbeck an, daß dieselben ihrer ganzen Ausführung nach viel eher einem einheimischen, eleischen Künstler, als einem attischen der Genossenschaft des Phidias zugeschrieben werden müßten. Möglicherweise wären, wie schon O. Müller meinte, diese Skulpturen bereits fertig gewesen, als Phidias mit seinen Genossen nach Elis kam; deshalb könne auch ihr Datum nicht sicher bestimmt werden, und wenn sie auch schwerlich nach 432 entstanden seien, so könnten sie doch sehr wohl auch einige Jahrzehnte früher entstanden sein. Wir werden gleich sehen, wie die Funde diese letztere Auffassung vollkommen bestätigt haben, wie sehr man aber irre ging, wenn man, und zwar fast einstimmig, von der Ansicht ausging, daß die Giebelskulpturen unter dem Einfluß attischer Kunst, speziell durch Genossen oder Schüler des Phidias gefertigt worden seien.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß schon vor Beginn der olympischen Ausgrabungen H. Brunn eine neue Ansicht über diese Frage in seinen Vor-

Digitized by Google

lesungen geäußert hatte, welche er zu der Zeit, da zwar schon die ersten Funde gemacht, aber noch nicht veröffentlicht worden waren, näher darlegte in seinem Aufsatz: „Paionios und die nordgriechische Kunst“ (Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften von 1876, Philos.-philol. Klasse, Bd I., Heft 3); eine Ansicht, bei der man zwar Bedenken tragen kann, ob sie in ihrem Endresultate das Richtige trifft, der man aber das entschiedene Verdienst vindiciren muß, daß Brunn zuerst darauf hingewiesen hat, daß die Stellung, welche man den Giebelskulpturen auf gut Glück hin in der Kunstgeschichte einzuräumen geneigt war, durch nichts gerechtfertigt sei. Im Gegensatz zu dem früher in seiner Künstlergeschichte eingenommenen Standpunkte sprach er es nunmwunden aus, daß durchaus kein hinlänglicher Grund vorliege, den Paionios als einen Schüler des Phidias aufzufassen; indem er lediglich von der Beschreibung des Pausanias ausging, legte er dar, daß die strenge Regelmäßigkeit der Komposition keineswegs einem Schüler des Phidias, welcher die Giebelgruppen des Parthenon vor sich hatte, entspreche, und daß man schon daraus schließen müsse, daß Paionios unabhängig von Phidias in dem Geiste einer etwas älteren und befangeneren Kunst gearbeitet habe. Dies Urteil haben die Ausgrabungen in vollstem Maße gerechtfertigt.

Betrachten wir nun zunächst, welche positiven Resultate hinsichtlich des Skulpturenschmuckes am Zenstempel die Ausgrabungen geliefert haben. Von den Metopen des Tempels sind außer jenen bereits bekannten, im Louvre befindlichen, auch die übrigen zehn teils in größeren Teilen noch aufgefunden worden, teils durch kleinere Fragmente hinlänglich zu belegen; denn zwölf Thaten des Herakles, nicht elf, wie Pausanias berichtet, waren in der That dargestellt, wie sich das ja auch erwarten ließ. Es muß dahingestellt bleiben, ob Pausanias beim Ausarbeiten seiner Notizen und Excerpte einen Irrtum beging, oder ob das Fehlen jener zwölften Metope nur auf einer Verderbnis der Handschriften beruht. Auch darüber haben die Ausgrabungen hinlänglich Klarheit gebracht, daß die Metopen, was auch am besten dem Wortlaut bei Pausanias entspricht, nicht am äußern Fries des Tempels, sondern innerhalb des Peristyls oberhalb der Thüren angebracht waren. Es sind dann ferner von beiden Giebelfeldern die einzelnen Figuren und Gruppen in solcher Vollständigkeit aufgefunden worden, daß man, obgleich manche darunter nur sehr fragmentarisch erhalten sind, doch mit Bestimmtheit versichern kann, daß uns kein Glied von den Giebelkompositionen fehlt. Freilich sind die Beschreibungen des Pausanias nicht scharf genug, um ganz sichere Anhaltspunkte für die Gruppirung der gefundenen Reste zu geben; diese selbst aber bieten nur teilweise geeignete Handhaben hierfür dar. Deshalb gehen die Rekonstruktionsversuche in der Anordnung der Figuren teilweise noch auseinander. Indessen betrifft das nicht gerade wesentliche Punkte; im großen und ganzen läßt sich die Komposition in beiden Giebeln durchaus sicher beurteilen. Wir erkennen im Ostgiebel eine ziemlich streng symmetrisch

Digitized by Google

gegliederte, vollkommen ruhig gehaltene Darstellung des Augenblickes vor Beginn des Wagenrennens. In der Mitte steht Zeus, unsichtbar gegenwärtig gedacht als Lenker der Geschicke; zu seinen beiden Seiten Pelops und Oinomaos, weiterhin Hippodameia und Sterope; dann folgen die Viergespanne mit den Wagenlenkern und dazu gehörigen Dienern, endlich in den Winkeln die Flußgötter Kladeos und Alpheios, letztre anscheinend noch zu verstärkter Andeutung des Lokals gruppirt mit zwei Quellgottheiten, einer männlichen und einer weiblichen. Denn gegenüber der Beschreibung des Pausanias ergiebt sich die eine Abweichung, daß an einer Stelle des Giebels von ihm ein „Pferdeknecht" genannt wird, wo wir jetzt nichts andres nachweisen können als ein knieendes Mädchen, die man eben als Quellnymphe deutet. Allerdings hat man versucht, den Pausanias von solchem argem Lapsus zu reinigen. Brunn wollte dies knieende Mädchen zum Westgiebel rechnen; der eine Rekonstruktionsversuch in den Ausgrabungsberichten nahm ungenaue Aufzählung bei Pausanias an und vermehrte die Personenzahl im Ostgiebel um zwei; aber weder für das eine, noch für das andre haben die Ausgrabungen irgend welchen Anhalt gewährt, und so bleibt denn nichts andres übrig, als den Pausanias dieser schlimmen Verwechslung einer Quellnymphe mit einem Stallknecht zu zeihen. Hat sich doch der früher für so authentisch geltende und jetzt mehr und mehr als eine recht trübe Quelle sich erweisende Reisebeschreiber einen nicht minder groben Interpretationsfehler im Westgiebel zu Schulden kommen lassen. Nicht, wie er sagt, Peirithoos nahm hier die Mitte ein, vielmehr haben die Ausgrabungen als Zentralpunkt dieses Giebels, gleich dem Zeus im andern sich durch kolossale Verhältnisse von den übrigen Figuren unterscheidend, den Apollo dargethan, welcher, seinen rechten Arm gegen die Kämpfenden ausstreckend, ruhig und unbewegt wie ein Fels im Meere dasteht, während rechts und links von ihm die wildesten Kampfszenen spielen, in den aufgeregtesten und gewagtesten Situationen: Kentauren im Kampfe mit Lapithen oder Frauen und Knaben davonschleppend, weiterhin zu Boden gestürzte, ängstlich fortkriechende alte Dienerinnen: erst in den Ecken, wo Ortsnymphen behaglich gelagert sind, tritt wieder Ruhe ein.

Wenn ich sagte, daß die neugefundenen Denkmäler in hohem Grade überraschend gewirkt haben, so gilt das nicht von den Metopen; vielmehr stimmen hier die neugefundenen Stücke mit den schon vorher bekannten hinsichtlich des Stiles und der Technik vollkommen überein. Schon an diesen hatte man gefunden, daß die ganze Behandlungsweise des Nackten sowohl wie der Gewandung, ferner der Ausdruck der Köpfe, eine gewisse Unbehilflichkeit in der Stellung, z. B. der Athene von der Stymphalosmetope, auf Reste archaischer Gebundenheit hindeuteten; und dem entsprechen auch die neu dazugekommenen Reste, obgleich im einzelnen kleine Differenzen stattfinden. So sind z. B. die Gewänder der Hesperide in der Atlasmetope und der Athene aus der Augiasmetope viel edler, wenn auch außerordentlich einfach ausgearbeitet, als das gezwungene und un-

Digitized by Google

schöne Gewand der Athene aus der Stymphalosmetope, wobei freilich in Betracht zu ziehen ist, daß bei letztrer, infolge ihrer sitzenden Stellung, die Aufgabe schwerer war, als bei jenen aufrechtstehenden Figuren. Auch sind keineswegs alle Heraklestorsen, welche aus den Metopen erhalten sind, so schön und in jeder Beziehung trefflich durchgearbeitet wie der Atlas und der Herakles auf der entsprechenden Metope. Indessen solche Verschiedenheiten sind begreiflich, da ja sicherlich verschiedene Hände an den Metopen gearbeitet haben; viel wichtiger ist, daß bestimmte Schulunterschiede, bedeutende stilistische Abweichungen nicht vorhanden sind. Freilich ist dies nicht allgemein anerkannt; namentlich wollte Brunn die Metopen der Ostseite streng von denen der Westseite scheiden, indem er erstre als Werke einheimischer, peloponnesischer Kunst, letztre dagegen als Erzeugnisse jener nordgriechischen Kunstschule bezeichnete, die er durch den schon oben angeführten Aufsatz in die Kunstgeschichte einführte.

Was nun aber besonders überrascht, ja geradezu verblüfft hat, das waren die Skulpturen der Giebelfelder. Was man fand, namentlich was in den Ausgrabungen der ersten Kampagne zum Vorschein kam (es waren wesentlich Stücke vom Ostgiebel), harmonirte so wenig mit dem, was man zu finden erwartet hatte, daß eine gewisse Enttäuschung nicht ausbleiben konnte. Statt kräftiger, lebensvoller Körper sah man eine durchaus flaue Behandlung des Nackten, dessen einzelne Flächen kaum notdürftig sich gegeneinander absonderten, während von einer zarteren Verbindung der einzelnen Teile untereinander, von einer Belebung durch das Spiel der Muskeln, von energischer Andeutung des Knochengerüstes vollends nicht die Rede war; die Gewandung fast lederartig steif, vielfach faltenlos anliegend oder ganz oberflächlich, ohne jegliche Anmut des Wurfes über die Gestalt hingebreitet, die Stellungen steif und gezwungen oder unedel und nonchalant, die Köpfe leblos, zum Teil noch stark archaisch u. s. w. Daneben mußte eine Figur wieder besonders überraschen, welche in diesen Rahmen so wenig zu passen schien, daß sogar die Ansicht auftauchte, man habe hier eine gar nicht zum Giebel gehörige Porträtstatue aus viel späterer Zeit vor sich: ein sitzender Greis mit unangenehm fettem Körper und individuellen Zügen, mit Runzeln und kahler Stirn, anscheinend ein Wagenlenker des einen der beiden Kämpfer.

Einigermaßen freilich mußte dieser erste ungünstige Eindruck sich mildern, als nach und nach auch die Stücke des Westgiebels bekannt wurden, als man eine größere Zahl von Köpfen fand und namentlich auch durch die Vervollständigung der einzelnen Gruppen in den Stand gesetzt wurde, die Komposition des Ganzen zu beurteilen. Zwar bleibt das eben über die Behandlung von Körper und Gewandung Gesagte für die Mehrzahl der Figuren bestehen; besonders sind die Pferdekörper der Kentauren in ihrer fast lächerlichen Magerkeit und Kleinheit geradezu abscheulich; es fehlt nicht an argen Proportionsfehlern und sonstigen groben Versehen; Haar und Bart sind fast durchweg (wie allerdings

Digitized by Google

auch an den Metopen) nur oberflächlich angelegt, die Gewandung ist größtenteils flüchtig und ohne jede Rücksicht auf naturgemäßen Fall wiedergegeben. Aber andrerseits fehlt es doch auch nicht an einigen Lichtblicken in diesem wenig erfreulichen Ganzen: mehrere Körper, wie der Zeus des Ostgiebels, der Apollo des Westgiebels, sind entschieden besser behandelt als die andern, wenn sie sich auch nicht entfernt mit denen der Ägineten oder gar des Parthenons vergleichen lassen; unter den Köpfen finden sich neben ganz ausdruckslosen, neben den grinsenden karikaturartigen Kentaurengesichtern, neben Heroenköpfen mit häßlich breitem Untergesicht, neben realistisch unschönen, runzligen alten Weibern, auch einige, welche sich durch edle Formen, wenn auch von etwas herber Strenge, ja selbst durch einen leisen Zug geistigen Lebens auszeichnen. Und was vor allen Dingen anerkannt werden muß: die Komposition hat — und das gilt besonders von den bewegten Kampfszenen des Westgiebels — gegenüber der streng symmetrischen Gebundenheit der Ägineten, wo jede Figur rechts mit einer entsprechenden links korrespondirt, einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Zum ersteumale begegnen wir hier in der Plastik der Gruppenbildung, und zwar gleich in der kühnsten Weise, indem nicht bloß ein Paar von Kämpfern, sondern mehrfach sogar drei Personen zu einer eng zusammenhängenden Gruppe vereinigt sind, deren Erfindung als wirklich bedeutend und künstlerisch erdacht anerkannt werden muß. Nur daß hierbei besonders jener Widerspruch hervortritt, welcher überhaupt das Auffallendste dieser ganzen Giebelskulpturen ist: daß an sich treffliche Gedanken größtenteils in mangelhafter Form wiedergegeben sind. Nichts hindert, sich die Kentauromachie des Westgiebels von einem vollendeten Künstler in den Formen der höchsten Kunstblüte oder etwa mit der Virtuosität der pergamenischen Schule, mit aller Meisterschaft der Technik und doch ohne jede oder wenigstens nur mit geringer Veränderung der Motive wiedergegeben zu denken: man kann ohne weiteres behaupten, daß der Eindruck des so umgestalteten Werkes ein vortrefflicher sein müßte, bei welchem niemand einen Widerspruch zwischen Erfindung und Ausführung empfinden würde. Dagegen würden die Ägineten, in den Formen der vollendeten Kunst ausgeführt, auf der Stelle erkennen lassen, daß Form und Erfindung miteinander nicht harmoniren. Dieser Umstand giebt zu denken und ist entschieden geeignet, bei der Lösung der Frage, wer denn diese Werke geschaffen, welcher Zeit und welcher Schule wir sie zuzuschreiben haben, ins Gewicht zu fallen.

Diese Frage hat schon von Anfang an die Gemüter lebhaft beschäftigt und wird heute noch in sehr verschiedener Weise beantwortet. Ich begnüge mich hier, darauf hinzuweisen, daß (abgesehen von Overbeck in der neuen Auflage seiner „Plastik") am eingehendsten darüber gehandelt worden ist von Brunn in zwei Abhandlungen: „Die Skulpturen von Olympia" (Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philos.-philol. Klasse, 1877, Bd. I, Heft 1 und 1878 Bd. I, Heft 4). Außerdem verdienen besondre Beachtung die Artikel

Digitized by Google

von Ch. Newton in den Essays on art and archeology (London, Macmillan, 1880.)

Dreierlei ist es, was man hierbei in Betracht zu ziehen hat. Einmal das, was uns die Denkmäler selbst sagen, deren Sprache freilich nicht für jeden Beurteiler dieselbe und daher durchaus kein so objektives Moment ist, als man eigentlich annehmen sollte. Zweitens die Nachricht des Pausanias, daß Paionios und Alkamenes die Giebelgruppen gefertigt hätten; wozu dann als notwendig mit in Betracht zu ziehendes Faktum die Auffindung einer unzweifelhaft beglaubigten Statue des Paionios kommt, der Nike, deren Pausanias gleichfalls gedenkt. Endlich drittens die Frage nach der Bauzeit des Tempels.

Der letztere Punkt, um von diesem zuerst zu sprechen, ist neuerdings wiederholt, zum Teil in eignen Abhandlungen (Bursian, De tempore quo templum Iovis Olympiae conditum sit, disputatio, Jena 1872; Urlichs, „Bemerkungen über den olympischen Tempel und seine Bildwerke," Würzburg 1879) zur Sprache gebracht worden. Entgegen früheren Behauptungen, wonach man eine sehr lange Bauperiode des Tempels annahm, vereinigt sich heute, wie es scheint, die Mehrzahl der Archäologen zu dem namentlich durch neue Untersuchungen des Bauwerkes selbst und durch belehrende Analyse seines Untergrundes gefundenen Resultate, daß der Tempel im Jahre 460 v. Chr. im wesentlichen vollendet war. Damit ist so gut wie sicher auch gegeben, daß die Metopen ebenfalls um jene Zeit fertig gewesen sein müssen; denn die in der Regel mit den Triglyphen verfalzten Metopen sind ein mit dem Bauwerk so eng verwachsenes Glied, daß eine spätere Hinzufügung derselben, nach Vollendung des Baues, nicht gut denkbar erscheint. Etwas andres ist es mit den Giebelgruppen. Solche konnten sehr wohl lange nach Vollendung des Tempels noch hinzugefügt werden, und es ist zweifellos, daß so mancher alte Tempel, welcher ursprünglich auf Giebelschmuck berechnet war, solchen niemals erhalten hat, weil inzwischen die Mittel für Herstellung desselben ausgegangen waren oder sonst irgendwelches Hindernis dazwischen kam.

Was ferner die Nike des Paionios anlangt, so ist diese von felsiger Höhe, um welche die Adler kreisen, herabschwebende Siegesgöttin ein durchaus graziös erfundenes, lebensvolles Werk, freilich nicht frei von Schwächen und Mängeln, die namentlich in der Gewandung an mehreren Stellen hervortreten, aber doch so kühn in der Erfindung, so frei von aller altertümlichen Gebundenheit, daß wir sie entschieden zu den besseren Erzeugnissen aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts zählen müssen. Welchen Ausdruck der Kopf trug, inwieweit er einem vorgeschritteneren Kunststile entsprach, können wir leider nicht mehr beurteilen, da nur der Hinterkopf wieder aufgefunden worden ist. Soll man aber aus der hieran erkennbaren Behandlung der Haare einen Rückschluß machen, so darf man es als wahrscheinlich bezeichnen, daß der Gesichtsausdruck noch etwas streng war. Deswegen sind wir aber noch keineswegs berechtigt,

Digitized by Google

das Werk einer so frühen Periode zuzuweisen, wie dies von manchen Seiten geschehen ist, namentlich von Brunn, der die Entstehung der Nike noch vor die Partheponfskulpturen setzte. Leider ist die Inschrift, welche noch erhalten ist und berichtet, daß Messenier und Naupaktier die Statue dem olympischen Zeus vom Zehnten feindlicher Kriegsleute geweiht hätten, sowie daß Paionios von Mende sie gefertigt, welcher auch den Firstschmuck für den Tempel hergestellt habe, nicht deutlich genug, als daß man daraus mit absoluter Sicherheit die Kriegsthat, welche Veranlassung zur Weihung dieser Figur war, konstatiren könnte. Schon die Alten wußten, wie Pausanias meldet, nicht mehr, für welchen Sieg die Nike bedizirt worden war; die neueren Erklärer haben sehr verschieden darüber geurteilt, so daß die Datirung der Statue auf ganz unsicherm Boden steht. Immerhin ist von Schubring (in der Archäologischen Zeitung für 1877, S. 59 ff.) mit sehr triftigen Gründen dargelegt worden, daß unter allen historischen Ereignissen, von denen wir Kunde haben, und die hier in Betracht kommen könnten, einzig die Niederlage der Spartaner auf der Insel Sphakteria im Jahre 424 passend erscheint, und daß demnach die Anfertigung der Statue in den Jahren 424 bis 420 in hohem Grade wahrscheinlich ist. Nach unsrer Überzeugung stimmt diese Datirung mit dem Charakter der Figur vollkommen überein, denn trotz der berührten Ungleichheiten in der Ausführung, trotzdem daß von stilistischer Übereinstimmung mit den Skulpturen des Parthenon keine Rede sein kann, ist doch ein Werk von solcher Freiheit der Arbeit, von solcher Kühnheit der Anlage, vor Phidias und seinen Schöpfungen vornehmlich am Parthenon nicht denkbar.

Können wir es nun aber chronologisch und stilistisch mit dieser Annahme vereinigen, daß derselbe Meister, welcher die Nike geschaffen, auch der Meister der Figuren vom Ostgiebel zu Olympia sein soll? Offen gestanden: hätten wir diese Figuren erhalten ohne jede Kenntnis ihrer Provenienz und daneben die Nike des Paionios ohne Kenntnis ihres Verfertigers und Fundortes, kein Mensch würde jemals auf den Gedanken gekommen sein, daß beide Werke einem und demselben Meister angehören sollten, oder wer es zu behaupten gewagt hätte, wäre einfach ausgelacht worden. Nun haben wir aber auf der einen Seite die unwiderlegliche Thatsache, auf der andern die bis dahin unbezweifelte Notiz des Pausanias, und so hilft es nichts: man muß sich mit diesen beiden Umständen auseinandersetzen.

In der ihm eigentümlichen, genialen, aber ich möchte sagen ungestümen Weise hat Brunn dies Problem zu lösen gesucht. Schon in dem ersten der genannten Aufsätze, über Paionios, hatte er, und zwar noch ohne Kenntnis der olympischen Bildwerke, mit Hilfe einiger in Nordgriechenland gefundenen Denkmäler aus archaischer Zeit zu erweisen gesucht, daß Paionios von Mende nicht als Schüler des Phidias, sondern als einer nordgriechischen Kunstrichtung angehörig zu betrachten sei, als deren Haupteigentümlichkeit Brunn das Prinzip des Malerischen hinstellte. In seinen Abhandlungen über die Skulpturen von Olympia hat er

Digitized by Google

dann diesen Gedanken weiter ausgeführt. Er erkennt in der That in den Metopen der Westseite, in den Giebelskulpturen der Ostseite und in der Nike die Hand desselben Meisters; er findet, trotz des nicht verkennbaren Fortschrittes, welchen der Künstler in der zwischen den Giebelgruppen und der Nike liegenden Zeit gemacht, gewisse stilistische Eigentümlichkeiten in beiden Werken wieder und führt all die Mängel, welche wir oben an den Skulpturen der Giebel hervorhoben, auf die Eigentümlichkeiten dieses wesentlich malerisch komponirenden und überall die durch Bemalung gehobene Distanzwirkung in Betracht ziehenden Kunststiles zurück. Bei der unleugbaren Verwandtschaft aber, welche die Skulpturen des Westgiebels mit denen des Ostgiebels aufweisen, ist Brunn von selbst dazu genötigt, diesen nordgriechischen Stil auch im Westgiebel wiederzufinden; und er thut das, indem er darauf fußt, daß Alkamenes nach einigen Nachrichten aus Lemnos stammte, wenn er auch Athener von Abkunft war; noch jung, aber doch schon als vollständiger Künstler, sei er von seiner nordgriechischen Heimat mit Paionios nach Olympia gegangen und habe dort etwa zwischen 440—436 die Skulpturen des Westgiebels gefertigt; an eine frühere Zeit dürfe man nicht wohl denken, da er nachweislich noch 402 v. Chr. am Leben und thätig war. Die Metopen der Ostseite endlich aber bleiben, im Gegensatz zu allen andern Werken am Tempel, ein Produkt einheimischer, peloponnesischer Kunstübung.

Selbst wenn wir die stilistischen Eigentümlichkeiten von Kunstwerken eben so sicher erkennen und beurteilen könnten, wie die von Schriftwerken oder wie dialektische Besonderheiten an Inschriften, würde Brunns Hypothese auf lebhafte Bedenken stoßen. Um wie viel mehr, da der Irrtum in stilistischen Fragen bei Kunstwerken bei weitem leichter möglich ist, als bei Literaturdenkmälern. Den besten Beweis hierfür liefert Brunn selbst: ein weiblicher Torso, welcher bei Beginn der Ausgrabungen als nicht zu den Giebelgruppen gehörig betrachtet und Hestia genannt wurde, wird von Brunn als Werk peloponnesischer Kunst bezeichnet; ja er stellt die „Gleichung“ auf: die Hesperide der Atlasmetope verhalte sich zu diesem Torso wie die Nymphe der Stymphalosmetope zu dem knieenden Stallknecht des Ostgiebels. Nun haben aber die Ausgrabungen in ihrem Verlauf unwiderleglich dargethan, daß jene sogenannte Hestia in der That auch zum Ostgiebel gehört und Hippodameia vorstellt, und diese eine Thatsache wirft natürlich die ganze Gleichung über den Haufen.

Gegenüber der Brunnschen Auffassung, wonach alle die oben geschilderten Eigentümlichkeiten der olympischen Giebelskulpturen als charakteristisch für einen bestimmten Stil zu fassen wären, hat die Mehrzahl derjenigen, die ihre Meinung darüber abgegeben, sich dahin entschieden, daß man viel eher die Abwesenheit eines bestimmten Stiles zu erkennen habe. Vor allen Dingen ist hingewiesen worden auf die bereits betonte starke Differenz zwischen der Komposition der Gruppen und ihrer Ausführung, und im Hinblick hierauf ist die gleich zu Anfang laut gewordene Ansicht heute wohl am verbreitetsten, daß die beiden von

Digitized by Google

Pausanias genannten Meister mit der Ausführung selbst nichts zu thun hatten, daß vielmehr von ihnen nur die Entwürfe, sei es in kleineren Modellen, sei es vielleicht gar nur in bloßen Zeichnungen herrührten, während die Ausführung der Werke selbst in den Händen einer einheimischen, eleischen Steinmetzenzunft lag. Diese Annahme erklärt vieles, was an beiden Giebelgruppen auffällt, namentlich die Gleichartigkeit in der Behandlung überhaupt. Manches bleibt freilich auch so noch unaufgeklärt, besonders die großen Verschiedenheiten in den Köpfen und das auffallende Hereinragen eines starken realistischen Zuges neben durchaus archaischen Formen. Man hat zwar auch da damit helfen wollen, daß man sagte, es hätten sich unter den einheimischen Arbeitern auch einige Fremde befunden; aber das ist doch nur ein Nothbehelf, denn wo haben wir in jener Zeit sonst Spuren einer so realistischen Behandlungsweise, wie sie die Köpfe der beiden alten Weiber im Westgiebel zeigen? wo einen Körper, wie den des sitzenden Greises im Ostgiebel? Diese Verschiedenheit in manchen Details bei sonst gleicher Ausführung bleibt einstweilen noch ein Rätsel.

Nicht minder schwierig ist die Frage nach der Entstehungszeit der Skulpturen. Während dieselbe von der einen Seite bald nach Vollendung des Tempelbaues angesetzt wird, die Werke alsdann noch vor den Parthenonskulpturen entstanden sein müßten, will Overbeck, namentlich aus der Komposition des Westgiebels, die Entstehung beider Gruppen in nachparthenonischer Zeit erweisen; ja es fehlt auch nicht an solchen, welche die Nachricht des Pausanias, wonach Paionios und Alkamenes die Verfertiger der Giebelgruppen waren, ganz über Bord werfen und die Skulpturen gleichzeitig mit der Vollendung des Tempels, also zwischen 360—350 entstehen lassen, bei welcher Datirung allerdings die Beteiligung des Alkamenes, der noch um 402 thätig ist, unmöglich, die des Paionios zum mindesten bedenklich wäre. Ich meinesteils gestehe, bis zu letzterer Ansicht, welche man dadurch zu rechtfertigen versucht, daß Pausanias die von Paionios laut dem inschriftlichen Zeugnis (am Postament der Nike) gefertigten Akroterien des Tempels mit den Giebelskulpturen verwechselt habe, mich vorläufig noch nicht aufschwingen zu können, daß mir vielmehr die Ansicht am plausibelsten erscheint, wonach Paionios und Alkamenes — beide allerdings noch bevor sie durch die Schule des Phidias gegangen (und daß dies bei Paionios später wenigstens noch der Fall war, das muß angesichts der Nike immerhin doch als möglich bezeichnet werden) — die Entwürfe zu den Skulpturen gemacht, vielleicht zu der Zeit, da ein beträchtlicher Teil vom Skulpturenschmuck des Parthenon schon vollendet war, da die Metopen des letzteren ja vielfach noch eine etwas strenge Richtung verraten, die den Kentaurentypen von Olympia nicht zu fern steht. Denn wenn ich auch daran festhalten muß, daß die beiden Künstler damals noch nichts von phidiasischem Geiste in sich aufgenommen hatten, so möchte ich doch die Möglichkeit keineswegs ausgeschlossen wissen, daß sie nicht an den Arbeiten des Parthenon irgendwie mit beteiligt waren; es ist sehr denkbar, daß die Eleer,

Digitized by Google

als sie Skizzen für den Giebelschmuck ihres Tempels brauchten, sich deshalb nach Athen wandten, weil dort infolge des Baues des Parthenons jedenfalls das regste Kunstleben auf hellenischem Boden war. In diesem Falle würde es sich auch erklären, daß die Entwürfe nicht von den Künstlern selbst, sondern in Elis von ziemlich untergeordneten, größtenteils wohl einheimischen Kräften ausgeführt wurden, flüchtig und ohne Sorgfalt, vermutlich aus pekuniären Rücksichten, und möglichst auf Distanzwirkung berechnet; bei heroischen und göttlichen Figuren in einem dem Archaismus noch ziemlich nahestehenden Stile, bei untergeordneteren Persönlichkeiten mit der den Doxern eignen Tendenz zum Naturalistischen, vielleicht auch mit einem nicht ganz unbeabsichtigten humoristischen Zuge, der ja auch wiederum der dorischen Kunst eigen ist, und mit treuer Anlehnung an lebendige Modelle. Derselben Schule und Richtung, aber einer etwas früheren Zeit, nämlich der Bauzeit des Tempels selbst, gehören die Metopen an; ihre Meister stehen zwar im allgemeinen auf dem gleichen Standpunkte, wie die der Giebelskulpturen, arbeiten aber sorgfältiger und halten sich strenger an die Formen des damals üblichen Stiles. Was endlich die Nike des Paionios anlangt, so genügt wohl der beträchtliche Zeitraum, welcher zwischen den Entwürfen für die Giebel zu Olympia und der Anfertigung der Nike liegt, um die Verschiedenheit dieser Werke und die großen Fortschritte des Paionios zu erklären, zumal wenn er inzwischen Gelegenheit gehabt hatte, die Schöpfungen des Phidias zu studiren.

Ich bin ausführlicher geworden, als es anfänglich in meiner Absicht lag, und doch vielleicht nicht ausführlich genug, als daß die zuletzt ausgesprochene Ansicht begründet erscheinen könnte. Aber hierin bedürfte es in der That einer noch viel eingehenderen Deduktion, als ich sie hier geben konnte; und abgesehen davon bin ich auch weit davon entfernt, zu behaupten, daß nicht neue Thatsachen, namentlich Auffindung von bisher noch fehlenden Analogien zu den Skulpturen von Olympia, meine einstweilen gebildete Überzeugung wieder umstoßen könnten. Hat uns doch nichts so sehr die Hinfälligkeit aller unsrer Hypothesen gezeigt, als die letzten Jahre mit ihren ungeahnten Entdeckungen. Nur durch den Irrtum kommen wir zur Wahrheit!

Digitized by Google

Neue Klassikerausgaben.

Fast a tempo sind in den letzten Wochen zwei neue Sammlungen von Klassikerausgaben hervorgetreten.*) Die „Cottasche Bibliothek der Weltliteratur“ wird in 110 Bänden die sämmtlichen Werke von Lessing, Goethe, Schiller, Th. Körner, H. v. Kleist, Platen und Lenau, die dramatischen Werke Shakespeares, ausgewählte Werke Molières und Calderons und Dantes Göttliche Komödie, außerdem vier Gratisbände mit den Biographien von Lessing, Schiller, Goethe und Shakespeare umfassen. „Wallroths Klassikerbibliothek“ verspricht in 52 Bänden eine Auswahl der Meisterwerke von Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare und in zweiter Reihe von Andersen, Björnson, Börne, Bürger, Chamisso, Gaudy, Hauff, Hebel, Herder, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul, H. v. Kleist, Körner, Lenau, Musäus, Tegnér und dem Demokritos-Weber zu bringen. Beide Sammlungen haben die neue Orthographie angenommen, beide sollen in gebundenen Bänden (à Band 1 Mark) ausgegeben werden. Die Cottasche Sammlung stellt es dabei völlig in das Belieben der Abnehmer, ob sie die ganze Serie, oder eine bestimmte Anzahl von Bänden, oder einen einzelnen Band kaufen wollen; bei „Wallroths Klassikerbibliothek“ scheint man sich zur Abnahme des Ganzen verpflichten zu sollen.

Das komische Malheur, daß zwei buchhändlerische Unternehmungen, die einander gleichen wie ein Ei dem andern, beinahe zu derselben Stunde auf dem Büchermarkte erscheinen und nun Miene machen, sich gegenseitig das Geschäft zu verderben, scheint sich neuerdings öfter ereignen zu sollen. Es ist das die ganz natürliche Folge unsrer gegenwärtigen buchhändlerischen Industrie, welche in immer bedenklicherer Weise den Fabrikcharakter annimmt, der sich doch mit keinem Produkte des menschlichen Geistes so wenig vertragen will als gerade mit dem Buche. Handelt sich's dabei um eine „Illustrirte Musikgeschichte“ oder gar bloß um einen Neudruck von Goethes „Faustfragment vom Jahre 1790,“ so können ja die Verleger ihre Einbuße allenfalls verschmerzen. Fataler dürfte die gegenseitige Störung bei so umfänglichen und weitausschauenden Unternehmungen wie den beiden vorliegenden sein. Indeß, wir haben zunächst keine

*) Cottasche Bibliothek der Weltliteratur. Erster Band. Goethes sämmtliche Werke. Neu durchgesehene und ergänzte Ausgabe in sechsunddreißig Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Erster Band. Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung. Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Wallroths Klassiker-Bibliothek. 1. und 2. Schillers Werke. Erster und zweiter Band. Berlin und Leipzig. Verlag von Erich Wallroth.

Digitized by Google

Ursache, eines der beiden Unternehmen zu bedauern. Jeder ist seines Glückes Schmied. Ehe nicht die ganze gegenwärtig herrschende Art von Betriebsamkeit im deutschen Buchhandel, bei der keine geschäftliche Idee sich hervorwagen kann, ohne daß sie sofort von so und so viel andern nachgemacht würde, beseitigt ist — auch diese beiden Klassikersammlungen sind ja bis ins einzelnste hinein nichts andres als Kopien der bekannten „Kollektion Spemann" —, eher werden auch die Gefahren solcher Zusammenstöße nicht vermieden werden. Vorläufig scheint es, als ob auf die Periode der „Prachtwerke," die sich ja Gott sei Dank langsam ihrem Ende nähert, zunächst eine Periode der „Kollektionen" folgen sollte. Nun die Tische des Salons zum Brechen voll liegen, wird sich der Buchhandel zur Abwechslung wieder einmal der leeren Bücherschränke erbarmen. Und o Himmel! Welche berauschende Vorstellung thut sich da auf! Man denke sich den Bücherschrank eines jungen deutschen Ehepaares vom Schwiegerpapa angefüllt mit den 60 dunkelblauen Leinwandbänden der drei ersten Serien der „Kollektion Spemann," und daneben mit den 110 kirschroten Leinwandbänden der „Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur" oder den 52 feuerroten Kalikobänden der „Wallrothschen Klassikerbibliothek!" Welches Testimonium von „Bildung" und — welche Augenweide zugleich!

Wir haben hier nicht die Absicht, zu raten und zu empfehlen. Unter den Lesern dieser Blätter werden wohl die wenigsten soll man sagen so beneidenswert oder so bedauernswürdig sein, daß sie sich noch „einen Schiller" oder „einen Goethe" kaufen können. Rat und Empfehlung würden auch ziemlich überflüssig sein. In dem Prospekt zu „Wallroths Klassikerbibliothek" heißt es zwar: „Die Auswahl der anfzunehmenden Werke ist äußerst sorgfältig erfolgt; es hat nichts Aufnahme gefunden, was nur noch einzelne Gelehrtenkreise interessirt. Auf diese Weise ist der Käufer davor bewahrt worden, einen ganzen Wust gelehrter Abhandlungen zu bezahlen, die von einer Minderzahl gelesen werden, weil sie nun einmal bezahlt sind." Dennoch ist es uns etwas zweifelhaft, ob das bildungsdurstige Publikum geneigt sein wird, sich von zwei ihnen jedenfalls bisher völlig unbekannten Herren Namens W. Lange und R. Öser — diese beiden Namen figuriren im Prospekt als Herausgeber, während bei der Cottaschen Sammlung eine Anzahl mehr oder weniger bewährter Literarhistoriker an der Spitze stehen — seine Klassikerlektüre auswählen zu lassen. Aber ganz abgesehen davon, daß bei Cotta das Ganze, hier nur eine Auswahl geboten wird, sind wir fest überzeugt: wem in der Buchhandlung der erste Band von jeder der beiden Sammlungen vorgelegt wird, der wird sich nicht eine Minute besinnen, wo er zugreifen soll. Die „Cottasche Bibliothek" stellt es ihm frei, seine Auswahl selbst zu treffen; sie ist ferner in demselben fein abgemessenen Oktavformat wie die „Kollektion Spemann" auf gutes und schönes Papier von angenehmem gelblichen Tone scharf und sauber gedruckt, während das Konkurrenzunternehmen unbegreiflicherweise wieder zu einem Format zurückgekehrt ist, das sich wenig von dem früher

Digitized by Google

von Cotta eingeführten und lange für alleinseligmachend geltenden, in Wahrheit aber abscheulichen „Schillerformat“ unterscheidet, auch in Papier und Druck den Vergleich mit dem Cottaschen Unternehmen nicht aushalten kann; und was den Einband betrifft, so wird auch hier jedermann, wenn er überhaupt mit Leinwand- oder Kalikodeckeln sich begnügen will, dem verhältnismäßig solid und geschmackvoll erscheinenden Einbande der Cottaschen Sammlung — der wiederum genau nach dem Rezept Spemann gemacht ist — den Vorzug geben. Angesichts dieser beiden Bände befällt uns in der That das aufrichtigste Mitleid mit „Wallroths Klassikerbibliothek,“ und man möchte fast wünschen, daß die Unternehmer lieber nicht auf ihre Idee gekommen wären, bei der sie nach menschlichem Ermessen kein Geschäft machen können.

An dieser einfachen Darlegung des Sachverhaltes könnten wir uns genügen lassen. Indessen reizt es uns, doch noch ein paar andre Thatsachen zur Sprache zu bringen, die den jüngeren unter unsern Lesern wohl überhaupt unbekannt, den älteren vielleicht aus dem Gedächtnis entschwunden sind. Wir thun es nur, um die Gerechtigkeit zu Ehren zu bringen.

Die Cottasche Buchhandlung entwickelt in ihrem Prospekt die edelsten Gesinnungen. Sie sagt: „Welcher Gebildete wünschte nicht die klassischen Dichterwerke Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, diese erste und wichtigste Grundlage einer jeden guten Hausbibliothek, in gleichmäßigen, gut redigirten und schön gedruckten Ausgaben zu besitzen? Und doch — wie verhältnismäßig wenigen ist dies bis heute gegönnt gewesen! Schon unsre deutschen Klassiker konnten sich die meisten nur in Ausgaben anschaffen, deren Druck und Papier mehr oder weniger zu wünschen ließen; die besseren Ausgaben hatten entsprechend höhere Preise, welche vielen deren Erwerb unmöglich machten. Noch ungünstiger aber war das Verhältnis bei den ausländischen Klassikern.... Die J. G. Cottasche Buchhandlung, in deren Verlag die Originalausgaben der meisten deutschen Klassiker, voran Goethes und Schillers, erschienen, glaubt durch Schaffung dieser neuen Ausgaben, welche höchste Solidität und Eleganz der Ausstattung mit niedrigstem Preise verbinden, einer Ehrenpflicht gegen ihre großen Autoren nachzukommen und sich den Dank des deutschen Volkes zu verdienen, dessen weitesten Kreisen sie das Verständnis und den Genuß der erhabensten Werke des menschlichen Geistes erschließt. Das langjährige Verlangen des deutschen Volkes nach gleichmäßigen, schönen und dabei billigen Oktavausgaben seiner klassischen Dichter ist damit erfüllt.“

Wer die Geschichte des deutschen Buchhandels und insbesondre die klägliche Geschichte unsrer deutschen Klassikerausgaben kennt, traut seinen Augen nicht, wenn er das in einem Cottaschen Prospekte liest! Man läßt sich in buchhändlerischen Prospekten ja etwas bieten an dick aufgetragner Reklame und volltönenden Phrasen. Aber daß eine Buchhandlung dabei eine so dreiste Pharisäermiene aufsteckt, wie die Cottasche in diesem Falle, haben wir doch noch nicht erlebt.

Digitized by Google

Wem macht denn die Cottasche Buchhandlung hier Vorwürfe? Wer ist denn schuld daran, daß es dem deutschen Volke jahrzehntelang nicht „gegönnt gewesen," anständige und zugleich wohlfeile Ausgaben seiner großen Dichter zu besitzen? Wer anders als die Cottasche Buchhandlung? Hatte sie nicht bereits vor zwanzig, dreißig Jahren allen Grund, der „Ehrenpflicht gegen ihre großen Autoren nachzukommen" und „das langjährige Verlangen des deutschen Volkes zu erfüllen?" Wer hat es ihr denn verwehrt?

Es ist nun ziemlich dreißig Jahre her, da begann die Cottasche Buchhandlung ein ganz ähnliches Unternehmen wie jetzt wieder mit ihrer „Bibliothek der Weltliteratur." In dreihundert Lieferungen gab sie von 1853—58, zum Teil in Verbindung mit der Göschenschen Verlagshandlung, welche einzelne ihrer Verlagsartikel beisteuerte, eine Serie „Deutscher Klassiker" heraus. Es war das jene Sammlung, aus der die bekannte vierzigbändige Goetheausgabe, die zwölfbändige Schillerausgabe, die zehnbändigen Klopstock- und Lessingausgaben und die sechsunddreißigbändige Wielandausgabe stammen, mit der das berühmte Cottasche „Schillerformat" erfunden wurde und aus der die Literarhistoriker zu ihrem Erstaunen erfuhren, daß auch Johann Ladislav Pyrker ein „deutscher Klassiker" sei. An diese Sammlung schloß sich 1859 und 1860 unter dem Titel „Deutsche Volksbibliothek" eine zweite von hundert Lieferungen, 1861 und 1862 unter demselben Titel eine dritte von hundertachtzehn Lieferungen an. Da rückten Hippel, Houwald, Iffland, Jünger, Pfeffel, Steigentesch und andre Größen an; alles, was der Cottasche und der Göschensche Verlag nur irgend von Büchern aufzuweisen hatten, die in einer „Deutschen Volksbibliothek" sich unterbringen ließen, das wurde mobil gemacht und in die Uniform des „Schillerformates" gesteckt. Aus dieser Zeit schreibt sich das Unglück her, daß man keinen antiquarischen Katalog und keinen Auktionskatalog mehr in die Hände bekommt, worin einem nicht sofort auf der ersten Seite Alxingers „Bliomberis" in die Augen fiele. Die Cottasche Verlagshandlung ließ sich damals durch alle drei Serien für jede Lieferung vierzig Pfennige oder, wie es damals hieß, „vier Neugroschen" bezahlen. Unter jedem der drei Unternehmen aber stand: „Einzelne Autoren und Bände werden nicht abgegeben."

Nun bedenke man folgendes. Ein Band der neuen Cottaschen Bibliothek umfaßt mindestens soviel wie in der Bibliothek aus den fünfziger Jahren zwei Lieferungen. Jene Lieferungen aber wurden broschirt ausgegeben, die Bände der neuen Sammlung gebunden, und zwar in einem Bande, der auch in der Masse schwerlich unter zwanzig Pfennigen herzustellen sein wird, denn die Leinwand ist nicht die schlechteste, und die Bogen sind nicht bloß eingeklebt, sondern wirklich eingeheftet, wenn auch nur auf zwei Bünde, während im übrigen der Buchbinder sich mit Säge und Leim begnügt hat. Ferner sind Papier und Druck in der neuen Ausgabe unvergleichlich viel besser als in der damaligen. Außerdem ersparte man in jenen glücklichen Zeiten, wo noch „des durchlauchtigsten

Digitized by Google

deutschen Bundes schützende Privilegien" ihre Flügel über die Cottasche Verlagshandlung breiteten, den unbequemen Luxus eines sachkundigen Herausgebers; die Klassikertexte wurden damals einfach in den Druckereien fertig gemacht. Sie waren freilich auch darnach. Man sehe sich nur so etwas an wie den „privilegirten" Cottaschen Goethetext aus den Jahren 1853—58, oder die 1858—60 in der Cottaschen „Volksbibliothek" erschienene Ausgabe der Voßschen Ilias- und Odysseeübersetzung, die von den unglaublichsten sinnentstellenden Druckfehlern geradezu wimmelt. Und nun erwäge man zu alledem, daß der Geldwert, wie alle Gehalte und Arbeitslöhne und viele Lebensmittelpreise beweisen, sich seit 1853 um die Hälfte verringert hat, und dann vergleiche man den Preis der damaligen Cottaschen Klassikerausgabe mit dem der heutigen! Wenn die Verlagshandlung ein solches Buch wie den vorliegenden Band der Goethischen Gedichte für eine Mark liefern kann und dabei doch auch noch ein Geschäft zu machen gedenkt, so war die Lieferung, die 1853 „vier Neugroschen" kostete, mit 15 Pfennigen vollständig bezahlt. War sie es nicht, waren die 40 Pfennige ein angemessener Preis, dann müßte der vorliegende Band der neuen Ausgabe mindestens zwei und eine halbe Mark kosten. Der Verfasser dieser Zeilen, der in den fünfziger Jahren noch auf der Schulbank saß, hat damals — natürlich aus dem Geldbeutel seines guten Vaters — sämmtliche 518 Lieferungen mit gehalten und, da man noch nicht so gewitzigt war, vom „Kundenrabatt" etwas zu wissen, auf Heller und Pfennig den Ladenpreis, also in Summa 69 Thaler dafür bezahlt. Wir schenkten damals unserm Deutschlehrer, der in der obersten Klasse des Gymnasiums den deutschen Unterricht erteilte, aber natürlich nicht entfernt imstande war, aus eignen Mitteln sich Goethes Werke anzuschaffen, zum Geburtstage ein in Halbfranz gebundenes Exemplar der vierzigbändigen Ausgabe, und wir bezahlten es — ich weiß es noch so genau, als wäre es gestern geschehen — mit 26 Thalern!

Nach dem Erlöschen des Cottaschen Privilegs (1868) entstand in der Herstellung von Klassikerausgaben sofort ein reger Wetteifer. Aber das einzig Verständige, was hätte geschehen können und sollen, geschah nicht. Alle Welt erwartete damals etwas ähnliches wie das, was die Cottasche Buchhandlung mit ihrer neuen „Bibliothek" jetzt, 1882, endlich beginnt. Aber alle Welt wartete vergebens. Im Cottaschen Verlage selbst erschien zwar die von Goedeke besorgte mustergiltige und höchst anständig ausgestattete Schillerausgabe. Aber wer konnte sie bezahlen? Hempel in Berlin brachte seine große Klassikerbibliothek, in der namentlich die Goethe- und die Lessingausgabe grundlegend für alle weitere Goethe- und Lessingforschung geworden sind. Aber mußte sich das deutsche Volk nicht schämen, Ausgaben von so hervorragendem wissenschaftlichen Werte in so jämmerlicher Ausstattung ans Licht treten zu sehen? Die Groteske Verlagshandlung in Berlin warf binnen wenigen Jahren eine Reihe „illustrirter" Klassikerausgaben auf den Markt, und Hallberger folgte mit seiner großen

Digitized by Google

„illustrirten" Schillerausgabe. Aber was hatte man an diesem kunterbunt zum Teil herzlich schlechter Illustrationen, zu deren Beschaffung eine ganze Kohorte von Zeichnern aufgeboten worden war, an dieser Musterkarte von typographischen Verzierungen aller Zeiten und Stile? Der gute Geschmack im Buchdruck hat in der letzten Zeit so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß man bei einem Blick in einen Groteschen Schillerband heute kaum begreift, wie so etwas vor sechs, sieben Jahren noch möglich gewesen ist. Dazwischen kamen dann verschiedene gutgemeinte Experimente, die aber wenig Anklang fanden. Prochaska in Teschen brachte eine sehr vornehm und geschmackvoll ausgestattete Schillerausgabe mit — lateinischen Lettern. An dieser Idee, von der sich der Verleger vielleicht gerade etwas Besonderes versprochen hatte, scheint das Unternehmen gescheitert zu sein. Das Volk will keine lateinischen Lettern, am allerwenigsten in seinen Klassikertexten. Otto Schulze in Leipzig kündigte 1876 sogar eine Elzeviransgabe deutscher Klassiker an. Es erschien auch ein erster Band: Schillers Gedichte, ebenfalls mit lateinischen Lettern auf holländischem Büttenpapier gedruckt, und zwar: A Paris, Des Presses de D. Jouaust. Aber bei diesem Bande blieb es, das Unternehmen stieg klanglos zum Orkus hinab. Zu alledem verschiedene billige und pauvere Ausgaben von Cotta, Prochaska, Reclam. Allein was wir brauchten, kam nicht — darin hat die Cottasche Buchhandlung in ihrem Prospekte ganz recht. Leider hat sie selbst zu dieser Erkenntnis seit dem Erlöschen ihres Privilegs noch volle dreizehn Jahre Zeit gebraucht.

Wir haben an diese Thatsachen erinnert, damit das deutsche Publikum wisse, was es mit den heuchlerischen Phrasen des Cottaschen Prospekts in Wahrheit auf sich hat. Die neue „Cottasche Bibliothek" wird — darüber ist gar kein Zweifel — im Publikum Anklang finden. Für die große Masse liegt nun einmal um den Namen Cotta ein mysteriöser Nimbus; sie glaubt, die Namen Schillers und Goethes seien von dem Cottas ganz untrennbar. Wie oft hat der Verfasser dieser Zeilen in den letzten zehn Jahren die thörichte Frage hören und ihr entgegentreten müssen: „Ich möchte mir eine gute Goetheausgabe kaufen. Nicht wahr, da nehme ich doch die Cottasche?" Aber verdient hat die Verlagshandlung einen Erfolg wahrhaftig nicht. Sie dürfte sich nicht wundern, wenn das deutsche Volk ihr zuriefe: „Zu spät, zu spät!" Am allerwenigsten möge sie sich einbilden, Anspruch auf den „Dank des deutschen Volkes" zu haben. Wir für unsern Teil beklagen es tief, daß nicht sofort nach dem Erlöschen des Cottaschen Monopols ein intelligenter deutscher Verleger den Mut gehabt hat, mit einer nach Art der „Edition Peters" auf größten Massenabsatz kalkulirten möglichst gediegenen und geschmackvollen und dabei möglichst wohlfeilen Klassikerausgabe hervorzutreten. Die deutschen Musikalienverleger verstehen, wie es scheint, ihr Geschäft viel besser. Als vor zwei Jahren Chopin aus den Banden des Monopols erlöst war, erschienen sofort zwölf gute, schöne und billige Chopinausgaben; und was werden wir erst 1884 erleben, wenn Robert Schumann frei werden wird! Statt dessen

Digitized by Google

hat der Buchhandel zehn Jahre damit vergeudet, das deutſche Volk mit „Prachtwerken“ und „kulturgeſchichtlichen Romanen“ zu überſchwemmen; und nun dieſes entſetzliche Gewäſſer ſich verläuft, paßt die Cottaſche Buchhandlung, die am deutſchen Volke ſchon ſo viel, viel Geld verdient hat, richtig den Zeitpunkt ab, nun ihrerſeits doch noch Gewinn und womöglich auch noch Ehre einzuheimſen bei einem Unternehmen, das gar nicht in ihre Hände hätte zurückfallen dürfen.

Das einzige, was unſer verletztes Gerechtigkeitsgefühl dabei einigermaßen zu verſöhnen imſtande iſt, das iſt ein Blick auf das Titelblatt des vorliegenden erſten Bandes von Goethes Werken. Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Was ſteht am Fuße dieſes Titelblattes gedruckt? „Stuttgart. J. G. Cottaſche Buchhandlung. Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.“ Welche Ironie des Schickſals, daß die ſtolze Firma, die jahrzehntelang das Monopol ihrer „großen Autoren“ ausgebeutet hat, jetzt die Werke Schillers und Goethes, wie neulich jemand witzig bemerkte, „mit Krönerſchem Vorſpann“ in die Welt ſchickt!

Duverdy contra Zola.

Ein Preßprozeß, der den Staatsanwalt zu einer glänzenden Rede begeiſtert, in welcher er vom Gericht den Schutz für die öffentliche Sittlichkeit, für die Grundlagen von Staat und Geſellſchaft fordert. Auch kein Nachdrucksprozeß, in welchem einem literariſchen Freibeuter der Begriff des geiſtigen Eigentums in energiſcher Weiſe klar gemacht werden ſoll. Auch keine Privatklage, in welcher ein verleumderiſches Pasquill in ſeiner Lügenhaftigkeit aufgezeigt wird. Nein, ein einfacher Civilprozeß, zu dem Zwecke angeſtellt, um das Recht auf den Namen ſeinem Träger zu erhalten.

Emil Zola war es vorbehalten, wie die franzöſiſche Literatur um den realiſtiſchen oder naturaliſtiſchen Roman zu bereichern, ſo der geſammten Rechtswiſſenſchaft eine neue Art von Prozeß zuzuführen. Sein Realismus begnügt ſich nicht damit, Zuſtände, Handlungen, Anſchauungen, Empfindungen gerade ſo und ganz genau ſo darzuſtellen, wie ſie ſind, nichts zu verſchweigen noch zu verhüllen, nichts der Phantaſie oder dem Nachdenken des Leſers zu überlaſſen. Sein Realismus erſtreckt ſich bis auf die Namen ſeiner Perſonagen; er will ſie nicht erfinden, ſondern entnimmt ſie direkt der Pariſer Welt, die ihn umgiebt. Alexander Dumas begann ſeinen Roman von der Kameliendame mit dem Bekenntnis, er ſei zu jung, um zu erfinden; was er erzähle, ſei Selbſterlebtes.

Digitized by Google

Zola aber ist weit entfernt, sich zu entschuldigen; ein realistischer Romanschriftsteller, meint er, darf nicht eine Person mit dem ersten besten Namen taufen, sondern der Name muß für die Person bezeichnend, also dem Berufskreise derselben entnommen sein; ein realistischer Romanschriftsteller hat das Recht, irgend einen Namen, auch den ehrenwertesten, ganz nach seinen Zwecken zu verarbeiten, nötigenfalls ihn zu besudeln. Ob Zola immer nach diesem Grundsatze verfährt, wagen wir im Hinblick auf seinen Schottischen Prinzen und seine Nana zu bezweifeln. Aber lassen wir seine Aufrichtigkeit oder Unaufrichtigkeit dahingestellt: im vorliegenden Falle hat er zu diesem Rezept gegriffen. Er brauchte einen Namen für den Rat an einem Pariser Gerichtshof, welchen er als einen abgefeimten Schuft darstellt; er schlug das Pariser Adreßbuch auf, entnahm ihm den Namen eines in Paris stadtbekannten Advokaten und übertrug diesen auf jenen Rat. Um noch realistischer zu sein, verlegte er die Wohnung des Rats in dieselbe Straße, in welcher der Advokat früher wohnte, und in deren unmittelbarer Nähe er noch jetzt wohnt. Wer nicht das Glück hat, den Advokaten persönlich zu kennen, zweifelt nicht daran, daß jener zu dem Bilde gesessen hat, welches Zola von dem Rate entwirft. Wer seinen Charakter kennt, schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen und fragt, wie es möglich sei, daß ein Romanschriftsteller, also ein Poet, ein Künstler, von den Grundsätzen seiner Kunst aus zu einem solchen Mißgriff gelangen, mit den Grundsätzen seiner Kunst einen solchen Mißbrauch rechtfertigen konnte. Oder soll es keine Grenze für die literarischen Rücksichtslosigkeiten geben? Ich erinnere mich einer Stelle aus Goethes „Dichtung und Wahrheit," in welcher der Olympier seine Donnerkeile gegen einen Freund schleudert, welcher eine boshafte Etymologie seines Namens sich in scherzender Weise erlaubt hatte. Herder hatte ein Billet, worin er Goethe um eine Ausgabe von Ciceros Briefen bat, mit den Worten geschlossen:

> Der von Göttern du stammst, von Gothen oder vom Kothe,
> Goethe, sende sie mir.

Darüber entbrennt Goethe in Zorn; er vergleicht den Namen mit einem Kleide, welches zum Träger gehört, und dessen Verletzung dem Träger zur Unehre gereicht.

Ich biete dem Leser eine juristische Deduktion, und ich muß um die Erlaubnis bitten, ein wenig das juristische Handwerkszeug gebrauchen zu dürfen. Es ist nicht schlimm gemeint; besitzt doch der Nichtjurist in seinem natürlichen Rechtsgefühl nicht bloß eine gewisse Unabhängigkeit des Denkens, die dem geschulten Kenner der Gesetze fehlt, sondern auch einen Fonds von Rechtsdingen, der ihn zu der gemeinsamen Arbeit mit dem Juristen wohl befähigt. Was ihm ermangelt, das ist die juristische Erfahrung, die Kenntnis von tausend Fällen, welche früher sich ereignet und bereits ihre Erledigung gefunden haben, die klare Vorstellung, das volle Bewußtsein von den Grundsätzen, welche in Anwendung zu bringen sind.

Digitized by Google

In den Zeitungsreferaten über den Pariser Prozeß war fast durchgängig die Frage so gestellt: Giebt es ein Recht auf den Namen? Und darüber wurde hin und her gestritten. Der Advokat Zolas verneinte das natürlich; auf hohem Kothurn schreitend erklärte er, in der Bejahung dieses Rechts liege eine Beeinträchtigung der Freiheit des Dichters. Ich denke, Zola hat ein solches Maß von dichterischer Freiheit, und dies nach so vielen Richtungen hin, für sich in Anspruch genommen, daß es ihm besser anstünde, im Gerichtssaal davon zu schweigen. Die dichterische Freiheit ist kein Objekt, zu dessen Maßbestimmung man sich dadurch qualifizirt, daß man eine Reihe von Jahren das Corpus iuris oder den Code oder das Preußische Landrecht theoretisch studirt und praktisch angewendet hat. Ein Gericht ist anders zusammengesetzt als eine Kommission, die einen Staatspreis für das beste literarische Werk der letzten fünf Jahre zu verteilen hat. Aber auch abgesehen hiervon ist doch die Freiheit des Dichters nicht schrankenlos; nicht im Wahnsinn, sondern im holden Wahnsinn rollt sein Auge; darin spricht der große Dramatiker aus, daß die dichterische Freiheit in sich selbst ihre Schranke finde, daß sie unfähig sei zu verbrecherischer Handlung, daß, wo eine solche vorliegt, sie nicht mit der dichterischen Freiheit gedeckt werden dürfe.

Das möchte ich Zola und seinem gerichtlichen Vertreter in Erinnerung bringen, daß der Dichter der bürgerlichen Gesellschaft angehört, daß er in steter Berührung und Wechselwirkung mit ihr bleiben muß, daß aber dies einen gemeinsamen Rechtsboden voraussetzt, einen Rechtsboden, der dem Dichter keine höhere Stellung anweist als dem Bürger. Was auch Emil Zola schreiben mag, ihm ziemt es nicht, sich unter die dichterische Freiheit zu flüchten und sich hier zu isoliren. Geben wir sie ihm hier zu, so wird er nächstens irgend eine andere Handlung, die mit dem Schreiben nichts zu thun hat, mit seiner besonders privilegirten Stellung als Dichter rechtfertigen.

So wie die Frage gestellt ist, d. h. wenn es sich lediglich darum handelte, ob jemand ein ausschließliches Recht auf seinen Namen habe, würde ich sie ohne Bedenken verneinen, und zwar ohne daß es der Bezugnahme auf dichterische Freiheit bedarf. Es giebt kein ausschließliches Recht auf den Namen, einfach aus dem Grunde, weil thatsächlich derselbe Name oft genug einer Mehrheit von Menschen, die nicht von derselben Familie sind, angehört. Das deutsche Volk hat seine Müller und Schulze, das englische seine Smith, das französische seine Duval in einer Unzahl von Vertretern. Unser deutsches Handelsgesetzbuch war gerade deshalb genötigt, nicht einmal hinsichtlich der Firma ein voll ausschließliches Recht anzuerkennen. Bloß an demselben Orte oder in derselben Gemeinde darf jemand, der den Vor- und Zunamen eines bereits etablirten Kaufmanns trägt, seine Firma nicht schlechthin aus Vor- und Zunamen komponiren, er muß ihr vielmehr einen Zusatz geben, welcher die neue Firma von der alten unterscheidet; an einem andern Orte, in einer andern Gemeinde bedarf es eines solchen Zusatzes nicht.

Digitized by Google

Aber die Frage ist falsch gestellt. Es handelt sich nicht um die Verwendung eines fremden Namens, sondern um die Verwendung desselben in einer ganz bestimmten Weise, zu einem bestimmten Zwecke.

Die Zwecke können verschieden sein. Über den einen Zweck hat die deutsche Judicatur bereits endgiltig gesprochen, und da der Prozeß gleichfalls ein literarisches Werk betrifft, so erwähne ich seiner mit einigen Worten. Als Wilhelm Hauff seinen „Mann im Monde" in der süßlich-frivolen Manier Claurens verfaßt und unter diesem Namen publizirt hatte, so strengte Clauren gegen den Verleger des Hauffschen Opus einen Prozeß an und gewann ihn endgiltig. Denn wenngleich die Absicht Hauffs dahin ging, dem Claurenschen Lesepublikum den Beweis zu liefern, daß die Claurenschen Arbeiten nichts als Machwerke seien, allesammt nach einem bestimmten Rezepte, und zwar nach einem liederlichen angefertigt, allesammt so wenig originell in Anlage und Ausführung, daß es einem angehenden, jugendlichen Schriftsteller von Geschicklichkeit und mit gutem Willen möglich sei, die Claurenschen Leser glauben zu machen, sie hätten ein Werk ihres Meisters in Händen, so haben doch die deutschen Gerichte ein solches Verfahren für unzulässig erklärt. So sittlich rein auch die Absichten Hauffs gewesen waren, so suchte er sie doch mit einer Täuschung der Leser durchzuführen; er bot ihnen ein Werk als ein Claurensches dar, während es eine bloße Imitation war. Aber auch wenn der „Mann im Monde" gar keine Leser gefunden hätte, wenn kein einziges Exemplar verkauft worden wäre, so hätte doch der Prozeß zu Gunsten Claurens entschieden werden müssen; denn die bloße Publikation eines Buches unter dem Namen eines fremden Schriftstellers oder selbst unter dem einem fremden Schriftsteller feststehend zukommenden Pseudonym enthält denselben Mißbrauch, dessen sich ein Kaufmann schuldig macht, welcher seine Waare unter der Marke eines andern Kaufmanns in die Handelswelt hinausschickt. Wir haben 1877 ein Gesetz über den Markenschutz erhalten, welches das Recht an der kaufmännischen Marke allseitig bestimmt; was die Marke bei der kaufmännischen Waare bedeutet, das besagt der Name bei einem literarischen Erzeugnis, beide verkündigen die Autorschaft.

Also der Gebrauch eines fremden Namens ist nicht schlechthin rechtlich unzulässig; auf den Zweck kommt es an, der mit dem Gebrauch des fremden Namens verbunden wird. Ist dieser sittlich billigenswert oder auch nur unverwerflich, so liegt keine Rechtswidrigkeit vor. Wäre es anders, in welcher Lage würden sich unsre Lustspieldichter befinden, welche tagtäglich Personen unter fremden Namen einführen! Und was auf der Schaubühne geschieht, soll das Abbild des wirklichen Lebens sein.

Der Zweck Zolas war, den fremden Namen bei der Darstellung eines abgefeimten Schurken zu verwenden, eines Menschen, der um so verächtlicher und verbrecherischer erscheint, als er kraft seines Berufs verpflichtet ist, die Übelthäter zu bewältigen, das Recht zum Siege zu führen. Wenn der Vertreter

Digitized by Google

Duverdys ausführte, daß kein Mann von Ehre es zugeben könne, daß sein Name im „Assommoir" zwischen Lantier, Coupeau und Gervaise genannt werde, so hat er sich ungenau ausgedrückt. Niemand dürfte Widerspruch erheben, wenn unter seinem Namen jemand jenen Leuten die Sittlichkeit predigte und den Rückweg in die bürgerliche Gesellschaft zeigte. Offenbar ging die Meinung des Vertreters Duverdys dahin, daß mit dem Namen eines ehrenhaften Mannes nicht ein Teilnehmer der ekelhaftesten Gemeinheiten bezeichnet werden dürfe. Darin liegt ein Eingriff in seine Persönlichkeit, eine Mißachtung seiner Persönlichkeit; er ist zwar keine Beleidigung und keine Verleumdung, aber er ist ärger als ein freches Schimpfwort, und er wiegt fast gleich schwer wie die Verleumdung, wie die Anschuldigung, daß jene Gemeinheiten von dem wirklichen Namensträger begangen worden seien.

Vor solchen und ähnlichen Eingriffen in die Persönlichkeit ist freilich bei den Juristen unsrer Tage wenig oder gar nicht die Rede. Anscheinend ein schönes Zeugnis für den sittlichen Stand unsrer Gesellschaft, weil daraus hervorgeht, daß solche Eingriffe nicht vorkommen. Aber es ist nicht bloß die Aufgabe der Rechtswissenschaft, für den Tag und die augenblicklichen Bedürfnisse des Lebens zu schaffen. Auch die juristischen Erzeugnisse der Vergangenheit soll sie aufsammeln und verwahren, bis der rechte Augenblick kommt, in welchem der aufgestapelte juristische Schatz seine Verwendung finden kann.

Es ist in neuerer Zeit in der Tagespresse so oft vom römischen Recht die Rede gewesen, daß ich mich nicht des weitern darüber auszulassen brauche, daß unter allen Völkern das römische die vollendetste Rechtswissenschaft und die entwickeltsten Rechtsbegriffe besessen hat. Eben in dem römischen Rechte nun wird der Begriff der Injurie in einem doppelten Sinne genommen. Einmal in dem Sinne der heutigen Ehrverletzung. Sodann aber in dem Sinne des oben von mir erörterten Eingriffs in die fremde Persönlichkeit. Eines solchen Eingriffs macht sich z. B. derjenige schuldig, der ein Testament, welches ein Freund ihm in Verwahrung gegeben hat, in der Absicht, diesen zu verletzen, anderen vorliest; ferner, wer wider besseres Wissen einen freien Menschen als seinen Sklaven ausgiebt; ferner, wer einen andern daran hindert, im Meere der Fischerei nachzugehen oder auf einem öffentlichen Platze sich aufzuhalten, kurz, wer einen andern an dem Gebrauch der sogenannten gemeinen oder öffentlichen Dinge verhindert. Vielleicht kann man auch diejenigen Fälle hierher zählen, welche sonst wohl als Verletzungen der ökonomischen Ehre ausgegeben werden (z. B. wenn jemand, um den Hauptschuldner zu kränken, dessen Bürgen um Zahlung angeht, während der Hauptschuldner zur Zahlung bereit ist, oder wenn jemand wider besseres Wissen jemanden als seinen Schuldner zur Zahlung auffordert); denn für die sogenannte ökonomische Ehre haben bloß die wirtschaftlich thätigen Klassen der Bevölkerung Sinn und Empfindung.

Hierher gehört auch die Verschuldung Zolas. Er selber hat bekannt, daß er nicht zufällig seinem Schufte den Namen Duverdy gegeben; er hat ihn ab-

Digitized by Google

sichtlich gewählt, nachdem er sich aus dem Adreßkalender davon überzeugt, daß der Träger des Namens ein Advokat an demselben Pariser Gerichtshofe sei, dessen Rat er schildert. Absichtlich hat er ihm auch die Wohnung gegeben, die der Advokat früher inne hatte. Wenn darin nicht die Absicht liegt, den Advokaten zu kränken, so liegt unbedingt darin die bewußte Geltendmachung der eigenen, angeblich literarischen Interessen auf Kosten des Advokaten, und darum eine nicht geringere Verschuldung als in der Absicht, zu kränken. Auch in den oben aus dem römischen Rechte angeführten Fällen wird nicht immer der von unsern Juristen so sehr betonte animus iniuriandi verlangt, namentlich nicht in dem Falle, daß ein Fischer den andern an der Fischerei auf hohem Meere, daß einer den andern an der Benutzung der öffentlichen Plätze eigenmächtig verhindert. Die bewußte Eigenmacht enthält die absichtliche Nichtachtung einer fremden Persönlichkeit, die rücksichtslose Durchführung eigner Interessen unter Verletzung der gleichberechtigten fremden. Dabei kann keine bürgerliche Ordnung bestehen; an Stelle der Coexistenzmaxime würde die in Mitteln aller Art nicht wählerische Selbstsucht treten.

In den letzten Jahren machte die Schrift Iherings, worin er den „Kampf ums Recht“ als notwendig hinstellte, die Runde um die Welt; es war ausgeführt, daß, wer für das eigne Recht eintritt, die Interessen der gesammten Rechtswelt wahrnimmt. Wenn je, so bewährt sich die Richtigkeit dieses Gedankens im vorliegenden Falle. Gegenüber den Künsten und Listen des realistischen Romans ist die wissenschaftliche Kritik zu schwach; sie darf die Bundesgenossenschaft des wahrhaften Rechts nicht verschmähen. J. B.

Gladstone und das Oberhaus.

Kaum war im englischen Parlamente die Adreßdebatte beendigt, als neben der Schwierigkeit, die wir in der vorigen Nummer dieses Blattes besprachen, und die jetzt durch eine Erklärung Gladstones gehoben oder doch weniger bedenklich geworden zu sein scheint, eine zweite auftauchte, welche die Existenz des liberalen Ministeriums ebenfalls in Frage zu stellen geeignet war. Wir meinen den Konflikt, der infolge des Umstandes drohte, daß das Oberhaus den Beschluß gefaßt hatte, eine Spezialkommission niederzusetzen, welche die Wirkungen der irischen Landakte untersuchen und zu diesem Zwecke befugt sein sollte, Zeugen vorzuladen und zu vereidigen.

Ehe wir die Sache weiter verfolgen, erinnern wir kurz an den Charakter und das Recht des Oberhauses. Dasselbe war ursprünglich eine Versammlung der territorialen Aristokratie der drei vereinigten Reiche Großbritannien und Irland, deren Vertreter lediglich kraft ihres Geburtsrechtes Sitze im Hause einnahmen. Später aber und besonders seit Georg dem Dritten nahm es einen volkstümlichen Charakter an, indem die Krone sich ihres Rechtes bediente, die Versammlung durch verdiente Männer zu ergänzen, und indem außer solchen,

Digitized by Google

die sich in der Diplomatie, im Kriege als Redner und Parteiführer des Hauses der Gemeinen oder als Sachwalter oder Richter besonders ausgezeichnet, auch solche in den Kreis der Peerie eintraten, welche sich durch Handel oder Fabrikanteuthätigkeit Reichtum erworben hatten. Eine Körperschaft, die sich in dieser Weise fortwährend neues Blut zugeführt sieht und aus allen Klassen der Gesellschaft Elemente in sich aufnimmt, beharrt nicht leicht bei einem angeerbten Kastengeiste. Die Peers, welche infolge ihres Geburtsrechts im Parlamente sitzen, teilen ihr Privilegium mit so vielen Leuten, welche Talent, Thatkraft und hervorragende Leistungen auf verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens den hochadelichen Kollegen an die Seite stellen, daß die Erblichkeit das exklusive Wesen verliert und aufhört, Neid zu erregen.

So lange die Krone einflußreich genug war, die Staatsangelegenheiten selbständig zu leiten, und so lange ein großer Teil der Unterhausmitglieder seinen Sitz im Parlamente indirekt dem oder jenem Peer verdankte, kam es über Maßregeln der Staatspolitik sehr selten zu Zerwürfnissen zwischen den beiden Häusern des Parlaments, und geschah es doch, so wurde die Eintracht bald wieder hergestellt. Beide wogen und galten in der öffentlichen Meinung ungefähr gleich. Durch die parlamentarischen Kämpfe, welche der Reformakte vorausgingen, wurde das Ansehen der Lords erschüttert, ihr Einfluß aber bestand ungeschmälert fort. Die Geltung des Unterhauses war erheblich gewachsen, aber das Oberhaus zeigte sich nicht weniger unabhängig in seinem Urteil als früher. Schon vorher war es gewohnt gewesen, nicht sowohl die Initiative in der Gesetzgebung zu ergreifen und die Politik des Staates selbständig zu leiten, als die vom andern Hause ausgehenden Maßregeln zu überwachen, zu verbessern und zu mäßigen. In dieser Richtung waren die Lords bis in die neueste Zeit mit voller Freiheit thätig. Mehrmals geschah es, daß die Regierung und das Unterhaus sich ihrem Willen fügen mußten. Als Gesetzgebern ist es ihnen leicht gemacht, die Strömung und die Stärke der öffentlichen Meinung zu erkennen: denn fast jede Maßregel ist im Unterhause und in der Presse bereits gründlich erörtert, wenn sie berufen werden, sich darüber zu äußern, und sie sind somit in der Lage, mit Muße die Vorzüge, die Mängel und die Popularität des betreffenden Gesetzentwurfs zu beurteilen. Verhält sich das Volk gegen denselben gleichgiltig, so können sie ihn ohne Gefahr für sich schlechthin verwerfen. Ist er aber im Prinzipe beliebt, so bleibt ihnen nur der Ausweg übrig, ihn durch Amendements abzuändern und möglichst zu neutralisiren.

Trotz dieser Mittel, sich Geltung zu verschaffen, hat das Haus der Lords sich durch die Teilnahmlosigkeit, welche es für gewöhnlich bei gesetzgeberischen Geschäften an den Tag legt, viel von seinem politischen Gewichte eingebüßt. Nur wenige Peers pflegen sich regelmäßig zu den Parlamentsverhandlungen einzufinden. Handelt es sich nicht um große Parteifragen, so bietet das Oberhaus den Anblick eines Sonderausschusses; ja drei Peers genügen, um die volle Macht desselben auszuüben. Diese Gleichgiltigkeit lähmt und entmutigt die befähigten und strebsamen Mitglieder der Körperschaft, zwingt sie, ihren Ton der kühlen Stimmung derselben anzupassen, und dieses matte Wesen gegenüber den großen Aufgaben des Staates benachteiligt dann, verglichen mit dem Eifer des andern Hauses, das Ansehen der Lords beim Volke beträchtlich, zumal da noch dazu kommt, daß sich mit dieser langweilenden Teilnahmlosigkeit häufig die Neigung verbindet, sich durch ein oder zwei energische Mitglieder beherrschen und bestimmen zu lassen. Jede Versammlung muß ihre Führer haben; tritt sie

Digitized by Google

aber ihr Urteil ganz und gar einem einzigen Manne ab, der vielleicht noch dazu voller Vorurteile ist, so verkümmert ihr moralischer Einfluß.

Nun zu dem gegenwärtigen Streite. Am 17. Februar faßte das Oberhaus auf Antrag des Lord Donoughmore mit 96 gegen 53 Stimmen den Beschluß, eine Kommission zur Untersuchung der Wirkungen niederzusetzen, welche die irische Landakte gehabt habe. Darauf erklärte Lord Granville im Namen des Ministeriums dem Hause, daß die Regierung sich — gegen das Herkommen — an der Wahl und den Beratungen dieser Kommission nicht beteiligen werde, und zu gleicher Zeit kündigte Gladstone, mit dieser Abwehr der dem Kabinette unbequemen Maßregel noch nicht zufrieden, im Unterhause an, daß er am 27. hier eine Resolution des Inhalts einbringen werde, daß eine parlamentarische Prüfung der Wirkungen der Landakte gegenwärtig nur dazu beitragen könne, die Handhabung dieses Gesetzes zu hemmen, und daß sie folglich schädlichen Einfluß auf die Verwaltung in Irland ausüben müsse. Die Anhänger der Regierung nahmen diese Ankündigung mit Beifall auf, die Konservativen erhoben im Bunde mit den Homerulern entschiedenen Widerspruch dagegen. Jene konnten dabei für sich geltend machen, daß der Beschluß des Oberhauses in der That nicht zeitgemäß, ja gefährlich sei. Die Landakte war kaum viel länger als ein Vierteljahr in Kraft, von den zahlreichen Gesuchen der irischen Pächter um Feststellung eines der Billigkeit entsprechenden Pachtzinses waren erst wenige durch das Appellationsgericht endgiltig erledigt, und schon sollte ein Sonderausschuß den Erfolg der Bill untersuchen. Das hieß die ganze Landfrage, die nach vielen Anstrengungen zum Abschlusse gelangt war, wieder in Fluß bringen und die wilde agrarische Agitation, die in Irland wütet, noch mehr verstärken. Dazu kam endlich, daß das Hauptmotiv der Lords bei ihrer Opposition gegen die Landakte einen stark egoistischen Anstrich hatte: die Sache mißfiel ihnen, weil die kraft der Landakte eingesetzten Gerichte, von welchen die Streitigkeiten über die Pachtzinse entschieden werden sollten, die letzteren immer beträchtlich herabgesetzt, also zu Gunsten der Pächter und gegen das Interesse der Grundherren geurteilt hatten. Auf der andern Seite aber war die Ankündigung Gladstones mindestens kein korrektes Verfahren. Ja es verstieß in grober Weise gegen die Grundsätze einer konstitutionellen Regierung. Es war nichts Geringeres als der Versuch eines Ministers, von seiner Stelle im Unterhause her einen Beschluß des Oberhauses anzufechten und ungiltig zu machen, und zwar auf eine Weise, die in neuester Zeit ohne Beispiel war; denn die streitige Frage hat nichts mit der gesetzgeberischen Thätigkeit zu schaffen, bei welcher beide Häuser verschiedener Ansicht sein und dieselbe geltend machen können, sondern schließt auf seiten des liberalen Premiers die Anmaßung ein, daß eine Majorität des Unterhauses das Recht besitze, ein Tadelsvotum gegen eine Majorität des Oberhauses auszusprechen.

Das Oberhaus ließ sich durch Gladstones Vorgehen nicht abschrecken. Die Lords bestanden auf ihrem Rechte und beschlossen, die Ernennung der Mitglieder der Untersuchungskommission vorzunehmen. Die Liste der Namen, welche Lord Donoughmore vorschlug, und welche am 24. angenommen wurde, entsprach der Billigkeit, und die Kommission ist aus Mitgliedern zusammengesetzt, welche auch die Ansichten der jetzt regierenden Partei in genügendem Maße vertreten. So war die Gladstonesche Herausforderung in würdiger Art beantwortet. Wäre man den Lords in versöhnlicherem Geiste begegnet, so hätten sie sich wohl entschlossen, den Wünschen der Regierung gemäß, ihre Untersuchung zu verschieben.

Digitized by Google

Aber die ganze Lage der Dinge änderte sich, als der Premierminister in seiner hitzigen und ungestümen Manier den Peers mit einem Tadelsvotum der Gemeinen drohte, das zwar ein indirektes war, denn das Oberhaus wurde in der Ankündigung der Resolution nicht genannt, aber trotzdem eine Ungehörigkeit blieb, indem es nicht gerade gegen die Verfassung verstieß, aber sehr nahe an Unverfassungsmäßigkeit streifte und einen bedenklichen Präcedenzfall schuf. Bisher hatte man stets dafür gesorgt, daß Konflikte zwischen den beiden Körperschaften des Parlaments möglichst ferngehalten blieben; hier rief man einen solchen ganz ohne Not hervor. Endlich aber konnte das Komitee des Oberhauses sich bereits mit Zeugenvernehmungen beschäftigt haben, bevor das Tadelsvotum der Gemeinen zustande kam, und dann würde es einfach ein nutzloses Verdammungsurteil über Vorgänge gewesen sein, über welche das Unterhaus keine gesetzliche Kontrolle hatte.

Die Whigs, welche 1839 regierten, verfuhren weit maß- und rücksichtsvoller als der jetzige britische Premier. Lord Roden, ein eifriger Orangist, stellte damals im Oberhause den Antrag auf Niedersetzung einer Kommission zur Untersuchung der liberalen Administration Irlands unter Lord Normanby, wobei er vorzüglich die Art und Weise verurteilte, auf welche der Vizekönig das Begnadigungsrecht ausgeübt hatte. Das Haus nahm eine dahingehende Resolution an, und am nächsten Tage erklärte Lord John Russell im Unterhause, daß er „nicht anerkenne, daß es konstitutionell passend sei, auf diese Weise die Neigung der Krone zur Gewährung von Gnade zu beschränken, und daß er nur nach Einschränkung durch einen Parlamentsbeschluß der Königin raten werde, die Resolution zu beobachten." Was die im Oberhause beschlossene Untersuchung betrifft, so verfuhr der Minister ruhig und überlegsam nach konstitutionellem Brauche. Das Untersuchungskomitee der Lords war am 21. März beschlossen worden, und es war nicht, wie jetzt, zur Untersuchung des Verfahrens einer Kommission, sondern zu einer Nachforschung bestimmt, die mit einem Tadelsvotum gegen die damalige Regierung verbunden war. Sechs Tage nachher erklärte der Führer des Hauses der Gemeinen, daß, da das Votum des andern Hauses „die Exekutive zu schwächen beabsichtige," er in drei Wochen eine Resolution beantragen werde, welche die Frage den Gemeinen unterbreiten solle. Am 15. April schlug er dann vor, zu beschließen, daß „es die Meinung dieses Hauses sei, es sei zweckmäßig, bei den Grundsätzen zu beharren, welche die Regierung Irlands in den letzten Jahren geleitet haben, und welche auf wirksame Handhabung des Gesetzes und die allgemeine Hebung des Königreichs abzielten." Man sieht, wie vorteilhaft diese Haltung von der Hast absticht, mit welcher Gladstone jetzt einen Konflikt der beiden Häuser herbeiführte. Die Resolution Russells spielte in keiner Weise auf den Beschluß des Oberhauses an, sondern verlangte nur Unterstützung der Regierung durch die Gemeinen.

Am 27. Februar brachte nun Gladstone seine Resolution im Unterhause mit einer Rede ein, in der er im wesentlichen sagte: Die Landakte ist Gesetz und sollte deshalb vom Oberhause nicht in Frage gestellt werden; denn dasselbe besitzt nicht das Recht eines Appellationsgerichts. Ferner stellt sich die Niedersetzung eines Untersuchungsausschusses der Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in Irland in den Weg, und so ist dessen Existenz den Interessen einer guten Regierung in diesem Lande schädlich. Das waren Behauptungen, die des Beweises ermangelten; und wenn er ferner sagte, die Volksvertretung sei in jeder Krisis für eine gute Regierung verantwortlich, und das Unterhaus möge jetzt zeigen, daß es der Lage gewachsen sei, so vergaß er in seiner Hitze, daß auch

Digitized by Google

das Oberhaus ein zum Ganzen gehöriges Glied des verfassungsmäßigen Organismus Großbritanniens ist. Wenn er aber gegen das Ende seiner Rede erklärte: „Wir können keinen Tag für die Regierung Irlands verantwortlich sein, wenn wir die Waffen, welche die Gesetzgebung uns in die Hand gegeben hat, nicht frei gebrauchen dürfen," so genügte dieser Grund, wenn auch nicht zu einem Tadelsvotum der Gemeinen gegen die Lords, und mußte die gewünschte Wirkung üben.

So ist es denn seitdem zu einer Art Kompromiß gekommen, welches dem gefürchteten Konflikte zwischen den beiden Häusern wohl ein Ende machen wird. Lord Cairns, der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses der Peers, hat Gladstone von den beabsichtigten Nachforschungen in Kenntnis gesetzt, und der Premier hat dieselben unter der Bedingung gutgeheißen, daß sie im Oberhause öffentlich formulirt und limitirt werden. Wie weit die Beschränkung der Nachforschungen ausgedehnt ist, läßt sich daraus schließen, daß die Regierung sich in der entschiedensten Weise geweigert hat, irgendwelche Untersuchung zu dulden, die sich auf die richterliche Handhabung der Landakte erstrecken sollte. Die Lords beabsichtigten ursprünglich ihre Prüfung auch auf dieses Gebiet auszudehnen, und wenn sie jetzt auf die Beschränkung eingehen, so beugen sie sich vor dem kräftigen Einspruche gegen ihre Bestrebungen und erkennen an, daß ihr anfänglicher Plan Folgen haben würde, für welche die Regierung die Verantwortlichkeit nicht tragen kann. Insofern, in taktischem Sinne, sind die Peers, die so hastig ins Feld rückten, aus ihrer Stellung wegmanövrirt worden. Sie boten dem Kabinet eine schwache Seite, und es war unter den jetzigen Umständen nicht unnatürlich, daß dieses die Gelegenheit zu einem großen Angriff mit allen Waffen benutzte. Indeß sind Parteikonflikte, bei denen keine Rücksicht auf öffentliche Institutionen und das Wohl des Staates genommen wird, nicht geeignet, die Befürchtungen wahrer Patrioten zu beschwichtigen, die der Meinung sind, daß diese nationalen Interessen unter allen Umständen mehr gelten und mehr im Auge behalten werden sollten, als der persönliche Triumph von Staatsmännern. Wie wir zeigten, ist auf beiden Seiten geirrt und zu hitzig vorgegangen worden, und wenn jetzt ein vernünftiger Ausweg aus der Verwicklung gefunden wäre, so würde er allen Parteien, mit Ausnahme der Irländer, welche die Landakte perhorresziren, willkommen sein. War es ein unkluger Schritt, eine unbeschränkte Untersuchung der Wirkungen dieses Gesetzes beginnen zu wollen, so war es eine Ungehörigkeit, diese Untersuchung durch ein Vorgehen abschneiden zu wollen, bei dem ein Haus des Parlaments sich vermaß, dem andern eine Rüge zu erteilen.

Am letzten Freitag sollte Cairns im Oberhause eine Erklärung in der Sache abgeben. Ob dieselbe dem Premier genügen wird, ist noch zweifelhaft. Wo nicht, so wird die Debatte über das Tadelsvotum natürlich fortgesetzt und bis zur Abstimmung getrieben werden. Andernfalls, wenn Gladstone findet, daß die Peers genügend nachgegeben haben und seine Forderungen erfüllt sind, wird sich ein Beharren bei seinem Antrage vom 27. Februar nicht verteidigen lassen. So schwebt die Sache noch, indes ist anzunehmen, daß der gesunde Menschenverstand die Oberhand über Leidenschaft und Parteigeist behalten wird. Sonst müßte man glauben, daß die political sagacity, auf die sich die Engländer so viel zu Gute thun, stark im Schwinden wäre. Das Oberhaus demütigen und schwächen, hieße dem Umsturz in die Hände arbeiten; denn bei allen seinen Mängeln ist dieses immerhin noch einer der Anker, welche das britische Staatsschiff vor dem Wegtreiben in der zwar langsam, aber sicher immer mächtiger anschwellenden Flut des Radikalismus bewahren.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Während sich heute Vormittag so zahlreiche Besucher zur Gratulation einfanden, erwartete der junge Freiherr von Minute zu Minute seine Braut und deren Familie eintreten zu sehen, aber gerade dieser Besuch kam nicht. Er fing an sich zu beunruhigen. Denn er hatte sich einen kleinen Scherz ausgedacht, um seiner Braut einen Rubinenschmuck von seltener Schönheit in besonders delikater Weise zu überreichen, und nun kam sie nicht.

Zuletzt hatte er, halb besorgt und halb ärgerlich, sein Kupee anspannen lassen, die Rubinen in das tiefste Fach seines Schreibtisches geworfen und war fortgefahren, um zu sehen, wo die Comtesse Hyazinth bliebe. Seine Pferde waren ausgezeichnet, und der Kutscher ließ ihnen auf einen ungeduldigen Ruf seines Herrn die Zügel. So brausten sie denn mit einer Geschwindigkeit von fünf Meilen in der Stunde dahin und hatten den Weg bis zur Wohnung des Grafen von Hüningen in zehn Minuten zurückgelegt.

Der junge Freiherr sprang aus dem Wagen, eilte die beiden Treppen hinan, stieß den Diener, welcher ihn anmelden wollte, zurück und stürmte in die Wohnung. Er fand seine Braut mit geröteten Augen im Salon am Fenster stehend und in ihrer Gesellschaft den Rittmeister Grafen Viktor von Falkenfels.

Der Graf von Falkenfels war ein alter Bekannter der Comtesse Hyazinth, das wußte der junge Freiherr, der ihn schon mehrere Male im Hause Hüningen getroffen hatte, aber es berührte den Bräutigam doch sehr peinlich, ihn jetzt hier zu sehen, während die Comtesse offenbar geweint hatte. Überhaupt war keine besonders große Sympathie zwischen den beiden Herren. Der Rittmeister hatte, wenn er mit dem Bankiersohn zusammentraf, immer etwas Ehernes in seiner Haltung. Seine stolze Figur, sein markirtes, kriegerisches Gesicht schienen in ihrer unbeugsamen männlichen Schönheit einem Standbild anzugehören, das soeben

Digitized by Google

von seinem Sockel herabgestiegen ist. Letzthin, im Allianz-Klub, als er sich mit seinem Vetter, dem Prinzen Parolignac, begrüßte, hatte er für den Freiherrn von Lovendal nur eine wahrhaft eisige Verbeugung übrig gehabt.

Jetzt, als er den jungen Freiherrn sich seiner Braut nähern sah, grüßte er wieder durchaus artig, aber auch durchaus kalt und erbat dann von der Comtesse seinen Abschied.

Der junge Freiherr sah seine Braut an, sah den Rittmeister an und fühlte einen scharfen Stahl durch seine Brust dringen.

Sie waren sich so ähnlich, dieser Graf und diese Comtesse, sie waren aus demselben Teig geknetet, von denselben Empfindungen beseelt, sie hatten denselben Stolz und dieselben Vorurteile.

Comtesse Hyazinth war schlank, sie mochte wohl zwei Finger breit größer sein als ihr Bräutigam. Sie hatte einen blendenden Teint, Augen wie Vergißmeinnicht und das blondeste Haar, hell wie die Kornähren im August. In ihrer ganzen großen Verwandtschaft war kein männlicher Sproß, der nicht das Schwert trug oder getragen hatte oder die Absicht hatte, es zu tragen. Sie dienten alle zu Pferd oder zu Fuß ihrem König, und es war keiner unter ihnen, der jemals Geld erworben hätte. Comtesse Hyazinth selber, das wußte der junge Freiherr ganz genau, obwohl sie es niemals gesagt hatte, kannte nur einen einzigen Stand als ehrenwert, und das war der Stand, welcher für das Vaterland siegt und stirbt.

Als der Freiherr von Lovendal diese beiden Gestalten neben einander sah, den stattlichen Anführer einer geharnischten Reiterschaar und das schöne Mädchen, das er sich oft in seinen Träumen als Walküre über dem Schlachtfelde schwebend ausgemalt hatte, da war es ihm, als sei er selbst von ferne her in ein fremdes Land verirrt gekommen, als habe er unbesonnener Weise den glühenden gelben Sand und den leuchtenden Himmel seiner Heimat verlassen. Er fühlte in diesem schmerzlichen Augenblicke zum erstenmale ganz klar und deutlich, daß kein Äderchen dieser blonden Kriegsgöttin mit ihm verwandt sei.

Das war schmerzlich, denn er liebte sie.

Der Freiherr von Lovendal hatte viel Phantasie. Er hatte den gelben Sand und leuchtenden Himmel niemals gesehen, aber das blonde Mädchen und der Reiterführer zwangen ihm die levantinische Heimat auf, er dachte jetzt an den gepanzerten Schotten, der am Quell unter den Palmen saß und durch seine grobe, fette Nahrung den Abscheu des reinlichen, weißgekleideten, Datteln essenden Emirs erregte, er dachte an die spöttische Achtung, womit der Prinz von Parolignac seiner vornehmen Abstammung gedacht hatte, und empfand jetzt den uralten Abscheu des Orientalen vor den rohen Schweinefleischessern.

Doch nur für eine kurze Sekunde regte sich in ihm das Blut und der Stolz seiner Väter, dann gewann die Gewohnheit wieder den Sieg über seine Empfindungen, und er beugte sich unter das Joch, das der Reichtum seines Vaters und die eigene

Digitized by Google

Eitelkeit ihm auferlegt hatten. Nur eine Sekunde der Überlegung, und er erkannte die Normen der deutschen Aristokratie wieder als die unverbrüchlichen Gesetze an, die ihm heilig waren.

Die Comtesse Hyazinth hatte ihrerseits ebensowohl wie der junge Freiherr eine peinliche Empfindung, als ihr Bräutigam unerwartet eintrat, und sie beeilte sich, den Abschied nehmenden Offizier durch eine Frage nach gleichgiltigen Dingen für kurze Zeit aufzuhalten, um das Unvermittelte seines Fortgehens zu mildern. Sie fragte ihn, ob er den Prinzen von Parolignac diesen Morgen gesehen habe.

Er bejahte die Frage. Der Prinz sei mit einem wunderbar schönen Pferde in der offenen Reitbahn des Regiments gewesen.

Wenn ich nicht irre, fügte der Rittmeister, einem Augenwinken der Comtesse Folge gebend, zum Freiherrn von Lovendal gewendet hinzu, so sprach der Prinz von Ihrer Absicht, dies Pferd zu kaufen. Ich meine den Rappen. Aber das Tier sei Ihnen zu heftig.

Ich denke nicht, daß mir das Tier zu heftig ist, erwiederte Amadeus schnell. Ich schlage vor, liebe Hyazinth, wir reiten morgen zusammen, und wenn der Herr Graf mit von der Partie sein will, so wird es mir ein Vergnügen sein, ihm zu zeigen, daß mir nicht leicht ein Pferd zu heftig ist.

Das Vergnügen wird auf meiner Seite sein, erwiederte der Rittmeister. Zu welcher Zeit befehlen Sie die Partie, gnädigste Comtesse?

Wann kannst du die Pferde schicken, Amadeus? fragte die Comtesse Hyazinth, indem sie den Namen „Amadeus“ nur mit merklichem Zaudern herausbrachte.

Ich stehe ganz zu deinen Diensten, meine Teure, entgegnete er.

Nun, dann um drei Uhr, sagte sie, so sind wir zum Diner bequem wieder zu Hause.

Du hast geweint, meine liebste Hyazinth? fragte der Freiherr, sobald der Rittmeister gegangen war.

Wir wollen nicht darüber sprechen, entgegnete sie. Es passiren zuweilen Kleinigkeiten, die schon genügen, eine Frau weinen zu machen, ohne daß sie doch wert wären, einem Manne wiedererzählt zu werden.

Es scheint aber doch, als wüßte der Graf Falkenfels um solche Kleinigkeiten, dachte er, sagte es aber nicht, sondern sprach seine Verwunderung darüber aus, daß heute, an seines Vaters Geburtstag, niemand von der Familie Hüningen erschienen sei. Das habe ihn so beunruhigt, daß er sich auf den Weg gemacht habe, um zu fragen.

Die Comtesse antwortete, daß sie mit ihrem Vater im Begriff gewesen sei, zur Gratulation zu kommen, als mehrere Besuche sie davon abgehalten hätten. Sie fürchte fast, es sei nun zu spät geworden, denn es sei vier Uhr, und um sechs sei ja schon das Diner. Sie denke, ihre herzlichsten Wünsche alsdann dem Schwiegervater auszusprechen.

Digitized by Google

Der junge Freiherr ward durch diese Erklärungen nicht sonderlich beruhigt und erheitert, dazu bemerkte er recht wohl ein aufgeregtes Wesen der Comtesse, das sich unter ihrer erzwungenen Ruhe nicht ganz verstecken konnte.

Hätte ihm seine Braut ganz genau erzählen wollen, was soeben vorgefallen war und sie verhindert hatte zur Villa Lovendal zu kommen, so würde er freilich noch weit mehr beunruhigt worden sein.

Es war in der That richtig, daß der Graf von Hüningen im Begriff gestanden hatte, mit seiner Tochter in den bereit stehenden Wagen zu steigen, aber nicht mehrere Besuche, sondern nur der Besuch des Grafen von Falkenfels hatte beide davon zurückgehalten. Der Graf hatte eine geschäftliche Angelegenheit mit dem Grafen von Hüningen zu besprechen gehabt, war dabei auch mit der Comtesse in das Gespräch gekommen und hatte es schließlich mit ihr zwei Stunden lang allein fortgeführt.

Sie konnten beide einander nicht begegnen, ohne daß ein heimliches Zittern und eine süße Sehnsucht ihre Herzen bewegte. Sie hatten ehedem gedacht, Gatte und Gattin werden zu können, aber das Schicksal hatte ihre Loose getrennt. In der Familie Falkenfels wie in der Familie Hüningen hatte die Jahrhunderte lang dauernde Sitte des Staats- und Kriegsdienstes den ursprünglichen Grundbesitz allmählich erschöpft, und es war auch niemals ein besondrer Vermögenserwerb durch Heirat hinzugekommen. Der Graf von Falkenfels war eben nicht ganz arm, sondern hatte noch genug Vermögen, um mit Anstand fernerhin Offizier sein zu können, der Graf von Hüningen besaß noch ein großes Gut mit altertümlichem Schloß, aber er steckte tief in Schulden. Er war aus der Kavallerie in den diplomatischen Dienst übergetreten und hatte stets mehr die Pflicht der Repräsentation als seinen Geldbeutel im Auge gehabt. Als Gesandter hatte er fast das doppelte seiner Einnahme verausgabt, und seine Söhne, drei Kavallerieoffiziere, hatten mit dem Vater viele Ähnlichkeit.

Der Graf war jetzt alt und nicht mehr im Dienst. Er war Witwer, lebte mit seiner Tochter allein und pflegte bestimmte Monate in Berlin, den Rest des Jahres in seinem alten Schlosse zuzubringen.

An diesem Schlosse und dem alten Eichenwalde, den alten Feldern seiner Väter hing er mit dem größten Stolze, mit zärtlicher Liebe und mit rührender Pietät. Er konnte bis in das vierzehnte Jahrhundert zurück seinen Stammbaum verfolgen und nachweisen, daß alle seine Ahnen in diesem Schlosse gewohnt und ihr Pferd über diese Felder und durch diesen Wald gelenkt hatten.

Diesen Grund und Boden, diese altersgrauen Mauern konnte er unter keinen Umständen aufgeben, und als er das drohende Gespenst eines von der Not erzwungenen Verkaufs vor Augen sah, zog er das Opfer der Reinheit des Bluts und das Opfer der Tochter vor.

Auf einem der Feste in der Residenz hatte der junge Freiherr von Lovendal die schöne Blondine kennen gelernt, und seine Neigung für sie war so deutlich

Digitized by Google

hervorgetreten, daß der Graf hierin einen Wink der Vorsehung sah und die Umstände mit der Gewandtheit des alten Diplomaten benutzte. Und war nicht wirklich die Vorsehung im Spiele, wenn der Sohn seines größten Hypothekengläubigers seine Tochter liebte?

Hyazinth ging, wenn auch mit blutendem Herzen, so doch stolzen und entschlossenen Sinnes auf die Pläne ihres Vaters ein. Auch sie liebte das Schloß und den ererbten Acker und wollte sich als eine echte Hüningen erweisen, indem sie der Familie den Stammsitz rettete.

Thränen freilich hatte es gekostet, und so auch heute. Es waren zwischen ihr und dem Grafen von Falkenfels die ergreifend tönenden Saiten der Erinnerung an hellere Stunden, an Stunden einer zarten, hohen, reinen Liebe berührt worden, und ein plötzlicher Sturm der Leidenschaft hatte gedroht, alle künstlichen Gebäude des Verstandes hinwegzuwehen.

Aber doch waren sie standhaft geblieben, sie und auch der Graf.

Wir wollen vergessen, Viktor, sagte sie ihm.

Es ward ihr schwer, so zu sprechen, doch sie that es. Ihm ward es schwer, es zu hören, aber er überwand sich und hörte geduldig.

Wir müssen vergessen, Viktor, sagte sie. Es nützt zu nichts, ein trügerisches Bild sich vorzumalen, das von der Wirklichkeit zerstört werden muß. Wir wollen uns nie wieder anders ansehen als in geschwisterlicher Weise, das sind wir der Familie schuldig, uns selber und meinem zukünftigen Gemahl. Er ist ein ehrenwerter Mensch und ich will meine Pflichten gegen ihn treulich erfüllen. Es hat nicht sollen sein.

Sie senkte ihr Haupt, und große schwere Thränen rollten in ihren Schoß. Er biß den Schnurrbart, und seine Stirn war finster wie die Mitternacht. Das trügerische Bild, das sie sich nicht vormalen wollten, ließ nicht ab, ihren Sinn zu umgaukeln, und je mehr sie sich bemühten, es nicht zu sehen, desto schöner wurden seine Farben.

Mein Freund, fuhr sie fort, ich sehe uns vor einer großen Schwierigkeit. Schon hatte ich den Entschluß gefaßt, dir zu sagen, wir wollten uns nicht mehr sehen, aber, ich weiß nicht, hat mich der Mut verlassen oder ist es wirklich die Stimme der Vorsicht, welche mir nun rät, es nicht zu thun — ich kann dich nicht bitten, mich zu meiden. Man sagt, die Abwesenden seien gefährlich. Und glaube mir, Viktor, wenn jemals die Standhaftigkeit uns verlassen sollte, so wird es nicht bei einer solchen Gelegenheit sein, welche Mut und Opferfreudigkeit verlangt. Denn bei heftigen Angriffen ist unsre erste Bewegung die des Widerstandes, und wir werden solange siegreich sein, wie der Feind uns fühlen läßt, daß wir der Waffen bedürfen. Aber es ist zur Zeit der süßen Ruhe und des Gefühls der Sicherheit — dann müssen wir der Überraschungen gewärtig sein. Und vor allem ist es die anhaltende Fortdauer, welche das Gewicht des Leidens unerträglich macht. Meine Seele erträgt leichter den heftigen Schmerz als die

Digitized by Google

unaufhörliche Traurigkeit. Müßte ich deinen Anblick ganz entbehren, so würde mir dadurch auch der Trost der Freundschaft genommen; und ich würde ganz trostlos sein, wenn nur die kalte Pflicht, nur die eisige Erfüllung meiner Schuldigkeit mein Leben auszufüllen bestimmt wäre. Dann würde ich in Wirklichkeit Gefahr laufen, der Eintönigkeit meiner einsamen Lage zum Opfer zu fallen und mit solcher Sehnsucht an dich zu denken, daß auch das schlimmste möglich würde. Da siehst du, mein lieber Freund, den harten Kampf, den wir zu führen haben werden. Es sind keine Heldenthaten, welche das Schicksal von uns verlangt, sondern ein Widerstand gegen unablässige Pein, und der ist, glaube ich, noch schwerer.

Der Graf von Falkenfels fühlte wohl den Irrtum solcher Schlüsse, und er täuschte sich auch darüber nicht, daß für ihn die größte Qual darin liegen müsse, die Geliebte als Freundin sehen zu sollen, während ein Andrer die Rechte genösse, welche sein Glück ausgemacht haben würden. Aber er ließ sich von der schwachen Logik Hyazinthens gern verlocken, weil auch ihm der Gedanke, sie gar nicht mehr sehen zu dürfen, schrecklich war.

Meine teure Geliebte, entgegnete er, ich gehorche dir. Würde ich doch eher mich selbst vergessen, als vergessen, dir zu folgen, durch die ich, bei Gott, ganz allein existire. Es ist bei mir fast wie ein Instinkt geworden, unser beiderseitiges Dasein immer an die Orte zu verpflanzen, die mir schön vorkommen, und ich kann mich in Gedanken gar nicht von dir trennen. Ich lebe viel mehr in deiner Wohnung hier als in meiner eigenen, und gestern Morgen habe ich wahrhaftig mitten in der Schwadron dir gegenüber auf dem kleinen gestickten Puff gesessen und war plötzlich ganz erstaunt, als ich das Wiehern meines Gaules hörte. Wenn ich melancholisch bin, so flüchtet sich mein innerer Mensch hierher zu dir, um Trost zu suchen, und wenn ich mich amüsire, so denke ich nur daran, welchen Eindruck du dabei haben würdest. Ich kann keinen Schritt thun, den wir nicht zusammen machten, ich kann kein Pferd reiten, ohne dich an meiner Seite zu sehen. Was könnte es mir helfen, von dir fort zu bleiben!

Ja, lieber Viktor, sagte sie wieder, es ist schwer. Ich habe das alles nur zu deutlich vorausgesehen, aber ich habe es nicht ändern können. Die Zeit des Glücks ist vorübergegangen, und es scheint mir, als sei sie mit der Schnelligkeit des Blitzes dahingeflogen. Nun beginnt die böse Zeit, und wann sie enden wird, das weiß nur Gott. Es ist so vieles, was mich unruhig macht und entmutigt, eine tötliche Apathie bemächtigt sich mehr und mehr meiner Seele. Nicht daß ich gerade noch neue große Übel mir drohen sähe, aber ich hatte doch bis jetzt noch eine gewisse Hoffnung gepflegt, und nun sehe ich sie von Tag zu Tag verdorren. Was hilft es, die Blätter zu besprengen, wenn der Pflanze die Wurzeln durchschnitten sind! Der Druck der Entfremdung von dir lastet schwer auf mir. Ich fühle, ich kann nicht ohne dich leben, und das ist es gerade, was mich am meisten erschreckt. Wenn ich wenigstens noch seufzen oder mein Herz

Digitized by Google

vor einer mitfühlenden Seele ausschütten dürfte! Aber ich darf es weder vor meinem guten Vater, damit er nicht die Größe des Opfers schmerzlich empfindet, das ich doch einmal der Familie bringen muß, noch darf ich sonst seufzen. Ich muß so viel fröhlich sein und heitere Mienen zeigen, mich über Geschenke freuen und in glänzenden Plänen von künftigen Herrlichkeiten schwelgen, die mir schon jetzt so grau und öde erscheinen, wie sie sich sicherlich dereinst erweisen werden.

Der junge Freiherr von Lovendal wußte nicht, daß seine Braut so gesprochen hatte, aber er besaß Einsicht, Liebe und Eifersucht genug, um sich die Möglichkeit vorzustellen, daß sie in ähnlicher Weise mit dem Grafen sich unterhalten habe.

Während er, von seinem Besuche zurückgekehrt, nun die Situation überdachte, in welcher er die beiden Feinde seiner Seelenruhe getroffen hatte, füllte sich sein Gemüt immer mehr mit schwarzem Argwohn und dem Gefühl tiefsten Elends.

Sein Vater war indessen zu den Kursberichten zurückgekehrt, die vor ihm auf dem Tische lagen und rechnete eben aus, daß er leicht eine halbe Million Mark verdienen könnte, wenn ihm sein Plan gelänge, die Aktien der Pommerschen Havelbahn zu fünfundsechzig Prozent an sich zu bringen, ehe die Nachricht, daß die Regierung diese Bahn ankaufen wolle, andern Leuten als ihm bekannt würde.

In dieser Berechnung störte ihn die kurz hervorgestoßene Frage seines Sohnes, wie groß die Hypothekenschuld des Grafen von Hüningen sei.

Dreihundertfünfundsechzigtausendsiebenhundertdreiunddreißig Mark und fünfundsiebenzig Pfennig, antwortete er.

Ich wünschte, er wäre dir nichts schuldig!

Der Alte schob die Papiere zurück und sah den Sohn verwundert an.

Wie meinst du das, Amadeus? Meinst du, daß der Mann nicht gut sei?

Der junge Freiherr seufzte.

Lieber Vater, sagte er, ich wünschte deshalb, er wäre dir nichts schuldig, weil die Familie dann nicht abhängig von uns wäre.

Und wenn sie nicht abhängig wäre von uns, wie hättest du erhalten die schöne Braut?

Der junge Freiherr preßte beide Hände vor das Gesicht und blieb stumm und unbeweglich liegen.

Was hast du, Amadeus? fragte der Alte. Was fehlt dir mein Sohn? Bist du unzufrieden? Du redest anders, als du sonst pflegst.

Der Sohn antwortete nicht.

Du wolltest deine Cousine, meines Bruders Tochter, nicht anerkennen, und du führst sonderbare Reden über die Hüningens. Hast du Verdruß gehabt? Haben dich die stolzen Leute beleidigt? Ich sage dir, Amadeus, wenn das ist, so sage es mir, du sollst meine Macht kennen lernen. Ich habe den Grafen und seine Tochter heute nicht gesehen, so lange ich in den Empfangszimmern war. Sollten sie nicht hier gewesen sein? Ich sage dir, Amadeus, wenn dich die Hüningens beleidigt haben, so sollen sie dir Abbitte thun, oder von ihrem Ahnenschlosse, das sie mehr lieben als das eigene Fleisch und Blut, soll kein Stein auf dem andern bleiben, und ich will Rüben pflanzen auf dem Flecke, wo sie gewohnt haben.

Der junge Freiherr sprang auf und ging wieder heftigen Schrittes hin und wider.

Ich bitte dich, Vater, rief er, laß uns über dies Thema schweigen! Hüningens sind allerdings nicht hier gewesen, und ich war dort, um zu fragen, ob Hyazinth

Digitized by Google

nicht etwa krank sei. Sie sind nur durch einige wichtige Besuche aufgehalten worden und wollen dir beim Diner gratuliren. Es sind ganz andre Dinge, die mich beschäftigen.

Was für Dinge sind es denn, Amadeus?

Du verstehst mich doch nicht, rief der Sohn und warf sich wieder mißmutig auf das Sopha.

Siehst du, sagte er dann, als der Vater ihn kopfschüttelnd beobachtete, siehst du Vater, du verehrst doch so sehr den großen Goethe, obwohl man sonst nicht gerade behaupten kann, daß du ein Sklave der Poesie seist. Du erinnerst dich nun wohl des einen Verses von ihm, der so lautet:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Goethe war ein großer Mann, sagte der Alte, ein großer Dichter. Gott, was könnte der Mann für ein Geschäft machen, wenn er jetzt hier in Berlin lebte!

Der junge Freiherr zuckte die Achseln.

Die Worte Goethes, die ich eben zitirte, klingen nicht so, als ob er deine Weltanschauung geteilt hätte. Fühlst du denn nicht, Vater, wie schrecklich es ist, alles zu kaufen? Und meinst du wirklich, man könnte alles kaufen?

Wenn man genug Geld hat, Amadeus, kann man alles kaufen, gewiß.

Meinst du das wirklich?

Amadeus, ich sage dir, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas gesehen, was nicht für Geld zu haben gewesen wäre. Hast du schon so etwas gesehen?

Ja wohl habe ich das gesehen, und es ist gerade das beste. Was nützt mir Geld, wenn ich unter der vornehmen Gesellschaft, mit der wir umgehen, nicht das Gefühl des Heimischseins gewinnen kann? Kann ich den Leuten Geld bieten, damit sie mich mit andern Augen ansehen? Damit sie glauben, ich sei ein märkischer Junker? Damit sie mich, mit einem Wort, für ihresgleichen halten? Nein, das kann ich nicht mit Geld erlangen. Ich kann erlangen, daß sie höflich sind, zuvorkommend, daß sie mich einladen, daß sie meine Einladungen annehmen, daß sie in meinen Jagden Wild schießen, in meinen Wagen fahren, meine Pferde reiten und ebenso mir ihre Häuser, Wagen und Pferde zur Disposition stellen, aber ich kann mit Geld nicht diese unsichtbare Scheidewand wegräumen, die so fest wie der Diamantenberg des Märchens zwischen uns steht. Das kann ich nur durch ritterliches Wesen, nur dadurch, daß ich in allen den Stücken, die diesen Leuten als das höchste gelten, nämlich in adlichen Manieren und in Schießen, Fechten, Reiten, Wetten und Hazardspielen mich als ihresgleichen zeige. Ich will aber ihresgleichen sein, ich will ein echter Kavalier sein und nicht das Goldmännchen, dem man zu Gefallen ist, weil sein Vater reich ist.

Du bist noch jung, Amadeus, deshalb kommt es dir so vor. Ich kenne die Welt länger, mein Sohn. Das ist alles recht hübsch mit dem Reiten und Spielen und den adlichen Sitten, aber es ist nichts als Firlefanz, und das Geld ist ihnen allen die Hauptsache, gerade wie andern Leuten auch. Wenn du erst länger wirst gelebt haben, dann wirst du immer deutlicher einsehen, daß alles Vorurteil ist und Einbildung und daß nur das Geld ganz allein hat einen reellen Wert — die Furcht Gottes natürlich immer dabei vorausgesetzt. Die Aristokraten machen viel Wesens von der Tapferkeit, aber glaubst du denn, ein einziger

Digitized by Google

von ihnen läßt sich lieber totschießen als daß er leben bleibt, oder läßt sich lieber ein Bein abschießen als das er es behält? Es ist nichts als Rederei. Sie wollen Carrière machen, und jeder hofft, daß ein andrer getroffen wird. Tapferkeit an und für sich aber ist ein leeres Wort. Wenn in der Schlacht die Leute, welche weglaufen, Prämien kriegten, so liefen die tapfersten Leute weg, und wenn ich dem kühnsten Offizier ein hübsches Rittergut schenke, so wird seine Neigung, für das Vaterland zu kämpfen, nur noch sehr schwach sein. Wenn du also das Rittergut haben kannst, Amadeus, und noch viel mehr als ein Rittergut, ohne daß du einen Finger zu rühren brauchst und ohne daß dir ein Härchen gekrümmt wird, hast du da nötig, mit den vergoldeten Masken der Aristokraten zu paradiren? Amadeus, ich bitte dich, du bist mein einziger Sohn, laß dir's wohl sein mit dem, was du hast, und bediene dich der Vorteile und der Macht, die in unsre Hände gelegt sind, ohne nach Luftgebilden zu haschen. Denn du wirst dadurch das wirklich Gute gefährden, was du besitzest. Du hast das, wonach alle Welt sich sehnt und jagt und um was sie sich abarbeitet. Sei kein Thor und setze nicht dein Gold für blanke Rechenpfennige um. Ich bin so gut wie du der Meinung, daß wir zur Aristokratie gehören, und ich möchte mit keiner andern Gesellschaft als der ersten verkehren, aber es ist nicht nötig, daß du dich deshalb in Gefahren stürzest. Laß du die Aristokraten dir dienen, aber diene ihnen nicht!

Der junge Freiherr antwortete nicht mehr, sondern erhob sich, bemerkte, daß es nun Zeit sei, Toilette zum Diner zu machen und entfernte sich. Er war durch die Reden seines Vaters nur noch mehr in seiner Unruhe und Unzufriedenheit erregt worden, denn alles, was ihm dieser sagte, rückte ihm den Gedanken näher und machte ihm die Überzeugung deutlicher, daß die Comtesse Hyazinth von Hüningen ihn nicht liebe, sondern ihn nur deshalb heirate, weil er reich sei und weil der Graf ein Geschäft über sein Stammschloß mit dem Bankier abgeschlossen habe.

Er dachte einen Augenblick daran, die Verlobung rückgängig zu machen, aber die große Liebe, die er zu der Schönen mit den Vergißmeinnichtaugen trug, spiegelte ihm vor, er habe dazu doch nicht genügenden Grund. Er hatte dann wieder die Idee, er wolle dem Grafen die Dokumente über seine Hypothekenschuld zerrissen zustellen, um ihn so jeder zwingenden Ursache zur Genehmigung der Vermählung zu entbinden und der Tochter noch einmal freie Wahl zu lassen. Aber er fand bei näherem Nachdenken, daß das ein ganz kindischer Plan sei, der keine Beachtung verdiene.

Dann schmeichelte ihm wieder der Gedanke, daß seine Braut eine gefeierte Schönheit und aus einer höchst vornehmen Familie sei, daß ihn alle Welt um diese Eroberung beneide und daß er ein Thor sein würde, seine guten Chancen wegzuwerfen.

Das Resultat dieser Überlegungen war, daß er sich vornahm, an Eleganz und Vornehmheit alle Herren in Hyazinthens Gesellschaft zu übertreffen und sich als einen Ritter zu zeigen, den sie notwendig lieben müsse.

In dieser Absicht erklärte er dem Prinzen von Parolignac während des nunmehr in vollem Glanze sich entwickelnden Diners, daß er jene schwarze Stute kaufe, welche seit einiger Zeit die Bewunderung Berlins bildete, und zeigte sich seiner Braut gegenüber im sonnigsten Lichte und ohne den leisesten Schatten einer Erinnerung an die zwei Stunden alte Vergangenheit. (Forts. folgt.)

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Ein neues Königreich.

Am 6. März ist zu den Potentaten, die mit „Majestät“ zu tituliren sind, ein neuer hinzugekommen, und es hat sich bestätigt, was wir vor einigen Monaten voraussagten. Am gedachten Tage trat Serbien in die Reihe der europäischen Königreiche ein. Die Operation, welche diese Standeserhöhung bewirkte, war angeblich Erfüllung eines dringenden Wunsches des serbischen Volkes. „Mein teures Volk,“ sagt die betreffende Proklamation, „mit dem heutigen Tage habe ich nach dem einhelligen Willen deiner Vertreter, dem Willen, welcher der getreue und lautere Ausdruck deines Willens, deiner Seele, deiner Gedanken, deiner Bestrebungen ist, in Serbien das Königtum wiederhergestellt.“ Auch die Einwilligung der Großmächte hat nicht gefehlt, denen das neue Königreich nicht bloß seine Unabhängigkeit, sondern geradezu seine Existenz zu danken hat. Vor etwas mehr als fünf Jahren sah es recht schlimm damit aus. König Milan, damals nur Hospodar, hatte auf russische Anstiftung hin den Huldigungseid gegen seinen Suzerän, den Sultan, gebrochen und sich in einen Krieg mit der Pforte gewagt, der ihm bei einem Haar seinen Fürstenstuhl gekostet hätte. Trotzdem daß Rußland ihn reichlich mit Freiwilligen und Geld unterstützte, ihm auch einen nicht ungeschickten General lieferte, unterlag er in dem Feldzuge gegen die erprobten Kriegsleute des Halbmondes auf klägliche Weise. Er selbst hatte sich an der Leitung der Operationen nicht beteiligt, sondern war nach dem bewährten Grundsatze, daß Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist, daheim geblieben, und als sein Heer bei Djunis zerschmettert worden, beeilte er sich, seinen beleidigten Oberherrn in Stambul um Gnade zu bitten. Rußland legte bei den andern Mächten so erfolgreich Fürsprache für ihn ein, daß diese den Sultan bestimmen halfen, ihm auf die Annahme hin, er bereue seine Unüberlegtheit und werde sich fürderhin klüger

verhalten, Verzeihung zu gewähren. Trotz seiner tiefen Demütigung aber konnte er, so muß man schließen, nicht vergessen, daß sein russischer Feldherr Tschernajeff ihn während des Krieges, und zwar in sehr dunkler Stunde, vierzehn Tage nach der ersten großen Niederlage der serbisch-russischen Armee bei Alexinatz als Milan I. zum König von Serbien hatte ausrufen lassen. Als der Kampf zwischen Rußland und der Pforte ausbrach, hielt sich Serbien behutsam von demselben fern, bis es nach dem Falle Plewnas, als alle Gefahr vorüber zu sein schien, sich den siegreich gebliebenen Bedrängern des Padischa resolut anschloß und sich aufmachte, sich ein gutes Stück von der Länderbeute zu sichern. Diese Politik erwies sich als eine lohnende. Der Berliner Kongreß beschenkte die Serben nicht bloß mit der vollen Unabhängigkeit, sondern belohnte ihr Zurücktreten von ihren Verpflichtungen gegen die Türkei auch mit einem ansehnlichen Landzuwachs, welcher der Türkei aus dem Leibe geschnitten wurde. Man sieht, es war keine besonders rühmliche Haltung, die Serbien zum Wachsen verhalf.

Seit diesem Erwerb hat Fürst Milan Obrenowitsch IV. niemals damit hinter dem Berge gehalten, daß er entschlossen sei, bei der ersten günstigen Gelegenheit den Königstitel anzunehmen. Die Besuche, die er im vorigen Jahre den Höfen in Wien, Berlin und Petersburg abstattete, galten diesem Zwecke, obwohl man es in Abrede stellte. Die französische und die englische Regierung erhoben, ebenfalls sondirt, wie es scheint, keine Einwendungen gegen den großen Titel des kleinen Fürsten, und das Glück, welches denselben während seiner interessanten Laufbahn vielfach begünstigt hatte, schuf ihm in dem benachbarten Rumänien auch einen Präcedenzfall für die beabsichtigte Selbsterhöhung. Zwar hatte der Hohenzoller Karl sich im Kriege an die Spitze seines Heeres gestellt, auf dem Blutfelde vor Plewna tapfer für seine Sache gekämpft und für die Königskrone ritterlich sein Leben eingesetzt, und Milan Obrenowitsch hatte nichts der Art geleistet. Indeß, die Unabhängigkeit Serbiens und Rumäniens war von Europa anerkannt, und da abstrakt moralische Erwägungen bei der Entscheidung großer internationaler Fragen nur selten die Entscheidung bestimmen, so war kaum zu erwarten, daß die Großmächte, als die Königsfrage in Belgrad und Bukarest auftauchte, einen Unterschied zwischen den beiden Kandidaten machen und dem einen versagen würden, was sie dem andern bereitwillig gewährt hatten. Während der Reise des Fürsten Milan war es nur zu Andeutungen gekommen, und so lange Ristitsch, der entschieden russisch gesinnte Politiker, in Belgrad am Ruder stand, mußten Österreich-Ungarn und Deutschland Bedenken tragen, den Wünschen der serbischen Regierung zu willfahren. Als aber Pirotschanatz Ministerpräsident wurde, geriet die Angelegenheit besser in Zug. Im Herbste des vorigen Jahres eröffnete derselbe zunächst vertrauliche Unterhandlungen in Wien und Berlin. Die deutsche Regierung machte ihr Verhalten von demjenigen Österreich-Ungarns abhängig. Im Namen des letztren erklärte Kalnocky, nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß Serbien sich von der bisher verfolgten

Digitized by Google

panslavistischen Politik abgewendet hatte, der Verwirklichung des Planes kein Hindernis in den Weg legen zu wollen, und sagte als weiteren Beweis seiner wohlwollenden Gesinnung ungesäumte Anerkennung des in Aussicht genommenen neuen Königreiches an der mittleren Donau zu. In Berlin gab man eine ähnliche Erklärung ab, und in Petersburg hielt man es nicht für passend, auf die serbischen Anfragen weniger gefällig zu antworten. Auch in Paris, London und Rom äußerte man sich zustimmend, und so war die Frage gelöst, und Fürst Milan durfte sich fortan König Milan nennen.

Hat er sich seine Krone nicht durch Tapferkeit verdient, so wiegt die Klugheit, mit der er sich dieselbe erwarb, für uns ungefähr ebensoviel, besonders wenn er dabei beharrt. Bis jetzt hat er sich den wohlberechtigten Ansprüchen des Wiener Kabinets gegenüber durchaus willfährig gezeigt. Zunächst bekundete er sich als getreuen Nachbar durch die Beseitigung des feindseligen und seine Feindschaft gegen Österreich-Ungarn kaum verhüllenden Ristitsch, dann durch die Absetzung des Metropoliten Michael, in dessen Händen die Fäden der panslavistischen Wühlereien in Serbien, Bosnien und der Herzegowina zusammenliefen, und es steht wohl zu hoffen, daß die Belgrader Regierung es mit ihren Versprechungen Österreich-Ungarn gegenüber künftig nicht wie mit denen halten werde, welche 1877 gebrochen wurden. Die Rangerhöhung könnte hier von einem stärkeren Gefühle der Verantwortlichkeit und von festerem Beharren bei dem Vorsatze begleitet sein, seine Nachbarpflicht uneingeschränkt zu erfüllen, als dies geschehen, als man noch Bewerber um die Krone war. Wenn Serbiens Erhebung zum Range eines Königreiches zur Stärkung des österreichischen Einflusses auf dem Gebiete der Balkanstaaten und zu einer dem entsprechenden Veränderung der Geltung Rußlands unter den Völkern derselben beiträgt, so wird das zivilisirte Europa sich Glück wünschen können, dem Reifen des Planes, der Fürst Milan einen Königsthron gab, kein Hindernis bereitet zu haben. Die neue Majestät hat gewissermaßen einen Vertrauensposten inne, und wenn sie so intelligent oder so wohl beraten ist, wie man glauben möchte, so wird sie sich kaum verhehlen können, daß ihr eignes und ihres Volkes Interesse sie durchaus auf ein freundschaftliches Verhältnis mit der Wiener Regierung und deren Bundesgenossen in Deutschland hinweist. Schon ein Blick auf die geographische Lage Serbiens muß, dünkt uns, die Machthaber in Belgrad überzeugen, daß es notwendig ist, die mitteleuropäischen Kaisermächte mit allen Mitteln, die zu Gebote stehen, bei dem Glauben zu erhalten, daß sie auf Serbien unter jedweden Umständen als auf ein befreundetes Land rechnen dürfen.

Die Ansprache, mit welcher König Milan seinem Volke die Veränderung der serbischen Staatsform verkündet, redet in einem Tone, der etwas zu hoch gegriffen sein möchte, aber ihr Inhalt entspricht dem soeben Gesagten, wenn es darin heißt: „Möge der glänzendere Name durch kräftigere Entwicklung der bürgerlichen Tugenden, immer größere Liebe zur Gesetzlichkeit, zum Fortschritt,

Digitized by Google

zur Freiheit und Ordnung seine Weihe erhalten! Denn darin, nur darin [also nicht in den Wegen der Omladina und ihrer guten Freunde und Gönner in Moskau, nicht durch weitere Vergrößerung auf Kosten der Nachbarn] wird das neue Königreich jene Flügel finden, auf denen es sich im Glanze seines Titels unausbleiblich zu ebenso glänzender Zukunft aufschwingen wird."

Wir dürfen diese Worte für aufrichtig gemeint halten. Die Vergangenheit könnte zwar mißtrauisch machen und Vorsicht gebieten. Serbien ist lange Zeit eine Domäne der panslavistischen Parteien und ein Herd moskowitischer Wühlereien gewesen. Aber wie anderwärts, so scheinen sich auch hier die Zeiten allmählich geändert zu haben, und an die Stelle verkehrter Anschauungen und Bestrebungen, übel angebrachter Sympathien und einer Großmannssucht, die zuletzt unausbleiblich mit dem Ruin der Landeswohlfahrt und der Einverleibung in die Gebietssphäre Rußlands oder Österreich-Ungarns endigen mußte, dürfte eine verständigere Betrachtung der Lage getreten sein. Das Königreich, welches General Tschernajeff 1876 proklamirte, aber nicht ins Leben rief, hätte Knechtsgestalt gehabt, wie herrenmäßig es sich auch geberdet hätte. Es hätte Serbien in unleidlichen Widerspruch mit den europäischen Bedürfnissen und Verträgen gebracht, es wäre für Österreich-Ungarn eine stete Bedrohung und ein ewiger Zankapfel zwischen diesem und dem Panslavismus gewesen. Über kurz oder lang würde man sich in Wien vor die Notwendigkeit gestellt gesehen haben, es zu erdrücken oder ihm wenigstens die Großmachtsgedanken gründlich zu benehmen. Das jetzt geschaffne Königreich wird Herr seiner selbst sein können, es erfreut sich der Sanktion ganz Europas, es ist eine naturgemäße Weiterentwicklung der europäischen Verträge, es scheint, weit davon entfernt, ein Trabant der Pseudosonne des Panslavismus werden zu müssen, vielmehr befähigt, den gleichmacherischen Bestrebungen, die alle Slaven in die russische Zwangsjacke zu stecken bemüht sind, durch Entwicklung eines kraftvollen, zu eignem Leben befähigten Serbentums mit Erfolg entgegenzutreten. Es ist vollkommen richtig, wenn wahre serbische Patrioten dem Eingestampftwerden in den großen panslavistischen Brei eine individuelle Existenz vorziehen, bei der man sich zwar nicht so groß, aber glücklicher fühlt, und je mehr die Stämme der Balkanhalbinsel sich diese Anschauung aneignen und das Bewußtsein ihrer Eigenart politisch zum Ausdruck bringen, desto mehr müssen die Träume des Panslavismus verblassen. Ein Serbien, das seine Unabhängigkeit werthält, wird immer eher eine Bürgschaft als eine Gefahr für den Frieden des Weltteils und darum allezeit der Unterstützung der friedliebenden Mächte sicher sein.

Digitized by Google

Zur Verwaltungsreform in Preußen.

(Schluß.)

enden wir unsre Betrachtungen nun der Selbstverwaltung in der andern Bedeutung des Wortes — Delegation von Staatshoheitsrechten an Nichtberufsbeamte — zu. Von der Durchführung dieser Maßregel verspricht sich hauptsächlich der Liberalismus goldene Berge. Die Quintessenz der bezüglichen Anschauungsweise spiegeln die folgenden Gneistschen Ausführungen wieder: In einem Staat, in welchem jede obrigkeitliche Gewalt nur durch Berufsbeamte gehandhabt wird, kann der Beamtenstand nur Herr oder Diener der Gesellschaft sein. Hört mit dem Absolutismus die Herrschaft des Beamtenstandes auf, so muß er notwendig ein Diener der wechselnden Parteirichtungen werden. Jede konstitutionelle Ministerverwaltung wird aber mehr oder weniger eine Parteiverwaltung. Diese konstitutionelle Parteiverwaltung bedarf und erzeugt eine Kette von einander streng subordinirten Beamten, von denen nicht weniger verlangt wird, als daß sie, der Partei zur Disposition gestellt, doch zugleich den Charakter der unparteiischen Magistratur wahren sollen. Dieser Widerspruch führt zu dem überzeugungs- und charakterlosen System der Präfektur. Es ist nicht möglich, in unserm Verwaltungsrecht die gewohnten Funktionen des Berufsbeamten zu beseitigen, aber es ist möglich, an den entscheidenden Stellen die geschlossene Kette des Berufsbeamtentums zu ergänzen durch diejenigen Klassen der Gesellschaft, welche imstande sind, jene Funktionen selbst zu übernehmen. In Konkurrenz und Verbindung mit dem besoldeten Berufsbeamtentum erhält es die Selbständigkeit und Ehrenhaftigkeit des besoldeten Beamten.

Um unsern Standpunkt zu diesen Auslassungen zu präzisiren, brauchen wir nur auf das bereits Gesagte zurückzuverweisen. Wir bestreiten die Prämisse, von welcher Gneist ausgeht. Es ist nicht wahr, daß jede konstitutionelle Regierung ein Parteiregiment sein muß. Übrigens ist schwer abzusehen, was es z. B. dem jederzeit zur Disposition zu stellenden Berufsbeamten für einen Trost gewähren soll, wenn er etwa sehen muß, daß ein der gleichen Beamtenkategorie und derselben Parteirichtung angehöriger Ehrenbeamter im Amte gelassen wird, wohl gar gelassen werden muß, weil er der Möglichkeit, zur Disposition gestellt zu werden, nicht unterliegt. Zudem liegt sachlich kein Grund vor, Ehren- und Berufsbeamte verschieden zu behandeln oder gar rechtlich verschieden zu stellen. Ein bestimmtes Amt verlangt entweder aus Gründen der Staatsraison, daß der Inhaber jederzeit zur Disposition gestellt werden könne, und dann muß jeder, gleichviel ob Ehren- oder Berufsbeamter, diese Konsequenz über sich ergehen

Digitized by Google

lassen; oder die Staatsraison erfordert es nicht, dann hat in dem einen wie in dem andern Falle die Absetzbarkeit nur im Disziplinarwege einzutreten; vorausgesetzt, daß man die Ehrenbeamten nicht etwa von jeder Beamtendisziplin entbinden will, was doch ein Unding sein würde. Muß ferner jede konstitutionelle Regierung wirklich eine Parteiverwaltung sein, dann ist der Sache wahrlich nicht gedient, wenn man Ehrenbeamte womöglich einer ganz andern Parteirichtung als der herrschenden, welcher mithin die Berufsbeamten angehören, zuzieht und beide Teile auf gemeinsame Arbeit anweist.* Dadurch wird nur der Zwiespalt der Parteien in die Verwaltung hineingetragen, und um so schlimmer, je mehr die nicht mit den politischen Grundsätzen des Berufsbeamtentums harmonirenden Ehrenbeamten, wie Gneist will, an entscheidenden Stellen stehen. Aber, wird man einwerfen, die Konsequenz der hier vertretenen Anschauungsweise wäre ja die, daß alle Exekutivbeamten wechseln müßten, sobald ein Wechsel in den Grundsätzen der obersten Leitung eintritt. Diese Konsequenz schafft man aber nun einmal, sofern es sich nicht um rein technische Beamte, sondern um politische Stellungen handelt, nicht aus der Welt, man mag sich drehen und wenden wie man will. Wer sie nicht auf sich nehmen will, muß nicht Verwaltungsbeamter werden oder auf Selbständigkeit des Charakters verzichten. Selbstverständlich braucht auch der Beamte nicht zu gehen, sobald er einzelne Maßregeln der Regierung mißbilligt, sondern nur, sobald seine Überzeugung von der Richtigkeit der Regierungsgrundsätze in ihrer Totalität erschüttert ist. Mit dieser Maßgabe darf man dann aber auch nicht unterscheiden zwischen den Handlungen des Menschen als solchen, der seine staatsbürgerlichen Rechte ausübt, und des Beamten, der als solcher der Regierung nicht Opposition machen dürfe. Alles das ist Spiegelfechterei, im Grunde nichts anderes, als wenn man jemand das Kunststück zumuten wollte, zu gleicher Zeit mit dem einen Bein Polka und mit dem andern Walzer zu tanzen. Mit dergleichen Sophismen macht man die Beamtenwelt nur irre und führt den Charakter des Einzelnen in größere Versuchungen, als wenn man ihm einfach auf gut Deutsch sagt, daß er in gewissen Fällen — Gott sei Dank ist die Gefahr solcher Krisen in Preußen nicht entfernt so groß, wie sie nach dem liberalen Ideal parlamentarischer Majoritätsregierungen sein würde — vor der Alternative stehe, seine Stellung oder seine Ansichten zu opfern. Und da kommen wir denn auf denjenigen Punkt, auf den wir Gneist gegenüber hinauswollten. Nicht durch Heranziehung von Laien, sondern durch Bildung und Erhaltung eines charakterfesten, patriotisch gesinnten Berufsbeamtentums, das, wenn irgend möglich, schon pekuniär so unabhängig gestellt ist, daß es sich nicht bloß des lieben Brotes wegen an das Amt anklammert, das den Staatsdienst nicht als eine Versorgung, sondern als die höchste Ehre ansieht, kann die Verwirklichung der ihm vorschwebenden Ideale erreicht, das Herabsinken der Regierung zu einer Parteiwirtschaft verhütet werden.

Digitized by Google

Auf die vorbesprochenen idealen Gesichtspunkte kommt es jedoch der liberalen Partei im großen und ganzen gar nicht an. Will man wissen, was den Kernpunkt der ganzen Agitation bildet, so braucht man die Gneistschen Sätze nur des maßvollen Tones wissenschaftlicher Darstellung zu entkleiden, von dem freieren Standpunkt des durch geschichtliche Forschungen geschulten Gelehrten zu abstrahiren, und den Inhalt seiner Auseinandersetzungen, in die landläufige Sprache des gewöhnlichen Liberalismus übersetzt, läuft praktisch auf nichts anderes hinaus, als auf eine Bekämpfung der verhaßten Bureaukratie, eine Tendenz, die dem liberalen Standpunkte gewiß nicht zu verargen ist. Nicht mit Unrecht erblickte der Liberalismus von jeher in dem altpreußischen Verwaltungsbeamtentum den stärksten Hort konservativer Gesinnung. Alle Versuche, diese Macht zu brechen, waren bisher gescheitert. Die Phalanx stand zu fest geschlossen. Was lag daher näher, als der Gedanke, nach dem Vorbilde in England, für dessen Zustände man ohnehin eine platonische Vorliebe hatte, das Element, dessen man absolut nicht Herr werden konnte, so weit es irgend ging, zu beseitigen, seine Funktionen an unabhängige Männer zu übertragen, die womöglich durch freie Wahl ihrer Mitbürger zu der betreffenden Vertrauensstellung berufen werden sollten! Das war es. Nicht auf die Schaffung von Ehrenämtern, sondern auf den Einfluß bei der Besetzung der Beamtenstellungen kam es dem Liberalismus an. Den Vorschlag, die Berufsbeamten vom Volke wählen zu lassen, konnte man im Ernst nicht machen, deshalb griff man zu dem Auskunftsmittel der Ehrenbeamten. Daß es der Sache nach ganz dasselbe sei, ob man Berufs- oder Ehrenbeamte wähle, mochte sich niemand recht klar machen. Daneben fiel es keinem Menschen ein, daß man mit der Einführung der unbedingten Wahlfreiheit, wenn ihr nicht gleichzeitig ein ebenso unbedingtes Bestätigungsrecht der Krone gegenübergestellt wurde, eine Volkssouveränetät statuirte, wie sie sich höchstens mit der republikanischen Staatsform verträgt, wo allerdings die Träger der Staatshoheitsrechte ihre Autorität direkt vom Volke ableiten. Wenn es sich um liberale Institutionen handelte, ist man ja auch auf andern Gebieten von liberaler Seite gern bereit gewesen, auf staatsrechtliche Konsequenz zu verzichten. Darüber, daß die Ernennung der Staatsbeamten in Preußen mindestens zur Zeit verfassungsmäßige Prärogative der Krone ist, darüber setzte man sich gleichfalls mit der größten Leichtigkeit hinweg. Man mutete ihr einfach das Opfer zu, auf das Ernennungsrecht zu verzichten, auch ohne wenigstens das Bestätigungsrecht dafür einzutauschen. Am wenigsten zerbrach man sich den Kopf darüber, wie die Sache praktisch gehen sollte, wenn Laien namentlich an entscheidenden Stellen die Verwaltung führten. Bei den meisten war nur die allgemeine Vorstellung verbreitet, daß es nicht nur besser, sondern, da der Ehrenbeamte ja keine Besoldung beziehe, auch billiger werden müsse. Und mehr kann man doch nicht verlangen. Schade nur, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Man braucht kein gelehrter Nationalökonom zu sein, um zu wissen, daß jeder

Digitized by Google

Fortschritt zu einer höheren Kulturstufe auf dem Prinzip der Arbeitsteilung beruht, und daß „jede strengere Arbeitsteilung folglich technisch vollkommenere Leistungen mit geringerem wirtschaftlichen Aufwande verbürgt." Und das sollte nun alles plötzlich nicht mehr wahr sein? Dilettanten sollten in ihren Mußestunden die Regierungsgeschäfte besser besorgen als Fachleute? Wenn man sich wenigstens darauf beschränkt hätte, dem Selbstverwaltungssystem den Vorzug der Billigkeit nachzurühmen! Das hätte noch hingehen mögen, obschon nicht viel dazu gehört hätte, auch diese Hoffnung als eine trügerische Illusion zu erkennen, sofern nicht alle Ehrenbeamte Rentiers sind. Denn haben sie nebenher einen Lebensberuf, treiben sie vielleicht gar eine Erwerbsthätigkeit, so wird, da sie diesem eigentlichen Beruf zeitweilig entzogen werden, das Nationalvermögen hierdurch gewiß um einen höhern Betrag als die ersparten Beamtengehälter geschädigt; ganz abgesehen davon, daß, da man ein Berufsamt doch in mehrere Ehrenämter zerlegen müßte, wahrscheinlich schon die damit naturgemäß verknüpfte Vermehrung der sachlichen, Bureau- u. s. w. Unkosten mehr ausmachen würde, als die Gehaltsersparnis.

Kurz und gut, die Bedeutung der hier in Rede stehenden Art von Selbstverwaltung liegt auf einem ganz andern Gebiete, als wo sie gewöhnlich gesucht wird, nämlich in ihrem diätetischen Wert für das gesammte Volksleben. Sie hat — um für die Roscherschen Ideen auch den Roscherschen Ausdruck zu geben — denselben inneren Grund, wie „das Turnen der stubensitzenden Klassen," d. h. sie soll der Einseitigkeit der Lebensauffassungen entgegenwirken, die Ausbildung eines Gegensatzes zwischen Regierern und Regierten verhindern, den Geist „echt politischer d. h. patriotischer" Gesinnung fördern. Wenn die Träger des Ehrenamtes ihre Stellung richtig auffassen, soll das Amt nicht bloß ihnen selbst als „Vorschule für den parlamentarischen Beruf" dienen, sondern vermöge der zwischen ihnen und weiteren Kreisen bestehenden Beziehungen des sozialen Verkehrs auch diesen letzteren zur Gewinnung gesunderer Anschauungen über Staatsleben und Staatsverwaltung verhelfen. Für den kühlen Rechner bleibt nun nur die Frage, ob die Produktionskosten der erwähnten nationalen Güter zu dem Gebrauchswert derselben im richtigen Verhältnisse stehen, oder ob derselbe Erfolg auf anderem Wege mit geringeren Mitteln erreicht werden kann. Dies kurzweg zu verneinen, dürfte äußerst gewagt erscheinen. Vielmehr mag vom rein theoretischen Standpunkte aus mindestens fraglich sein, ob nicht in den kommunalen Verbänden der Provinzen, Land- oder Stadtkreise und endlich der Ortsgemeinden für jeden eine so vielseitige Gelegenheit geboten ist, je nach Neigung und Verständnis sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, daß wahrer Gemeinsinn und echte Bürgertugend vollauf zur Geltung kommen könnten, auch wenn die Laien nicht gerade zum Staatsdienste herangezogen werden. Praktisch gestaltet sich die Sache insofern etwas anders, als in den untersten Instanzen die Personalunion von Staats- und Gemeindeamt vielfach, und zwar mit Rück-

Digitized by Google

sicht auf das Prinzip der Arbeitsteilung, geboten ist, weil hier das öffentliche Leben noch nicht zu derjenigen Stufe der Entwicklung gelangt ist, um eine Scheidung in seine beiden Elemente ohne innere Schädigung ertragen zu können, die Verhältnisse überhaupt so einfach liegen, daß die Handhabung der öffentlichen Angelegenheiten den berufsmäßigen Betrieb durch einen besondern Beamtenstand, welcher sich erst auf höhern Entwicklungsstufen auszubilden vermag, nicht entfernt verlohnen würde. In allen diesen Fällen wird folglich das System der Ehrenämter zweckmäßig Anwendung finden, jede weitere Ausdehnung desselben ist bedenklich, auf Funktionen, die bedeutende Technik erfordern, geradezu ausgeschlossen. Seine Anwendbarkeit findet ferner ihre Schranken in dem Vorhandensein einer zur Besetzung der Stellen ausreichenden Anzahl sittlich, intellektuell und sozial qualifizirter Personen, welche zur Übernahme der Ämter bereit sind.

Alle unsre Betrachtungen über die Selbstverwaltung führen zu der Erkenntnis, daß der Wert einer Delegation von Staatshoheitsrechten an Nichtberufsbeamte, woran die öffentliche Meinung bei dem Worte Selbstverwaltung fast ausschließlich denkt, gemeinhin gewaltig überschätzt wird. Es liegt auf der Hand, daß ein einheitliches System von Ehrenämtern generell für den Umfang der gesammten Monarchie gar nicht durchführbar ist, für alle diejenigen Landesteile zum Beispiel, deren Bevölkerung zum großen Teile dem preußischen Staate nur mit innerem Widerstreben angehört, schon deswegen überhaupt nicht die Rede davon sein kann, weil entweder die Interessen des Staates gefährdet werden würden oder die Bevölkerung durch Versuchungen der schlimmsten Art demoralisirt werden würde. Daß nur die Selbstverwaltung die Grundlage einer gedeihlichen Verwaltungsreform sein könne, erweist sich füglich als ein Aberglaube, sofern man dabei nicht die Schaffung großer kommunaler Verbände mit reichen autonomen Befugnissen im Sinne hat, ein Gesichtspunkt, der jedoch leider nur zu oft mißachtet wird.

Zum Schluß fehlt uns nur noch ein kurzer Blick darauf, inwieweit die vorgetragenen Ansichten mit denjenigen übereinstimmen, welche in der bisherigen Reformgesetzgebung praktisch zur Geltung gekommen sind. Da springt denn zunächst in Bezug auf die Organisation der Verwaltungsgerichtsbarkeit eine wesentliche Differenz in die Augen. Die Verwaltungsgerichte können nach der diesseitigen Auffassung nicht berufen sein, dasjenige „Gebiet der Behördenthätigkeit“ zu überwachen, das „sich zwar formell in gesetzlichen Schranken bewegt, aber durch parteiische Maßbestimmung den Sinn der Verwaltungsgesetze dem einen zu Lieb, dem andern zu Leid verkehrt.“ Der Richter kann dem Begriffe nach nur Recht sprechen, mithin nur darüber urteilen, ob ein Recht — öffentliches oder privates — verletzt ist oder nicht, nicht aber darüber entscheiden, ob das administrative Ermessen des Verwaltungsbeamten im gegebenen Falle das Richtige getroffen habe oder nicht. Thut er dies dennoch, so pfuscht er

Digitized by Google

dem Verwaltungsbeamten ins Handwerk, und zwar in einer für diesen äußerst kränkenden Weise, denn er stellt sein eignes administratives Ermessen höher, als das des letztern, obschon er vermöge seiner sonstigen richterlichen Qualifikation sachlich hierzu gewiß nicht berechtigt ist. Nach dem praktisch geltenden Recht stellt sich die Sache nun in der That so, daß der preußische Verwaltungsrichter wenigstens der beiden unteren Instanzen mehr mit der Entscheidung von Zweckmäßigkeits-, als von Rechtsfragen zu thun hat. Denn seine Kognition ist auch auf Ansiedlungssachen, gewerbliche Konzessions- und ähnliche Sachen, auf Streitigkeiten über die Notwendigkeit von Schulbauten, Fragen des arbiträren Ermessens bei Vorflutsachen und dergleichen ausgedehnt, ohne auf die Prüfung der Legalität des administrativen Verfahrens beschränkt zu sein. Einzelne Auswüchse — Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte z. B. für Defektensachen, Festsetzung von Amtsunkostenentschädigungen — sind inzwischen bereits wieder beseitigt, indessen noch ist die Rückbildung lange nicht so weit gediehen, wie sie es muß, wenn nicht unklare liberale Velleitäten, sondern klare logische Begriffe für die Konstruktion der Gesetze maßgebend sein sollen.

Aber nicht bloß die Abgrenzung der Kompetenz, sondern auch die Besetzung der Verwaltungsgerichte giebt zu den erheblichsten Bedenken Anlaß. Weshalb die Hälfte der berufsmäßigen Richter bei dem Oberverwaltungsgericht und den Bezirksverwaltungsgerichten aus der Justiz entnommen werden soll — denn das besagt doch die vorgeschriebene Qualifikation zum Richteramte —, ist selbst als Übergangsbestimmung nicht zu erklären. Mit demselben Rechte könnte man für die ordentlichen Gerichte vorschreiben, daß ein gewisser Prozentsatz der Mitglieder die Qualifikation für den höheren Verwaltungsdienst besitzen müsse. Welcher Sturm von Entrüstung würde aber über dem Haupte des Unglücklichen losbrechen, der es wagen wollte, eine derartige Bestimmung etwa nur für Aburteilung politischer Vergehen oder eine Entscheidung andrer Materien, bei denen dem Richter die Kenntnis des Verwaltungsdienstes erwünscht sein muß, schüchtern in Vorschlag zu bringen! Wenn sich nun der Richterstand durch eine solche Behandlung in seiner Würde verletzt fühlen dürfte, warum soll denn die gleiche Zumutung für den Verwaltungsbeamten keine Kränkung enthalten? Nahm man an, daß der Justizbeamte auf dem Gebiete des Staatsrechtes besser Bescheid wisse, als der Verwaltungsbeamte? Oder nahm man wirklich nur an, daß sich der letztre ohne die Hilfe des ersteren in die neuen ungewohnten Formen der Prozedur nicht hineinfinden werde? Nachdem die preußischen Verwaltungsbeamten die Verwaltungsjurisdiktion ohne Hilfskräfte aus der Justiz so lange mit gutem Erfolge ausgeübt hatten, hätte man sie mit solchem Mißtrauen wohl nicht zu behandeln brauchen. Die Idee, Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichtsbehörden von einander zu scheiden, ist nicht aus der Vorstellung entsprungen, daß den Beamten der Exekutive die technische Befähigung zur Ausübung der Jurisdiktion auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes fehle, sondern

Digitized by Google

der einzige Sinn, den diese ganze Trennung haben kann, beruht darin, daß den Organen der Rechtsprechung die volle Unabhängigkeit der richterlichen Stellung gewährleistet werden soll. Die Erreichung dieses einzig denkbaren Vorteils wird nun aber geradezu unmöglich gemacht dadurch, daß die Verwaltungsgerichte wenigstens in den beiden unteren Instanzen der überwiegenden Zahl nach mit Mitgliedern besetzt sind, welche sich aller drei oder sechs Jahre einer Neuwahl unterwerfen müssen. Statt die Sprechung des öffentlichen Rechtes den Schwankungen des Parteilebens zu entziehen, hat man dieses durch die Einfügung des gewählten Laienelements erst recht hineingetragen. Aber noch mehr. Das preußische Staatsrecht ist jedenfalls nach heutiger Lage der Dinge eine so komplizirte, wissenschaftlich noch so wenig durchgearbeitete Materie, daß zweifellos eine gute juristische Vorbildung und ein großes Maß positiver Kenntnisse dazu gehören, um den Rechtsstoff soweit zu beherrschen, daß man eine gedeihliche Wirksamkeit als Richter entfalten kann. Auch aus diesem Grunde dürfte daher das Überwuchern des Laienelements innerhalb der Verwaltungsgerichte ein schwerwiegender Konstruktionsfehler sein, der seine Erklärung wohl nur darin findet, daß so viele dem Laienurteil näher liegende Fragen des administrativen Ermessens dem Ressort der Verwaltungsgerichte zugewiesen sind; wie denn auf dieselbe Unklarheit der Grenzbestimmung zwischen Verwaltungs- und Verwaltungsgerichtsbehörden der Gedanke an eine Verschmelzung von Bezirksrat und Bezirksverwaltungsgericht, sowie ferner die Vorstellung zurückzuführen ist, als gebühre dem Regierungspräsidenten eigentlich der Vorsitz im Bezirksverwaltungsgericht. Wenn man aber einmal so weit geht, dann geht man zweckmäßig noch einen Schritt weiter, nämlich bis zur Vereinigung der Kreis- und Bezirksverwaltungsgerichte mit den korrespondirenden Verwaltungsbehörden und läßt nur das Oberverwaltungsgericht in der bisherigen Weise fortbestehen. Dem Bedürfnis des Rechtsschutzes wäre ja vollständig genügt, wenn der Spruch der letzten Instanz alle Garantien richterlicher Unabhängigkeit bietet. Das Oberverwaltungsgericht würde dann zu dem Ministerium des Innern ungefähr eine ähnliche Stellung einnehmen, wie die Oberrechenkammer zu den gesammten Ministerien. Wer weiß, ob diese Organisation nicht das Richtigste gewesen wäre. Jedenfalls hätte sich wohl mit zwei Instanzen — außer dem Oberverwaltungsgericht etwa für jede Provinz einem Verwaltungsgericht — auskommen lassen, wenn man aus dem Geschäftsbereich der Gerichte alles ausgeschieden hätte, was nicht hinein gehört. Die Beschreitung des Rechtsweges wäre dann für das Publikum wohl etwas umständlicher und kostspieliger geworden, aber doch wohl gerade nur in dem Maße, um leichtsinniges Prozessiren zu verhüten.

In Bezug auf das System der Selbstverwaltung, wie es durch die sogenannten Kreisordnungsgesetze zur Einführung gelangt ist, läßt sich gegen die Verwaltungsreform gleichfalls mancherlei erinnern. Die fehlerhafte Anwendung dieses Prinzips auf dem Gebiete der Verwaltungsgerichtsbarkeit ist bereits be-

Digitized by Google

sprochen. Schlimmer ist der Mangel eines festen Prinzips in andrer Beziehung. Nach den früher dargelegten Grundsätzen müßte die Anstellung der Kommunalbeamten den Kommunalverbänden zustehen, und zwar bis zum Erweise für die Notwendigkeit des Gegenteils ohne jedes Einmischungsrecht des Staates. Die Staatsbeamten hätte der Staat zu ernennen, beziehungsweise, so weit er etwa auf dies Ernennungsrecht verzichtet, zu bestätigen. Diejenigen Ämter endlich, welche staatliche und kommunale Funktionen in Personalunion bringen, müßten durch ein Zusammenwirken beider Faktoren besetzt werden, so etwa, daß, je nachdem die staatliche oder kommunale Seite des Amtes überwiegt, dem einen oder dem andern Faktor nur durch ein in mehr oder minder engen Schranken gehaltenes Einspruchsrecht gegen die Vorschläge des Hauptfaktors verstattet würde. Korrekt sind hiernach nur die wenigsten gesetzlichen Bestimmungen. Die gewählten Kreisdeputirten bedürfen korrekterweise der Bestätigung des Oberpräsidenten, ebenso die Gemeinde- und Gutsvorsteher derjenigen des Landrats. Daß die letztere nur unter Zustimmung des Kreisausschusses versagt werden darf, ist wohl eine sehr glückliche Einschränkung, die verhüten soll, daß der Staat durch wiederholte Nichtbestätigung und demnächstige Bestellung eines kommissarischen Schulzen nicht ohne Not in die inneren Angelegenheiten der Gemeinde einzugreifen Gelegenheit erhält. Das ist aber auch alles. Die Bezirksverwaltungsgerichte, Bezirksräte, Provinzialräte sind rein staatliche Behörden. Gleichwohl gehen alle Laienmitglieder derselben ohne jede Mitwirkung oder Bestätigung des Staates lediglich aus freier Wahl hervor. Das Gleiche gilt von dem Kreisausschusse, obschon der Staat auch an dessen Zusammensetzung ein sehr erhebliches Interesse hat, da er neben seinen kommunalen Funktionen, selbst abgesehen von der Stellung als Kreisverwaltungsgericht, sehr wichtige staatliche Befugnisse ausübt. Der ganze Einfluß des Staates bei der Bildung der genannten Behörden beschränkt sich auf die Ernennung der Vorsitzenden und der wenigen berufsmäßigen Mitglieder, die im wesentlichen nur die technische Arbeitslast der Behörden auf ihre Schultern zu nehmen haben, übrigens von dem überwiegenden Laienelement fortwährend majorisirt werden können. Nun erst die Amtsvorsteher. Sie sind — bis auf weiteres — fast ausschließlich Organe der obrigkeitlichen Verwaltung. Trotzdem ist auch hier von einem Bestätigungsrechte der Staatsregierung keine Rede. Nicht einmal dem vom Abgeordneten von Meyer-Arnswalde bei der Revision der Kreisordnung aus praktischen Gründen ausgesprochenen Wunsche, die Vorschlagsliste wenigstens lieber durch den Kreisausschuß als durch den Kreistag aufstellen zu lassen, ist Rechnung getragen worden. Das dem Oberpräsidenten zustehende Recht der Auswahl unter den ihm vom Kreistage vorgeschlagenen Kandidaten bietet aber keinesfalls einen Ersatz für das Bestätigungsrecht. Denn dies Wahlrecht kann leicht illusorisch werden, wenn nur eine Person vorgeschlagen ist, und eine Ergänzung der Liste unmöglich gefordert werden kann. Dabei hat man die Inkorrektheit dieser ganzen Konstruktion von vornherein nicht einmal

Digitized by Google

klar empfunden, sondern im Gegenteile so sehr unter dem Banne der liberalen Anschauungsweise gestanden, daß man besonders motivirt hat, weshalb man den Amtsvorsteher nicht aus der Wahl der Amtsangehörigen hervorgehen lasse.

Hier wäre es wohl geboten, Remedur eintreten zu lassen. Man wende gegen dies Verlangen nicht ein, das sei Prinzipienreiterei, dem gesunden Sinn der Bevölkerung dürfe man wohl zutrauen, daß vernünftige Wahlen getroffen würden, praktisch habe sich ja die Sache auch bereits bewährt, es seien nirgends Unzuträglichkeiten vorgekommen. Das mag alles sein. Denselben Grad von Vertrauen aber, den man hiernach der Bevölkerung entgegenbringen soll, kann auch die Staatsregierung für sich in Anspruch nehmen. Oder hält man es für sicherer, daß die Wahlverbände stets ihr Wahlrecht richtig ausüben werden, als daß die Regierung ihr Bestätigungsrecht immer mit dem richtigen Takte handhaben werde? Man hätte schlimmsten Falles ja ausdrücklich vorschreiben können, daß die politische Richtung des Gewählten niemals einen Grund zur Versagung der Bestätigung abgeben dürfe. Zudem, wenn man wirklich so vertrauensselig war, wie erklärt sich das suspensive Veto, welches dem Vorsitzenden der erwähnten Kollegien gegen deren Entschlüsse im öffentlichen Interesse gegeben ist? Statt dieses für die Laienmitglieder kränkenden Reservatrechtes gebe man der Staatsregierung lieber für Bezirksverwaltungsgericht, Bezirksrat und Provinzialrat das Bestätigungsrecht zurück. In den Kreisausschuß setze man als geborene Mitglieder die beiden Kreisdeputirten, die, wie von Meyer-Arnswalde treffend ausführt, schon aus praktischen Gründen dorthin gehören. Dann mag sich der Staat die freie Wahl der übrigen vier Mitglieder bei der hervorragenden Wichtigkeit des Kreisausschusses als Kommunalbehörde wohl gefallen lassen. Muß sich doch umgekehrt auch der Kreiskommunalverband gefallen lassen, daß in der Person des Landrats gleichzeitig der oberste Kommunalbeamte des Kreises vom Könige ernannt und erforderlichen Falles zur Disposition gestellt wird, ohne eine andre Mitwirkung seinerseits, als daß es ihm gestattet ist, seine Wünsche für die Besetzung des Postens zu äußern. Im Prinzip unzweifelhaft ein Übergriff desselben Staates, der auf andern Gebieten seine Rechte nicht hinreichend gewahrt hat, aber freilich ein solcher Übergriff, wie er durch die politische Notwendigkeit unbedingt geboten ist. Denn der Landrat mag auf dem kommunalen, speziell wirtschaftlichen Gebiete, namentlich in den östlichen Provinzen ein noch so reiches Feld für seine Thätigkeit finden, immerhin steht er innerhalb der Organisation der Staatsbehörden an so „entscheidender Stelle," daß der Staat nach den früher aufgestellten Grundsätzen auf das direkte Ernennungs- und Zurdispositionsstellungsrecht gar nicht verzichten kann, wenn er nicht selbst die Axt an die Wurzeln seines Seins anlegen will. Die einzige Möglichkeit, hier den Kommunen mehr Rücksicht angedeihen zu lassen, wäre die Lostrennung der kommunalen Funktionen vom Landratsamt und dessen Zerlegung in zwei Ämter, die im kleinen dem Verhältnis zwischen Oberpräsident und Landesdirektor

Digitized by Google

nachgebildet sein müßten; eine Maßregel, bei welcher die Kommunen allerdings ganz sicher vom Regen in die Traufe kämen.

Nicht zu billigen ist ferner, daß die Gesetzgebung unter gewissen Modalitäten einen Zwang zur Annahme unbesoldeter Ehrenämter durch die Möglichkeit stärkerer Heranziehung zu den Steuern auszuüben versucht. Wo die Selbstverwaltung ohne einen solchen Druck nicht durchführbar ist, da gehört sie nicht hin. Soweit bekannt, sind die fraglichen Bestimmungen für die Praxis auch vollständig überflüssig gewesen. Und das ist das beste, was sie sein konnten. Nutzen konnten sie unter keinen Umständen stiften. Denn mit widerwilligen Beamten läßt sich überhaupt nicht wirtschaften.

Ein mißliches Verhältnis bleibt es endlich, daß das Besteuerungsrecht der Kommunen auch in den sogenannten Kreisordnungsgesetzen lediglich auf das System der Zuschläge zu den direkten Staatssteuern basirt ist. Dies ist indessen ein Übelstand, der eben so lange ertragen werden muß, bis die Durchführung der geplanten Staatssteuerreform es gestattet, auch der Regelung des Kommunalsteuerwesens näher zu treten.

Alle die vorstehend hervorgehobenen Ausstellungen sind nur Kleinigkeiten im Vergleich zu den positiven Leistungen, welche die Reformgesetzgebung aufzuweisen hat. Das Problem, in den Kreisen und Provinzen Kommunalverbände höherer Ordnung über den Ortsgemeinden zu schaffen, ist bekanntlich in so glänzender Weise gelöst, daß es Wasser ins Meer tragen hieße, wenn man darüber noch ein Wort verlieren wollte. Einzelheiten lassen sich natürlich auch hier bemängeln. So hat man zwar sehr wohl erkannt, daß Kollegialbehörden, die noch dazu nicht einmal ständig tagen, sondern nur periodisch zusammentreten, wie z. B. der Kreisausschuß, ungeeignet sind, eine laufende Verwaltung zu führen. Dagegen ist es schwerlich als besonders glückliches Aushilfsmittel gegen die hieraus entstehenden Schwierigkeiten anzusehen, wenn man dem Landrat das Recht eingeräumt hat, in schleunigen Fällen namens des Kreisausschusses Verfügungen zu erlassen, nachher aber gegen seine Entscheidung den Rekurs an das Kollegium zuläßt. Der Landrat läuft da immer Gefahr, in einer für seine Autorität nicht gerade vorteilhaften Weise vom Kollegium desavouirt zu werden. Wenn er also ängstlicher Natur ist, wird er sich zehnmal bedenken, ehe er einmal zugreift, selbst wo es notwendig wäre. Richtiger wäre es wohl, daß das Kollegium an die einmal getroffene Entscheidung gebunden wäre, sobald es die Schleunigkeit des Falles anerkennt, eventuell nur das Recht hätte, die Entscheidung der höheren Instanz zu verlangen. Dergleichen Fälle könnte man noch mehr aufzählen. Alles ändert aber nichts an dem Resultat, daß speziell die Kreisordnung eine gesetzgeberische That, eine organisatorische Schöpfung ersten Ranges ist und bleibt. Die Kombination von Staats- und Gemeindeamt, namentlich im Landrat und Kreisausschuß, ist eine überaus glückliche Verkörperung der oben entwickelten Prinzipien über die Anwendbarkeit des Systems der Selbstverwaltung. Das-

Digitized by Google

selbe gilt vom Amtsvorsteher, obschon er lediglich Träger von Staatshoheitsrechten ist, weil sich seine Wirksamkeit nicht über den Nachbarverband hinaus erstreckt. Seine Polizeiverwaltung ist besser als die ehemalige gutsherrliche Polizei, die bei der Kleinheit des Bezirks zwerghaft verkrüppeln oder sich zu einem Nichts verflüchtigen müßte, denn die Größe des Bezirks gestattet die wirkliche Entfaltung einer obrigkeitlichen Thätigkeit. Sie ist derjenigen der alten Rentämter überlegen, weil der Amtsvorsteher die Dinge aus größerer Nähe sieht, Personen und Verhältnisse genauer kennt und außerdem das Gewicht seiner eignen sozialen Stellung in die Wagschale wirft. Der diätetische Wert der Selbstverwaltung kommt hier zu einer vortrefflichen Wirkung, wenn man will, selbst in der Rückwirkung auf das private Geschäftsleben der sonst kaufmännischer Präzision und Pünktlichkeit vielfach sehr abholden Großgrundbesitzer. Freilich wo es an der sozialen Voraussetzung eines angesehenen, wohlhabenden und gebildeten Großgrundbesitzerstandes fehlt, da bleiben auch die Segnungen dieses Instituts aus.

Denn das darf bei aller Verschiedenheit der Ansichten über Aufgaben und Ziele der Verwaltungsreform niemals vergessen werden, daß die beste Form nichts ist, wo der Geist fehlt.

Der Abschluß des Generalstabswerkes.

Mit der vor kurzem erschienenen umfänglichen zwanzigsten Lieferung liegt das große Werk unsers Generalstabes über den deutsch-französischen Krieg nunmehr vollendet vor.*) Zehn Jahre mühevoller Arbeit haben viele auserlesene Männer desselben und sein hoher Chef daran gewendet, um darzustellen, was in weniger als zehn Monaten geschehen ist. Diese Thatsache allein beweist, wie schwer es gewesen sein mag, aus den tausend verschiedenen Einzelheiten, aus denen die Ereignisse bestehen, aus den unzähligen verschiedenen subjektiven Auffassungen derselben ein Ganzes zusammenzustellen, welches durch Übersicht und Objektivität würdig ist, als authentisch der Nachwelt überliefert zu werden. Die großen Vorzüge der bedeutungsvollen Arbeit nach diesen Richtungen hin sind denn auch

*) Der deutsch-französische Krieg 1870—71. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes. Zweiter Teil. Geschichte des Krieges gegen die Republik. Heft 18—20. Mit Karten, Plänen und Skizzen im Text. Berlin, Mittler und Sohn, 1881.

Digitized by Google

schon vielfach erwähnt und überall ist anerkannt worden, daß dieselbe hierin leistet, was ein historisches Buch überhaupt leisten kann. Namentlich wird das bewiesen durch den Preis der Berliner Akademie der Wissenschaften, den das Werk erhalten hat, und durch die Thatsache, daß es von den militärischen Behörden Italiens, Englands und Frankreichs offiziell übersetzt worden ist.

Trotzdem bleibt es natürlich unmöglich, von so vielfältigen und verschiedenartigen Begebenheiten jedes einzelne Faktum wiederzugeben; auch die Motive mancher Thaten lassen sich mit vollkommener Sicherheit nicht feststellen. Es kann daher wohl vorkommen, daß der Einzelne, der hier oder dort „auch dabei war," die Erzählung sich anders gedacht oder gewünscht hätte. Hier beim Schlusse des Werkes aber wird jeder empfinden müssen, wie sehr dergleichen dem großen Ganzen gegenüber in den Hintergrund tritt, und wird gern anerkennen, wieviel die gewaltige Arbeit, trotz aller Schwierigkeiten, doch absolut Richtiges und Unanfechtbares ergeben hat. Die einfache Zusammenstellung der Gesammtresultate, die nüchternen Zahlen überwältigen und erzwingen für alle Zeiten Achtung dem Volke, welches solches leisten konnte, Bewunderung der Zucht, welche es dazu befähigte, und Ehrfurcht den Führern, welche es leiteten.

Das achtzehnte Heft — wir greifen etwas weiter zurück — enthält schon zwei eigentlich abschließende Ereignisse des Krieges, nämlich die heldenmütige Abwehr des Bourbakischen Angriffs zum Entsatz von Belfort durch den General von Werder und — die Kapitulation von Paris. Zunächst wird die Einleitung der förmlichen Belagerung von Belfort (unter General von Treskow I) beschrieben. Dort war indessen ein Erfolg fürs erste nicht zu erzielen, weil die Entsatzversuche der Franzosen immer mehr und mehr von den Streitkräften des Belagerungskorps in Anspruch nahmen. Nachdem man im großen Hauptquartier durch die Vorpostengefechte des vierzehnten Armeekorps (General der Infanterie von Werder) am 5. Januar 1871 bei Vesoul Sicherheit über das Vorrücken Bourbakis mit seiner 110 000 Mann starken Armee gegen Belfort erhalten hatte, wurde, außer dem vierzehnten, noch das zweite und siebente Armeekorps als Südarmee unter den General der Kavallerie von Manteuffel gestellt, um jener entgegenzutreten. Allein bis diese vereinigt werden konnte, blieb dem General von Werder der Schutz von Belfort allein überlassen. Da er am 6. Januar bei Vesoul nicht angegriffen wurde und den weiteren Vormarsch des Feindes nach Osten befürchten mußte, beschloß er, diese Bewegung durch einen energischen Angriff auf Villersexel ins Stocken zu bringen, nahm diese Stadt und verteidigte sich in und um ihr am 9. Januar mit 15 000 Mann gegen ca. 40 000 Mann des Gegners. Am Morgen des 10. Januar standen drei französische Armeekorps ebenso nahe an Belfort, wie drei Divisionen des Generals von Werder, welche die Belagerung des völlig in ihrer Flanke liegenden Platzes zu schützen hatten. Allein der Feind griff wieder nicht an, marschirte auch nicht

Digitized by Google

auf Belfort, sodaß Werder Zeit fand, sich nach kühnem, unbehelligtem Flankenmarsch vor der Front seines Gegners zwischen diesem und der Festung an der Lisaine aufzustellen. Hier verteidigte er sich von Montbéliard bis Frahier in einer Ausdehnung von $2^1/_2$ Meilen gegen einen mehr als dreifach überlegenen Feind drei Tage lang (15.—17. Januar) bei strenger Kälte, mangelnder Verpflegung und sehr erschwertem Munitionsersatz. Durch die Umsicht und Ausdauer des Generals von Werder war Bourbaki schließlich genötigt, mit seinen ermatteten und erfrorenen Truppen den Rückzug anzutreten. Jede Gefahr für die Belagerung von Belfort und für die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Armeen war somit beseitigt, und die spätere Katastrophe des Bourbakischen Heeres war dadurch vorbereitet.

Die Ereignisse vor der feindlichen Hauptstadt waren bis zum Ende des Jahres 1870 im fünfzehnten Hefte geschildert. Hier reiht sich nun die Eröffnung des artilleristischen Angriffs auf die Südfront von Paris an, wo selbst die diesseitigen Hauptstellungen täglich von den schweren Geschossen des Gegners erreicht wurden. Nur mit der gleichen Waffe konnte den Belagerten begegnet werden. Es wurden daher 17 Batterien gegen die Forts Issy und Vanves armirt, welche am 4. Januar aus 150 Geschützen das Bombardement eröffneten und sehr bald eine solche Überlegenheit erlangten, daß die Einschließungstruppen auf der ganzen Südfront von dem vernichtenden Feuer des Feindes befreit waren. Nachdem auch im Osten des ungeheuren Platzes die dortigen 76 Belagerungsgeschütze über die sehr viel zahlreichere Artillerie des Gegners die Oberhand gewonnen hatten, und als sich in der Stadt der Mangel an Lebensmitteln und Heizungsmaterialien immer fühlbarer machte, wurde dort am 15. Januar der Entschluß gefaßt, als letztes Rettungsmittel einen Massenausfall gegen die deutschen Linien bei Montretout, Garches und Buzanval zu unternehmen, welcher am 19. Januar zu der Schlacht am Mont Valérien führte. „Während dieser Bedrängnis in Paris wurde im Schlosse zu Versailles an dem für Preußen erinnerungsreichen 18. Januar die Einheit der deutschen Nation unter Kaiser Wilhelm feierlich verkündet."

Auf die Kaiserproklamation folgt die Schilderung des letzten Ausfalls der Franzosen, den sie mit 90 000 Mann unternahmen. Das fünfte Armeekorps (General von Kirchbach), welches infolge dichten Nebels darauf nicht vorbereitet sein konnte, hatte trotzdem gegen ein Uhr 36 Geschütze in Thätigkeit, sodaß es ihm mit nur geringer seitlicher Unterstützung gelang, seine Stellungen gegen einen viermal so starken Feind zu behaupten. Nach diesem Erfolge wurde am 21. Januar endlich noch der artilleristische Angriff gegen die Nordfront von Paris aus 52 schweren Geschützen eröffnet und am 23. und 24. Januar durch 81 Geschütze fortgesetzt. Das Vorterrain wurde von den Franzosen geräumt. Die Unsrigen schoben sich bis auf 1200 Meter an die feindlichen Hauptwerke von St. Denis heran und richteten durch eine sechstägige Beschießung eine solche

Digitized by Google

Vernichtung und Verwirrung daselbst an, daß die Einwohner in großen Schaaren nach Paris flüchteten, wodurch unzweifelhaft die Kapitulation der stolzen Hauptstadt beschleunigt worden ist. Am 23 Januar erschien Jules Favre in Versailles, um darüber zu verhandeln, am 26. wurden die Feindseligkeiten eingestellt, am 29. fand die Besetzung der Forts und der Stadt St. Denis durch die deutschen Truppen statt, und die gesammte französische Armee wurde kriegsgefangen. „Die französische Armee lieferte 602 Feldgeschütze, 177 000 Gewehre und etwa 1200 Munitionswagen ab. Das erbeutete Festungsmaterial bestand aus 1362 Defensionsgeschützen, 1680 Laffeten, 860 Protzen. An Munition wurden 3 500 000 Chassepotpatronen, 7000 Zentner Pulver, gegen 200 000 geladene und ungeladene Granaten für gezogene Geschütze und über 100 000 geladene und ungeladene Bomben für Mörser vorgefunden."

Das neunzehnte Heft wendet sich wieder zu den Ereignissen bei der Südarmee, wo General von Manteuffel, der am 12. Januar in Chatillon fur Seine eingetroffen war, zunächst seine noch neun Meilen auseinanderstehenden Truppen zu sammeln und sich darüber zu entscheiden hatte, auf welche Weise er dem hartbedrängten General von Werder zu Hilfe kommen wollte. Die Entfernung bis zur Lisaine betrug für die einzelnen Abteilungen des zweiten und siebenten Armeekorps durchschnittlich fast zwanzig Meilen. Wege dahin führten über Langres oder über Dijon. Diese Festungen liegen neun Meilen von einander entfernt, beide wußte man vom Feinde stark besetzt. Zwischen ihnen hindurch war der südliche Teil der rauhen Hochfläche von Langres nur auf schlechten Bergwegen, welche zahlreiche tief eingeschnittene Querthäler überschreiten, zu passiren, sodaß in dem schwierigen Gelände ein ernstlicher Widerstand zu erwarten war. „Es konnte füglich in Betracht kommen, ob der Vormarsch gegen Dijon zu richten sei, wohin mehrere gebahnte Straßen durch das vorliegende Bergland führten. Die Eroberung der alten Hauptstadt von Burgund hätte einen um so größeren Eindruck gemacht, als die französische Presse noch kürzlich die Wichtigkeit der Wiederbesetzung dieses Punktes durch einheimische Streitkräfte über Gebühr hervorgehoben hatte." General von Manteuffel wählte die kürzeste Richtung zwischen den Festungen hindurch und langte am 18. Januar in der Nähe der Saône an, unbehelligt, sowohl von Langres aus, wo damals 12 000 Franzosen standen, und auch von Dijon, wo unter Garibaldis glorreicher Führung 50 000 Mann vereinigt waren.

Der inzwischen erfochtene Sieg des Generals von Werder änderte indeß die Kriegslage wesentlich. Bourbaki wandte sich zum Rückzuge, der längs des Doubs über Besançon ausgeführt werden mußte. „Gelang es den Deutschen, das Flußthal unterhalb Besançon abzusperren und einen letzten, vielleicht mit dem Nachdruck der Verzweiflung geführten Stoß des Feindes zurückzuweisen, so blieben diesem nur die schwierigen Gebirgsstraßen des Jura zum Entkommen übrig. . . . Waren die Verbindungen der beiden preußischen Korps mit den

Digitized by Google

übrigen Teilen des Heeres wie mit der Heimat schon jetzt äußerst unsicher, so mußten sie vollends zerreißen, wenn noch Saône, Ognon und Doubs überschritten wurden. Man hatte Besançon vor sich, die Festung Langres, das verschanzte, stark besetzte Dijon, sowie den kleinen Platz Auxonne in Flanke und Rücken und mußte bereit sein, mit völlig umgekehrter Front eine Entscheidungsschlacht anzunehmen ... dennoch entschied sich General von Manteuffel für das kühnere Vorgehen, welches den größeren Erfolg verhieß. ... General Graf von Moltke sprach sich damals Sr. Majestät dem Kaiser und König gegenüber dahin aus, «die Operation des Generals von Manteuffel sei eine äußerst kühne, welche aber zu den größten Resultaten führen könne. Falls er einen Echec erleiden sollte, dürfe man ihn nicht tadeln, denn um große Erfolge zu erreichen, müsse etwas gewagt werden.»" Demgemäß schwenkte die Südarmee rechts und erreichte schon am 19. Januar Gray sur Saône, am 20. Pesmes sur l'Ognon und am 21. Dôle sur le Doubs.

Es würde zu weit führen, hier die ferneren Bewegungen des Generals zu verfolgen; sie führten schließlich zu dem bekannten Übertritt der Bourbakischen, später von General Clinchant befehligten Armee auf Schweizer Gebiet. Die Bewegungen sowohl, wie alle Anordnungen, welche seine weitverteilten, nach den verschiedensten Richtungen hin Front machenden Heeresteile erhielten, zeugen von der großen Umsicht des Generals und von seiner rastlosen Energie, dieses schon von Anfang an ins Auge gefaßte Ziel zu erreichen. Ebenso tritt die kräftige Mitwirkung des Generals von Werder sowie sämmtlicher Unterführer hervor. Überall Klarheit, Bestimmtheit und beständige Thätigkeit, selbständiges Handeln, wenn Befehle mangeln, unverzügliche strikte Befolgung der eingehenden Ordres und bei jeglicher Begegnung mit dem Feinde stets ein offensiver, thatkräftiger Geist. Ganz das Gegenteil bei den Franzosen. Ihre Unthätigkeit bei dem Vormarsch der Südarmee ist schon berührt; aber das geradezu empörende Benehmen des Helden Garibaldi und seines Generalstabschefs, des Apothekers Bordone in Dijon, ist in der Darstellung mit allzugroßer Rücksicht kaum angedeutet. Obgleich er den ausdrücklichen Befehl hatte, seine Truppen im freien Felde und in den benachbarten Gebirgen zu verwenden (während General Pélissier Dijon schützen sollte), sieht er sich alle feindlichen Bewegungen nur in respektvoller Entfernung an, und als Oberst Bombonnel in Gray sich wiederholt mit der Bitte um Unterstützung an ihn wandte, wies er diesen ab unter dem Hinweise, daß Dijon selbst bedroht erscheine. Diese feste Stadt mit ihren 50 000 Mann und 90 Geschützen und mit ihren starken fortsähnlichen Stellungen war „bedroht" durch 4000 Mann Infanterie, 260 Pferde und 12 Geschütze, welche unter General von Kettler vor Dijon zurückgelassen worden waren. Die Angriffe dieser heldenmütigen Schaar auf die Stadt am 21. und 23. Januar waren allerdings von großer Kühnheit, es ging dabei auch die einzige Fahne verloren, welche die Deutschen in dem ganzen Kriege überhaupt einbüßten, d. h.

Digitized by Google

sie wurde nach dem Kampfe unter einem Haufen deutscher Leichen von den Franzosen gefunden, aber diese Kühnheit „zwang dem General Garibaldi die Ansicht auf, daß ein bedeutender Teil der deutschen Südarmee ihm gegenüberstehe und daß er sich auf eine vorsichtige Verteidigung seiner Stellung beschränken müsse. Sie hatte den Erfolg, daß ein ganzer französischer Heeresteil dort gebannt und dem General von Manteuffel die Freiheit seiner Bewegung gegen Störung von jener Seite her gewahrt blieb."

Als Bourbaki in einem Kriegsrat am 24. Januar seinen Generalen die ernste Lage seines Heeres auseinandersetzte, äußerten sich diese dahin, daß ihre Truppen auf die Hälfte reduzirt seien und bei einem Zusammenstoß mit dem Feinde fliehen würden, anstatt zu fechten. Als er, um sich Luft zu schaffen, dem General Bressolles direkt befahl, Baume les Dames wiederzugewinnen, wartete dieser auf die allerdings zugesagte Unterstützung, seine Unterführer warnten einstimmig vor einem Angriffsversuch, welcher unfehlbar zur Auflösung der Truppen führen müsse. Die Unterstützung blieb aus, und keinerlei Angriff erfolgte. Unter solchen Verhältnissen konnte auch General Clinchant nichts mehr ändern. Beim Vormarsch des siebenten Armeekorps auf Pontarlier am 29. Januar fielen dem Major von Brederlow, welcher von der Avantgarde mit 1 Bataillon Infanterie und 1 Zug Husaren gegen das Dorf Sombacourt detachirt worden war, unter Verlust von 2 Toten und 5 Verwundeten, 50 französische Offiziere (darunter zwei Generale), 2700 Mann, 10 Geschütze, 7 Mitrailleusen, 48 Fahrzeuge, 319 Pferde und 3500 Gewehre in die Hände. Zu diesen trostlosen Zuständen bei der französischen Armee kam noch, daß sie ihre Bewegungen am 29. Januar einstellen zu müssen glaubte, weil das Kriegsministerium in der amtlichen Mitteilung des am 28. Januar abgeschlossenen Waffenstillstandes an den General Clinchant die Bestimmung nicht erwähnt hatte, daß er und seine Armee davon ausgeschlossen sei! Nur als den Franzosen selbst der Übertritt auf Schweizer Gebiet streitig gemacht wurde, hielten sie noch einmal — allerdings in einer vorzüglichen Stellung bei La Cluse — Stand und fügten unsern unaufhaltsam vorstürmenden Truppen noch empfindliche, unter den obwaltenden Umständen besonders beklagenswerte Verluste zu. 80 000 Mann legten darauf in der Schweiz die Waffen nieder.

General von Manteuffel aber ruhte jetzt keineswegs. Es wurde zur Abrechnung mit Dijon geschritten, der sich freilich die tapfern Garibaldianer nach wiederholten Unterhandlungsversuchen des Herrn Bordone lebhaft entzogen. Die Departements Jura und Cote d'Or wurden besetzt, und Belfort mußte fallen. Hier waren die Belagerungstruppen auf 17 602 Mann Infanterie, 707 Pferde und 34 Feldgeschütze gebracht worden. 1166 Festungspioniere bauten die Parallelen, und 4699 Festungsartilleristen bedienten nach und nach gegen 200 Festungsgeschütze. Verteidigt wurde der Platz durch Oberst Denfert-Rochereau, und seiner heldenmütigen Zähigkeit haben es die Franzosen zu danken, daß die große Kriegsschilderung mit einer für sie rühmlichen Episode endet. Denn wenn auch nach

Digitized by Google

dem Fall der beiden Perches Forts am 8. Februar der Fortgang der Belagerung unzweifelhaft zu einem vollständigen Erfolge geführt haben würde, so machte doch der am 15. Februar in Versailles abgeschlossene Vertrag den Feindseligkeiten eher ein Ende, und Oberst Denfert durfte mit Waffen, Fahnen und militärischen Ehren den Platz verlassen, den er so ruhmvoll verteidigt hatte. Sein Verlust betrug 32 Offiziere und 4713 Mann, der der Belagerer 88 Offiziere und 2049 Mann.

Nachdem hierauf noch die Ereignisse im Rücken der deutschen Heere, die Entwicklung des Eisenbahnwesens und die Verteidigung der rückwärtigen Verbindungen, sowie die Verhältnisse in den Küstenlanden der Heimat geschildert worden sind, wendet sich das zwanzigste Heft zum Schluß des Werkes. Derselbe wird in einfachster und würdigster Weise gebildet durch einen allgemeinen Überblick über den Krieg von Anfang September 1870 bis zur Beendigung der Feindseligkeiten. Es folgt dann noch die Darstellung der Ausführung des Waffenstillstandes, die Schilderung der allgemeinen Verhältnisse, der Truppenbewegungen und Verhandlungen während desselben, welche letztern zu dem Präliminarfrieden von Versailles am 26. Februar führten. Ferner wird geschildert: die Einleitung des Rückmarsches, der Kommuneaufstand in Paris, der in etwas eigentümlicher Weise mit der Abreise unsers allverehrten Kriegsherrn nach der Heimat und mit dem Frankfurter Frieden in Verbindung gebracht wird, und endlich die Demobilisirung und die Occupation, welche sich staffelweise bis zum 13. September 1873 erstreckte.

Und wie zum Dank für die treue Mitwirkung aller Beamten und auch der freiwillig Helfenden bei den großen Ereignissen, welche es ermöglichte, den Truppen in allen Wechselfällen des Krieges die nötige Schlagfähigkeit zu bewahren, zeigen Rückblicke auf die Feldtelegraphie, das Feldpostwesen, den Munitionsersatz, die Verpflegung, den Sanitätsdienst, die Seelsorge, die Rechtspflege und das Ersatzwesen, sowie auf die Verhältnisse in der Heimat, wie das ganze deutsche Volk beigetragen hat zu den wahrhaft überwältigenden Resultaten dieses Krieges. Als Hauptergebnis wird hingestellt die Einigung des Vaterlandes unter unserm allgeliebten Kaiser.

Wir müssen hier darauf verzichten, aus den enormen Zahlen, welche die vielen mühsam zusammengestellten Tabellen enthalten, besonders frappante herauszusuchen, denn sie sind großartig auf jedem Gebiete. Auch auf den großen Wert der wörtlichen Wiedergabe wichtiger Dokumente, auf die dankenswerte Unterstützung, welche Karten und Pläne der Übersicht und dem Verständnis gewähren, ist schon so oft hingewiesen worden, daß auf diese vielfachen Anlagen nicht weiter eingegangen zu werden braucht. Nur das eine mag noch erwähnt sein, daß unter ihnen sich auch ein Gefechtskalender befindet und ein umfangreiches Register, welches den Wert des Ganzen, namentlich zum Gebrauch beim Studium, bedeutend erhöht, was die Zukunft gewiß mit voller Dankbarkeit anerkennen wird.

Digitized by Google

Freiligrath in seinen Briefen.

Mit Freiligrath schied im Jahre 1876, wenn nicht der bedeutendste, so doch sicher der originalste Lyriker aus dem Leben, den Deutschland in diesem Jahrhundert hervorgebracht hat. Er hatte gleich bei seinem ersten Auftreten die hergebrachten Geleise stimmungsvoller Lyrik verlassen und in den von ihm in kräftigen Farben entworfenen, mit lebendigster Anschaulichkeit vorgestellten poetischen Bildern, sowohl dem Stoff als auch der Behandlung und Form nach, ganz neue Bahnen beschritten. Dieser seiner Dichtweise blieb er auch später, als er, von den hochgehenden Wogen des Freiheitstaumels der vierziger Jahre mit fortgerissen, sich der Zeitdichtung zuwandte, im wesentlichen treu. Obwohl es ihm keineswegs an den Tönen warmer, inniger Empfindung gebrach, wie das allbekannte rührende „O lieb', so lang du lieben kannst" und so manches andre Gedicht beweist, so trat doch diese Seite seines Wesens so sehr hinter den stolz einherschreitenden, prächtig klingenden Versen zurück, daß man schon frühzeitig in seinen Poesien mehr „Huf- als Herzschlag" finden und sogar dem Dichter selbst jedes wärmere Gefühl absprechen wollte. Da treten nun ergänzend seine Briefe ein, die jetzt Wilh. Buchner in zwei Bänden veröffentlicht hat;*) sie lassen uns einen tiefen Blick auch in das Herz des Dichters thun, sie lehren uns, daß er eine weichgestimmte, liebende und liebenswerte Seele war. Ingrimmig sagt er selber zu einer ungerechten Kritik seiner Gedichte: „Als ob ich kein Herz hätte, kein Gefühl, keine Seele! — Hab' ich mich denn ganz gegeben, ihr Himmelhunde? Habt ihr mir ins Herz geguckt? Kennt ihr mich denn? Ist ein Band Verse denn der Kerl selber?"

Man mag den Politiker Freiligrath hart tadeln, man mag den Dichter Freiligrath verkleinern, den Menschen Freiligrath muß man aus den vorliegenden Briefen nicht bloß achten lernen, sondern auch wahrhaft liebgewinnen. Es spricht aus ihnen eine so kindlich reine, durch und durch sittliche Natur, ein so tiefes Empfinden, ein so inniger Familiensinn und eine so treue Anhänglichkeit an einmal gewonnene Freunde, eine so große Bescheidenheit, eine so ehrliche und wohlmeinende Offenheit, eine so herzhafte Mannhaftigkeit in der Bedrängnis und Not des Lebens, häufig auch ein so liebenswürdiger schalkhafter Humor, daß die Lektüre derselben, auch wo ihr Inhalt nicht bedeutend ist, einen hohen Genuß gewährt, und man bedauert fast, daß der Herausgeber so viel noch hat zurückhalten müssen. Dabei stehen diese Briefe formell sehr hoch; viele von

*) Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. Von Wilhelm Buchner. Lahr, Moritz Schauenburg, 1882. 2 Bde.

Digitized by Google

ihnen sind in sich völlig abgerundete kleine Kunstwerke, nirgends etwas Zerhacktes, Zerrissenes, aber auch nichts Erkünsteltes, Praetentiöses, sondern alles in ungezwungener Leichtigkeit dahinfließend — Muster eines gemütlich plaudernden Briefstils.

In Detmold, wo neun Jahre vor ihm der unglückliche Grabbe geboren wurde, hatte Freiligrath am 17. Juni 1810 das Licht der Welt erblickt. Sein Vater, ein Schullehrer, ein einfacher, aber tüchtiger Mann, ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zu Teil werden, aber Rücksichten auf eine baldige Versorgung bestimmten ihn, den befähigten Sohn schon mit dem 15. Lebensjahre dem Gymnasium seiner Vaterstadt zu entnehmen und nach Soest zu einem Oheim in die kaufmännische Lehre zu schicken. Diese Wendung, die über des Dichters Lebensschicksal entschied und ihn später in einen so tief empfundenen Zwiespalt zwischen seiner äußern Stellung und seinem innern Beruf brachte, scheint ihn anfangs nicht unglücklich gemacht zu haben. In einem Briefe an einen Schulfreund spottet der neunzehnjährige Jüngling selber über dies Mißverhältnis und sucht sich mit berühmten Vorbildern darüber zu trösten: „Wie? höre ich dich rufen, ein Kübiosaktes*) und Literatur? Ein im Öl-, Thran-, Herings-, Stockfisch-, Kaffee- ꝛc. Duft versauerter Ladenjunge und Poesie? Ei nun, Freund! war nicht Bretzner, der außer vielen andern Operntexten auch den zu Belmonte und Constanze dichtete, ein Kaufmann? Ist nicht W. Gerhard, dessen Gedichte (vorzüglich seine Wila oder Übersetzung Serbischer Volkslieder) in den besten kritischen Instituten verdiente Anerkennung finden, ein Kaufmann? War nicht Nicolai, der berühmte Nicolai, ein (freilich Buch-) Händler? Also, ich dichte!" Dies geschah aber zunächst nur verstohlen, da die Prinzipale des jungen Kaufmanns dies Poetisiren mißbilligten, so daß er die Soester Wochenblätter, welche die Erstlinge seiner Muße, natürlich anonym, brachten, verstecken mußte.

Zwei Richtungen gehen in diesen Produkten der Soester Zeit in merkwürdiger Weise neben einander her: eine in Empfindungs- und Ausdrucksweise sich an die Vorbilder von Hölty und Matthison anschließende sentimentale, so daß Grabbe den jungen Dichter nicht mit Unrecht „unsern Matthison" nennen konnte; daneben regt sich aber bereits jene kühne, weit in die Ferne schweifende Phantasie, die bereits den echten Freiligrath kennzeichnet. Schon das 1826 entstandene, jetzt die Gedichtsammlung eröffnende „Moosthee" verrät in überraschender Weise die charakteristische Eigentümlichkeit der Freiligrathschen Lyrik. Mit diesen seinen ureigensten Schöpfungen wagte freilich damals der junge Dichter noch nicht an die Öffentlichkeit zu treten. Er sah sie selber, wie auch noch später, als tolle Überspanntheiten an. „Lauter dummes Zeug" und ähnliche Urteile über sie kehren öfter wieder. Und bei Überreichung von Bachmanns „Gunloda, Westfälisches Taschenbuch für 1833," worin mehrere seiner Gedichte abgedruckt

*) Griechisch: Salzfischhändler.

Digitized by Google

sind, an Grabbes Braut schreibt er dazu: „Ich weiß zwar nicht, ob das, was ich Ihnen biete, Ihren Beifall erhalten wird, wünsche aber von Herzen, daß es besser seyn möge, als so manches, was ich schon habe drucken lassen, und dessen ich mich fast schäme, umsomehr, da ich denken muß, daß viele, besonders solche, die mich früher kannten, mich deßwegen für albern und närrisch halten müssen."

Dieser Brief ist schon aus Amsterdam datirt, wohin Freiligrath im Jahre 1832 übersiedelte, um in ein Wechselgeschäft einzutreten. Hier am Meere, in dem geschäftigen Treiben der großen Stadt, in dem regen, den Austausch mit den fernsten Zonen vermittelnden Handelsverkehr des Seehafens entwickelte sich jene tropisch glutvolle, farbenprächtige, ihre Stoffe weit herholende Freiligrathsche Poesie, die sich von den hergebrachten Reimereien so kräftig abhob und bei ihrem ersten Bekanntwerden wahrhaft berauschend wirkte. Hier tauchten jene fremdartigen ausländischen Bilder vor seinem geistigen Auge auf, denen er notgedrungen poetische Gestalt verleihen mußte. „Warum ich meist Orientalia besinge? — Ich weiß es wahrhaftig nicht — Spiritus flat ubi vult hat Hugo dem vierten Buche der Oden als Motto vorgesetzt."

Man hat Freiligraths Poesie nicht mit Unrecht eine deskriptive genannt, und der Dichter selber hat sie so empfunden: „Ich bin mehr Maler als Dichter, schreibt er, schildere in meinen Liedern mehr, als daß ich Gefühl und Reflexion entwickeln und erwecken sollte, und eben darum werde ich immer wenigstens einseitig bleiben." Und ähnlich: „Immermann hebt an meinen Versuchen besonders das Plastische hervor, und ich glaube selbst, daß ich, wenn ich das Technische der Malerei verstünde und von Jugend auf die erforderliche Fingerfertigkeit mir angeeignet hätte, ein besserer Maler als Dichter sein könnte." Den dichterischen Zustand aber, in dem er seine eigenartigen Gestalten konzipirt und gebiert, schildert er so: „Ich kann nur dichten in tiefer stiller Nacht. Dann fahr' ich aus schweren Träumen, wie Lenore, lege die heiße Stirn in das zerwühlte Kissen, Mann und Roß sausen im Dunkeln an mir vorüber, und mit zerschlagenen Gliedern steh' ich morgens auf." Und an einer andern Stelle: „Sie reden von innerer Unruhe — nicht wahr, da läuft man herum wie besessen? kann nicht schlafen, und drückt die brennende Stirn an die Kissen, bis Verse herausfliegen? Ach ja, es ist ein miserabler Zustand, aber doch ein echt dichterischer! Beim Versemachen muß man immer halb toll sein — ich meine Shakespeares fine frenzy — das giebt die besten Gedichte!"

Die so herausfliegenden schwungvollen Verse würden den Einfluß Viktor Hugos, mit dem Freiligrath sich in Amsterdam viel zu beschäftigen begann und dessen Odes et Poésies diverses er im Auftrage des Buchhändlers Sauerländer übersetzte, nicht verkennen lassen, auch wenn er ihn nicht selbst zugestünde: „Die Franzosen haben mich von jeher kalt gelassen, und erst, seitdem Feuerköpfe wie Viktor Hugo, Alphons de Lamartine, Beranger, Balzac, Jules Janin, Alfred de Vigny, Eugene Sue (Verfasser von Atar Gull) und andre die Fesseln ge-

Digitized by Google

sprengt haben, mit welchen die Allongeperücken des siècle de Louis XIV. Sprache und Geschmack ihrer Nation gebunden hatten, bin ich mächtig von dem Genius gallischer Poesie ergriffen und namentlich von Hugos unvergleichlicher Lyrik hingerissen worden." Ein andermal schreibt er: „Ich muß diese Nacht noch ein Paket für Sauerländer zurechtmachen, und bin daher so rhapsodisch — überhaupt macht mich der Hugo halb verrückt, d. h. nicht das Übersetzen, sondern der Inhalt der Oden an und für sich. Man glaubt in einigen die Apokalypse zu lesen — eine entsetzliche Phantasie hat der Kerl, und wenn ihn Tieck auch in seiner Reise ins Blaue gewissermaßen in den Bann thut, so bleibt er doch ein Hauptpoet." Freilich beklagt er später diesen Einfluß, indem er 1836 an Schwab schreibt: „Sie machen mir wieder einen verdienten Vorwurf wegen Manier; das ist, weiß Gott, niemandes Schuld, als Hugos! Als ich Ihnen vor 1½ Jahren die Sandlieder schickte und das Gedicht Einem Ziehenden und den Wassergenien, da war ich auf gutem Wege, mich aus dem rhetorischen Wust herauszuarbeiten; durch die Übersetzung des Hugo bin ich wieder hineingekommen."

Schwab, wie Chamisso, die Freiligrath in ihrem Musenalmanach und im Cottaschen Morgenblatt zuerst einem weiteren Publikum vorführten und ihm als treue, wohlmeinende Ratgeber im Beginne seiner öffentlichen Dichterlaufbahn zur Seite standen, warnten ihn beide vor Manier, vor der beständigen Wahl allzu schauerlicher und phantastischer Stoffe, vor Spielereien der Form. Mit einer für einen jungen Dichter unerhörten Bescheidenheit nimmt er diese Warnungen und Vorwürfe auf. Schwab antwortet er: „Wie gegründet Ihr Tadel in Betreff der angeregten beiden Punkte ist, fühle ich nur zu sehr. Die fatalen Bouts-rimés! Ich bin eigentlich nur durch das Vermeidenwollen des alltäglichen Geklingels hundert- und aber hundertmal wiederholter Reime dazu gekommen, sehe aber jetzt wohl ein, wie leicht es ist, auf diese Weise aus einem Extrem ins andre zu geraten. Ach, ich möchte zuweilen verzweifeln, wenn ich die in edler Schlichtheit dastehenden Meisterwerke der Chorführer der neueren Lyrik mit meinem schwülstigen Zeuge vergleiche! Jene Endreime, wie auch meinen schlechtcäsurigen Alexandriner zu vermeiden, wird mir zwar, da sie etwas Äußerliches und Willkürliches sind, keine besondern Schwierigkeiten machen; mehr dagegen werde ich mich schon zusammennehmen müssen, um auch in der Wahl des Stoffes Ihrer freundlichen Warnung Folge zu leisten. Gott mag wissen, wie ich friedfertiger Mensch dazu komme, so viel Blut zu vergießen! Nicht Wahl — eher Wahlverwandtschaft ist es, was mich, und mit mir die meisten Dichter des deutschen Nordens, das Düstere und Gräßliche ergreifen läßt und mich der Gefahr aussetzt, eine dereinstige Sammlung meiner Gedichte eher zu einem Schlachtfelde oder einem anatomischen Theater, als, nach dem Vorgange der Sänger des Südens, zu einem sonnigen, duft- und farbenreichen Blumengarten zu machen. Was ich thun kann, um nicht zu einseitig in der einmal einge-

Digitized by Google

schlagenen Richtung zu beharren, werde ich gewiß nicht versäumen; und wenn Sie erlauben, daß ich Ihnen von Zeit zu Zeit meine Zusendungen für das Morgenblatt oder den Almanach erneuere, so hoffe ich Ihnen zu beweisen, daß es mir Ernst mit meinem Versprechen ist."

An vielen Stellen der Briefe dokumentirt sich diese, wie man deutlich sieht, echte Bescheidenheit, dem Lobe wie dem Tadel gegenüber. Er verzweifelt oft an seiner dem Gewöhnlichen abgewendeten Dichtungsweise, insbesondre wenn er sie, wie oben, mit der einfachen schlichten Art andrer Dichter vergleicht. So schreibt er ein andermal an Schwab: „Gedruckt kommen mir meine Gedichte erst vollends toll und nichtswürdig vor; der Fluch des Ungeschmacks ruht nun einmal auf mir, und es ist mir oft, als ob ich auch beim redlichsten Willen nie imstande sein würde, ihn ganz zu lösen." Ähnlich an den Dichter Schnezler: „Und dann sagst du: prächtige, klingende Verse! — Ja sieh, das ist eben mein Fehler. Bombast, Rhetorik — das ist meine Force. Ich möchte oft bittere Thränen darüber weinen und könnte das ganze Reimhandwerk an den Nagel hängen, wenn's mir nicht manchmal auch wieder so zu Mute wäre, als wäre ich alle dem zum Trotz dennoch ein Dichter!" Und noch ein paar Jahre später, als das Erscheinen seiner Gedichtsammlung seinen Namen schon berühmt gemacht hat, an Wolfgang Müller von Königswinter: „Deine Volkslieder gingen mir fort und fort durch die Seele wie schneidige Schwerter, und ich hätte meine Poesie und mich selbst anspeien mögen." Gerne möchte er sich den Schwäbischen Dichtern, mit denen er doch so gar nichts gemein hat, zugezählt wissen. Als diese im Jahre 1836 sich von dem Musenalmanach zurückzogen, weil dem neuesten Jahrgang desselben ohne ihr Vorwissen das Porträt Heines, der soeben in seiner École romantique Uhland so heftig angegriffen hatte, vorgesetzt worden war, da schreibt auch Freiligrath in edler Aufwallung der Verlagshandlung ab: „Schwabs und der übrigen Schwäbischen Dichter Zurücktreten ist dadurch zur Genüge motivirt, und — ich bin selbst Norddeutscher, meine Dichtweise ist leider von der schlichten, einfach reinen jener Sänger des Südens himmelweit verschieden; aber die Freundlichkeit und Herzlichkeit, mit der mir die Besten unter ihnen entgegenkamen, läßt mich hoffen, daß sie mich wenigstens der Gesinnung nach als den Ihrigen betrachten, und daß ich Uhland mit ihnen als gemeinsames Haupt ansehen darf — ich muß in der That gegen den Abdruck der Ihnen gesandten Sachen protestiren."

Dieser Bescheidenheit entsprach auch Freiligraths persönliches Auftreten, das als schüchtern, ja unbeholfen geschildert wird. In größerer Geselligkeit verhielt er sich meist schweigend, und wie sehr noch in spätern Jahren alle dem gefeierten Dichter entgegengebrachten Ovationen diesem nur beengend und lästig waren, lehrt so manche Stelle seiner Briefe. Erheiternd ist in Schmidt-Weißenfels' „Biographischem Denkmal" Theobald Kerners, des Sohnes von Justinus, Erzählung zu lesen, wie sein Vater bei einem Besuche Freiligraths in Weinsberg

Digitized by Google

im Jahre 1841 über die Echtheit seines so schlicht auftretenden Besuchers lebhafte Bedenken empfindet, die er erst fahren läßt, nachdem er sich gedrungen gefühlt hat, dessen poetische Ader zu erproben.

Dieser anspruchslose junge Dichter sucht sich anfangs auch mit dem ihm aufgezwungenen prosaischen Broterwerb, so gut es geht, abzufinden. An seinen Schulfreund Ludwig Merckel schreibt er: „Meine Arbeit besteht in Korrespondenz, Buchführen, Fakturenaufnehmen ꝛc. — lauter trockne Dinge freilich; — indeß, Ludwig, welcher Mensch möchte sich wohl rühmen können, ganz so zu leben, wie er es wohl wünschte, und einzig solchen Beschäftigungen obzuliegen, welche seinen Neigungen durchaus entsprechen? Ich glaube, keiner! Und warum wollte man sich die Arbeit, die einem nun mal angewiesen ist und welcher man durch Übung und Gewohnheit, wenn eben auch nicht durch ausgezeichnetes Talent, gewachsen ist, durch beständiges Murren und Hinüberwünschen in einen andern Zustand verbittern? Ich glaube wenigstens, daß dies eine große Thorheit ist, und suche meiner Arbeit durch Ordnung, Accuratesse ꝛc. die angenehmste Seite abzugewinnen. Dies gelingt mir auch trefflich, und ich muß dir aufrichtig gestehen, daß mich eine schön geschriebene und genau gerechnete Seite in meinen dicken Faktur- und Kontokorrentbüchern ebenso amüsirt, als meine beste Reimerei." Ein andermal tröstet er sich mit den Worten: „Sie haben freilich recht, daß der Merkur nicht recht zum Apoll und den Musen paßt. Es ist und bleibt eine Assoziation, wo es immer kleine Reibungen giebt; ich tröste mich aber damit, daß fast alle Poeten von Hans Sachs an mehr oder weniger die Poeterei dazu treiben mußten, und daß es am Ende einerlei ist, ob man die Zeit, die man den Musen widmet, dem Merkur, oder der Themis, oder sonst einem Gott oder einer Göttin abzieht."

Wie dies Abziehen zu verstehen ist, lehren uns manche Eingänge von Briefen, die „zwischen Journal und Hauptbuch" hingeworfen sind, und eine ergötzliche, ein paar Jahre später entworfene Skizze seines Amsterdamer Comptoirdienstes. Er sagt vom Wilhelm Meister: „Die Ähnlichkeit mancher Situationen meines eignen Lebens mit den vom alten Wolfgang geschilderten hat mich von jeher angezogen, und ich erinnere mich noch sehr wohl des Fensterpultes auf meinem Amsterdamer Comptoir, wo ich, unterm Schirm eines mächtigen Rechnungsbuches, den Meister im Jahre 1832 zuerst las. Zu meiner Seite ein breiter Kanal mit Schiffen und Kähnen, um mich herum Summen und Rechnen, vor mir mein Foliant — und im Kopfe das Klappern von Philinens Pantoffeln, Mignons Eiertanz und zwischendurch, wie Blitze meinem Schädel entzuckend, eigne Lieder, die dann meist gleich an Ort und Stelle auf zerrissenen Rechnungen oder Briefen niedergeschrieben wurden."

Auf die Dauer aber wird dem in der fremden Stadt gänzlich vereinsamten, von Sehnsucht nach der Heimat verzehrten, an einen verhaßten Beruf geketteten Dichter dieser Zustand doch unerträglich. An Schwab schreibt er: „Glücklich

Digitized by Google

fühle ich mich in meiner jetzigen Lage nicht. Mein Stand legt dem Dichter mehr Fesseln an, als jeder andre. Ohne seine Lichtseiten zu verkennen, kann ich ihm doch nicht mit ganzer Seele angehören. »Die bösen Ideale« kommen mir immer in die Quere, und wenn ich über Spanische Staatspapiere schreiben soll, so denke ich an die Vidassaobrücke und die »alten Wunden,« die auf ihr aufbrechen. Die Aussicht, mein ganzes Leben als Kommis hinvegetiren zu müssen, ist entsetzlich, und doch — was bleibt mir anders übrig? Noch studiren zu wollen, fällt mir nicht ein, dazu bin ich zu reich an Jahren und zu arm an Geld."

Endlich benutzt er, gestützt auf Cottas freiwilliges Anerbieten, eine Sammlung seiner Gedichte zu verlegen, und mit einem Auftrage Sauerländers auf eine weitere Übersetzung Victor Hugos versehen, einen geringfügigen Anlaß, um seine Stelle zu kündigen und den Versuch zu machen, einmal nur seinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Aber sehr bald kommt er zu der Einsicht: „Das Dichten allein ist eine miserable Sache, und eine prosaische Unterlage thut auch dem Poeten im Leben gut." Auch das Übersetzen auf Bestellung erweist sich für den Dichter als eine Sklavenarbeit nur andrer Art als das Buchführen, wenigstens bei den hohen Anforderungen, die er sich stellt: „Treue und Wohlklang! Es ist manchmal zum Schädeleinrennen, muß aber doch heraus."

Schon in den ersten Soester Jahren hatte Freiligrath, zugleich mit einem eifrigen Studium der modernen Sprachen und Literaturen, begonnen, die Dichter derselben zu seiner eignen Übung zu übertragen, und diese mit Liebe geübte, besonders den Engländern und später auch den Amerikanern zugewandte Übersetzerthätigkeit hat ihn sein ganzes Leben hindurch begleitet. Eine ganze Anzahl von ihnen, wie Longfellow und Bret Harte, hat er zuerst in Deutschland eingeführt. Gelegentlich hält er es für nötig, sich wegen dieser Betriebsamkeit zu verteidigen: „Schelten Sie mich nicht, wie andre Leute, daß ich so viel übersetze. Ich glaube nun einmal, die Gabe der poetischen Übersetzung in einem Grade zu besitzen, der es mir zur Pflicht macht, sie nicht brach liegen zu lassen, sondern durch sie nach Kräften zur Vermittlung bedeutender ausländischer Talente bei unsern Landsleuten beizutragen. Die Masse des miß- und absprechenden Publikums weiß gar nicht, was es heißt, etwas Poetisches poetisch zu übersetzen."

Die Frage läßt sich aber wohl aufwerfen, ob diese fortgesetzte Übersetzerthätigkeit nicht seiner eignen Produktivität, die auch in den Jahren des Freiseins vom kaufmännischen Joche und bei vollkommener Muße nicht groß war, hinderlich gewesen ist. Mindestens empfand er damals das Zwangsübersetzen so, und schwört mit ihm dem Schriftstellertum überhaupt ab mit den Worten: „Es ist am Ende doch etwas Trauriges um das bloße Schriftstellern. Durch das ganz Geschäftsmäßige, was man im Verkehr mit den Buchhändlern schier gezwungener Weise in die Poesie hineinlegt, würdigt man, glaub' ich, die

Digitized by Google

letztre nur herab, und — sie rächt sich dafür! Ich gestehe offen, daß ich nichts kenne, was den Geist mehr abstumpft und zu eignen Produktionen unlustiger macht, als dieses fluchwürdige Heloten werk, das Übersetzen! Etwas Prosaisches, nun ja, das lasse ich gelten — das geht schon halb im Schlaf; aber Gedichte, bei deren Wiedergebung man mit Vers, Reim und Sprache zu ringen hat, vollends Gedichte von Hugo, die aller Capricen voll sind und einem mehr zu schaffen machen, als die von hundert andern Poeten — die Geduld geht einem wahrlich auf die Dauer aus! Zu einem eignen Gedicht dann und wann werde ich immer Zeit behalten, auch als Kaufmann; diesem Uebersetzungshandwerk schwöre ich aber ab, ehe der Sommer ins Land kommt." Und so nimmt er schon nach einem Jahre der Muße aufs neue eine kaufmännische Stelle in Barmen an.

Noch ein andrer Umstand scheint zu diesem Entschlusse beigetragen zu haben. Freiligrath war seit acht Jahren verlobt und mußte nach einem soliden Untergrunde für eine endlich zu begründende Häuslichkeit streben. Auf dies unglückselige Verhältnis fällt zum ersten Male durch die vorliegende Publikation ein Licht, freilich kein zu helles, da aus dem Briefwechsel mit der Braut nur ganz spärliche Mitteilungen gemacht werden. Schon in seinem neunzehnten Jahre hatte sich Freiligrath mit der um zehn Jahre ältern Schwester seiner Stiefmutter verlobt. Es ist klar, daß dies Verhältnis, das mit jedem Jahre unnatürlicher wurde, mehr das einer freundschaftlichen Zuneigung als einer glühenden Liebe war. Trotzdem hielt derselbe, obwohl ihm eine Auflösung von der andern Seite öfter nahe gelegt wurde, in ehrenhafter Gesinnung solange an seinem einmal gegebenen Versprechen fest, bis endlich eine tiefgehende Leidenschaft, die zu seiner nachmaligen Gattin, mit Allgewalt das falsche Band zerriß. Diese Umstände erklären auch das spärliche und verspätete Auftreten des Liebesliedes unter den Produktionen des jungen Dichters. In seiner ersten Gedichtsammlung fehlt es gänzlich.

Diese Gedichtsammlung trat nach längerer Verzögerung endlich im Jahre 1838 ans Licht und machte Freiligrath mit einem Schlage zu einem berühmten, hochgefeierten Dichter. Man fühlte, hier einer durchaus originalen, gewaltigen Erscheinung gegenüber zu stehen; nichts war vorhanden, das an die ersten umhertastenden Versuche junger Dichter erinnerte, nichts Alltägliches, alles vollendet und eigenartig. Mit welch unbarmherziger Selbstkritik aber auch der Dichter bei der Auswahl zu Werke ging, wie weit entfernt er von väterlicher Schonung für die Kinder seiner Muße war, zeigen uns wiederum die Briefe. Die Fremdartigkeit der Stoffe, das läßt sich nicht leugnen, trug mit zu der packenden Wirkung bei, welche die Gedichte ausübten. Nicht nur das Liebeslied, auch das Frühlingslied war in ihnen nicht vertreten. So sehr Freiligrath den Naturgenuß liebte, so wenig fühlte er sich durch ihn produktiv angeregt. Sehr bezeichnend schreibt er einmal: „Bei dem schönen Wetter fällt mir auch

Digitized by Google

nicht ein einziger Reim ein; dagegen iſt jeder Spaziergang, den ich mache, ein Gedicht. — Was ſoll man das alles ausſprechen? There have been poets who have never pen'd their inspiration. Byron." Die Gefahr, entweder ſich in dieſer einſeitigen Richtung zu erſchöpfen, oder in Manier zu geraten, lag allerdings nahe. Davor bewahrte den Dichter die bedeutſame Wendung, die er im Beginn der vierziger Jahre nahm — die Wendung zur patriotiſchen und politiſchen Lyrik.

(Schluß folgt.)

Das Vermächtnis Anſelm Feuerbachs.

Vor kurzem iſt bei Carl Geroldś Sohn in Wien ein kleines Buch erſchienen, deſſen Lektüre einen tief ergreifenden Eindruck hinterläßt. Es enthält die Bekenntniſſe und Aufzeichnungen eines Künſtlers, der ſeine reiche Phantaſie und ſeine ſtarke Kraft in unabläſſigem Ringen mit widerſtrebenden Mächten und Verhältniſſen von oft erbärmlicher Kleinigkeit aufrieb. Man pflegt gewöhnlich zu ſagen, daß die deutſche Kritik ſich den größten Teil der Schuld an dem frühzeitigen Untergange Anſelm Feuerbachs beizumeſſen habe. Die Blätter, welche eine pietätvolle Hand, vermutlich die ſeiner opfermutigen, edlen Stiefmutter, aus ſeinem Nachlaſſe herausgegeben hat, belehren uns eines andern. Aus dieſen Tagebuchfragmenten, Briefauszügen und Aphorismen, die Feuerbach übrigens ſelbſt für die Öffentlichkeit beſtimmt hatte, erfahren wir, daß eine ganze Reihe von Faktoren mitgewirkt hat, um dieſen glänzenden Geiſt vor der Zeit zu beugen und zu brechen.

Feuerbachs Leben war eine förmliche Kette von Verhängniſſen. Als ſich ſein Talent offenbarte und die Familie über ſeine Zukunft beratſchlagte, wurden Zeichnungsproben nach Düſſeldorf an Leſſing und Schadow geſchickt. Leſſing antwortete: „Der junge Menſch ſoll ſein Gymnaſium abſolviren und dann weiter ſehen." Schadow ſchrieb, der junge Feuerbach „könne nichts andres werden als Maler und möge ſogleich kommen." Dieſer Zwieſpalt der Meinungen begleitete ihn ſein ganzes Leben hindurch. Während die einen ihm hartnäckig jedes Talent abſprachen, hoben ihn die andern, freilich die Minorität, in den Himmel. Recht gehabt hat vielleicht Leſſing. Während der alte Schadow als Direktor der Berliner Akademie bei der Aufnahme von Schülern äußerſt rigoros verfuhr, konnte Wilhelm Schadow der Sohn, um den Glanz der Düſſeldorfer Akademie, wie er glaubte, ſeiner Schöpfung zu heben, nicht genug Schüler heranziehen, um die er ſich ſpäter, wenn ſie da waren, nicht mehr kümmerte. Feuerbach charakteriſirt ihn kurz und ſcharf, aber gerecht: „Seinem durch und durch

Digitized by Google

aristokratischen Wesen wird er die Direktion der Akademie zu danken haben; als Maler zählte er nicht." Die Geschichte bestätigt dieses Urteil, wenigstens den letzten Satz. Und da sollte Feuerbach durch ihn gefördert werden? Er, dessen Geist frühzeitig mit den Idealen der antiken Kunst angefüllt worden war und der jetzt nur darnach strebte, für dieselben auch den farbigen Ausdruck zu finden? Gelegentlich ging Feuerbach auch zu Lessing, den er hochschätzte. Aber dieser hatte von vornherein eine Antipathie gegen alle, die von Schadow protegirt wurden, und in diesem Falle eine doppelte, da Feuerbach gegen seinen Rat nach Düsseldorf gekommen war. Jedenfalls war für den letztern die Zeit, die er in Düsseldorf zugebracht, eine verlorene. „Jehen Sie nach Paris zu Delaroche, sonst wird nischt aus Ihnen" — das waren Schadows letzte Worte zu Feuerbach. Hätte er doch diesen Rat befolgt! Wenn er auch nicht zu Delaroche ging, dessen ganzes Wesen dem seinigen schroff gegenüberstand. Wie er die Kleider- und Theatermalerei haßte! Wir finden in seinen Aufzeichnungen der zornigen Worte genug, deren Spitzen unverkennbar gegen Piloty und Makart gerichtet sind. Aber nach Paris hätte er gehen sollen.

Er ging zunächst nach München, wo er wiederum keinen Anknüpfungspunkt fand und abermals zwei Jahre nutzlos verstrichen. Dann folgte ein Jahr des Studiums an der Antwerpener Akademie unter Wappers, das ihn auch nicht besonders förderte. Endlich im Frühjahr 1851 ging er nach Paris, als der erste der deutschen Maler, welche durch den Glanz der französischen Schule dorthin gezogen wurden.

Anfangs war er auf sich selbst angewiesen. Sein erstes größeres Bild „Hafis in der Schenke" darf als das Resultat der Studien angesehen werden, die er an französischen Bildern in seiner Umgebung machte. Wäre er doch bei dieser gesunden, frischen, lebhaften und doch harmonischen Farbengebung geblieben! Erst Ende 1852 oder Anfang 1853 trat er in Coutures Atelier ein, der damals und auch für die nächste Zeit der gesuchteste Lehrer in Paris war. Feuerbach spricht mit großer Begeisterung von ihm. „Nicht genug danken kann ich dem Meister, welcher mich von der deutschen Spitzpinselei zu breiter pastoser Behandlung, von der akademischen Schablonenkomposition zu großer Anschauung und Auffassung führte." In dem Abschnitte über Paris befindet sich auch eine Stelle, die insofern bemerkenswert ist, als sie den Zweck kennzeichnet, welchen Feuerbach mit der Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen im Auge gehabt hat. „Ich wünsche Verständigung mit meinen Zeitgenossen. Die Anweisung auf die Nachwelt ist kein Ersatz für den lebendigen Pulsschlag verwandter Herzen und für liebevoll ermunterndes Eingehen und Aufnehmen, dessen der Künstler für sein Schaffen bedarf, wie die Pflanze das Licht der Sonne zum Wachsen. Ich habe mich bis jetzt vergeblich darnach gesehnt. Jeder Akkord, den ich anschlug, und von dem ich glaubte, daß er richtig und rein sei, ist zum Mißklang geworden, sowie er über den Atelierraum hinausdrang."

Digitized by Google

Es ist tragisch, wenn ein genialer Künstler — und das war Feuerbach trotz seiner Irrtümer — das Fazit seiner Thätigkeit in ein so niederschlagendes Bekenntnis kleiden muß. Indessen lag doch nur ein kleiner Teil der Schuld an seinen Mißerfolgen in den von ihm begangenen Irrtümern, und diese selbst sind, wenn wir alle Umstände, die seinen Geist niedergehalten haben, recht in Betracht ziehen, eigentlich nur die Folgen der kümmerlichen Verhältnisse gewesen, unter welchen er arbeiten mußte.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er bald das Opfer kleinlichster Chikane. Mit seinem „Hafis in der Schenke" hatte er etwas geleistet, was unter allen Umständen einer ernsthaften Beachtung wert war. In Karlsruhe nahm man keine Notiz davon. Er malte sodann im Geiste der Venetianer den „Tod Aretinos," ebenfalls ein Bild von genialem Wurfe und fesselndem Kolorit. Das Gemälde wurde der großherzoglichen Gemäldegalerie zum Kauf angeboten, aber die Kommission wies es zurück. Ohne entmutigt zu sein, machte er sich von neuem an die Arbeit und malte ein Bild, das er „Versuchung" nannte: ein junger, betender Mönch in einer Waldschlucht, dem eine holde Frauengestalt als Versucherin naht. Das Gemälde war für die Pariser Weltausstellung bestimmt, aber es wurde von der Jury abgelehnt, und Feuerbach erhielt vom Ministerium den Bescheid, „daß man des Gegenstandes wegen Anstand nehme, das Bild nach Paris zu schicken." In seinem Unmut zerriß er seine Arbeit und übergab die Stücke dem Feuer. „Es ist dies der erste Ring in der langen Kette von Mißverständnissen und Begriffsverwirrung, die meinem Künstlerleben zum Fluch geworden sind. Ein kräftiger Arm, der mich über die kleinen Sorgen des Lebens hinweggehoben hätte, und ich würde in einem Freudensturm den Gipfel erreicht haben, auf den meine Natur sich erheben konnte. Aber die Hilfe kam immer zu spät und immer nur halb. So habe ich zehn Jahre, die für die Kunst entscheidenden, verloren, ein Verlust, der nie zu ersetzen ist."

Ein Hoffnungsstern leuchtete ihm dennoch. Der damalige Prinzregent von Baden erteilte ihm den Auftrag, freilich unter karg zugemessenen Bedingungen, eine Kopie von Tizians „Himmelfahrt Mariä" in Venedig anzufertigen. Mit seinem Einzug in Venedig, den er in Gemeinschaft mit Viktor Scheffel hielt, that Feuerbach einen zweiten entscheidenden Schritt: die großen Venetianer, die er endlich an der Quelle studiren durfte, wurden die Vorbilder für die nächste Periode seines Schaffens. Die Kopie der „Himmelfahrt" in halber Größe des Originals gelang so vorzüglich, daß selbst seine Gegner in Karlsruhe in das allgemeine Lob einstimmten. Der Akademiedirektor Schirmer schrieb sogar einen Brief voll warmer Anerkennung an die Hofrätin Feuerbach. Aus Dankbarkeit malte nun der Künstler für die bevorstehende Verlobung des nachmaligen Großherzogs ein Bild nach Art des Palmavecchio, eine hohe Frauengestalt, welche die musikalische Poesie darstellen sollte. Aber dieses Bild bewirkte das Gegenteil des gehofften Eindrucks. Feuerbachs Bitte um Fort-

Digitized by Google

setzung der Pension wurde rundweg abgeschlagen und das Bild in eine Rumpelkammer verbannt, aus der es erst später in die großherzogliche Galerie kam, zugleich mit dem 1859 angekauften „Dante in Ravenna," wider Willen des Galeriedirektors K. Fr. Lessing, der, sonst ein Mann von lauterer und ehrenhafter Gesinnung und wohlwollendem Charakter, sich in allem, was Feuerbach betraf, ablehnend verhielt. „Lessing," schreibt Feuerbach, „trat mit seinem Gewicht zwischen den fürstlichen Herren und mich. Er konnte mir nicht verzeihen, daß ich einst glaubte, in Düsseldorf nicht genug lernen zu können. Als zehn Jahre nachher ein Münchener Kunstmäcen (Schack ist gemeint) mir seine Aufmerksamkeit zuwendete, gereichte ihm dies zu größter Verwunderung. Nur ein Mecklenburger Baron könne Solches thun, meinte er."

In die Heimat, wo er also nichts zu erwarten hatte, wollte Feuerbach nicht zurückkehren. Mit geringer Baarschaft machte er sich auf den Weg nach Florenz und von da nach Rom, wo er bis 1863 Jahre schwerster Entbehrung und traurigster Mutlosigkeit durchzukämpfen hatte. 1863 kaufte Baron Schack auf der Münchener Ausstellung Feuerbachs „Pietà," eines seiner vollkommensten und edelsten Werke, und ein figurenreiches Genrebild von heiterer Färbung „Ariosto am Hofe von Ferrara." Damit begann eine Reihe von Bestellungen, die bis zum Jahre 1868 reichten und den Künstler über die größten Sorgen des Lebens hinweghoben. Es will uns scheinen, als hätte Feuerbach in seinen Aufzeichnungen dem Gefühle der Dankbarkeit, die er seinem edlen Gönner schuldete, einen etwas wärmeren Ausdruck geben können. Graf Schack hat in dem liebenswürdigen Buche über seine Gemäldesammlung einen ganz andern Ton gegen Feuerbach angeschlagen. Es ist doch etwas kühl, wenn Feuerbach schreibt, nachdem er die Meinungsverschiedenheiten berührt, in die er mit Schack wegen des Formats der bestellten Bilder geraten: „So kam denn endlich nach längerem stillen Kampfe der Moment, wo unsre Wege auseinandergingen. Herr Baron von Schack war in seinem vollen Rechte als Kunstliebhaber; ich war es auch im Drange meines Talents. Von meinen Bildern für die Schackſche Galerie waren die in den ersten Jahren eingelieferten die besten und freudigsten. Dies ist bezeichnend. Ich denke mit ungeschmälerter Anerkennung und uneigennützigem Bedauern an diese Vorgänge zurück, doch ohne Reue. Ich konnte nicht anders."

Wie irrig dieser „Drang" des Talentes war, beweist das Urteil der Zeitgenossen und der Nachwelt, soweit man schon jetzt von einem solchen mit Bezug auf Feuerbach sprechen kann. Gerade die Gemälde der Schackſchen Galerie, die der Künstler nach den Weisungen und unter dem materiellen Zwange eines feinsinnigen Kunstfreundes malte, sind die reifsten, vollendetsten und auch in der Farbe erfreulichsten seiner Schöpfungen. Graf Schack ist kein Mäcen gewöhnlichen Schlages, der die Künstler nach den Eingebungen einer flüchtigen Laune behandelt. Selbst ein Künstler, verstand er es, das Selbstgefühl der Künstler

Digitized by Google

und auch wohl ihren Eigensinn zu schonen. Man lese darüber sein Buch, man lese, mit welchem Gefühle innigster, reinster Freude und Dankbarkeit Schack gerade die Feuerbach gewidmeten Seiten des Buches geschrieben hat, welche zu einer beredten Apologie des abgeschiedenen Künstlers geworden sind. Und dagegen halte man die folgenden, auf Schack bezüglichen Worte Feuerbachs: „Es war meine schlimmste Periode, und ich hatte alle Ursache, sehr dankbar zu sein. Daß dies sich so verhielt, war freilich auch wieder ein eigentümliches Zeichen für unsre Zeit. In den Tagen der Kunstblüte war die Dankbarkeit zwischen dem Künstler und Besteller geteilt."

Schon geraume Zeit trug sich Feuerbach mit dem Gedanken, gewaltige Kompositionen im Stile Michelangelos auf die Leinwand zu werfen. Neben dem „Gastmahl des Platon" beschäftigte ihn bereits Mitte der sechziger Jahre die „Amazonenschlacht." Beide bot er dem Baron von Schack an. Auf das „Gastmahl" ging letzterer ein, aber nur unter der Bedingung, daß das Bild in Drittellebensgröße ausgeführt würde. Die „Amazonenschlacht" dagegen lehnte er ab, weil er, wie er selbst erzählt, der Ansicht war, daß „derartige große bewegte Kompositionen nicht das ihm durch sein Talent angewiesene Feld seien." Schack glaubt, daß Feuerbach deshalb auf dieses Feld der Verirrung geraten sei, weil seine bisherigen Bilder in Deutschland nicht die gebührende Anerkennung gefunden hätten und weil er nun mit Gewalt durch staunenerregende Kompositionen sich Ruhm und Ansehen erzwingen wollte. Daß diese Meinung Schacks nicht das Richtige trifft, erfahren wir jetzt aus Feuerbachs Aufzeichnungen. Der „Drang seines Talentes" führte ihn dazu. Fast aus jedem Briefe spricht die Sehnsucht nach großen figurenreichen Kompositionen, nach einer großen Leinwand, auf der er sich nach Herzenslust austoben könnte. Nicht also die Kritik hat ihn auf Irrwege getrieben, sondern sein eigner böser Genius, der Feind in seiner eignen Brust.

Aus jeder Zeile seines Nachlasses spricht ein weiches, fast weibliches Gemüt, dessen Gefühlsergüsse sich immer in Extremen zwischen den beiden Punkten der Skala „himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt" bewegen. Jede unsanfte Berührung, jeder rauhe Luftzug knickte diesen zarten Baum, der unter allzu liebevoller Obhut allzu früh emporgeschossen war. Wie sein Vater, der bekannte Archäologe, innerlich gebrochen aus Italien heimkehrte, weil er das Land seiner Sehnsucht zu spät gesehen, so ist dieses: Zu spät! auch verhängnisvoll für den Sohn geworden. Zu spät ist er nach Paris, nach Venedig, nach Rom gekommen; zu spät ist ihm eine rettende Hand gereicht worden, als seine Flügel bereits gelähmt und Verbitterung in seine Seele eingekehrt war, nervöse Überreizung das Gleichgewicht seines Gemüts gestört hatte; zu spät wurden ihm äußere Ehrenbezeigungen zu Teil; zu spät wurde er nach Karlsruhe, Weimar, München, Wien berufen, und als er endlich einen Ruf annahm, war es wiederum zu spät. Obendrein war die Wahl, die er traf, die unglücklichste. Der stille,

Digitized by Google

melancholische Mann paßte nicht in das „Getriebe einer Weltstadt," in den bureaukratischen Organismus einer Akademie. Er verfing sich schließlich in einem Netz von widrigen Umständen und wohl auch böswilligen Intriguen.

Feuerbach war vielmehr das Opfer einer Kette von unglücklichen Zufällen, als der Kritik. Auf letztere ist er freilich sehr schlecht zu sprechen. Wie alle Künstler — große und kleine —, sieht er hinter den ungünstigen kritischen Besprechungen nichts als Neid, Mißgunst, Bosheit, Unkenntnis, Beschränktheit, vielleicht auch die Machinationen „bezahlter" Gegner. Daß die eine oder die andre Kritik wirklich begründet war, scheint ihm nicht einzuleuchten. „Es schien hergebrachte Sitte," schreibt er, „in meinen Arbeiten nur auf die Fehler zu fahnden und das Gute geflissentlich zu übersehen. Man wehrte sich gegen meine Kunst wie gegen ein gemeinschädliches Übel. Was ich auch brachte, nichts war recht, und jede Entwicklungsperiode, welcher der Kenner sonst mit besonderm Interesse nachzugehen pflegt, ward mir als falsche Richtung, als Rückschritt ausgelegt. Als ich bei dem Übergang in die große Historie um des plastischen Vortrags willen einen etwas knapperen Ausdruck in der Farbe wählte, welcher jedoch in der Behandlung dem Gegenstande ganz auf den Leib gepaßt war, da wurde die vernichtende Bezeichnung »graue Periode« erfunden, welche auch jetzt noch in dem Bewußtsein meiner gestrengen Kritiker nicht ganz erloschen ist."

Mit vollem Recht. Sie wird auch nicht erlöschen, so lange die Bilder dieser „grauen Periode" existiren und handgreiflich von dem beklagenswerten Irrtum Feuerbachs zeugen. Daß diese „graue Periode" nicht etwa eine fixe Idee der gegnerischen Kritiker ist, wie Feuerbach den Leser glauben machen will, beweist am besten das Geständnis Friedrich Pechts, eines begeisterten Vorkämpfers für Feuerbach und seine Kunst, welcher erzählt, daß er und die Freunde erschrocken gewesen, als sie das erste „Gastmahl," welches wie mit einem grauen Schleier bedeckt erschien, auf der Münchener Ausstellung gesehen. Es wollte und will niemand die Grille Feuerbachs begreifen, der die heitere, farbige Welt der Griechen in eine graue Flut zu tauchen unternahm. Es ist doch etwas anderes, einen knapperen Ausdruck in der Farbe wählen, als die Lokalfarben durch eine aschgraue Sauce zu brechen.

In Wien wurde dem Künstler am übelsten mitgespielt. Seine amtliche Stellung drückte ihn, seine künstlerischen Erfolge waren gleich Null. Sein „Gastmahl des Platon," seine „Amazonenschlacht" wurden mit Hohn und Spott überschüttet. Letztere nicht ganz mit Unrecht. „Man sagt mir, daß vom Professor bis zum Hausknecht herab sich alle über mein schlechtes Bild lustig machten." Frohe Zuversicht gab ihm wieder die Bestellung der Plafondgemälde für den glyptischen Saal des neuen Akademiegebäudes. Aber der hinkende Bote kam nach. Als die Verträge abgeschlossen waren, glaubte die Wiener Steuerbehörde zuerst ihren Vorteil daraus ziehen zu müssen und belastete den Künstler mit einer jährlichen, auf ein Jahr zurückwirkenden Steuer von nahezu 2000 Gulden!

Digitized by Google

Da Feuerbach nicht zahlen wollte oder konnte, wurde er mit wöchentlichen Exekutionszetteln und Strafandrohungen geplagt. Schließlich nahm dieſes unqualifizirbare Verfahren, das nur in Wien möglich iſt, eine ſo unangenehme Wendung, daß Feuerbach für geiſteskrank ausgegeben wurde. „Es iſt das ſchlimmſte," ſchreibt er, „was man einem ehrlichen Menſchen zufügen kann." Erſt 1876 wurde die Steuerforderung durch Miniſterialverfügung kaſſirt und nach Feuerbachs Tode die eingezahlte erſte Rate zurückgezahlt. Warum? Weil das öſterreichiſche Kultusminiſterium einen Teil der fertigen Bilder abgelehnt und die Beſtellung auf die noch fehlenden Bilder für den Plafond zurückgenommen hatte. Ein ſolches Maß der Kränkung hätte ſelbſt eine ſtärkere Natur als Feuerbach nicht ertragen. Wohl hatte er Recht, als er in ſchwermütiger Reſignation folgende Faſſung für ſeine Grabſchrift vorſchlug:

Hier liegt Anſelm Feuerbach,
Der im Leben manches malte,
Fern vom Vaterlande — ach —
Das ihn immer ſchlecht bezahlte.

An der Not und an den erbärmlichen Kleinigkeiten des täglichen Lebens iſt dieſe geniale Natur langſam zu Grunde gegangen. Es bedurfte nur eines kleinen Anſtoßes, damit die nur noch ſchwach flackernde Leuchte erloſch. Die ungünſtige Aufnahme ſeines „Titanenſturzes" auf der Münchener Ausſtellung von 1879 gab ihm den Reſt. Am Morgen des 4. Januar 1880 fand man ihn tot in einem Hotelzimmer in Venedig. Niemand hat den Schleier gehoben, der auf ſeiner Todesſtunde ruht.

Die Mitwelt hat viel an Feuerbach geſündigt. Aber ſein Schickſal hat doch auch nicht ohne ſein Verſchulden eine ſo tragiſche Wendung genommen. Das lehrt uns ſein literariſches Vermächtnis, aus welchem das Kämpfen und Ringen, das Irren und Fehlen einer edlen Menſchenſeele mit ergreifender Gewalt, aber auch mit ernſter Mahnung zu uns ſpricht.

Berlin. Adolf Roſenberg.

Gloſſen eines Deutſchen im Auslande.

Es iſt doch eine arge Unſitte, alle Zeitungen ohne Unterſchied als Eintagsfliegen zu behandeln, oder ihnen gar noch kürzere Lebensfriſt zuzugeſtehen, falls ſie mehrmals am Tage erſcheinen! Welche Schätze ſtaatsmänniſcher Weisheit, wie viel wertvollſtes hiſtoriſches Material geht unwiederbringlich verloren, weil man das Papier eben nur als Papier anſieht und gerade für gut genug erachtet, die Blöße eines Herings oder eines Stücks Seife damit zu bedecken! Wenn das Gold wie Kies

Digitized by Google

auf allen Wegen liegt, ſchätzt der Ungebildete es auch nicht höher als Kies; aber ein Volk, welches eine ſo ausgezeichnete politiſche und wirtſchaftliche Erziehung genoſſen hat wie das deutſche, ſollte nicht vergeſſen, daß Gold immer Gold bleibt, ob es nun hoch oder niedrig im Preiſe ſtehe. Dann und wann wird uns die ſchlechte Wirtſchaft recht fühlbar. Zum Beiſpiel als wir laſen, der Abgeordnete Hänel habe im deutſchen Reichstage erklärt, daß niemand von ſeiner Partei die Entfernung des Kanzlers gefordert habe. Wie? Gehört zur Partei des Herrn Hänel nicht auch Herr Richter, und haben wir nicht binnen Jahresfriſt wenigſtens ein dutzendmal geleſen, daß Eugen Richter ohne Furcht und Tadel ſich wieder einmal mit der ganzen Breite ſeiner Beredtſamkeit ſchirmend vor das bedrängte Haus Hohenzollern geſtellt und die hochverräteriſchen Anſchläge des neuen Pipin zunichte gemacht habe? Schallt uns nicht noch das Beifalls- und Triumphgeſchrei der geſammten geſinnungstüchtigen Preſſe von mancherlei Zunge und mancherlei Dienſtbarkeit in den Ohren? „Es giebt noch einen Richter in Preußen!“ rief es im Chorus. „Heil, dreimal Heil dem Manne, der uns alle an dem Verhaßten rächt! Möge es ihm vergönnt ſein, deſſen Erbſchaft anzutreten und uns Revanche zu geben für den Berliner Kongreß, für Sedan, für Sadowa, für Düppel, für die Teilung Polens, für Roßbach, Leuthen und Zorndorf, für — Wittenberg. Endlich wird er doch kommen, der Tag der Abrechnung.“ Und nun ſoll dem großen Manne der Ruhm, die Hausmeierei entdeckt und entlarvt zu haben, beſtritten werden. Lieſt denn Herr Hänel ſo ſchlecht Zeitungen, daß wir Ausländer ihn belehren müſſen? Aber leider fehlt das Beweismaterial, wir haben die Zeitungen nicht geſammelt, geſchweige die nötige Regiſtratur dazu angelegt; und es wäre doch eine ebenſo unterhaltende als lohnende Beſchäftigung, über alle Richterſchen und Rickertſchen, Laskerſchen und Bambergerſchen Reden Buch zu führen.

Wie aber ſoll — und jetzt ſpreche ich ganz ernſthaft — dereinſt der Geſchichtſchreiber von unſrer Zeit ein richtiges Bild erhalten und wiedergeben, ohne die ganze Makulatur zur Verfügung zu haben? Wie ſoll er das Verhalten des deutſchen Volkes in den letzten Jahren richtig beurteilen, ohne zu wiſſen, welche Berge von Unſinn und Bosheit demſelben zur täglichen Nahrung vorgeſetzt werden? Was wir an Bismarck vielleicht am meiſten bewundern dürfen, iſt die Treue und Ausdauer in dem Kampfe mit ſolchem — wie Friedrich der Große einmal von den gefangenen Kroaten und Panduren ſagte. Aber kennen muß man dies Gelichter und deſſen Taktik, um zu würdigen, daß der Kanzler nicht längſt dieſer erleuchteten Nation den Rücken gekehrt hat. Selbſt in Frankreich iſt eine groteske Figur wie Rochefort bald in die ihr gebührende Region verwieſen worden, und der Berliner Rochefort, die Karikatur der Karikatur, darf es wagen, in der Reichsverſammlung ſeinen Geifer auf den Mann zu ſpritzen, der den Deutſchen wieder ein Vaterland gegeben hat. Wahrlich, Richters franzöſiſche oder in franzöſiſchem Solde ſtehende Freunde haben Grund, ſeinen Mut zu preiſen: es gehört ein gutes Quantum, wenn auch keine gute Qualität Mut dazu, eine ſolche Rolle

Digitized by Google

zu ſpielen. Aber ſeine Wähler! Wenn ſie ſchon keinen feineren Geſchmack haben, ſo kann ihnen doch nicht gänzlich unbekannt bleiben, daß ihr Abgeordneter überall die verbiſſenſten Feinde des Deutſchtums zu ſeinen wärmſten Bewunderern zählt, und ebenſowenig, daß aus allen Himmelsgegenden eine wahre Meute losgelaſſen iſt, die ſich in Erwartung des günſtigen Augenblicks, wo Deutſchland ſelbſt ihr preisgegeben ſein ſollte, vorläufig dort das Deutſchtum anfällt, wo es ſich keines mächtigen Schutzes erfreut. Oder ſollte der Stolz darauf, daß gerade ihr Vertreter täglich einen Miniſter „anrempelt," ſie gegen alles andre blind und taub machen? Wir wir ſehen, hat man in parlamentariſchen Kreiſen Berlins endlich die Entdeckung gemacht, daß der parlamentariſche Ton ſich verſchlechtert habe; im Auslande waren die dramatiſchen Auftritte, durch welche die, für die meiſten Leute allerdings ſehr gleichgiltigen ſachlichen Verhandlungen unterbrochen werden, ſchon längſt ein Gegenſtand des Staunens. In der ſerbiſchen Skuptſchina, in Paris, wenn Granier de Caſſagnac ſeinen guten Tag hat, in Waſhington überraſcht dergleichen nicht. Doch daß in dem angeblich ſo gebildeten Deutſchland ein Teil der „Blüte der Nation" ſich geberdet wie Füchſe, die ſoeben ins Korps eingeſprungen ſind, das hat den Reſpekt vor unſrer Nation nicht erhöht.

Es ſcheint, daß der Patriotismus in Deutſchland im Sinken ſei. Natürlich wird das niemand für die eigne Perſon zugeben wollen. Der eine nennt ſeinen Doktrinarismus, der andre ſeinen Eigenſinn, ein dritter ſeine Leidenſchaftlichkeit und ein vierter ſeine Zankſucht Patriotismus, und wenn es auf ſelbſtloſe Hingebung an die gemeinſame Sache ankommt, da iſt man zuerſt Liberaler, oder Freihändler, oder Katholik, oder Jude, oder wer weiß was ſonſt noch, und der Deutſche muß ſich mit dem zweiten Range abfinden. Wollten die Deutſchen, welche den Fremden jede Dummheit nachäffen, doch in dieſem einen Punkt von ihnen lernen! Der ärgſte Nörgler und der wütendſte Parteimann ſteht auf ſeinem Poſten, ſobald es Ehre und Kredit ſeines Vaterlandes gilt. Es liegen Äußerungen aus dem Schooße der Internationale vor, welche im höchſten Grade bezeichnend ſind: alle die Schreier und Verſchwörer aus den verſchiedenſten Ländern ſeien unzuverläſſig, jeder denke eigentlich nur an ſeine Heimat, einzig die Deutſchen ſtünden und verharrten auf dem kosmopolitiſchen Standpunkt, die andern würden auch meiſt bei der erſten Gelegenheit ehrſame Bourgeois und verteidigten die Ordnung, welche unterſt zu oberſt zu ſtürzen ſie geſchworen hatten, während die Deutſchen konſequent und intranſigent für die allgemeine Verbrüderung peroriren und hungern. Dieſe Art Idealismus liegt wohl in unſrer Art, iſt aber ſchlimmer geworden. In den vierziger Jahren erregte es noch allgemeine Empörung, daß irgendwo in den weſtlichen Provinzen Preußens eine Geſellſchaft damaliger Fortſchrittler den Jahrestag der Schlacht bei Jena gefeiert hatte; es war im Grunde nicht ſo bös gemeint geweſen, die Leutchen glaubten nur, ſich recht vorurteilsfrei zu zeigen, indem ſie die Niederlage als den Anſtoß zur Reform prieſen. Noch aber war das Anſtandsgefühl ſo mächtig,

Digitized by Google

daß die Herren ſich vor der Öffentlichkeit rechtfertigen mußten. Würden ſie dazu heute noch gezwungen werden? Aber ſicher würde kein Franzoſe wagen, am 2. September zu flaggen, weil ohne dieſen der 4. September nicht ſeine hiſtoriſche Bedeutung gewonnen haben würde. Bei uns geht die Saat auf, welche der kleine Frankfurter Jude und deſſen Schule ausgeſtreut haben. Laſſen wir die Frage hier beiſeite, inwieweit jenes Judentum, als deſſen Prototyp Börne gelten kann, ein Produkt der früheren Geſetzgebung und der früheren ſozialen Einrichtungen ſei: er hat echt altteſtamentariſch an uns gerächt, was etwa unſre Voreltern an den ſeinigen geſündigt haben ſollten. Den Kosmopolitismus, der ihm im Blute ſtak, hat er ganzen Generationen eingeimpft. Wer es wagte, dem Vaterlandsloſen die Maske herabzureißen, den überſchüttete er mit ſeinem giftigen Witz, und alle „Freiſinnigen“ glaubten in das Hohngelächter einſtimmen zu müſſen, um nicht für eben ſo beſchränkte Philiſter angeſehen zu werden, wie z. B. Wilibald Alexis, der Jahrzehnte hindurch förmlich verfemt war, weil er noch Vaterlandsgefühl hatte und zeigte. Wurde ja einem unheimlich bei dem immer wüſteren Geſchimpfe Börnes, ſo ſagte man ihm zur Beſchwichtigung, das Schimpfen über die deutſchen Zuſtände beweiſe eben den hohen Grad der Liebe zu Deutſchland. Iſt doch mit dem Ahnherrn jener jüdiſchen Literaten, welche das Vaterland zu wechſeln vermögen wie einen Rock, ein Kultus getrieben worden, wie nicht mit Blücher, nicht mit Goethe, geſchweige denn mit Stein. Seinen Lehren verdanken wir jenen „entſchiedenen Liberalismus,“ welcher das nationale Gefühl im eignen Lande vornehm belächelt, bei jedem Ausländer aber bewundert. Wo anders als in Deutſchland wäre es möglich, daß eine Partei die Sache aller derer zur eignen machte, welche im Namen der Freiheit ein Stück Deutſchland forderten, der Polen, der Italiener, der Franzoſen und Dänen! Es mag ja ſein, daß die Mehrzahl ſich über ſolches Thun gar nicht klar war, aber die konfuſen Köpfe ſind mitunter die gefährlichſten, weil ſie am erſten ihresgleichen mit ſich fortreißen. So iſt ohne Zweifel die Entrüſtung jener Herren echt, welche behaupten, ihr Radikalismus vertrage ſich ganz gut mit monarchiſcher Geſinnung. Sie haben natürlich nie gehört, daß dieſelben Pariſer, welche 1789 dem guten König Henri vor ſeinem Reiterbilde auf dem Pont neuf Huldigungen dargebracht hatten, es drei Jahre ſpäter vom Poſtament ſtürzten. „Beweiſe uns, daß es wirklich dieſelben waren!“ Nun, ſicherlich trugen die moraliſche Verantwortlichkeit diejenigen, welche ſich einbildeten, dem auf ſchiefer Ebene ins Rollen gebrachten Felsblock Halt gebieten zu können, ſobald es ihnen gefiele. Man glaubt wahrhaftig Kinder reden zu hören, wenn da emphatiſch verkündigt wird, man wolle ja nur, daß der Volkswille, wie er durch die Erwählten der Nation zum Ausdruck gelange, Geſetz ſei, beileibe nicht mehr, beileibe keine Republik. Natürlich, die neuen Girondiſten würden gefragt werden, wenn es einmal ſo weit gekommen wäre! Auf die Gefahr hin dürften ſie ſich immer ſchon ihr Mourir pour la patrie einſtudiren.

Digitized by Google

Man redet jetzt so viel von Überbürdung der Schuljugend. Ein Gegenstand, der sofort vom Unterrichtsprogramm gestrichen werden könnte, ist die Geschichte. Aus derselben lernt ja doch fast niemand etwas — und daraus soll man keinem einen Vorwurf machen, da selbst mancher Professor der Geschichte so wenig von seinem Studium profitirt hat! — und zum Zeitvertreib sind ja historische Romane viel geeigneter. Nicht einmal die Tagesgeschichte macht auf die freiwilligen Staatsmänner den mindesten Eindruck. Diese Debatten über die Stellung der Beamten zu den Wahlen und über die Regierungspresse! Preußen hat keine Parteiregierung und wird hoffentlich vor einer solchen bewahrt werden; es ist also ein unfaßbarer Nonsens, daß die Behörden zu all den Verdrehungen, Erfindungen und Verleumdungen, welche für 238 720 Mark in die Wahlbewegung geworfen werden, schweigen, und es gar noch ruhig mit ansehen sollen, wenn Verwaltungsbeamte gegen ihre Vorgesetzten agitiren. Aber es giebt Staaten, in welchen in der That die Regierung aus der jeweiligen Majorität zusammengesetzt wird. Ist nun ein Ministerium glücklich gestürzt, hat die Tyrannei und Korruption ein Ende, beginnt das ehrliche, verfassungsmäßige Regiment, so erfährt man regelmäßig, diese Regierung, getragen von der öffentlichen Meinung, bedürfe keine Mittel, dieselbe zu beeinflussen, es gebe keine offiziöse Presse mehr. Einen Monat pflegt die tugendhafte Stimmung vorzuhalten, dann melden sich die unabhängigen Gesinnungsgenossen um den Lohn für ihre uneigennützige Unterstützung, und das abgelohnte Preßbureau wird in aller Stille wieder eingesetzt. Aber davon haben die Volksmänner in Berlin nie etwas gehört. Beiläufig bemerkt: dem armen Virchow immer wieder seine geflügelten Worte vorzurücken, ist ebenso unpolitisch wie grausam. Grausam, weil der berühmte Anatom, den seit seinem glorreichen Votum in der trojanischen Frage einige von seinen politischen Freunden auch für einen Archäologen halten sollen, als Politiker ja selbst von den Anatomen niemals ernst genommen worden ist; unpolitisch, weil man ein enfant terrible der Gegenpartei nicht verschüchtern soll. Die letzte Schutzrede für seine Ausflüge auf das Gebiet der auswärtigen Politik war ja wieder unbezahlbar. Wäre die Fabel vom Heupferde, welches durch sein Auffliegen den Pferden das Fortschaffen des Lastwagens ermöglicht zu haben meinte, nicht schon geschrieben, so müßte man sie ja ausdrücklich für Virchow, der die deutsche Frage löst, erfinden.

Übrigens gewinnt es doch den Anschein, als wollte der gesunde Menschenverstand sich langsam von der Herrschaft der Phrasendrescher emanzipiren. Es gehört ein gewisser Mut dazu, das ist nicht zu verkennen; man muß die falsche Scham ablegen, sich aus dem Verketzertwerden nichts machen. Wird der deutsche Bürger, der sich sagen muß, daß es klüger sei, zu sozialen Reformen selbst die Hand zu bieten, als sie sich abtrotzen zu lassen, wird der Arbeiter, dem zum erstenmal von oben her die hilfreiche Hand geboten wird, dieses Maß von Energie aufbringen?

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Zwölftes Kapitel.

Die Vollblut-Stute.

Warum, o Steuermann, deinen Kiel
Wendest du gerad nach dem Riffe?
Man begriffe nicht der Thoren Ziel,
Wenn man sich nicht selbst begriffe.

Punkt drei Uhr nachmittags stand die schwarze Stute des Prinzen von Paroliguac, vom Reitknecht geführt, vor der Wohnung des Grafen von Hüningen, und der Prinz selbst hatte sich auf seinen Fuchs ebenfalls eingefunden, um dem ersten Ritt des neuen Besitzers auf dem schönen Tiere zuzusehen. Außerdem ward der Doppelpony vorgeführt, den Comtesse Hyazinth zu reiten pflegte — er gehörte dem Freiherrn Amadeus von Lovendal, denn der Graf hatte nur Equipage, aber keine Reitpferde in Berlin — und der Rittmeister Graf Viktor von Falkenfels erschien zur selben Stunde auf einem lichtbraunen Wallach.

Es waren schöne Pferde, die hier vereinigt waren, denn sowohl der Prinz als auch der Rittmeister waren Reiter ersten Ranges und hätten sich nötigenfalls lieber in einem zerrissenen Rock sehen lassen als auf einem geringen Gaule, der Freiherr von Lovendal seinerseits wählte seine Tiere mit Hilfe eines gewiegten Stallmeisters und eines unergründlichen Geldbeutels aus. Aber mit der schwarzen Stute konnten sich weder der Fuchs noch der braune Wallach, noch der Doppelpony oder gar die Pferde der beiden Reitknechte vergleichen.

Als Comtesse Hyazinth mit ihrem Bräutigam vor die Thüre trat und die beiden Herren begrüßte, welche auf sie warteten, ruhten ihre Augen mit Entzücken auf dem Tier, dann aber warf sie einen schnellen besorgten Blick zu

Digitized by Google

ihrem Bräutigam hinüber. Es entging ihrem Kennerblick nicht, daß dies ein Pferd sei, welches schwer zu beherrschen sein mußte.

Die schwarze Stute stand ganz ruhig, aber ihre Ohren waren sehr beweglich, und ihre großen wunderschönen Augen rollten mit einem feurigen Glanz. Sie war kohlschwarz, kein weißes Härchen war an ihr, und sie glänzte wie in Seide gekleidet. Der Bau ihrer Glieder war vollendet, sie hatte den arabischen Schnitt mit Beimischung englischer Zucht, unter der feinen Haut war das Gewebe der Adern zu sehen, der lange Schweif, den sie in stolzer Weise trug, peitschte ihr die Flanken.

Das ist das schönste Pferd in der ganzen Stadt, rief Hyazinth bewundernd aus. Ich gratulire dir zu der Acquisition. Aber difficile ist es, fügte sie hinzu.

Ich habe gern ein difficiles Pferd, erwiederte der junge Freiherr, die ruhigen Tiere werden bald langweilig.

Dies wird Ihnen wohl Kurzweil genug bereiten, sagte der Rittmeister mit Nachdruck.

Lassen Sie sich nicht ängstlich machen, lieber Baron, sagte der Prinz. Denken Sie nur daran, wie ich Ihnen gesagt habe: Eine recht leichte Hand und absolut ruhigen Sitz, ohne daß auch nur der Schatten eines Unterschenkels fühlbar wird. Sie werden glauben einen Vogel zu reiten, so geht der Gaul.

Der junge Freiherr hatte ein unbehagliches Gefühl bei diesen Worten. Weshalb sprach man mit ihm, als sei er ein Reitschüler? Er antwortete nicht, half seiner Braut in den Sattel, schwang sich selber hinein und ließ die schwarze Stute neben dem Doppelpony gehen. Der Prinz und der Graf schlossen sich rechts und links an, die beiden Reitknechte folgten. Es war eine äußerst elegante Kavalkade, und alle einigermaßen sachverständigen Leute blieben auf der Straße stehen, um sich den Zug genau zu betrachten.

Comtesse Hyazinth sah im Reithut und Reitkleid auf dem Rücken des Pferdes ausnehmend gut aus. Sie saß mit vornehmem Anstand und mit nachlässiger Sicherheit im Sattel, so daß niemand, der sie sah, bezweifeln konnte, sie sei eine geborne Amazone. Der junge Freiherr blickte sie bewundernd an, so oft ihm sein Pferd Muße dazu ließ. Es ging ruhig seinen Weg, ohne irgendwelche Sprünge zu machen, aber es zeigte große Aufmerksamkeit nicht nur für die ganze umgebende Welt, sondern auch für die geringste Bewegung seines Reiters. Ein leichtes Schnauben verkündete seine Teilnahme an den Ereignissen über ihm. Es schien sich erst an den Gedanken gewöhnen zu müssen, daß es einen neuen Herrn habe, und ließ diesen denken, daß es gut sei, jede Sekunde auf irgend etwas Unerwartetes gefaßt zu sein. Solange man auf dem Pflaster war, ging es einen gleichmäßigen elastischen Schritt, schob gleichsam, wie es seinem Reiter vorkam, die Vorderbeine aus den Schultern behutsam vor und setzte die kleinen Hufe vorsichtig nieder, um das Getragenwerden möglichst an-

Digitized by Google

genehm zu machen. Als man vor dem Thor auf weichen Boden kam und zu traben begann, richtete es den feinen Kopf auf, schnob kräftig in regelmäßigen Pausen und machte sich gleichsam zu allen Anforderungen bereit. Es schien sich wie ein Gummipferd zusammenzuziehen, um aus konzentrirter Kraft die Beine vorzustoßen, und schwebte über die Erde hin, als ob es sie gar nicht berührte. Es schien mehr ein Tanzen als ein Laufen zu sein.

Wundervolle Bewegungen! rief der junge Freiherr vergnügt aus.

Er war ein tüchtiger Reiter und gab sich die größte Mühe, den Andeutungen des Prinzen nachzukommen. Auch fühlte er selbst deutlich genug, wie gut es sein würde, absolut ruhig zu sitzen und weder durch Zügel noch Schenkel dem feingerittenen und empfindlichen Tier einen Grund zum Argwohn zu geben. Er gestand sich, noch nie ein Pferd geritten zu haben, das solche Kunst des Reiters erforderte. Zu Zeiten war es ihm, als verwandelte sich der Rücken des Tieres in eine Schlange, die unter ihm wegschlüpfen wollte, und bei dem geringsten Anlaß, wenn etwa eins der andern Pferde um eine Nasenlänge vorkam oder eine heftigere Bewegung machte, schoß es in einer Lançade vor, daß der junge Freiherr auf dem Rücken eines Adlers zu sitzen glaubte.

Aber er saß ruhig wie angewachsen und hielt die Hand still wie aus Erz gegossen. Die Begleiter machten ihm ihr Kompliment, und er glaubte zu bemerken, daß seine Braut ihn mit Bewunderung ansah.

Wissen Sie, Comtesse, was der Prinz eigentlich hier will — ich meine hier in Berlin? fragte der Rittmeister, als es wieder im Schritt ging.

Nun? entgegnete sie. Ist es ein Rätsel?

Ich bitte dich, Viktor, sagte der Prinz von Parolignac, verdirb doch nicht meine Chancen dadurch, daß du es erzählst.

Deine Chancen zu verderben, ist ein gutes Werk.

Da müßte der Prinz sehr schlechte Absichten haben, sagte der Freiherr.

Das hat er auch, er will heiraten, entgegnete Graf Falkenfels.

Sind das schlechte Absichten? fragte Hyazinth lachend.

Die Philosophen sagen, daß an und für sich nichts schlecht sei und nichts gut, antwortete der Rittmeister. Es kommt alles auf die begleitenden Umstände an. Die sind nun für den Prinzen in diesem Falle so gravirend wie nur möglich. Denn er weiß nicht, welche Dame er heiraten will, sondern er will sich hier die schönste, tugendhafteste, leichtsinnigste, ernsthafteste und lustigste junge Dame aussuchen, um sie nachher sitzen zu lassen und auf die Jagd zu gehen.

Das ist eine zu verworrene Darstellung, Graf Falkenfels, als daß ich sie verstehen könnte, erwiederte Comtesse Hyazinth.

So geht es mir nun, sagte der Prinz. Mit den besten Absichten von der Welt werde ich ein Stichblatt für die Pfeile des Witzes und der Satire. Ich versichere Sie, gnädigste Comtesse, dieser Mann, den ich leider meinen Vetter nennen muß, ist ein gefährlicher Mensch. Er nährt sich von Bosheiten, er

Digitized by Google

frühstückt Ironie und speist zu Mittag Sarkasmus. Was soll da Gutes herauskommen? Vor kurzem schüttete ich ihm mein ganzes Herz aus und bat um seinen Rat. Ich stand vor ihm wie ein vertrauensvolles Kind und wollte mich in meiner Hilfsbedürftigkeit an ihn anlehnen. Denn ich suche eine Frau, und ich bin so unerfahren in allem, was das bessere Geschlecht betrifft, daß ich für mich allein keinen Entschluß zu fassen wage. Da kam ich bei ihm aber schön an. Er riet mir, ich möchte mir an den Knöpfen abzählen, ob ich heiraten sollte oder nicht.

Sind Sie selbst denn wirklich so ratlos wie Sie sagen? fragte Comtesse Hyazinth.

Ganz ratlos, erwiederte der Prinz. Meine einzige Hoffnung ist noch die, daß sich irgend eine Dame meiner annimmt und mir Rat erteilt, denn auf Männer setze ich kein Vertrauen mehr, seitdem mein Vetter Viktor, auf den ich Häuser baute, mich so schändlich behandelt hat.

Die Dame, welche dir raten soll, muß aber, damit sie den Fall beurteilen kann, vorher deine vollständige Beichte hören, sagte der Graf.

Damen dürfen nicht Beichte hören, nicht einmal unter einander, antwortete er.

Warum nicht? fragte Hyazinth.

Das hat Papst Sixtus V. verboten. Zu dem kamen eines Tages die Äbtissinnen der römischen Nonnenklöster und stellten ihm vor, wie viel besser es doch sein würde, wenn diesen Klöstern ein Indult bewilligt würde, demgemäß die Frauen dort unter sich beichten könnten. Sie würden dann viel freier und ungenirter beichten, als sie bis jetzt vor Männern gethan hätten. Ich würde den Indult gern erteilen, antwortete der heilige Vater, habe aber ein Bedenken. Ihr wißt, die Beichte muß geheim gehalten werden, und ich fürchte, das würde euch Frauen unmöglich sein. O, sagten sie darauf, das brauchen sich Eure Heiligkeit nicht einzubilden. Wir Frauen können ebensogut ein Geheimnis bewahren wie die Männer, und wohl noch besser. Wohl denn, erwiederte der kluge Papst, so wartet einen Augenblick, ich werde euch den Bescheid ausfertigen. Er verließ sie für kurze Zeit und kam dann mit einer Schachtel wieder, in welche er einen jungen Hänfling gesperrt hatte. Die übergab er ihnen und bat, sie an einem sichern Orte aufzubewahren. Zugleich versprach er ihnen bei den heiligen Schlüsseln, ihre Bitte zu erfüllen, wenn sie die Schachtel geheim hielten und bedrohte sie mit Exkommunikation, falls sie dieselbe öffneten. Dann erteilte er ihnen seinen Segen und hieß sie die Schachtel am andern Tage wiederbringen. Als sie nun Tags darauf wiederkamen, überreichten sie die Schachtel mit einiger Verlegenheit, und als der heilige Vater sie vorsichtig öffnete, war allerdings ein Vogel darin, aber — es war ein Zeisig. Da führte er ihnen zu Gemüt, daß es doch wohl ein zu schweres Ding für sie sein würde, das Beichtgeheimnis zu bewahren. Hätten sie doch nicht einmal die Schachtel, deren Geheimniß er ihnen so streng anempfohlen, von einem Tage zum andern verschlossen halten können.

Digitized by Google

Aber meinen Sie denn, Prinz, sagte Hyazinth, daß die Frauen, von deren Diskretion Sie eine so geringe Vorstellung haben, imstande wären, Ihnen in einer wichtigen Sache einen guten Rat zu erteilen?

Wenn ich die ganze Wahrheit sagen soll, erwiederte der Prinz — und meine Sinnesart ist einmal so sehr der Wahrheit zugeneigt, daß es mir schwer wird, sie zu unterdrücken —, so möchte ich am liebsten den Rat einer Dame hören und zwar gerade einer solchen Dame, die selbst recht thöricht ist. Denn ich schließe mich der Meinung der alten Völker an, daß in der Narrheit eine Stimme der göttlichen Offenbarung zu Tage kommt. Holten sich doch die Germanen ihren Rat über wichtige politische Angelegenheiten bei Frauen, die unter heiligen Bäumen wohnten, und die Griechen gingen zu einer Jungfrau, die im Dampf auf einem Dreifuß saß und sich verrenkte und schrie, was sicherlich kein Beweis für gesunden Menschenverstand war. Aber diese Alten dachten, daß Leute, die in ihren eigenen Angelegenheiten ordentlich und verständig wären, des Beistandes der Götter nicht bedürften, weil sie selbst schon für sich sorgten, dagegen aus dem Wahnsinn derer, die das Eigene vernachlässigten, sich um nichts irdisches kümmerten, sondern nur über göttliche Geheimnisse grübelten, glaubten sie himmlische Eingebungen herauslesen zu können. So geht es mir nun auch. Eine anerkannte Pythia in Berlin zu suchen, habe ich freilich keine Lust, denn die Damen, die hier auf prophetischen Dreifüßen sitzen, sind mir hinsichtlich ihrer göttlichen Konnexionen verdächtig, aber ich kenne doch auch hier Damen, die thöricht genug handeln, um annehmen zu lassen, daß sie sich um ihr eigenes Glück gar nicht kümmern, Damen zum Beispiel, welche Männer heiraten, die sie nicht lieben, während sie den Mann, den sie lieben, unglücklich machen, und das vielleicht lediglich aus einfältigen Familienrücksichten.

Der Prinz sagte dies alles mit der spielenden und etwas affektirten Manier, die er oft anzunehmen liebte und aus der sich kaum erkennen ließ, ob er im Scherz rede oder ob er nicht etwa scharf gespitzte Pfeile aus dem Versteck abschieße. Aber bei den letzten Worten blickte ihn Comtesse Hyazinth mit einer unwillkürlichen Bewegung forschend an und errötete bis unter das Haar. Der Graf von Falkenfels ward ebenfalls aus seiner Ruhe aufgestört und sah den Freund vorwurfsvoll an. Er kannte die Rücksichtslosigkeit des Prinzen, seine spitze Zunge und seine Neigung, die Menschen unter dem Deckmantel einer leichten und scheinbar harmlosen Plauderei zu reizen.

Am empfindlichsten aber ward der Freiherr Amadeus berührt, der keinen Augenblick bezweifelte, daß die letzten Worte des Prinzen auf die Anwesenden gezielt waren.

Dieser selbst dagegen ward durch die Wahrnehmung, daß er Anstoß erregt habe, vielmehr erheitert als erschreckt, und er fuhr mit der größten Ruhe fort: Da habe ich nun natürlich eine so enorme Auswahl, daß ich wieder in Verlegenheit komme, welche Dame ich über das Glück meiner zukünftigen Ehe be-

Digitized by Google

fragen soll. Als ich von Paris fortging, gab mir mein guter alter Onkel, der Herzog von Lasteyrie, ein Abschiedsfest, und es waren zehn Ehepaare in der Gesellschaft. Neun von den Damen hätte ich fragen können, aber ich fürchtete, ausgelacht zu werden. Die Pariserinnen denken gar zu leicht, man wollte sie aufziehen, wenn man von ehelichem Glück spricht. Hier in Berlin ist das besser, da findet man immer noch hie und da ein weiches Herz. Beiläufig bemerkt, die zehnte Dame, diejenige, welche glücklich mit ihrem Manne lebt, hätte ich schon deswegen nicht um ihre Ansicht befragen können, weil sie taubstumm ist. Sie ist mit diesem Fehler geboren, im übrigen eine charmante Dame, und die mich zu dem Glauben gebracht hat, daß die schlimmste Klippe ehelichen Glückes darin besteht, daß beide Teile sich des ungehinderten Gebrauchs ihrer Zunge erfreuen.

Glücklicherweise, entgegnete Comtesse Hyazinth, ist nicht allen Leuten eine solche Zunge beschieden, wie Ihnen, mein Prinz, denn dann wäre es allerdings besser, wenn die Trauhandlung noch um die Ceremonie des Zungenabschneidens bei einem der Beteiligten erweitert würde.

Unter dergleichen frivolem Gespräch ging es im Schritt weiter, bis der Prinz die Bemerkung machte, die schwarze Stute scheine nicht mehr so ruhig zu gehen wie zu Anfang, und einen Galopp vorschlug, damit sie ihre Bewegung bekomme.

Das Pferd ging in der That nicht mehr so ruhig wie zu Anfang, aber die Schuld lag daran, daß Amadeus unruhig saß. Die schwarzen Gedanken, welche ihn Tags vorher gepeinigt hatten, waren wieder erwacht und bestürmten ihn in der jetzigen Umgebung mit doppelter Kraft. Er glaubte sich zum Ziel des Hohnes für seine Begleiter gemacht zu sehen, und in dieser Aufregung war es ihm nicht möglich, seinen Puls zu beherrschen. Das Blut rollte ihm wie im Fieber durch die Adern, und das feinfühlige Tier unter ihm ward von der Unruhe des Reiters angesteckt.

Als die Pferde nun im Galopp ansprangen, und auf beiden Seiten das Schnauben und Bäumen der andern Tiere seinen erregenden Einfluß äußerte, mochte die schwarze Stute wohl meinen, es handle sich um ein Wettrennen oder sonst eine bedeutsame Angelegenheit, wobei sie die erste sein müßte, und sie schoß mit großer Heftigkeit vor. Als Amadeus sie zurückhielt, begann sie in solchen Sätzen emporzuschnellen, daß Comtesse Hyazinth einen Ruf der Besorgnis nicht unterdrücken konnte. Amadeus zog die Zügel noch schärfer an. Da stieg das Tier steil in die Höhe und hieb mit den Vorderbeinen.

Luft lassen! Luft! rief der Prinz.

Aber Amadeus, zornig über das Pferd und zornig über den belehrenden Zuruf, ergriff die Peitsche am dünnen Ende und schlug den schweren goldenen Knopf mit voller Kraft der Stute zwischen die Ohren.

Sie kam sofort auf die vier Füße herab und stand eine Sekunde gleichsam vor Wut schaudernd still, dann faßte sie das Gebiß mit den Zähnen und ging

Digitized by Google

mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles in gerader Linie davon. Die beiden Herren baten Comtesse Hyazinth zurückzubleiben und folgten dem jungen Freiherrn in voller Karierre, aber das an Schnelligkeit weit überlegene Tier kam ihnen bald aus dem Gesicht.

Sie sahen noch, daß es an der Biegung nach links, welche der Weg machte, nicht der Biegung folgte, sondern geradeaus rannte und mit einem ungeheuern Satze über den breiten Graben hinwegflog, der den Weg von einer weiten, stellenweise mit Gehölz und Gestrüpp bedeckten Fläche trennte. Dann verschwand es vor ihren Augen.

(Schluß des ersten Bandes.)

Erstes Kapitel.

Läßt die Tugend sich lernen?

Wenn man auch nach Mekka triebe
Christus Esel, würd' er nicht
Dadurch besser abgericht'
Sondern stets ein Esel bliebe.

Am Tage nach dem Geburtstagsfest des alten Freiherrn von Lovendal, demselben Tage, an welchem Amadeus den Ritt auf der Stute des Prinzen von Parolignac machte, fand ein Abendfest beim Millionär Irrwisch statt, zu welchem zahlreiche Gesellschaft geladen war.

Das große schöne Haus mit seinen prachtvollen Treppenfluchten, den weiten Korridoren und glänzenden Empfangsräumen strahlte in vollster Herrlichkeit, und Frau Irrwisch selbst hatte ihr Lieblingszimmer verlassen, das neue geschmacklose und sehr lebhaft in die Welt hineinschreiende Gesellschaftskleid angezogen. Sie befand sich jedoch nicht wohl. Schon seit mehreren Wochen war sie in sehr finsterer Stimmung, noch weit träger und mürrischer als sonst. Der Hausarzt hatte ihr ein Seebad angeraten und sie hatte infolge dessen Scheindl kommen lassen, um mit ihr ein Badekostüm anzufertigen. Aber es war in Irrwischs Familie öffentliches Geheimnis, daß Frau Rahel niemals weder in das Seebad, noch an einen andern entlegenen Ort reisen, sondern wie bisher trübselig zu Hause hocken und fortfahren werde, vielen Kaffee zu trinken und schweren Kuchen sowie allerhand sonstige fette Speisen zu genießen, welche ihr vor ihrer Taufe verboten gewesen waren und welche, wie der Arzt behauptete, nicht ohne Einfluß auf ihre Verdauungsorgane waren.

Sylvia glich einer Fee. Sie war in lichtblaue, mit Silber durchwebte Seide gekleidet. Das Gewand war der augenblicklich herrschenden Mode gemäß sehr eng um die schlanke Gestalt zusammengezogen und hatte eine lange Schleppe,

Digitized by Google

was ihr sehr gut stand. Ein heller Schmuck von Silber-Filigran und Diamanten zierte ihre wohlgeformten Arme, Hals und Haar.

Ihr Bräutigam fand sie sehr schön, als er sie so sah, und alle Welt flüsterte sich zu, daß man nicht leicht ein Paar finden könne, welches so ausgezeichnet zu einander passe, als diese beiden jungen, gut gewachsenen, bildhübschen Leute, Eduard Frank und Sylvia.

Sind Sie bei Lovendal gewesen? fragte Herr Irrwisch den jungen Architekten.

Jawohl, gleich heute Morgen, erwiederte er.

Und das Resultat?

Die Götter wissen es, sagte Eduard mit seiner gewöhnlichen offenen und lächelnden Miene. Ich muß gestehen, ich finde die Lovendalsche Villa nicht allein stilvoll durchgeführt, reich dekorirt und im besten baulichen Zustande, sondern auch durchaus zweckmäßig angelegt. Ich wünschte, ich hätte sie gebaut, und ich begreife nicht, was der alte Herr an dem Gebäude auszusetzen hat.

Haben Sie ihm das gesagt? fragte Herr Irrwisch in spitzem Tone.

Gewiß, entgegnete Eduard in der einfachsten Weise.

Herr Irrwisch machte ein ironisches Gesicht. Mein Herr Schwiegersohn in spe, sagte er, die Gelegenheit trägt all ihr Haar an der Stirn und ist hinten kahl. Wer sie vorbeiläßt, hat keine Aussicht mehr, sie wieder zu fangen.

Damit wandte er sich ab, um Gäste zu begrüßen.

Sylvia richtete einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Bräutigam. Papa ist so reizbar, du solltest doch recht vorsichtig sein, ihn nicht zu verletzen, Eduard, sagte sie. Er hat so viele wichtige Geschäfte, besonders in der letzten Zeit scheint er ganz überbürdet zu sein und ist sichtlich abgespannt und nervös. Trotzdem hat er bei dem alten Herrn von Lovendal in deinem Interesse gehandelt, und nun hast du seine gute Absicht durchkreuzt.

Frau Rahel stand in der Nähe, hatte diese Worte vernommen und betrachtete das Brautpaar mit satirischem Auge, so daß sie in diesem Moment ihrem Bruder, dem Dr. Stahlhardt, auffallend ähnlich sah. Ehe noch Eduard etwas erwiedern konnte, legte sie ihre Hand auf seinen Arm und forderte ihn auf, sie durch den Saal zu führen.

Sie sind wohl sehr verliebt in Sylvia? fragte sie in ihrer formlosen Art und Weise.

Ei, sie ist doch meine Braut, entgegnete Eduard, welcher die Wunderlichkeiten seiner zukünftigen Schwiegermutter kannte.

Damit ist noch nicht viel gesagt, versetzte Frau Rahel mit langsamem und verdrießlichem Tone. Alle die bunten Puppen, die hier heute Abend herumgehen, sind Braut gewesen oder sind es jetzt oder wollen es werden. Ob sie aber alle von einem ehrlichen Herzen wahrhaft geliebt werden, von einem Herzen, wie Sie es haben, Eduard, — das ist die Frage.

Was wollen Sie damit sagen, liebe Mama? fragte er, etwas beunruhigt.

Digitized by Google

Nichts, entgegnete sie. Mich schmerzt der Kopf und ich habe allerhand schwarze Gedanken. Ich kann die großen Gesellschaften nicht ausstehen. Die Leute zertreten die Teppiche, machen Flecke in das Weißzeug, trinken den Keller leer und moquiren sich nachher über den, der so dumm war, sie einzuladen. Bringen Sie mich in das kleine Zimmer dort, Eduard, und erzählen Sie mir etwas von den Ausgrabungen. Sie können Sylvia später noch genug genießen.

So langweilig es für Eduard war, er gab dem Wunsche nach und erzählte im Nebenzimmer des Tanzsaals, wo jetzt die Musik begann, von Schliemann und Humann. Er hatte Mitleid mit der Frau, die sich offenbar sehr unglücklich fühlte, und freute sich, ihr einen Gefallen thun zu können. Doch beschäftigte seinen Geist nebenbei die eigentümliche Manier, mit welcher Frau Rahel heute, wie schon mehrmals vorher, von seinem Verhältnis zu Sylvia gesprochen hatte. Es schien ihm so, als wollte sie ihn vor der Herrschsucht seiner Braut warnen, als wollte sie ihm zu verstehen geben, er möge auf seiner Hut sein, daß Sylvia ihn nicht ganz zu ihrem Sklaven mache. Er konnte sich selbst nicht recht klar machen, was er von Frau Rahels Äußerungen halten sollte, und umsoweniger, als es ihm doch unglaublich und gegen alles Herkommen verstoßend erschien, daß eine Mutter gegen das Interesse ihrer eigenen Tochter handeln sollte.

Bei alledem hatte gerade heute Sylvias Bemerkung über sein Benehmen gegen ihren Vater ihm eine Mißstimmung gegen sie eingeflößt. Es war das wieder dasselbe Lied, welches sie im Tiergarten gesungen hatte. Man wollte ihm zumuten, seine künstlerische Überzeugung zu verleugnen, um Geld zu machen; er sollte seinen Charakter ändern um des Mammons willen.

Er dachte heute Abend, es müsse doch sehr angenehm sein, eine Frau zu haben, welche weder Vater noch Mutter, weder Brüder noch Schwestern, weder Reichtum noch Ehrgeiz besitze, eine Frau, welche nichts habe als Liebe zu ihrem Mann.

Unwillkürlich trat hierbei das Bild der schönen Waise vor sein inneres Auge. Er hatte viel an Betty denken müssen. Wieder gesehen hatte er sie nicht. Sie war nach Kürbisdorf abgereist und hatte nichts von sich hören lassen. Ob es ihr dort wohl gut erging? Sie war so anspruchslos und dankbar! Seiner Braut hatte er nichts von dem kleinen Abenteuer erzählt, indem er hierin dem Rate seiner Freundin, der Frau Lehmann, folgte.

Währenddessen ward im Saale getanzt, und in den übrigen Gemächern bildeten sich nach Neigung und Lebensalter verschiedene Zirkel. Viele namhafte Leute, darunter Abgeordnete, Künstler, Gelehrte befanden sich unter der großen Zahl der Gäste.

In der Berliner Gesellschaft ist noch jener alte Ruf ernster Interessen und hoher Bildung eine Wahrheit, jener Ruf, der die verstandesscharfe Hauptstadt von Alters her auszeichnet, und so fand sich auch, während die junge Welt den Tanzsaal bevölkerte, in dem entlegensten Zimmer der langen Flucht ein Kreis

Digitized by Google

von älteren Herren und Damen im Gespräch über die herrschenden Fragen der Kunst, der Wissenschaft und der Politik zusammen.

Auch Dr. Stahlhardt hatte sich hierher zurückgezogen. Er liebte die Geselligkeit, konnte stundenlang von einem Winkel aus dem Treiben ruhig zusehen, war aber besonders ein Freund von Gesprächen mit den Koryphäen der Wissenschaft, deshalb kam er gern zu den Festlichkeiten im Hause seines Schwagers.

Die Hauptperson in dem stillen Zimmer war diesen Abend ein berühmter Anthropologe, Universitäts-Professor, und dieser sagte, als sich das Gespräch auf die von ihm in Asien angestellten ethnologischen Forschungen und die Schädel verschiedener Rassen wandte, mit einem mitleidigen Lächeln zum Dr. Stahlhardt, er hätte mit einer gewissen Rührung vernommen, daß die längst für tot gehaltene Phrenologie in ihm einen Vertreter gefunden habe.

Es war nämlich Stahlhardts phrenologisches Werk vor kurzem erschienen.

Sie halten, wie mir es scheint, nicht viel von der Phrenologie, sagte der alte Gelehrte.

Der Professor zuckte die Achseln. Die Sache hat ja eine gewisse Bedeutung, erwiederte er, und es ist nicht zu leugnen, daß die stark entwickelte Stirn auf bedeutenden Verstand schließen läßt, wie der hohe Oberkopf auf das Überwiegen der Gemütsinne. Das wußte man seit lange. Aber es ist doch wohl nur unbewiesene Hypothese, wenn man weiter geht. Es fehlt der Phrenologie eben die wissenschaftliche Begründung.

Und haben Sie in meinem Buche die wissenschaftliche Begründung nicht gefunden? fragte Dr. Stahlhardt.

Ich muß gestehen, daß ich noch nicht dazu kam, es zu lesen, weiß auch nicht, ob meine streng wissenschaftliche Thätigkeit mir die Zeit dazu lassen wird. Die Phrenologie kann niemals eine Wissenschaft werden, denn wenn wir annehmen wollten, daß die Eigenschaften des Menschen ihm angeboren wären, müßten wir unsern Strafkodex, unsre Erziehungsmethode, kurz so ziemlich alle unsre Institutionen umändern. Was bliebe denn von den schönsten Früchten unsrer Kultur übrig, wenn wirklich der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, also die Aufgabe der Volkserziehung, dem einen angeboren wäre, dem andern nicht? Diese phrenologischen Phantasien lassen sich gar nicht ernstlich diskutiren.

Sie meinen also, daß der Charakter des tüchtigen Staatsbürgers Gegenstand der Erziehung sei und sich lernen lasse? fragte Dr. Stahlhardt in nachdenklicher Weise.

Natürlich! entgegnete der Professor nachdrücklich. Daran kann man doch wohl nicht zweifeln.

Da ist die Pädagogik allerdings eine schöne Kunst, sagte der Alte. Ich will nicht verhehlen, daß ich es bis jetzt bezweifelt habe, doch wenn eine solche Autorität, wenn ein Fürst der Wissenschaft sich dafür erklärt, muß es wohl so sein, und ich muß es glauben.

Der berühmte Gelehrte heftete einen geringschätzigen Blick auf ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Lessings Emilia Galotti. Nebst einem Anhange: Die dreiaktige Bearbeitung. Von Richard Maria Werner. Berlin, Wilhelm Herz, 1882.

Der alte Streit über Lessings große Tragödie wogt noch immer. Nachdem es eine zeitlang für ausgemacht gegolten, daß die Katastrophe nicht zu retten sei,

Digitized by Google

haben sich neuerdings einige Stimmen erhoben, welche die Entwicklung des Stückes gegen jeden Angriff sicherstellen zu können vermeinen. Es ist in diesen Blättern vor einem Jahre (Jahrgang 1881, Nr. 6—8) der Versuch gemacht worden, die Katastrophe in der Anlage des Dramas und in den Charakteren der handelnden Personen zu begründen, eine ähnliche Ansicht hat dann kürzlich Bulthaupt in seiner Dramaturgie der Klassiker (I, 21—32) entwickelt, auf die wir demnächst noch eingehender zu sprechen kommen, und nun tritt auch Werner auf, um eine „einheitliche Rechtfertigung" des Stückes vorzulegen. Von dem Gedanken ausgehend, „daß Odoardo, wenn er auch scheinbar im Hintergrunde steht, doch die Hauptperson der ganzen Verwicklung ist," bespricht der Verfasser zuerst diesen Charakter, dann Emilia und wendet sich in einem dritten Abschnitt — Virginia überschrieben — der Katastrophe zu. Die folgenden Kapitel behandeln den Prinzen, Marinelli, Orsina und die Episodenfiguren.

Der Versuch, die ästhetische Analyse eines Dramas in eine Reihe von Einzelcharakteristiken aufzulösen, ist nicht neu. Aber er ist darum keineswegs ein glücklicher zu nennen. Er führt stets und notgedrungen zu Wiederholungen und zerreißt die Darlegung des einheitlichen Planes, welchem die dramatische Entwicklung folgt. Wir erhalten auf diese Weise eine Menge feiner und treffender Beobachtungen, aber keine „einheitliche Rechtfertigung."

Nach Werner ist also Odoardo der Held des Stückes. „Nicht das Benehmen der Emilia zu schildern, war Lessings Streben, er wollte ihr Verhältnis zum Vater klarlegen, er wollte den alten Odoardo in den Mittelpunkt des Interesses rücken; ihn psychologisch zu erklären, ihn soweit zu bringen, daß er die Tochter tötet, war seine Aufgabe." Dieser Auffassung liegt nun zwar die ganz richtige Beobachtung zu Grunde, daß Lessing mit einem Aufwand der feinsten psychologischen Motivirung die That Odoardos erklärt, daß er überhaupt diesen Charakter viel detaillirter durchgearbeitet hat als z. B. den der Emilia. Aber deswegen ist Odoardo noch nicht der Held des Stückes oder auch nur ein tragischer Charakter. Er ist für den Dichter nichts weiter als der ausführende Arm. Die tiefere Begründung der Katastrophe, welche Odoardo äußerlich vollzieht, liegt in dem Verhältnis Emilias zum Prinzen. Es beruht auf der Verwechslung eines psychologischen Problems mit dem tragischen, wenn der Verfasser nicht mit Lessing „das Schicksal der Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird," sondern den „Vater, der seine Tochter tötet," in den Vordergrund stellt. Im übrigen gelangt er zu einer richtigen Würdigung des Eindrucks, welchen der Prinz auf Emilia ausübt. „Mit dem Prinzen," sagt er, „ging ihr die Leidenschaft auf." Unberechtigt ist dabei nur die Polemik gegen Goethes bekannten Ausspruch. Man darf nicht vergessen, daß derselbe nur durch mündliche Überlieferung (Riemer) auf uns gekommen ist. Wenn der Ausdruck „Liebe" für das Verhältnis des Mädchens zum Prinzen auch zu weitgehend ist, dem Sinne nach hat Goethe vollkommen recht.

Auf die Charakteristik der Nebenfiguren, unter denen besonders die der Orsina gelungen erscheint, näher einzugehen, fehlt es uns hier an Raum. Dagegen muß noch auf den Anhang hingewiesen werden, der den Versuch einer Rekonstruktion der ursprünglichen dreiaktigen Bearbeitung des Stückes enthält. Dieser Versuch sichert dem Schriftchen möglicherweise seinen Wert. Die scharfsinnigen philologischen Resultate des Verfassers werden wenigstens allgemeineren Beifall finden als seine ästhetischen.

Nicht überall sympathisch berührt die Darstellung. Der wohlthuende Ton eines warmen Pathos wird zuweilen unterbrochen durch Stellen, bei denen die

Digitized by Google

Absicht, zu frappiren und originell zu sein, unverkennbar ist, und die halb vornehm, halb burschikos anmuten. Geradezu an den gespreizten Witz unsrer Feuilletonisten erinnert es, wenn man liest: „Emilia darf nicht als eine Naive mit blonden Zöpfen und dem berühmten Schürzenzipfel aufgefaßt werden; sie ist kein Backfisch mit Institutsmanieren, aber etwas von diesem Wesen steckt doch in ihr." Unsre jüngeren Literarhistoriker möchten gar zu gerne die wissenschaftliche Gründlichkeit des zünftigen Gelehrten mit dem „geistreichen" Vortrage des Tagesschriftstellers vereinigen. Da kommen dann solche Dinge zum Vorschein.

Goethes Faust, ein Fragment, in der ursprünglichen Gestalt neu herausgegeben von Wilhelm Ludwig Holland. Freiburg i. B. und Tübingen, J. C. B. Mohr, 1882.

Faust. Ein Fragment von Goethe. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1882. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Heft 5.)

Bei dem regen Eifer, der gegenwärtig dem Studium von Goethes Faust, insbesondere der Geschichte seiner allmählichen Entstehung gewidmet wird, konnte es nicht ausbleiben, daß wiederholt das Verlangen nach einem Neudruck der selten gewordenen ersten Faustausgabe von 1790 geäußert wurde. Diesem Verlangen sind in den letzten Wochen beinahe gleichzeitig die beiden vorliegenden Hefte entgegengekommen. Der plötzliche Segen gegenüber dem bisherigen Mangel ist kein Unglück. Beide Ausgaben bieten zwar genau dasselbe, aber doch auch nicht genau dasselbe. Es sind im Jahre 1790 bei Göschen vier Ausgaben des Fauftfragmentes erschienen, zwei im siebenten Bande der Goethischen Schriften, und zwei Sonderdrucke. In Wahrheit sind jedoch diese vier nur zwei, insofern jeder der beiden Sonderdrucke sich von dem zugehörigen in den Werken nur durch das Titelblatt unterscheidet. Und selbst diese zwei sind nur teilweise von einander verschieden: die ersten fünf Bogen sind in beiden von demselben Lettersatz abgezogen, und erst vom sechsten Bogen an ist, um eine Anzahl unwesentlicher Druckfehler zu beseitigen, ein neuer Satz hergestellt worden. Holland hat nun — übrigens ohne es zu wissen — ein Exemplar der zweiten, wenn man will, etwas verbesserten, Seuffert mit voller Sachkenntnis und Absicht ein Exemplar der ersten Ausgabe reproduziren lassen. Die Abweichungen sind aber so geringfügiger Natur, daß man getrost sagen kann: beide Ausgaben bieten dasselbe.

Fragt der Leser nun: Welche soll ich mir kaufen? so antworten wir ihm: Beide. Die Hollandsche Ausgabe wird zwar, nachdem die Seuffertsche erschienen ist, den Anspruch auf wissenschaftlichen Wert von selber fallen gelassen haben, sie behält aber ihr besondres Interesse, insofern sie das Äußere des Originals bis auf den Letternschnitt und die Seiten- und Zeilengleichheit getreu wiedergiebt — ein Kunststück der in solchen Leistungen unübertrefflichen Druckerei von Drugulin in Leipzig. Die Ausgabe Seufferts zeichnet sich aus durch eine wertvolle kleine Einleitung, die über das gegenseitige Verhältnis der ältesten Ausgaben des Fauftfragmentes die genaueste Auskunft giebt und überdies zur Entscheidung der vielumstrittenen Datirungsfrage desselben durch einen hier zuerst gegebenen Hinweis auf Wieland, namentlich auf dessen „gleichgeeigenschaftete" (sic) Dichtung „Die Wahl des Hercules" (1773) einen hübschen Beitrag liefert.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Zu Goethes fünfzigjährigem Todestage.

(Goethe † den 22. März 1832.)

Die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an welchem Goethe unter dem sehnsüchtigen Rufe: Mehr Licht! aus dieser Welt geschieden, gilt es heute still zu begehen. Gedenktage, fröhliche und ernste, fordern stets zu innerer, vertiefter Betrachtung auf; ringt sich an ihnen doch aus unsrer Seele die Erkenntnis los, daß wir die geistige Erbschaft der Vorzeit angetreten haben, daß uns aber auch daraus die ernste Pflicht des Weiterarbeitens erwächst. Mit Recht haben geistvolle Franzosen unser Jahrhundert das Jahrhundert Goethes genannt, denn der gewaltige Mann, der auf der Höhe der Menschheit thronte, er hat dem ganzen Sein und Denken dieses Jahrhunderts einen unverwischbaren Stempel aufgeprägt. Wenn er von seinem dahingeschiedenen großen Genossen Schiller sagen durfte, daß schon in ganzen Schaaren sich das Eigenste, was diesem allein gehörte, verbreite, so traf er damit auch das Wort, das sein eignes Verhältnis zur Nachwelt bezeichnet. Freilich ist die Erkenntnis von dem, was Goethe uns Deutschen gewesen, nur langsam unter uns aufgegangen. Wie die ersten christlichen Gemeinden fern vom Getümmel des Werkeltages zusammenkamen, eine demütige, friedfertige Schaar, nur in sich gewissen Glaubens lebend, dann aber von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Siegesruf des Kreuzes immer stärker und stärker zum Himmel schwoll, so hat auch die stille kleine Goethegemeinde lange ein der Welt scheinbar verborgenes Dasein gelebt, lernend und lehrend, bauend und erbauend. Aber heute wissen die wenigen Alten, die aus ihr noch übrig geblieben sind und des Lichtes sich erfreuen, daß auch der Same, den sie ausgestreut, zu herrlicher Ernte emporgediehen.

Digitized by Google

Es ist erstaunlich, was die beiden letztverflossenen Jahrzehnte zum Studium Goethes beigetragen haben. Eine eigne „Goethephilologie" hat sich gebildet. Sie findet ihre Vertreter in den verschiedensten Berufsständen. Sie bietet, wie die altklassische Philologie, Gelegenheit zu tief angelegten Untersuchungen, zu Wortknaupeleien, zur Konjekturalkritik. Sie hat geistesfreie Jünger, die kühnen Sinnes den geheimen oder verschlungenen Wegen des schaffenden Dichtergenius nachgehen, in der Forschung wohl manchmal irren, aber stets fördern. Sie hat Jünger, die mit Scheere und Leimtopf arbeiten, Werk auf Werk zusammenkleben, die niemals irren, aber auch nie beleben. Sie gewährt auch dem Dilettanten Gelegenheit, billige Lorbern zu pflücken. Mag auch der strenge Forscher dieselben arg zerzausen, nur allzu oft den geliehenen Flitterstaat von solchem Bettelrock schonungslos herunterreißen, er wird den Nimbus der Leute, die mit dem großen erborgten Namen prunkend prahlen und das „Sand in die Augen werfen" so meisterlich verstehen, nicht ausrotten. Und wozu auch! Der Tisch, der hier bereitet ist, ist so herrlich bestellt, daß eine gute Anzahl Schmarotzer von den Brosamen, die ihm entfallen, mit gesättigt werden kann.

Daß eine Goethephilologie heute möglich ist, das ist vor allem einem Manne zu danken: Salomon Hirzel. Er war vielleicht der feinfühligste Kenner des Dichters, der je gelebt. Er war der Sammler der herrlichen Goethebibliothek, die, sein großartiges Vermächtnis an die Universität Leipzig, den Grundstock für alle Arbeiten über den Dichter abgiebt und abgeben wird. Sein „Neuestes Verzeichnis" dieser Bibliothek war eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges. Denn hier war das kritische Material, soweit es in Drucken vorliegt (nur weniges fehlt), zum erstenmale in seiner Vollständigkeit zu überblicken, hier mußte es klar werden, daß der Text des Dichters dieselbe philologische Arbeit verlange, wie sie an den Schriftwerken des griechischen und römischen Altertums seit langem so erfolgreich geübt wird. Aus diesen reichen Schätzen gingen die drei Bände hervor, die die Werke des jungen Goethe in ihrer originalen, fast unbekannt gewordenen Gestalt brachten. Die Ausgabe ist durchweg von Salomon Hirzel selbst besorgt, der in der tiefen Bescheidenheit, die ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete, es verschmähte, seinen Namen auf den Titel zu setzen, es verschmähte, in der Vorrede, die er einem andern zu schreiben überließ, Rechenschaft über die eingeschlagene Methode der Textesauswahl und Textesrekonstruktion zu geben. Es ist wirklich nicht bloß ein Abdruck der ersten Ausgaben, der im „Jungen Goethe" uns geboten wird; überall zeigt sich Feinfühligkeit, sicheres Treffen des Echten, kurz alles das, was den großen kritischen Herausgeber macht. Der „Junge Goethe" hat denn auch zu regem Arbeiten ermuntert. Man kann sagen, daß die ersten Jahre dichterischen Schaffens jetzt die bestgekannten aus dem ganzen Leben Goethes sind.

Noch etwas andres hat Salomon Hirzel, wenn auch nicht angeregt, so doch gefördert, ja vielleicht erst ermöglicht. Wir meinen die ein für allemal

Digitized by Google

grundlegende Arbeit von Michael Bernays „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes." Hier, und zwar mit Hilfe der von Hirzel gesammelten Drucke, wurde dargelegt, wie der Goethetext, vornehmlich der der Jugendwerke, von Ausgabe zu Ausgabe mehr verderbt worden, hier aber auch mit sicherem Blick und sorgsamer Hand Heilung der Schäden geboten. Im Spätsommer des Jahres 1866 wurde Bernays' Arbeit gedruckt. Die neu erwachende deutsche Bewegung spiegelt sich in den tief empfundenen Schlußworten wieder. Wir, die wir jetzt im neuen Deutschen Reiche leben, wir, denen über Bitten und Verstehen der volle Lebensinhalt gegeben ist, ein Kaiser und ein Staat, wir wissen jetzt, wie die großen Geister unsrer Nation, allen voran Goethe, der Einheit und Herrlichkeit des deutschen Volkes vorgearbeitet haben.

In solch froher Wissenszuversicht wollen wir denn auch unsre Goethearbeit fortsetzen, denn wer Goethe dient, dient Deutschland. Und unendlich viel ist noch für unsern Dichter zu thun. Drei Hauptaufgaben hat die Goethephilologie noch zu bewältigen. Wir verlangen — oder dürfen wir nur sagen: wir wünschen? —: 1) ein Verzeichnis sämmtlicher von Goethe ausgegangenen Briefe, womöglich eine vollständige Sammlung derselben; 2) eine kritische Ausgabe seiner Werke; 3) ein Leben Goethes. Mit kurzen Worten wollen wir diese drei Hauptaufgaben betrachten.

Gemeinsame Voraussetzung für alle drei ist, daß das Archiv des Goethehauses in Weimar endlich der Forschung erschlossen werde. Was in seinen Räumen noch verborgen liegt, weiß kein Mensch. Möglich, daß unsre Erwartungen allzu hoch gespannt sind. Gleichviel; die Erwartungen an sich sind berechtigt und müssen über kurz oder lang doch befriedigt werden. An Versuchen, die Sammlungen des Goethehauses für die deutsche Nation zu erwerben, hat es weder in den Zeiten des selig entschlafenen Deutschen Bundes, noch in unsern Tagen gefehlt. Sie sind sämmtlich kläglich an dem Widerstand der beiden Enkel des Dichters, den beiden letzten Trägern des Namens Goethe, gescheitert. Und doch haben sich diese beiden Enkel nicht gescheut, mit den kostbarsten Reliquien des Hauses Handel zu treiben! Die Originale des Schiller-Goetheschen Briefwechsels entgingen der Verzettelung an Autographenhändler oder der Wanderung nach dem Auslande nur durch das Dazwischentreten der Cottaschen Buchhandlung, welche diesen Schatz für sich erwarb. Die erste Gestalt des „Götz von Berlichingen" lag, als das Goethehaus noch geöffnet war, im Arbeitszimmer des Dichters aus. Als die lange verschlossenen Pforten dem deutschen Schriftstellertage vor etwa zwei Jahren erschlossen waren, wo war da die kostbare Handschrift geblieben? Schon lange vor diesem Tage konnte man in Loepers Kommentar zu „Dichtung und Wahrheit" die Andeutung finden, der König von Baiern sei jetzt der Hüter dieses Schatzes! Aus Riemers „Mitteilungen über Goethe," aus Eckermanns „Gesprächen" mit dem Dichter kann man ein stattliches Verzeichnis von Goethemanuskripten aufstellen, die notwendigerweise im

Digitized by Google

Dunkel des Hausarchives liegen müssen. So vermissen wir bis auf den heutigen Tag die erste Gestalt der „Lehrjahre Wilhelm Meisters," die den Titel „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" hatte und weit größer angelegt war als das später veröffentlichte Werk. Wir vermissen die prosaische Form des „Tasso," die ursprüngliche Gestalt der meisten kleinen, in den zehn ersten Weimarer Jahren für das herzogliche Liebhabertheater geschriebenen Stücke. Wir vermissen die Tagebücher, die Goethe mit seltener Gewissenhaftigkeit bis an sein Lebensende geführt hat. Wir vermissen die zahlreichen, von dem Dichter geführten Korrespondenzen, von jenen zwei aus Straßburg an den Frankfurter Jugendfreund geschriebenen Briefen an bis auf die letzten Lebensjahre. Denn was uns bisher im Auftrage der Goetheschen Erben geboten worden, ist nur karge Gabe, ein Bettelgroschen. Niemand kann freilich die Erben Goethes zwingen, die ihrer Obhut anvertrauten Schriftstücke allgemein zugänglich zu machen, ein Gesetz dafür giebt es in Deutschland nicht. Wohl aber giebt es eine Ehrenpflicht, die den Trägern eines großen Namens obliegt. Das haben die Nachkommen Schillers gewußt — wissen es die beiden Herren von Goethe wirklich nicht?

Trotz alledem ist wissenschaftliche Arbeit in großem Umfange an und für Goethe möglich. Irren wir nicht, so hat schon Wilhelm Scherer einmal darauf hingewiesen, daß es unumgänglich notwendig sei, die Briefe Goethes in ihrer Gesammtheit zu verzeichnen und herauszugeben. Zwei ältere Arbeiten der Art besitzen wir, beide unvollständig, und was schlimmer ist, beide ohne wissenschaftliches Verständnis gemacht; die Texte sind lückenhaft und von Fehlern der gröbsten Art entstellt. Seit dem Schluß des vergangenen Jahres hat Strehlke sich der Aufgabe unterzogen, ein Verzeichnis der sämmtlichen Briefe zu geben. Er hat überdies in den bis jetzt erschienenen fünf Heftchen das Material aus ungedruckten Hilfsmitteln reich vermehren können. Aber seine Arbeit leidet an einem falschen Prinzip. Er giebt die Briefe nach den alphabetisch geordneten Empfängern, verzeichnet die Druckorte, die Anfangsworte der einzelnen Schreiben, läßt aber den Inhalt derselben gänzlich unberücksichtigt. Seine Arbeit leidet außerdem an Flüchtigkeitsfehlern schlimmster Art — um nicht einen härtern Ausdruck zu brauchen. Was uns notthut, ist dies. Nach dem Vorbilde der mittelalterlichen Urkundenregesten sind auch die Briefe Goethes — beiläufig gesagt, sind gegen 10 000 Stück jetzt durch den Druck bekannt — chronologisch zu verzeichnen. Kann dabei aus der reichhaltigen Literatur ein Itinerar Goethes gegeben werden, so würde die Arbeit an innerm Werte ungemein gewinnen. Aber auch ohne ein solches wäre sie fördernd, ja zum genauern Verständnis unerläßlich. Hier kann eine unsrer deutschen Akademien, die wir fast nur zu sehr im grauen Altertum wandeln zu sehen gewohnt sind, sich ein großes und bleibendes Verdienst durch Stellung einer dahin zielenden Preisaufgabe erwerben. Auch ist die Aufgabe nicht allzu schwer, in der Hirzelschen Goethebibliothek, in den Sammlungen von Loepers und Woldemars von Biedermann — die gewiß

Digitized by Google

mit Freuden solchen Zweck zu fördern bereit sein würden — liegt das gesammte Rohmaterial vor.

Schwieriger zu bewältigen ist die zweite Forderung, die wir erheben. Eine kritische Goetheausgabe kann nur durch das einmütige Zusammenwirken mehrerer gleichstrebenden und sicher geschulten Genossen zustande kommen. In der sogenannten Hempelschen Ausgabe liegt ein nicht zu unterschätzender erster Versuch vor. Aber jeder tiefer in das Goethestudium Eingedrungene weiß, daß nur die Arbeiten, die G. v. Loeper, W. v. Biedermann und Kalischer für dieselbe geliefert haben, stichhaltig sind. Zudem hat die Hempelsche Ausgabe den Goethetext, wie er in der Ausgabe letzter Hand vorliegt, gewissermaßen kanonisirt, und in Bezug auf die Orthographie ist sie ganz den modernen Prinzipien gefolgt. Da ursprünglich nur beabsichtigt war, einen Text zu geben, der — im geraden Gegensatz zu den Cottaschen Ausgaben, die von Jahr zu Jahr an größeren Verderbnissen litten, bis auch hier Karl Goedeke heilend eingriff — möglichst fehlerfrei sein sollte, die Ausgabe zudem dem Bedürfnis aller Gebildeten in unserm Volke zu Gute kommen sollte, so konnte auch wohl kaum anders vorgegangen werden. Es fragt sich aber, ob bei einer durchaus kritischen Ausgabe derselbe Weg innegehalten werden kann. Ein zweifaches Verfahren für die Wiedergabe des Textes läßt sich denken. Man kann entweder die erste Gestalt eines Werkes dem Text zu Grunde legen und die Abweichungen der spätern Drucke oder Umarbeitungen in den Noten beibringen, oder man giebt umgekehrt die Gestalt, die das betreffende Werk noch zu Goethes Lebzeiten zuletzt erhalten, im Text und die Abweichungen der frühern Rezensionen in den Noten, und zwar so, daß die erste Form in denselben an letzter Stelle verzeichnet wird. Beides wird seine Berechtigung haben, beides aber noch nicht ausreichen. Um ein bestimmtes Beispiel zu wählen: bei der „Iphigenie" ließe sich nur durch ein Nebeneinanderdrucken der älteren prosaischen Gestalt und der in fünffüßigen Jamben geschriebenen ein Überblick ermöglichen. Beiden Texten müßten dann wiederum Varianten beigegeben werden; hier, bei dem prosaischen, die Abweichungen der zweiten und dritten Bearbeitung, dort, bei der in Versen geschriebenen, die der ursprünglichen rhythmischen, freilich bis auf den heutigen Tag noch verborgenen Gestalt. Bei andern Werken wird selbst ein solches Verfahren unmöglich sein. Wir wissen, daß die erste Gestalt, welche die „Mitschuldigen" hatten (auch diese Handschrift ist noch nicht aus ihrem Gewahrsam in Privathänden gelöst), ganz kurz, die Handlung in einen Akt zusammengedrängt war. Der Text im „Jungen Goethe" zeigt schon eine Verteilung auf drei Akte. Eine Gegenüberstellung der Texte wird hier ganz unmöglich sein, wir würden eine stattliche Anzahl leerer Kolumnen oder Seiten neben der zweiten Gestalt erhalten. Genug, die kritische Ausgabe wird für jeden Fall zu erwägen haben, wie im Besondern vorzugehen sei. Die von Goedeke besorgte kritische Ausgabe der Werke Schillers wird hier gewiß Anleitung geben, meistenteils sogar Vorbild sein können. Das Richtige

Digitized by Google

wird sein, bei Werken, die Goethe selbst einer durchgreifenden Umarbeitung unterzog, die einzelnen Formen gesondert zu behandeln. Damit ist zugleich die Notwendigkeit einer chronologischen Anordnung gegeben. Freilich nicht etwa in der Art, daß die Gedichte z. B. in allen Bänden zerstreut werden. Es wird sich wohl im Gegenteil empfehlen, die sämmtlichen Gedichte in einer Abteilung zu vereinigen, ebenso die naturwissenschaftlichen Arbeiten. Die andern Werke können dann, wie dies schon für die Jugendzeit im „Jungen Goethe" durchgeführt worden ist, in streng chronologischer Reihenfolge gegeben werden.

Goethe hat selbst öfters auf die Reinheit der Texte sein Augenmerk gewandt. Wir wissen jetzt, inwieweit dies bei der Ausgabe letzter Hand, für die Göttling gewonnen wurde, der Fall gewesen ist. Wir lernen aber auch zugleich die Grundsätze kennen, die Goethe dabei befolgt wissen wollte. Sie gehen sämmtlich darauf hinaus, kleinere Sprachunebenheiten und orthographische Seltsamkeiten zu tilgen. Was uns dagegen als das höchste Resultat der wissenschaftlichen Kritik erscheint, die Darlegung der verschiedenen Phasen im Entstehen des Dichterwerks — das hat Goethe nicht geben wollen, vielleicht nicht einmal geben können. Er hat Göttling gegenüber es geradezu ausgesprochen, daß „keine Codices zu kollationiren" seien, daß „die früheren Ausgaben hier nur kümmerliche Nachweisung geben würden." Daß er sich hierin geirrt, wissen wir durch die Arbeit von Bernays, denn inwiefern bei der Feststellung des Textes auf die ersten Ausgaben zurückgegangen werden muß, ist jetzt allgemein bekannt. Wichtiger ist die Frage, ob und in welchem Grade die Handschriften bei der Textkonstruktion heranzuziehen seien. Es ist deren eine ganz beträchtliche Zahl, teils im Privatbesitz, teils im Besitz von öffentlichen Bibliotheken vorhanden. Aus ihnen erhalten wir bisweilen ganz neue, unbekannte Redaktionen, zumal bei Werken aus den Jahren von 1775 bis vor der Italienischen Reise, auf welcher bekanntlich zum Behuf der ersten bei Göschen erschienenen Gesammtausgabe eine ganze Anzahl derselben der gründlichsten Umarbeitung vom Dichter unterzogen wurden. Aus den Handschriften können wir aber auch bisweilen grobe Fehler und Versehen, die vom ersten Druck an sich durch alle Ausgaben fortgeschlichen haben, nachweisen und tilgen.

In den „Vögeln" sind z. B. gegen den Schluß des Stückes einige Zeilen ausgefallen,*) die notwendig ergänzt werden müssen, um einen vernünftigen Sinn zu erhalten. Ein böses Zeichen für unsre Goethekritiker ist es, daß man diese Lücke nicht schon lange bemerkt hat, zumal da Aristophanes hier zum Vorbilde gedient hat. Einige andre Beispiele aus „Stella," von der mir jüngst eine von Goethe eigenhändig durchkorrigirte Handschrift vorgelegen, sind folgende. In dem Monolog Stellas, der den vierten Akt eröffnet, finden sich die Worte: „Hier soll er mich finden, hier an meinem Rosenaltar, unter meinen Rosenzweigen."

*) Vergleiche das Goethe-Jahrbuch 1881, S. 223.

Digitized by Google

Was ist das, ein Rosenaltar? Die Szene stellt eine Einsiedelei in Stellas Garten vor, die genaue Schilderung derselben wird von der Postmeisterin im ersten Akte gegeben: „Sie hatte ein Kind; es starb ihr bald. Im Garten ist sein Grab, nur von Rasen, und seit der Herr weg ist, hat sie eine Einsiedelei drum angelegt und ihr Grab dazu bestellen lassen.“ Es ist klar, das Grab des Kindes und Stellas selbst ist der Altar, über den die Rosenzweige herabhängen. Durch Hinzufügung eines kleinen Strichleins erhalten wir die richtige Lesart: „Rasenaltar.“ Aber der Fehler ist ein alter, entstanden aus Goethes eigentümlicher Schreibweise, die a und o fast gleich bildete. Der Schreiber der vorliegenden Handschrift, die noch im Jahre 1775 aus dem Autograph abgeschrieben sein muß, schrieb denn auch wirklich Rosenaltar ab, Goethe aber hat das Wort selbst gebessert. Eine der unsern sehr ähnliche, entschieden von demselben Schreiber angefertigte Kopie des Urexemplars wurde als Druckvorlage benutzt, und hier ist das kleine Verderbnis übersehen, das auf diese Weise sich in die erste Ausgabe einschlich und seitdem in allen Drucken der „Stella“ stehen geblieben ist.

Eine weitere eigentümliche Stelle findet sich im ersten Akt beim Auftreten Fernandos. Der Bediente sagt: „Soll ich gleich wieder einspannen und ihre Sachen aufpacken lassen?“ Fernando erwiedert ihm: „Du sollst's herein bringen, sag' ich dir; herein.“ Dort der Plural: „Sachen,“ hier der Singular: „Du sollst es herein bringen.“ Wie verträgt sich das? Es ist die Lesart aller Ausgaben, und niemand hat bis jetzt Anstoß daran genommen. Einer meiner Freunde meinte sogar, als ich ihn auf die Ungenauigkeit des Ausdrucks aufmerksam machte, hier liege gerade eine jener aus dem Leben des Volkes geschöpften Redensarten vor, die Goethe so trefflich zu verwerten gewußt habe; daran rütteln zu wollen, sei Silbenstecherei. Daß ich es offen gestehe, der Freund bekehrte mich nicht, ich stolperte stets von neuem über diesen Stein des Anstoßes. Die Handschrift giebt eine überaus einfache Lösung des Rätsels. Der Bediente hatte anfangs zu sagen: „Der andre Wagen ist schon da. Soll ich ihr Felleisen nicht aufpacken lassen?“ Goethe zog später vor, seinen Helden nicht mit der gewöhnlichen, sondern mit Extrapost ankommen zu lassen, ein simples Felleisen schien ihm für einen Mann, der sich den Luxus eines Bedienten gönnen kann, zu wenig. Daher die Änderung. Aber dabei übersah er das „sollst's!“ Es blieb stehen und hat sich seitdem unangetastet erhalten. Der Dichter war eben ein schlechter Korrektor, oder vielmehr er hat viele seiner ersten Schriften gar nicht selbst korrigirt, gewiß auch die „Stella“ nicht, die zudem in dem fernen Berlin gedruckt wurde.

Noch manches könnte ich aus dem Manuskript der „Stella“ mitteilen. Doch genug der Beispiele; die angeführten werden genügen, um den Beweis zu liefern, daß die Handschriften bei der Textkonstruktion nicht ohne Erfolg herangezogen werden können.

Digitized by Google

Haben wir oben darauf hingewiesen, daß eine der deutschen Akademien fördernd eingreifen könne, so halten wir an dieser Stelle dafür, daß das Reich selbst eine Goetheausgabe unterstützen sollte. Und wie die von Suphan besorgte Ausgabe der Werke Herders erst durch die Munifizenz des preußischen Kultusministeriums ermöglicht worden ist, so würde auch gewiß einer Goetheausgabe die thätige Beihilfe der Reichsregierung nicht abgehen.

Sind diese beiden Vorarbeiten, ein Verzeichnis der Briefe und eine kritische Ausgabe der Werke erst durchgeführt, dann wird auch die Zeit kommen, an ein Leben Goethes zu gehen. Es wird die schwerste aller Aufgaben sein, denn das Quellenmaterial, das zu verwerten ist, ist ein ungeheures. Die feinsten Fragen sind zu lösen, der Bearbeiter muß die Technik des historischen Handwerks bis auf den Grund verstehen, er hat sich aber stets den großen, vorurteilsfreien Blick zu wahren, der sich auf das Ganze richtet und nicht in Kleinigkeitskrämerei und Anekdotensucht aufgeht. Er muß selbst etwas vom Dichter in sich spüren, wenn er dem Dichter gerecht werden will. Wenn je eine große Aufgabe der Zukunft gestellt wird, so ist es ein Leben Goethes. Wir, die voller Zuversicht, in dem Glauben an die unversiegbare geistige Lebenskraft, welche in unserem Volke liegt, des Kommenden harren, wir sind auch überzeugt, daß einst ein solches monumentum aere perennius dem größten Dichter, den Deutschland je gesehen, errichtet werden wird.

Uns aber ist Goethe nicht gestorben, sondern nur entrückt. Und wie wir am heutigen Tage dankbaren Herzens des uralten Kaisertraumes herrliche Gewährung begehen, so gedenken wir auch des Lichtes, das uns durch Goethe gekommen, und das seine wärmenden Strahlen fort und fort in das deutsche Herz ergießen wird.

Die Provinz Posen und die Wiener Verträge.

Wie uns aus guter Quelle berichtet wird, hat die polnische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses die Absicht gehabt, einen „Generalantrag“ wegen Gewährung der den Polen im Posenschen angeblich durch die Wiener Verträge verbürgten Rechte einzubringen, die Ausführung des Planes aber vertagt, obwohl die Ultramontanen von der Richtung Windthorsts sich der Sache günstig gezeigt hatten. Wenn dieselbe wieder aufs Tapet gebracht wird, so werden wir vermutlich das alte Lied in neuer Variation zu hören bekommen, vielleicht auch nur ein Stück von dieser oft widerlegten, aber von Zeit zu Zeit wieder laut

Digitized by Google

werdenden absurden Nörgelei, und da deutsche Volksvertreter geneigt sein sollen, das Lamento zu unterstützen, so möchten wir sie schon jetzt daran erinnern, daß sie daran sehr unrecht thun würden.

Das Klagelied der Posener Landboten lautet in der Kürze: In der Wiener Schlußakte vom Juni 1815 und dem Besitznahmepatent sowie in der dasselbe begleitenden Proklamation ist eine Personalunion zwischen dem „Großherzogtum" Posen und Preußen geschaffen, und außerdem sind den Polen damals bestimmte Verheißungen betreffs der Wahrung ihrer Nationalität und Sprache und des Schutzes ihrer Religion und Kirche erteilt worden; alles das ist aber nicht beachtet worden und unerfüllt geblieben.

Prüfen wir diese Behauptungen an den Thatsachen.

Die Wiener Hauptakte vom 9. Juni 1815 sagt in Bezug auf unsre Frage im 1. Artikel: „Die polnischen Unterthanen Rußlands, Österreichs und Preußens werden eine Vertretung und nationale Einrichtungen bekommen, geregelt nach der Weise politischer Existenz, welche jede einzelne der Regierungen, unter die sie gehören, ihnen zu gewähren für nützlich und zweckmäßig erachten wird." Dieses Versprechen ist bereits durch die Einrichtung der Provinziallandtage von 1823 erfüllt worden. Der 23. Artikel lautet: „Nachdem Se. Majestät der König von Preußen infolge des letzten Krieges wieder in den Besitz mehrerer Provinzen und Gebiete gelangt ist, welche durch den Frieden von Tilsit abgetreten worden waren, wird durch den gegenwärtigen Artikel anerkannt und erklärt, daß Se. Majestät, dessen Erben und Nachfolger folgende Länder, nämlich: den im 2. Artikel bezeichneten Teil seiner alten polnischen Provinzen (des Herzogtums Warschau), die Stadt Danzig und deren Gebiet, wie es im Tilsiter Vertrag festgestellt worden, den Kottbuser Kreis und den von neuem wie früher in voller Souveränetät und unbeschränktem Eigentum besitzen werden." Nach dem Schlusse desselben Artikels besitzt der König die bezeichneten Gebietsteile „mit allen den Rechten und Ansprüchen irgendwelcher Art, welche Se. Preußische Majestät vor dem Tilsiter Frieden besessen, und auf welche er niemals durch andre Verträge, Akte oder Übereinkünfte verzichtet hat." Nirgends ist hier von einer Personalunion die Rede, und wenn sich Friedrich Wilhelm III. in dem Besitznahmepatent vom 15. Mai 1815 den Titel eines Großherzogs von Posen beilegte, so kann er dabei nicht entfernt den Gedanken an ein solches Verhältnis Posens zum Ganzen der übrigen preußischen Lande im Sinne gehabt haben. „Früher," d. h. vor dem Jahre 1807, vor dem Tilsiter Frieden, hatte niemand das Verhältnis der polnischen Provinzen Preußens zu den deutschen sich als Personalunion vorgestellt. Ernannte der König jetzt im Patent zum Behufe der Organisation einen besondern Statthalter, so gab es auch einen Statthalter für Posen. Wichtig ist, daß er die neue Erwerbung in jenem Aktenstücke „Provinz" bezeichnet, und daß er Titel und Wappen derselben seinem Titel und Wappen nicht beifügt, sondern sie in dieselben „aufnimmt." Entscheidend und jeder Vorstellung

Digitized by Google

von einer Personalunion widerstrebend ist endlich das Arrangement, vermöge dessen er in dem Patent Teile der neuen Provinz mit Westpreußen verbindet und ihr westpreußische Gebiete einverleibt.

In der Proklamation, welche das Besitznahmepatent begleitete, heißt es: „Ihr werdet meiner Monarchie einverleibt, ohne eure Nationalität verleugnen zu müssen. Ihr werdet an der Konstitution teilnehmen, welche ich meinen Unterthanen zu gewähren beabsichtige, und ihr werdet wie die übrigen Provinzen meines Reiches eine provinzielle Verfassung erhalten. Eure Religion soll aufrecht erhalten und zu einer standesgemäßen Dotation ihrer Diener gewirkt werden. Eure persönlichen Rechte und euer Eigentum kehren wieder unter den Schutz der Gesetze zurück, zu deren Beratung ihr künftig zugezogen werden sollt. Eure Sprache soll neben der deutschen bei allen öffentlichen Verhandlungen gebraucht werden, und jedem unter euch soll nach Maßgabe seiner Fähigkeiten der Zutritt zu den Ämtern des Großherzogtums, sowie zu allen Ämtern, Ehren und Würden meines Reiches offenstehen." Von diesen Verheißungen hat der König nur die nicht erfüllt, welche eine Konstitution versprach; dies betraf aber die übrigen Preußen ebenfalls und wurde 1848 gutgemacht. Alle andern Zusicherungen wurden, soweit irgend möglich, verwirklicht.

Am 3. August 1815 fand die Erbhuldigung statt. Vor derselben hielt der Statthalter Fürst Anton Radziwill eine Ansprache, in welcher er seine Landsleute glücklich pries, nun „einem Staatskörper einverleibt zu werden, dessen Ruhm und Macht auf einer weise beschränkten Freiheit, auf einer unparteiischen Gerechtigkeit und auf einer alles umfassenden Fürsorge der Regierung beruhen." Dann leisteten sie — genau nach der Formel von 1796 — den Treueid, Beamte, Geistliche, Rittergutsbesitzer, ohne Protest, ohne irgendwelche Einschränkung. Der Oberpräsident von Zerboni hielt denselben nach seinen Erfahrungen nicht für bindend genug und ließ daher die polnischen Beamten noch einen Revers unterschreiben, der folgenden Passus enthielt: „Ich erkenne Se. Majestät den König von Preußen als den einzigen rechtmäßigen Souverän dieses Landes, und den Anteil von Polen, welcher durch den Kongreß zu Wien dem königlich preußischen Hause wieder zugefallen ist, als mein Vaterland, das ich gegen jede Macht und gegen jedermann, wer es auch sei, unter allen Umständen und Verhältnissen mit meinem Blute zu verteidigen verpflichtet und bereit bin." Die Polen haben aus dieser Taktlosigkeit und Eigenmächtigkeit eines Beamten Kapital geschlagen und die betreffende Präsidialverordnung unter die „staats- und völkerrechtlichen Urkunden, welche das Verhältnis des Großherzogtums Posen zur preußischen Krone feststellen," gerechnet. Sehr mit Unrecht; denn Radziwill erklärte die Verordnung durch Reskript für ungiltig, nachdem der Appellationsgerichtspräsident von Schönermark, darüber befragt, sein Gutachten dahin abgegeben hatte: „Die zweite Periode (des Reverses) läßt den Unterschreibenden den Anteil von Polen, welcher dem königlich preußischen Hause zurückgefallen ist, als sein Vaterland

Digitized by Google

anerkennen. Der Begriff des Vaterlandes bezieht sich aber nicht auf einzelne Provinzen, sondern auf den ganzen Staat, dem man angehört. Das Vaterland des Einwohners des Großherzogtums ist also jetzt das ganze preußische Land."

Im Jahre 1816 wurde die altpreußische Gesetzgebung in vollem Umfange im Posenschen wieder eingeführt. Im Jahre 1823 bekam die Provinz eine Provinzialordnung, die vollständig mit denen übereinstimmte, welche den übrigen Provinzen zu Teil wurden. Wir könnten dieses Verfahren an sämmtlichen organischen Gesetzen weiter aufzeigen, wobei wir erst bei der Gemeindeordnung von 1850 auf einen Unterschied stoßen würden, indem hier die niemals praktisch gewordene Demarkationslinie Pfuels vorausgesetzt ist. Es genügt indes, sich die Kabinetsordres und Landtagsabschiede Friedrich Wilhelms IV. anzusehen, um zu erkennen, daß derselbe den Standpunkt seines Vorgängers entschieden behauptet hat. Im Landtagsabschiede von 1841 z. B. heißt es: „In Übereinstimmung mit dem Inhalte der Wiener Traktate hat das Besitznahmepatent und der Zuruf unsres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät vom 15. Mai 1815 die Einwohner der Provinz Posen der Monarchie einverleibt und damit den Charakter einer vollständigen, untrennbaren und alle Verhältnisse durchdringenden Vereinigung ausgesprochen. Das Großherzogtum Posen ist eine Provinz in demselben Sinne, in derselben unbedingten Gemeinschaft wie alle übrigen Provinzen, welche unserm Scepter unterworfen sind. Mit dieser Stellung der Provinz Posen ist die Stellung der verschiedenen Nationalitäten, die es in sich schließt, ist der Gang ihrer fernern Entwicklung unverrückbar vorgezeichnet. Der polnischen Nationalität ist durch die Wiener Traktate und durch den Zuruf vom 15. Mai 1815 Berücksichtigung und Schutz verheißen. Die rühmliche Liebe jedes edlen Volkes zu seiner Sprache, seiner Sitte, seinen geschichtlichen Erinnerungen auch in Polen zu achten und zu schützen, war der Vorsatz der Vollzieher des Wiener Traktats, und auch unter unsrer Regierung soll ihr Würdigung und Schutz zu Teil werden. . . . Aber wie jede Gabe an die Bedingung geknüpft ist, daß sie nicht mißbraucht werde, so können auch wir unsre Verheißungen und Absichten von dieser Bedingung nicht lösen. In der untrennbaren Verbindung mit unsrer Monarchie hat das Nationalgefühl der polnischen Unterthanen unsrer Provinz Posen die Richtung seiner ferneren Entwicklung, die feste Schranke seiner Manifestation zu erkennen. Die Verschiedenheit der Abstammung, der Gegensatz der Namen Polen und Deutsche findet seinen Vereinigungspunkt in dem Namen des Staates, dem sie gemeinsam und für immer angehören, in dem Namen Preußen."

Und wie sich das absolute Königtum in Preußen den Polen gegenüber nichts vergeben hat, so auch die Verfassung, deren erster Paragraph besagte: „Alle Landesteile der Monarchie in ihrem gegenwärtigen Umfange bilden das preußische Staatsgebiet." Die polnischen Abgeordneten wollten anfangs ihre Mandate

Digitized by Google

niederlegen, um nicht schwören zu müssen. Das war jedoch unbequem für sie, und so kamen sie 1850 wieder, um den Eid mit Vorbehalt zu leisten und „auf dem durch die Verfassung gebotenen Wege die Rechte des Landes wahrzunehmen." Der Präsident des Landtags aber ließ dies selbstverständlich nicht zu, indem er erklärte: „Wenn die Herren den Eid leisten, so leisten sie ihn strikte und unbedingt." So schwuren sie denn in dieser Weise, und dies geschah später auch von allen andern Landboten polnischer Zunge. Als der Norddeutsche Bund gegründet wurde, protestirte der Abgeordnete Kantak gegen das Zustandekommen desselben, in Wahrheit aber, wie Graf Bismarck ihm nachwies, gegen die Einheit der preußischen Monarchie. Irgend eine Folge aber hatte dies ebensowenig wie andre derartige Demonstrationen, und die polnischen Abgeordneten aus dem Posenschen stellten sich wie zum Landtage so auch zum Reichstage unter denselben Bedingungen und Voraussetzungen ein wie die aus andern Gegenden des Reiches. Die Provinz Posen ist also nach den Verträgen, den Landesgesetzen und der von ihren polnischen Abgeordneten immer wieder beschworenen Verfassung ein integrirender Bestandteil der preußischen Monarchie und des Deutschen Reiches, und wer an diesem Verhältnis rüttelt, es zu lösen versucht, macht sich des Landesverrats schuldig.

Welchen vernünftigen Grund haben die Preußen polnischen Stammes zu Klagen über ihre Regierung? Mit Ausnahme menschlicher Schwachheiten und Mißgriffe einzelner Beamten gar keinen. Germanisirt hat die Regierung niemals, obwohl sich ihr wiederholt Gelegenheit dazu bot. Als bald nach der Besitzergreifung die Provinz durch Mißernten in Verarmung geraten war, wäre es der Verwaltung leicht gewesen, mit geringen Summen dem Posenschen Adel die Hälfte seines Grundbesitzes zu entwinden. Sie zog aber vor, ihn in seinem Eigentume zu befestigen, indem sie ihm durch Errichtung einer Kreditanstalt der Posener Landschaft kräftige Unterstützung gewährte. Dem so ins Leben gerufenen Pfandbriefsinstitute wurden Vergünstigungen zu Teil, deren sich keins in den andern Provinzen erfreute. Die Beleihung der Güter wurde an keine politische Bedingung geknüpft, und am allerwenigsten trat dabei eine Bevorzugung der deutschen Nationalität hervor. Unter den Gutsbesitzern, welche das landschaftliche Reglement berieten, feststellten und vollzogen, befanden sich 67 Polen und nur 7 Deutsche. Die Verwaltung der Landschaft wurde dem von den Interessenten selbst gewählten Vorstande überlassen, und dieser war ausschließlich polnisch. Selbst durch die Vorgänge von 1830 fand sich der Staat nicht bewogen, an diesem Verhältnis etwas zu ändern. Erst infolge der Verschwörung von 1846, an der sich viele landschaftliche Beamte beteiligt hatten, stellte man einen königlichen Beamten an die Spitze der Landschaft; diese Ernennung wurde aber 1848 zurückgezogen, und die Direktion bekam die frühere Freiheit wieder.

Bei den eben erwähnten Vorgängen bot sich eine zweite Gelegenheit zur Germanisirung, eine dritte bei denen von 1846 bis 1848. Im Jahre 1830

Digitized by Google

zog die Mehrzahl des Posenschen Adels sich schwere Strafe zu. 1402 Personen wurden zu Güterkonfiskationen und Freiheitsberaubung verurteilt, und davon erlangten über 1200 völlige Begnadigung. Nur 22 Besitzern wurden ihre Güter entzogen, sie konnten sie aber einlösen, indem sie den fünften Teil des Wertes an die Staatskasse bezahlten. Die damaligen Unruhen hatten den polnischen Landadel in Posen in seinen Besitzverhältnissen stark erschüttert. Hätte die Regierung dies einfach ignorirt, so würden die entwerteten Güter ganz von selbst in deutsche Hände übergegangen sein. Statt dessen beschloß die Behörde, als Käuferin aufzutreten, teils um die auf den Gütern eingetragenen fiskalischen Gelder zu retten, teils um die Gutspreise zu steigern, teils um solchergestalt der Provinz Männer zuzuführen, welche der Landeskultur förderlich wären. Die angekauften Güter wurden zur Verbesserung der Lage der vorhandenen, meist polnischen Bauern durch Regelung ihrer Verhältnisse, Vergrößerung zu kleiner Stellen und Ermäßigung ihrer Leistungen verwendet, zum Teil auch in Parzellen oder im ganzen an geeignete Erwerber verkauft. Wäre der Staat hierbei germanisirungslustig gewesen, so würde er die Polen von diesen Geschäften ausgeschlossen und den deutschen Käufern inbetreff des Wiederverkaufs Beschränkungen auferlegt haben. Aber weder das eine noch das andre ist geschehen. Wenn trotzdem in den letzten Jahrzehnten viele Güter in der Provinz ihre polnischen Besitzer mit deutschen vertauscht haben, so trifft die Schuld nicht die Regierung, sondern den Leichtsinn, die Verschwendung und die liederliche Wirtschaft eines großen Teiles der polnischen Edelleute.

Aber die Sprachenfrage? wirft man ein und geberdet sich, als wäre der polnisch redende Preuße in dieser Beziehung mindestens so bedroht wie ehedem der deutsche Schleswiger unter dänischem Regimente. Nichts ist falscher. Auf dem Markte, in der Gesellschaft, in der Schule, in der Kirche ist das Polnische völlig frei und stellenweise allein herrschend. In der Kirche und Schule war bis vor wenigen Jahren sogar in manchen Gegenden das Deutsche im Nachteil, indem die katholische Geistlichkeit mit allen Mitteln gegen dasselbe wirkte. Die Unterrichtssprache aller katholischen Schulen der gemischten Kreise ist polnisch. An den höheren Lehranstalten jener Konfession ist sie es in den vier untern Klassen. Als Unterrichtsgegenstand wird das Polnische in allen Schulen der Provinz getrieben. Die Gottesdienste der Polen sind lateinisch und polnisch, und versprengte Deutsche müssen in diesen Sprachen einstimmen. Die Kommunalvertretungen der kleinen Städte verhandeln polnisch, und bei den Wahlen stehen beide Sprachen gleichberechtigt nebeneinander. Was die Verhandlungen vor Gericht und vor den Verwaltungsbehörden anlangt, so gilt folgendes. Die Gesetze werden ins Polnische übertragen, nur versteht sich von selbst, daß dabei der deutsche Text das eigentliche Gesetz bleibt und bei etwaiger Dunkelheit der Erklärung zu Grunde gelegt werden muß. Die Korrespondenz der Gerichte unter einander sowie mit andern Behörden wird deutsch geführt. Bei Prozessen

Digitized by Google

entscheidet die Sprache des Klägers: ist dieser beider Sprachen mächtig oder keiner von beiden völlig gewachsen, so wird die deutsche gebraucht. Bei einseitigen Akten der freiwilligen Gerichtsbarkeit wird die Sprache der Erklärenden zur Richtschnur genommen; soll aber aus denselben ein Gebrauch im Hypothekenbuche folgen, so müssen sie entweder in beiden Sprachen oder nur in der deutschen aufgenommen werden. Beim öffentlichen Verfahren werden Dolmetscher zugezogen. Die Verwaltungsbehörden korrespondiren nach dem Regulativ vom 14. April 1832 unter einander deutsch. Den Bürgermeistern der kleinen Städte und den Geistlichen ist, wenn sie nicht deutsch verstehen, polnisch zu schreiben erlaubt. Privatpersonen, von denen nicht feststeht, daß sie das Deutsche kennen, erhalten deutsche Verfügungen mit polnischer Übersetzung.

Wir glauben nicht, daß man billigerweise auf polnischer Seite mehr verlangen kann, und statt zu klagen, sollte man lieber zurückblicken und dankbar anerkennen, was unter preußischem Regimente für das Land und seine Bevölkerung geschehen ist. Man würde da eine lange Reihe von Wohlthaten sehen, die zum Teil unter Widerstreben des polnischen Adels, der Geistlichkeit und der Gemeinden ins Leben getreten sind, die aber wohl niemand jetzt entbehren möchte. Zunächst ist die Zahl der Schulen in den vorwiegend polnischen und katholischen Kreisen der Provinz seit 1815 etwa auf das Fünfzehnfache, die der Lehrer auf das Siebzehnfache vermehrt worden. Die Zahl der Gymnasien hat sich von 2 auf 8 erhöht, man hat 3 katholische Lehrerseminare und 5 Realschulen gegründet, desgleichen 4 Progymnasien, eine Ackerbauschule, eine Taubstummenanstalt, ein Irrenhaus, eine Schule für Gärtner. Mit seinem Reichtum an Elementarschulen — es giebt deren 2162 mit 2965 Lehrern und circa 220 000 Schülern — nimmt Posen eine sehr ehrenvolle Stelle unter den preußischen Provinzen ein. Während in Brandenburg auf 770 Einwohner eine Schule und 114 Schüler, in Schlesien auf 824 Einwohner eine Schule und 130 Schüler kommen, hat Posen auf 659 Einwohner eine Schule und 101 Schüler. Sehr Bedeutendes ist ferner für Eisenbahnen gethan worden. Die Provinz hat schon seit etwa zwanzig Jahren ein großes Schienenkreuz von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. In den dreißiger Jahren besaß sie nur 4 Meilen an Chausseen, 1862 hatte sie circa 322 Meilen, von denen 210 auf den Regierungsbezirk Posen, 112 auf Bromberg fielen. Nur Arnsberg ist in dieser Hinsicht weiter entwickelt als Posen, welches relativ mit Liegnitz und Potsdam auf einer Stufe steht. Vorzügliche Sorgfalt ist auch der Bodenkultur, der Trockenlegung und Kanalisirung von Morästen zugewendet worden. Endlich ist an die großen Wohlthaten zu erinnern, welche der aus polnischer Mißwirtschaft, Willkür und Verkommenheit in preußische Kultur übergegangenen Bevölkerung in Gestalt der Justizeinrichtung, der Gemeinheitsteilung und der Bauernbefreiung zu Teil wurden.

„Ich kann es mit Stolz sagen," bemerkte der Reichskanzler in der großen Rede, mit welcher er 1867 den Abgeordneten Kantak zurechtwies, „daß derjenige

Digitized by Google

Teil der ehemaligen Republik Polen, welcher unter preußischer Herrschaft steht, sich eines Grades von Wohlstand, von Rechtssicherheit, von Anhänglichkeit der Einwohner an die Regierung erfreut, wie er in dem ganzen Umfange der Republik Polen, so lange es eine polnische Geschichte giebt, nicht vorhanden und nicht erhört gewesen ist.... Es ist trotz aller Verführungsmittel, die bei den ungefähr alle fünfzehn Jahre sich wiederholenden Insurrektionen zur Auffrischung der Gefühle angewendet wurden, nicht gelungen, die preußischen Unterthanen polnischer Zunge in irgend erheblicher Zahl so zu verführen, daß sie sich an diesen Bestrebungen einer Minorität beteiligt hätten. Es ist dies vorzugsweise vom Adel, gutsherrlichen Beamten und Arbeitern geschehen. Der Bauer hat stets mit großer Energie gegen jeden Versuch, die Zustände, von denen er durch seine Väter gehört hatte [die Herrschaft des adlichen Kurbatsch über das geknechtete, als Lasttier behandelte und bis aufs Blut ausgesaugte Landvolk der Jahre vor 1796 und 1815 ist gemeint], wiederherzustellen, zu den Waffen gegriffen in Reih und Glied, mit einer Energie, welche die Regierung im Jahre 1848 nötigte, im Interesse der Menschlichkeit andre als polnische Truppen gegen die Aufständischen zu verwenden. Diese selben Gefühle der Anhänglichkeit haben die polnischen Soldaten auf allen Schlachtfeldern bethätigt, sie haben ihre Treue gegen den König auf den dänischen und auf den böhmischen Schlachtfeldern [wir können hinzufügen: auch auf den französischen] mit ihrem Blut und mit der ihrer Nationalität eigentümlichen Tapferkeit besiegelt."

Die Wahlen im Posenschen scheinen gegen diese dankbare Anhänglichkeit zu sprechen. Sie waren aber nur das Resultat einer fast beispiellosen Agitation, bei welcher die polnische Geistlichkeit die Hauptrolle spielte. 1867 sagte ein Pfarrer, den der Kanzler im Reichstage mit Namen anführte, einer bäuerlichen Wahlversammlung: „Die Wahlen sind vor der Thür; man muß sich zusammennehmen, sonst wird man uns verbieten, polnisch zu sprechen, polnisch zu schlafen, polnisch zu beten, zu singen und zu weinen, polnisch eine Kanzelrede zu halten. Unsre Kinder werden alle deutsch werden, und dann geht es in Deutschland gerade so wie in Rußland, dann werden wir gehängt werden, wenn wir uns Polen nennen." Ein andrer Geistlicher empfahl den Bauern seine eigne Wahl, indem er den Polen vorspiegelte, die Regierung wolle ihnen ihre Sprache und ihren Glauben nehmen, den Deutschen, man wolle sie zu Evangelischen machen. Die polnischen Bauern eines Dorfes sagten ihrem Gutsherrn, sie müßten für den regierungsfeindlichen Propst stimmen, sie könnten nicht anders; denn es handle sich um ihr Seelenheil, der Propst habe ihnen gesagt, wenn sie seine Zettel nicht abgäben, so könnten sie bei der Osterbeichte nicht auf Absolution rechnen. Eine ganze Anzahl von Pfarrern hielten Wahlreden von der Kanzel, in welchen sie unter vielen Thränen ihrer Gemeinde verkündeten, wenn man nicht einen Polen wähle, so werde man unausbleiblich gezwungen werden, die katholische Religion und die polnische Sprache aufzugeben. Unmittelbar darauf verteilte dann ge-

Digitized by Google

wöhnlich der Kirchendiener vor der Thür die Wahlzettel an die erschreckten Stimmberechtigten.

So wars 1867, und so oder ganz ähnlich verfuhr die polnische Geistlichkeit in Posen und Westpreußen bei allen späteren Wahlen bis auf die letzten. Bismarck bemerkte in der Rede gegen Kantak ironisch, bei der Heiligkeit des geistlichen Standes könne er nicht daran zweifeln, daß jene Herren das, was sie ihren Beichtkindern gesagt, wirklich geglaubt hätten. „Dann aber," fuhr er fort, „herrscht unter ihnen ein Grad der Unwissenheit in Bezug auf weltliche Dinge, der die Regierung dringend wünschen lassen muß, daß ihm von seiten der höheren Geistlichkeit ein Ende gemacht werde, namentlich wenn die Geistlichkeit dort die Aufsicht über den Jugendunterricht behalten soll." Der Wunsch der Regierung, nach 1870 durch verstärkte Wühlerei der polnischen Pfarrer und Pröpste noch dringender gemacht, ist nicht erfüllt worden. Darauf ergingen die Gesetze, über die sich die Posener Abgeordneten jetzt beklagen, das über die Schulaufsicht und andre, alle mit besondrer Rücksicht auf Posen und Westpreußen, und da die Agitation fortdauert, so zwingt schon die Not, von einer Milderung oder gar einer Beseitigung dieser Gesetze in jenen Provinzen Abstand zu nehmen.

Sind denn aber die polnischen Abgeordneten überhaupt befugt, im Namen der Polen das Wort zu führen? Die citirte Rede des Reichskanzlers, die auch heute so gehalten werden könnte wie vor fünfzehn Jahren, verneint es entschieden. Es giebt in den genannten preußischen Provinzen unter rund 2 800 000 Einwohnern ungefähr 1 150 000 Polen, aber 1 450 000 Katholiken polnischen und deutschen Stammes. Es befinden sich dort also etwa 300 000 Katholiken deutscher Zunge, welche zum großen Teile durch die geschilderten Umtriebe verführt worden sind, mit den Polen für die Kandidaten der polnischen Opposition zu stimmen. Anderwärts hat die Fortschrittspartei für ihrer Begriffe von politischer Ehre angemessen erachtet, ihrerseits Zettel für den polnischen Bewerber um das Abgeordnetenmandat abzugeben. „Sie sind also," sagte mit vollem Rechte Bismarck 1867 der polnischen Fraktion, „nicht legitimirt, wenn Sie namens der beinahe drei Millionen Einwohner dieser beiden Provinzen, höchstens legitimirt, wenn Sie namens der Katholiken, nicht aber, wenn Sie namens der Polen sprechen, namentlich nicht legitimirt, wenn Sie im Namen der Nationalität für diejenigen sprechen, die in der Furcht, das Heiligste, was sie in ihren Herzen tragen, ihren Glauben, beeinträchtigt zu sehen, für Sie gestimmt haben, infolge einer Furcht, die durch künstliche und unwahre Vorspiegelungen in ihnen erregt war." Wörtlich dasselbe kann man den Herren aus Posen zurufen, die jetzt für die angeblichen Rechte der polnischen Preußen peroriren und protestiren wollen.

Digitized by Google

Freiligrath in seinen Briefen.

(Schluß.)

er große Erfolg, den seine erste Gedichtsammlung hatte, ermutigte Freiligrath, und die alljährlich sich folgenden neuen Auflagen ermöglichten es ihm, noch einmal, und zwar für längere Zeit, die verhaßte Knechtschaft des Comptoirdienstes abzuschütteln. Sieben Jahre, von 1839 bis 1846, war es ihm auf diese Weise vergönnt, mit wechselndem Aufenthalt, meist an seinem vielgepriesenen Rhein, ganz sich selbst, seinen Studien und seiner Muße zu leben. Sie überzeugten ihn aber auch aufs neue, daß er zum schriftstellerischen Beruf nicht tauge; es fehlte ihm dazu, bei allem Fleiße, die literarische Betriebsamkeit, wie so manche begonnene und nicht zu Ende geführte Unternehmung beweist. Mit männlichem Entschlusse und richtiger Einsicht kehrte er daher auch später, als äußere Verhältnisse es ihm nahe legten, zu dem verlassenen Broterwerb zurück.

In diese Periode fällt seine Umwandlung zum politischen Dichter. Höchst überraschend wirkte es, als er 1844 von Aßmannshausen aus sein „Glaubensbekenntnis" kühn in die Welt schleuderte und sich darin mit einemmale von einer so ganz neuen Seite zeigte. Und doch war diese Umwandlung schon seit langem vorbereitet und ganz allmählich vor sich gegangen.

Schon das Geschick der Göttinger Sieben und das Auftreten der freisinnigen österreichischen Poeten Anastasius Grün und Karl Beck hatte Freiligrath seinerzeit mächtig ergriffen. Im Mai 1838 schreibt er: „Ob Hölty auch wohl Mailieder gemacht hätte, wenn Anno 1773 sieben Professoren par ordre de Mufti exilirt worden wären? — 's ist eine schwüle Zeit; der Poet steht vereinsamt in ihr, ein überflüssiges Gerät! — Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit so zu erfassen versteht, wie in neuester Zeit Grün und Beck. — Des letzteren Nächte, Gepanzerte Lieder kann ich dir nicht genug empfehlen! Der edelste Liberalismus und dabei eine Phantasie, wie Feuer und Flammen. Bild auf Bild, Blitz auf Blitz, Streich auf Streich." Und ein paar Monate später, bei Gelegenheit des auf der Grotenburg zu errichtenden Hermannsdenkmales, in ähnlicher Weise: „Ich dächte, in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben, und unter ihnen ein Jakob Grimm, Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch noch wohl anders und schöner, als durch Errichtung eines Mals für Hermann, bethätigen. Was liegt nicht alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch anderes als Denkmäler!"

Schon von dieser Zeit an hat Freiligrath im wesentlichen mit der Periode der Wüsten-, Urwald- und Meeresdichtung abgeschlossen und wendet sich in

Digitized by Google

dem Zeitgedicht näher liegenden Stoffen zu, zunächst noch in unpolitischer und tendenzloser Weise, indem er nur an Zeitereignisse anknüpft und sich von ihnen zu poetischem Schaffen begeistern läßt. Dieser neuen Richtung, einer Gelegenheitsdichtung im besten Sinne des Wortes, ist der Dichter von nun an bis an sein Lebensende treu geblieben.

Anfangs erklärt er sich mit großer Entschiedenheit gegen die politische Tendenzdichtung, die in den Jahren 1840 und 1841 in Hoffmanns „Unpolitischen Liedern," Herweghs „Gedichten eines Lebendigen," Dingelstedts „Kosmopolitischem Nachtwächter" mit Macht hervorbrach und wie ein Ansteckungsstoff weit fortwirkte. Im Hinblick auf sie schreibt er: „Unterdessen ist Herwegh zu Zürich »lebendig.« Ein famoser Kerl, aber die politische Poesie, insofern sie eine diplomatische ist, taugt eben nichts, und ist von der patriotisch-politischen wohl zu distinguiren. Die Poesie soll sich an das Ewige, Bleibende halten und nicht immer mit dem verfluchten Dreck und Schund unsers kläglichen, miserablen Menschen- und Staatslebens zu schaffen haben. Meine Kameele und Neger sind nun freilich, Gott sei's geklagt, auch just nichts Ewiges und Bleibendes, an dem man sich in die Höhe ranken könnte, aber wenn mir der liebe Gott nur etwas mehr freien Odem und ein gut Teil weniger Sorgen giebt, als ich jetzt habe, so denk' ich noch was Tüchtiges zu leisten."

In dieser Gesinnung warf Freiligrath Ende 1841 mitten in die radikalen Freiheitsphrasen hinein sein berühmtes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei,

einen Ausspruch, den Herwegh aufgriff, um sich in einem an Freiligrath gerichteten Liede zum Lobe der Parteidichtung zu ergehen. Auf diese Vorgänge bezieht sich folgende Stelle in einem Briefe Freiligraths an Matzerath: „Herweghs schönes Gedicht gegen mich wirst du mit Ruges breiter Sauce in den Jahrbüchern gelesen haben — ich bin eben jetzt mit einer Antwort beschäftigt, und wenn ich, wie vorauszusehen, auch nicht das Feld behalte, so tröst' ich mich doch wenigstens mit dem Gedanken, daß ich die Debatte mit einem einzigen dreisten Worte weiter gebracht oder doch populärer gemacht habe, als hundert Rezensionen imstande gewesen wären. Herwegh ist mir übrigens ein werter Kerl, durch und durch Poet, immenses Talent, Wahrheit der Gesinnung — sonst allerdings Fanatiker! Dingelstedt ist dagegen nichts als ein allerdings sehr bedeutendes Talent; ich bin, beim Teufel, glaub' ich, ebenso liberal wie Dingelstedt (wenn ich auch nicht Herweghs vagen, ins Blaue hineinstürmenden Fanatismus teile), aber Gott soll mich bewahren, daß ich mit meinem plebejen Trotze Wucher treibe, der aura popularis zu Liebe. Das Reich der Poesie ist nicht von dieser Welt, sie soll im Himmel sein und nicht auf der Erde, und wenn sie auf der Erde ist, so soll sie mindestens zum Himmel deuten. Dante war

Digitized by Google

auch Parteimann, und sein Exil war wahrlich ein andres als das des Refraktärs Georg Herwegh – aber wie fällt bei ihm Schlacke um Schlacke, bis er zuletzt, durch Liebe geläutert und verklärt, alles Irdische abgestreift hat und von den Höhen des Paradieses auf den Wust des alten Lebens herabschaut. Und doch — warum hat Herwegh nicht ihn oder Milton mir entgegengehalten? Statt dessen macht er die Phrase: «Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder und kämpften auf den Zinnen der Partei.» Saubere Parteigänger, diese Götter! Wir wissen's ja, warum Venus den Paris und den Äneas schützte, und warum es wiederum Mars mit der Venus hielt!"

Die hier angedeutete poetische Antwort wurde nicht vollendet. Als dagegen im Januar 1843 Herwegh, der von Friedrich Wilhelm IV. in einer Audienz wohlwollend empfangen worden war, die Taktlosigkeit beging, an denselben jenen durch alle Zeitungen gehenden verletzenden Brief „unter vier Augen" zu richten, der seine Ausweisung aus Preußen zur Folge hatte, da verfaßte Freiligrath, der durch solche Vorgänge die Sache der Freiheit, welcher auch er sich immer mehr anschloß, nur kompromittirt sah, seine vernichtende poetische Epistel an Herwegh. Im Begriff, sie zu veröffentlichen, schreibt er an Karl Buchner: „Ich fühle, daß das Gedicht gut und schlagend ist, bin mir auch bewußt, daß ich die Sache und nicht die Person im Auge habe, doch steht mir die junge Produktion noch zu nahe, als daß ich schon selbst in allen Dingen ein ganz freies Urteil darüber haben könnte. Teilen Sie mir drum das ihrige offen und ohne Hehl mit, Sie wissen wohl, daß ich mit mir reden lasse. Zunächst fragt es sich, ob der unbefangene Leser sofort den durchaus freien Standpunkt des Verfassers erkennen, und keinerlei reaktionäre Tendenzen in dem Poem wittern wird. Wo man den dummen Streich eines Freiheitshelden rügt, glauben die Dummen nur gar zu leicht, man wolle der Freiheit selbst ans Zeug. . . . Wenn die ächte, wahre Freiheit nicht noch mehr kompromittirt werden soll, so muß man diesem egoistischen Unwesen, diesem Schindludertreiben mit der Freiheit (sit venia verbo, ich kann mich aber bei Gott nicht anständiger ausdrücken) energisch entgegenwirken, und dem hoffärtigen Troß zeigen, daß man, trotz ihres Absprechens, auch eine politische Gesinnung hat, wenn man sie auch nicht bei jedem Atemholen im Maul führt."

Der Gang der Ereignisse jedoch, das Ausbleiben der Hoffnungen, die man an Friedrich Wilhelms IV. Auftreten geknüpft hatte, führten auch Freiligrath immer weiter nach links, und wie er stets beim poetischen Schaffen nur den zwingenden Impulsen seines Innern folgte, drängte es auch ihn jetzt mit Macht, seine Stimme in dem Chorus der mit Deutschlands Gegenwart unzufriedenen Dichter gleichfalls zu erheben. Bereits im Sommer dieses Jahres beginnen diese politischen Expektorationen. Im August schreibt er an Schücking: „Ich bin seit vierzehn Tagen wieder einmal rechtschaffen schafferig (wie die Schwaben sagen) und lasse ein Sonett nach dem andern vom Stapel. Meist über Fragen

Digitized by Google

der Zeit, aber auch anderes ist nicht ausgeschlossen. Grundton: ein der Reaktion wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus." Und ferner: „Glaube nicht, daß ich einer Mode zu Liebe, die schon wieder aus der Mode ist, das Zeugs mache. Daran denk' ich nicht. Es kommt mir eben, und ich kann es nicht abweisen." Im Anfang des nächsten Jahres steigert sich, mit zunehmender Erbitterung, diese Produktivität zu fieberhafter Thätigkeit. Charakteristisch sind die Worte an Schücking: „Ich bin jetzt ordentlich im Grimm: ich sage: Assah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig." An Geibel schreibt er um die nämliche Zeit: „Wegen dreier Gedichte, die mir um Neujahr der Kölner Zensor strich, hab' ich heute Bescheid vom Ober-Zensur-Gericht erhalten, leider zu $^2/_3$ ungünstig lautend. Eine wahre Schmach! Mich wurmt solches Zertreten des Gedankens mehr, als es dich zu wurmen scheint. Ich begreife dein »Gern entsagt er jenen Liedern« auf Seite 49 der Zeitstimmen wahrhaftig nicht. Was mir ein Gott zu guter Stunde gegeben hat, was aus dem Innersten meiner Überzeugung, aus den reinsten Tiefen meines Herzens hervorgequollen ist, dem entsag' ich nicht, und sollt' ich's in Straßburg oder in der Schweiz drucken lassen."

So war Freiligrath jetzt entschlossen, alle äußeren Rücksichten fahren zu lassen. Das Jahresgehalt von 300 Thalern, das er seit 1842 von König Friedrich Wilhelm IV. bezog, hatte er schon mit Beginn des Jahres 1844 nicht mehr erhoben und stand nun im Begriff, „die reine, unzweideutige Stellung einzunehmen, nach der seine Ehrlichkeit lechzte," es möge daraus entstehen, was da wolle. „Mein politisches Bändchen »Ein Glaubensbekenntnis« wird, so Gott will, auch bis Ostern fertig. Es wird entscheidend für mein Leben sein. Ich vertraue Ihnen — natürlich ganz und durchaus unter uns — an, daß ich die Pension jedenfalls kündige. Ich will frei und ungehemmt dastehen — die paar hundert Thaler sind und bleiben doch ein Maulkorb. Ich kann das nicht mehr ertragen, vollends jetzt nicht, wo fast alles, was der König thut, einem die Brust beklemmt. Gott wird weiter helfen! Ich weiß, was ich meinem treuen, guten Weibe schuldig bin, und werde danach handeln. Im schlimmsten Falle bin ich noch immer so viel vom Kaufmann, um einer Kommisstelle von 5—600 Thalern sicher zu sein, die mich wenigstens augenblicklich vor pekuniärem Derangement schützt. Es wird eine harte Nuß sein, diese interimistische Rückkehr zu einer verlassenen, meinem innersten Wesen fremden und nicht zusagenden Fahne — ich brauch' ihr ja aber nur einen Teil meiner Zeit, nicht mein Herz und mein Denken zu widmen, und bin eben, trotz anderweitiger Gebundenheit, frei unter ihr — freier als jetzt, in dieser verfluchtesten aller Amphibienstellungen, in die ein armer Teufel je hineinpatschen konnte. Es steht fest: ich schlag' dem Faß den Boden ein!"

Im Sommer 1844, nach mancherlei Hindernissen, kam das „Glaubensbekenntnis" heraus und erregte ein ungeheures Aufsehen. Im Vorworte gab

Digitized by Google

Freiligrath offen zu, daß er damit von jener „höhern Warte“ auf die „Zinnen der Partei“ herabgestiegen sei. Man muß jedoch anerkennen, daß von allen Produktionen der politischen Lyrik, welche die hochgehenden Wogen der damaligen Zeit emporwarfen, die Freiligraths poetisch am höchsten stehen, daß viele von ihnen, trotz aller Tendenz, frei von Herweghs banalen Phrasen und von Hoffmanns Philistrosität, Meisterwerke der Dichtkunst sind.

Den Gesinnungswechsel glaubte man sich nicht anders erklären zu können, als indem man ihn äußern Einflüssen zuschrieb. Hoffmann von Fallersleben sollte in jener „Nacht im Riesen“ zu Koblenz, im August 1843, wo die beiden Dichter, aus einer Gesellschaft heimkehrend, noch lange bei einem Glase Wein im vertraulichen Gespräch ihre Meinungen austauschten, Freiligrath „bekehrt“ haben. Letzterer gab freilich selber Anlaß zu dieser Annahme durch das im Glaubensbekenntnis veröffentlichte Gedicht an Hoffmann, das sich auf diese Nacht bezog. Hoffmann hat in seinen Lebenserinnerungen eine derartige Einwirkung in Abrede gestellt, auch Freiligrath verwahrt sich mehrfach entschieden dagegen. Von London aus schreibt er später an Brockhaus: „Nur eine Bemerkung möchte ich mir erlauben: über die Fabel von meiner sogenannten »Konversion« durch Hoffmann von Fallersleben, die zuerst von der reaktionären Presse des Jahres 1844 erfundene und geschäftig verbreitete. Ich habe es bisher verschmäht, auch nur eine Silbe dagegen zu schreiben, da der Mythus aber in jüngster Zeit sogar in Anthologien und Literaturgeschichten Eingang gefunden hat, so glaube ich eine Gelegenheit, wie sie sich mir eben ungesucht bietet, nicht versäumen zu dürfen, um der möglichen Wiederholung eines groben Irrtums entgegenzuarbeiten. Ich bin weder bekehrt, noch bin ich vollends durch Hoffmann bekehrt worden. Eine Entwicklung ist keine Bekehrung, eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte; daß ich bei allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entschlüsse gewesen, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt; das »Bis ich alles wußte« in meinem vielfach gemißdeuteten Liede an ihn bezog sich rein auf seine, mir erst bei dieser Gelegenheit im Detail bekannt gewordenen, persönlichen Schicksale. Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von innen heraus, von außen herein konstruiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionär; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Sozietät.“

Digitized by Google

„Dichter der Revolution" ward Freiligrath erst in der Verbannung, in die er sich, noch ehe sein Glaubensbekenntnis erschien, Weiterungen voraussehend, freiwillig begab, zunächst nach Belgien, dann in die Schweiz. Namentlich der Aufenthalt in oder bei Zürich, wo sich damals die deutschen Flüchtlinge zusammenfanden, wirkte ungünstig auf ihn ein und drängte ihn immer weiter nach links. In dem Heftchen Gedichte Ça ira, das er 1846 veröffentlichte, trat er vollständig als Bannerträger der Revolution auf, mit solcher Heftigkeit, daß bisweilen die Muße ganz verstummt unter dem heisern Geschrei des erregten Parteimannes. Auch den sozialistischen Schwärmereien, die damals vielfach mit den radikalen Bestrebungen Hand in Hand gingen, vermochte er sich nicht ganz zu entziehen. Er schreibt in dieser Hinsicht: „Ich bin nicht Kommunist, wenigstens nicht Kommunist von der exragirten Sorte, aber ich bin der Meinung, daß die neue Lehre, wenn sie auch nur einen Übergang vermitteln sollte, ein wesentlicher Fortschritt ist, und daß sie, in der Humanität wurzelnd, mehr anregen, fördern und zuletzt zur Entscheidung bringen wird, als eine einseitig politische Anschauung. Über die Illusionen deutscher Konstitutionen und Konstitutiönchen sollten wir doch hinaus sein! Der Kommunismus wird eine Zukunft haben! Alle seine Träume werden nicht verwirklicht werden, aber wenn er auch, gleich dem Kolumbus, nicht in Indien landet, so wird er doch ein Amerika entdecken."

Vorläufig mußte freilich der einzelne noch für sich selbst sorgen, und auch an Freiligrath, der im Jahre 1841 geheiratet hatte, trat mit wachsender Familie jetzt die Sorge für die Zukunft dringender heran. So wandte er sich denn mit derselben Entschlossenheit, mit welcher er, ohne Rücksicht auf die Folgen, für seine politische Überzeugung in die Schranken getreten war, dem kaufmännischen Erwerbe, der ihm eine gesichertere materielle Basis gewährte, wieder zu. Mit Ruhe schreibt er darüber an seinen Freund Buchner: „Wer bürgt mir für die dauernde Gunst des Publikums, wer für fernere, regelmäßig alle Jahr wiederkehrende neue Auflagen, wer (bei den täglich zunehmenden Verfolgungen freisinniger Schriften) für die Möglichkeit, poetisch-politische Sachen auch in Zukunft verwerten zu können? Also entschloß ich mich kurz, schrieb vor drei Monaten nach London, und werde jetzt in wenigen Wochen eine Existenzbasis unter den Füßen haben, auf der mir die wechselnde Gunst des Publikums sowohl, wie die Donnerkeile der Gewalthaber gleichgiltig sein können. Und welch Gefühl dabei: nicht mehr von der Poesie leben zu müssen! Wie oft hat es mich schmerzlich gedrückt, wenn ich daran dachte! Kein schlimmer Joch für den Pegasus, als dieses! Jedes andre ist golden dagegen!" Von einem allgemeineren und heute mehr denn je beherzigenswerten Gesichtspunkte aus betrachtet er seinen Fall in einem Briefe an Schücking: „Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Teil der gegenwärtigen Misère davon her, daß das Schriftstellertum einen besondern Stand bildet. Daher der Zudrang arbeits-

Digitized by Google

scheuer Jungen, daher die Produktion aus Not, daher die Masse von Schund, der, wenn er auch bald vergessen wird, doch ephemer den Markt überschwemmt, selbst gegen besseres mißtrauisch macht und den Geschmack der Menge vollends ruinirt. Ich wünsche von Herzen, daß mein Beispiel nicht ohne Wirkung sein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen solchen Schritt thue, so müßte doch, mein' ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in sich schlagen. Louis Blanc, in seinem Büchlein von der Organisation der Arbeit, hat vollkommen Recht: der wohlhabende Autor widme sich nur dem Kultus des Gedankens — er kann es! Der arme aber schaffe sich sein täglich Brot durch irgend ein unbescholten praktisch Gewerbe, und überlasse sich nur in seinen Weihestunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen ist." Wir knüpfen hieran gleich noch die folgenden, ebenfalls ein aktuelles Interesse in Anspruch nehmenden Worte Freiligraths: „Schriftstellerversammlungen, gleichviel zu Stuttgart oder zu Weimar, thun's nicht. Mögen sie sich zusammenthun zum Trinken und zum Toastiren, das geht schon an, aber weiter bringen sie es auch nicht! Überhaupt: der Genius ist immer einsam gewesen! Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch einen Gedankenblitz weiter, als Millionen räsonnirender, brüderlich miteinander tafelnder Hohlköpfe."

So ging der Dichter im Sommer 1846 nach London, um in eine Comptoirstelle einzutreten. Aber schon das Jahr 1848 brachte ihn wieder zurück. Als der Sturm der von ihm mit Jubel und neuen Gedichten begrüßten Februarrevolution auch über Deutschland hinwehte, litt es ihn nicht länger fern von den Ereignissen. In Düsseldorf, wo er zunächst seinen Aufenthalt nahm, trat er dem Volksklub bei, aber da ihm die Gabe der Beredsamkeit fehlte, so wirkte er durch Gedichte, die er als Flugblätter zu tausenden ausstreute, darunter das großartige „Die Toten an die Lebenden," wegen dessen er im August in Untersuchungshaft genommen wurde. Der Ausgang dieses Prozesses ist charakteristisch für die damaligen Zustände. Es konnte gar nicht zweifelhaft sein, daß in dem Gedichte der Umsturz der bestehenden Staatsgewalt angepriesen wurde; trotzdem sprachen am 6. Oktober die Geschworenen nach kurzer Beratung einstimmig ihr Nichtschuldig aus, und von der Bürgerwehr und einer zahlreichen Volksmenge ward der populäre Dichter mit Musik und unter Blumenregen nach Hause geleitet und abends ihm ein Fackelzug gebracht. Kurze Zeit darauf trat Freiligrath mit in die Redaktion der in Köln neubegründeten Neuen Rheinischen Zeitung ein. Als aber diese im Jahre 1849 einging, zog er sich, von dem Gange der Dinge sehr unbefriedigt, immer mehr von der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurück, und im Begriffe, das zweite Heft seiner „Neuern Politischen und Sozialen Gedichte" ausfliegen zu lassen, ging er im Mai 1851 aufs neue in die Verbannung nach England; noch rechtzeitig genug, denn nicht lange darnach folgten ihm zwei Steckbriefe, der eine aus Düsseldorf wegen des eben genannten Heftchens, der andre aus Köln wegen angeblicher

Digitized by Google

Beteiligung an einem Komplot. In beiden Angelegenheiten fand eine gerichtliche Verhandlung in contumaciam nicht statt, sodaß diese Anklagen lebenslang über Freiligrath schwebten.

In der „Galeeren- und Tretmühlenarbeit," die, „deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull übernommen," nun in London wieder begann, ließ sich die Muße Freiligraths nur noch selten vernehmen, bei besondern Anlässen, wie zur Schillerfeier 1859, im Kriege 1866, oder wenn ein Familienfest im Freundeskreise den Dichter zu einem jener humoristischen Gedichte aufmunterte, von denen in der neuesten Gesammtausgabe köstliche Proben mitgeteilt sind. Auch der Briefwechsel wird jetzt spärlich, wie er es schon in den vorausgehenden Sturmjahren war: die Stellung, die Freiligrath in jenen Jahren einnahm, hatte doch so manche alte Verbindung gelockert.

Wie tief er bei seinem lebhaften Heimatsgefühl die Schwere des Exils empfand, geht aus vielen Stellen des Briefwechsels hervor, und doch kann er in seinem knorrigen westfälischen Charakter, wie er an den einmal ergriffenen politischen Idealen festhält, so sich auch zu keinen Zugeständnissen herbeilassen. An Karl Buchner schreibt er: „Gott weiß, lieber Freund, wie gern ich wieder in Deutschland wäre! Diese letzten sechs Jahre haben mich recht gelehrt, was die Heimat mir ist, und was ich, fern von ihr, entbehre! Ich bin so deutsch geworden, daß ich das Exil wirklich nur hier, im germanischen England, möglich und erträglich finde (aber auch nur erträglich) — und dennoch kann ich mich zu Schritten, wie Sie anzudeuten scheinen, nicht entschließen. Ich müßte also doch petitioniren, ich müßte also doch wenigstens Versprechungen geben! Das geht nicht!.. Mich und uns alle kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen! Thut sie's nicht, ist sie überhaupt tot, oder erhebt sie ihr Haupt erst wieder, wenn das unsrige längst unterm Rasen liegt, so bin ich resignirt, und hoffe die Kraft in mir zu tragen, das Unabänderliche, selbst Heraufbeschworene ausdauern zu können — bis ans Ende!" Auch die Amnestie König Wilhelms vom Jahre 1861 konnte bei der eigentümlichen Lage Freiligraths, der weder verurteilt noch freigesprochen war, diesen starren Sinn nicht brechen: „Die preußische »Amnestie« ist für mich rein illusorisch. Ich müßte mich, jenem »Gnadenerlaß« zufolge, bei meiner Rückkehr erst noch verurteilen und sodann durch den Justizminister speziell der »Gnade« des Königs empfehlen lassen. Das kann mir natürlich nicht konveniren, und so darf ich denn auch keine Pläne machen, Waldluft bei euch zu trinken."

Trotz alledem bewahrte das gute deutsche Herz den Dichter, der sich auch von dem unerquicklichen Treiben der deutschen Emigration in London fernhielt, vor jener Verbitterung und schroffen Stellung, in die Exilirte nur zu leicht hineingeraten. Als Auerbach bei Gelegenheit der von Freiligrath veranstalteten Anthologie „Dichtung und Dichter" wieder mit letzterm anknüpft, antwortet ihm Freiligrath hocherfreut: „Bedarf es nun noch erst der Versicherung, lieber

Digitized by Google

Freund, daß mir deine Sendung recht in der Seele wohlgethan hat? Laß dir warm und treu die Hand dafür drücken! Du bist wirklich fast der einzige noch, der mir in solcher Weise zeigt, daß ich nicht ganz vergessen bin drüben, und glaube mir, daß ich das anzuerkennen weiß. Daß ich euch nicht vergessen habe, daß ich, wie verschlagen auch von der Heimat und wie fernab den behaglichen Gleisen einer rein literarischen Existenz, dennoch treu gedenkend an der Heimat und den alten, ruhig in ihr gebliebenen Freunden festhalte; daß ich mir einen freien, unbefangenen Blick für die geistigen Bestrebungen des Vaterlandes bewahrt habe; und daß mein Herz, trotz alledem und alledem, unverbittert geblieben ist — das, glaube ich, habe ich durch meine Anthologie »Dichtung und Dichter« zur Genüge bewiesen, und es freut mich, daß dafür der eine oder andre jetzt wieder zu mir kommt." An einen andern Freund schreibt er: „Ich bin weder so einseitig noch so schroff, wie du mich dir wahrscheinlich vorstellst. Ich halte fest an meinen Überzeugungen, und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir wert, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt."

Das Jahr 1866 brachte Freiligrath schwere Sorgen, da die Londoner Agentur der Schweizer Bank, welcher er in dem letzten Jahrzehnt als Manager (Bureauchef) vorgestanden hatte, einging. Somit sah sich der alternde Dichter für den Rest seiner Tage aufs neue einer ungewissen Zukunft preisgegeben. Da faßten treue Freunde den Plan, für ihn ein Nationalgeschenk, eine „Freiligrathdotation" anzuregen, und das noch nicht dagewesene geschah: in kurzer Zeit waren beinahe sechzigtausend Thaler aufgebracht, welche die Nation selbst dem Dichter darbrachte, damit er von Sorgen befreit, sein Leben in Ruhe beschließen könne. Nun ließ sich auch eine Rückkehr ins Vaterland nicht länger von der Hand weisen, wenn auch die neue preußische Amnestie von 1866 wiederum auf Freiligrath nicht anwendbar schien. Der letztere Umstand war mit die Veranlassung für den hartnäckigen Dichter, zunächst nicht in Preußen, sondern in Stuttgart seinen Aufenthalt zu nehmen, obwohl man ihm, wie vorauszusehen war, weder 1867 bei der Reise den Rhein hinauf und der Begrüßungsfeier in Rolandseck, noch im Jahre darauf bei den Huldigungen in Köln die geringsten polizeilichen Schwierigkeiten machte.

So hatte sich doch noch erfüllt, was Freiligrath zehn Jahre früher einem Freunde als seinen schönsten Wunsch hinstellte: „Gott helfe dem Manager, aber ich kann mir doch kein größeres Glück für meine alten Tage denken, als einmal am Rhein oder Weser, oder Ruhr oder Lenne, oder Main oder Neckar, ein stillbeschauliches Leben, an der Seite meiner guten alten Ida, umgeben von meinen herangewachsenen Kindern und natürlich auch zwischen Blumen und Bäumen und Büchern, führen zu können!"

Digitized by Google

Dies beschauliche Leben wurde noch einmal unterbrochen, als Freiligraths patriotische Lyrik im Jahre 1870 einen heißen Nachsommer erlebte. Wie er seinen ältesten Sohn Wolfgang, der sich dem Bonner Freiwilligenkorps zur Pflege der Verwundeten auf dem Schlachtfelde anschloß, segnend ins Feld entließ, so feierte er mit jugendlicher Begeisterung den nationalen Aufschwung in neuen prächtigen Liedern, darunter dem ostkomponirten „Hurra Germania!" Dann schwieg er wieder. Wie aber selbst der neuen Gestaltung der Dinge gegenüber der alte Demokrat von 1848 sich spröde verhielt, zeigt uns der Brief, mit dem er 1874 Auerbach die Zusendung von dessen vaterländischem Roman „Waldfried" beantwortete: „Du (ich identifizire dich natürlich mit Heinrich Waldfried) gehst mir zu weit in deiner Einheitsfreude. Ich brauche dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Daß ich darum aber das »Reich,« wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben: das, lieber Heinrich Waldfried, fällt mir nicht ein. Ich acceptire die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Notwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür. Ich ehre deine Ansicht, weil ich weiß, daß sie auf Wahrhaftigkeit und ehrlicher Überzeugung beruht, aber ich teile sie nicht. Sie unbedingt teilen, hieße ein politisches Programm unterschreiben, hieße mich zum Mitglied einer Partei machen. Das aber liegt mir fern. Ich bin froh, daß ich keiner Partei mehr angehöre (also auch keiner »besondern Schattirung« innerhalb einer Partei), daß ich, jetzt schon seit Jahren, wieder auf jener »höhern Warte« stehe, von welcher ich einst gesungen."

So war der Kreislauf vollbracht, der Dichter auf den Ausgangspunkt seiner politischen Bestrebungen zurückgekehrt. Immerhin muß es mit Genugthuung erfüllen, daß er weitab von jenem bissigen, unpatriotischen Pessimismus war, der Herweghs postume, in Gift und Galle getauchte „Neueste Gedichte" (1877) so widerlich macht; daß er mit dem versöhnenden Akkord seiner Kriegslyrik von 1870 abschloß. So konnte die Trauer bei Freiligraths am 18. März 1876 in Kanstatt erfolgten Tode eine allgemeine sein; nicht bloß ein hervorragender Dichter, auch ein treuer Sohn seines Volkes war aus dem Leben geschieden.

Digitized by Google

Vier Festreden von Julius Schnorr von Carolsfeld.

Mitgeteilt aus seinem Nachlasse.

ür den handschriftlichen Nachlaß des Malers Julius Schnorr von Carolsfeld hat sich der Erbe noch nicht gefunden, der befähigt und gewillt gewesen wäre, das darin gebotene Material zu einer Darstellung der Geschichte seines Lebens und der Kunstbestrebungen seiner Zeit zu verarbeiten. Man kann dies bedauern, da die geschichtlichen Quellen bis jetzt nur spärlich fließen, aus denen die Reformbestrebungen, welche sich an das Auftreten der deutschen Künstler in Rom und die Namen von Cornelius, Overbeck und Schnorr selbst knüpfen, genauer erkannt, Irrtümer, denen die Beurteilung dieser Männer gegenwärtig ausgesetzt ist, berichtigt werden könnten. Aber für die Wahrheit des historischen Gesammturteils über die Bedeutung Schnorrs und der von ihm vertretenen Kunstrichtung kann es doch schließlich nur ein Gewinn sein, wenn jene kunstgeschichtliche Arbeit nicht eher an das Licht tritt, als bis die so rasch wechselnden, so jäh in ihr Gegenteil sich verkehrenden Tagesmeinungen aufgehört haben werden, dieses Gesammturteil zu beeinflussen. Denn es steht erfahrungsmäßig fest, daß in der Würdigung der Wirksamkeit hervorragender Männer kein Zeitalter ungerechter zu sein pflegt, als dasjenige, welches unmittelbar auf ihren Tod folgt. Belege für diese Erfahrung stünden reichlich zu Gebote; doch ein Hinweis allein auf die Geschichte der Beurteilung Goethes dürfte alle übrigen Belege entbehrlich machen.

Der Einsender dieses vermeidet es um mehrerer und ganz verschiedenartiger Ursachen willen, seinerseits mit einem geschichtlichen Urteile über die künstlerischen Bestrebungen hervorzutreten, welche in Rom ihren Ausgangspunkt hatten und später sich in München zu der bekannten großartigen Thätigkeit entfalteten. Nur das eine will er hervorheben, indem er auf die hier mitgeteilten Festreden Schnorrs aus den Jahren 1844 bis 1846 hinweist, in wie hohem Grade in diesen Reden als ein für die Kunstthätigkeit der Zeit charakteristisches Merkmal jene mit Thatkraft und Unternehmungslust verbundene ideale Begeisterung zum Ausdruck kommt, welche das Emporblühen deutscher Kunst in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts als einen Teil des nationalen Aufschwungs erscheinen läßt, der dem neunzehnten Jahrhundert in der Geschichte des deutschen Volkes dauernd sein besonderes Gepräge geben wird.

1.

Meine verehrten Freunde, die Benachrichtigung von Ihrem Vorsatze, auch in diesem Jahre eine festliche Zusammenkunft mir zu Ehren zu veranstalten, erregte das Verlangen in mir, mein Herz wieder einmal gegen Sie auszuschütten.

Digitized by Google

Geehrte Freunde, was ist es, das uns hier vereinigt und sonst im Leben zusammenhält, anderes als ein Verhältnis gegenseitigen Vertrauens, und zwar bei uns allen ein frei erwähltes? Viele von Ihnen sind längst aus dem Schülerverhältnis zu mir herausgetreten, und gerne suche ich mit diesen die Stellung gleichmäßiger Gegenseitigkeit einzunehmen, eine Stellung, in der auch mir Rat und That zu Gute kommen kann. Andere der verehrten Teilnehmer an dem heutigen Feste standen niemals als Schüler mir zur Seite; es vereinigt uns das Band der Kunstgenossenschaft und Freundschaft. Sowohl diese aber als jene sehen mich als einen Lehrer und Führer an, wenn auch nicht als den ihrigen. Ich mag wollen oder nicht, als ein Führer muß ich gelten, und zwar vorzugsweise bei der heutigen festlichen Gelegenheit.

Es läge nun nahe, mich darüber zu erklären, was ich als solcher zu erreichen gesucht, wie ich dieses meines Amtes und Berufes gewartet habe, um entweder noch ein näheres Verständnis zu Gunsten einer bessern Wirksamkeit herbeizuführen, oder gegen Mißverständnisse mich zu verwahren, oder auch zu rechtfertigen gegen etwaige Beschuldigungen. Das bleibe aber heute ferne von mir. Daß Sie mich hierher gerufen haben und wir so fröhlich beisammen sind, das ist ja ein Beweis, daß wir uns verstehen, und daß ich nicht erst nötig habe, mich zu rechtfertigen.

Angemessen scheint es mir aber gerade in der jetzigen Zeit, in welcher der Umschwung der Ideen und Ansichten so lebhaft ist, Veränderungen in der Zeitstimmung so rasch vor sich gehen, mit Keckheit und Bitterkeit das angetastet wird, was noch vor kurzem für unantastbar galt, einiges zu sagen über den Charakter und die Erfolge der Bestrebungen derjenigen Männer, welche vorzugsweise als Führer, ja als Anführer bei den großen Bewegungen, die wir auf dem Gebiete der Kunst erfahren und erlebt haben, von uns angesehen werden.

Soweit ich hierbei als beteiligt erscheinen mag durch meine Übereinstimmung mit den Ansichten derselben, soferne ich diesen Ansichten treu geblieben und ihnen gemäß gewirkt habe, wird sich das Verständnis meiner Bestrebungen und die Rechtfertigung für die Ausübung meines Lehramtes von selbst ergeben. Was aber den oben bezeichneten Gegenstand meiner heutigen Ansprache betrifft, so werde ich mich mit der Andeutung der Hauptzüge begnügen und eine weitere Ausführung Ihren eigenen Gedanken überlassen. Dieses erscheint um so geeigneter, als ich den jüngeren unter Ihnen gern eine Anregung geben möchte, für die Angelegenheiten der Kunst sich selbst die Anhaltspunkte zu suchen, von denen aus sowohl der zurückgelegte Weg beurteilt, als der zu verfolgende erkannt werden kann.

Was ich über die Bestrebungen und Erfolge jener Männer sagen werde, wird mit einer Abwehr der Angriffe sich verbinden, die so häufig und erst vor kurzer Zeit in feindseligster Weise gegen uns gerichtet worden sind.*) Ohne zu bedenken, welche Hindernisse überwunden werden mußten, um in der Tiefe den Grund zu gewinnen, auf welchem das Heiligtum der Kunst in reiner Gestalt sich erheben konnte, verklagt man jetzt schon die Bauleute, weil ihr Werk noch nicht vollendet ist. Ohne zu begreifen, weshalb die Maler vor allem eine stilvollere Formenentwicklung, und zwar in einer innigeren Verbindung mit der Architektur und Plastik, erstrebten und die sich bietende Gelegenheit zur Ausführung monumentaler Werke mit Eifer ergriffen, wirft man ihnen den Mangel an dem sichern Gebrauch der Farbe vor und will beweisen, daß ihre Bestrebungen verfehlt und nichtig seien

*) In der Schrift eines gewissen Igelsheimer.

Digitized by Google

gegenüber den Erfolgen andrer Schulen, welche ihre Vorbilder und die Wahrheit nur in der uns umgebenden Natur suchen.

Nun, meine Freunde, um neue Entdeckungen, welche wir von diesen anzunehmen etwa verschmäht hätten, handelt es sich wahrlich nicht. Unsre Führer erkannten die Wahrheit in des Wortes tiefster Bedeutung, sie kannten auch das Element der Farbe, des der Malerei allein eigentümlichen und nur ihr zugewiesenen Trägers des allgemeinen Kunstgeistes, wenn sie dieses Darstellungsmittel auch nicht beherrschten. Sie kannten die alten Meisterwerke und verstanden namentlich die noch immer unerreichten Leistungen der Venezianischen Schule, die neben der Farbe noch durch eine das gesammte Kunstgebiet durchdringende und belebende schöpferische Kraft getragen werden. Wo aber hätten sie die Werkstätte finden können, in welcher ihnen das gelehrt worden wäre, was man allerdings lernen muß, wenn man ein Maler werden will? In den Kunstakademien gewiß nicht. Und wäre bei der damaligen Beschaffenheit der Kunstzustände es wohl recht gewesen, wenn sie ihre Kräfte hätten zersplittern und dem dort winkenden Ziele nachjagen wollen, da es galt, den Boden zu bereiten, auf welchem die Kunst frisches Leben und Gedeihen finden konnte? Das, was not that, suchten unsre Meister wo anders, und in Wahrheit, es lag auch wo anders.

Leben, Geist, Wahrheit, Ernst, Tiefe und Innigkeit der Empfindung, nicht weniger als alles war abhanden gekommen. Kalte Nachahmung antiker Formen oder gemeine Modellwahrheit sammt dem leeren Schlendrian der Kunstschulen mußte niedergeworfen werden, um zum Leben durchzudringen. Und als der rechte Untergrund gefunden war, fand man ihn da, wo für alles Leben, nicht bloß für das Leben in der Kunst, allein fester Grund und Sicherheit gefunden wird, in der Erkenntnis des Verhältnisses des Menschen dem Ewigen gegenüber. Nur von da aus versteht der Mensch die Geschichte, das Leben; von da aus begreift sich das Sehnen des Menschen nach etwas Höherem, das Bedürfnis seines Herzens und Geistes. Da wurzelt auch alle wahre Begeisterung, Poesie und jegliche Kunst.

So stark war die Empfindung, daß nur von dem Standpunkt wiedergewonnener Pietät allein eine Wiederherstellung der Kunst möglich sei, daß jene Führer vor allem in einer Veredlung ihres innern Menschen die Bürgschaft für den Segen im Berufe erkannten. Man mag hierüber denken, wie man will; zugeben muß man aber, daß die Gesinnung, in welcher solche Ansichten wurzeln, eine edle sei, gewiß eine edlere, als die so häufig wahrnehmbare Sinnesart, welche mit innerer Zerrissenheit unter Spott und Hohn ihre Wege zum Ziele finden und andern zeigen will; zugeben muß man, daß, abgesehen von dem Gewinne des innern Menschen, die Werke, welche aus der vorhin bezeichneten Gesinnung hervorgegangen sind, den Ausdruck der Innigkeit, wahrer Frömmigkeit und des Friedens an sich tragen, welchen der bloße Vorsatz, auch des geübtesten und talentvollsten Künstlers, steht er nicht auf gleichem Grunde, nicht zu geben vermag. Und hiernach wird man auch zugeben müssen, daß der gesuchte und nach Kräften eingenommene Standpunkt wenigstens in dieser Beziehung sich gerechtfertigt habe.

Wie steht es nun aber jetzt bei denen, welche von diesem Standpunkt ausgegangen sind? Haben sie etwa auf engem Raume sich eigensinnig abgegrenzt, oder gewannen sie nicht vielmehr einen freieren Einblick in die Unendlichkeit der Welt des Geistes, indem inneres Leben überhaupt sich erschloß? Hat das Gebiet der Geschichte wie der Offenbarung sich nicht aufgeschlossen vor den Blicken dieser Männer? Wann wären wohl die erhabenen Schilderungen patriarchalischer Zeiten, die Mythen der Hellenen und Germanen, die großen Dichtungen eines Homer,

Digitized by Google

Dante, Goethe, oder selbst die heitern Seiten des Lebens tiefer, besser **verstanden** worden, als von ihnen? Hat sich ein mächtiges Wachstum an allen **Kräften nicht** kundgegeben von dem Augenblicke an, da es gelang, mit erneuertem Sinne den Standpunkt der, wie es vielen schien, kindischen alten Kunst wiederzugewinnen? Folgte nicht Sieg auf Sieg? Hat die im ganzen so gesunde und lebenskräftige Bewegung nicht jede Schranke durchbrochen, die der Eigensinn oder die Beschränktheit einzelner einer weiteren und vielseitigeren Entwicklung in den Weg legen wollte?

Man erlaube mir hier ein paar Stellen aus den Briefen eines ruhmgekrönten, edlen, durch seinen außerordentlichen Scharfsinn ausgezeichneten deutschen Gelehrten und Staatsmannes, der während der Jahre 1816 bis 1823 als preußischer Gesandter sich in Rom aufhielt, anzuführen, um zu zeigen, daß nicht etwa bloß in meinem Kopfe die Dinge sich so zeigen, wie ich sie geschildert habe. Niebuhr schreibt in einem Briefe vom Februar 1817 an Savigny: „Die hiesigen Maler sind entschieden in zwei Parteien geteilt; die eine besteht aus unsern Freunden und denen, die sich an sie anschließen, die andre ist die zusammenhaltende Phalanx derer, die um das Feuer in den Büschen auf dem Blocksberge sitzen. Jene sind von exemplarischem Lebenswandel; hier blühet die alte Liederlichkeit der deutschen Maler zu Rom, wie vor dreißig Jahren." In einem andern Briefe von dem nämlichen Jahre schreibt er: „Ich gehe mit denen am meisten und beinahe allein unter den Künstlern um, die zur religiösen Partei gehören, weil die, welche ganz fromm sind, und die, welche nach Frömmigkeit streben, bei weitem die edleren und auch die geistreicheren sind."

Wie in jeder mächtiger sich entfaltenden Kunstperiode, so hat auch in dieser der Geist die Bahn gebrochen, und festhaltend an dem einmal gewonnenen Kern, hat sie auch einen immer freieren, unabhängigeren und eigentümlicheren Charakter angenommen. Und ich sage euch, man hat gearbeitet, zu lernen gesucht und sich nicht begnügt, in weichlichen Gefühlen dahinzudämmern. Könntet ihr nur sehen die Studien eines Overbeck und andrer nach dem Akte, dem Gewande und der Anatomie! Was Zeichnung anbelangt, so habe ich noch nichts gründlicheres gesehen. Oder hätte man etwa Wahrheit und Natur bei der Formengestaltung verschmäht und verabsäumt? Was ist Naturwahrheit im Gebiete der Kunst? etwa die schwielige Hand des Lastträgers? Wo sehet ihr auf den Straßen die Vorbilder der Helden, der Apostel und Propheten? Sind die Apostel eines Guercino wahrer als die Propheten des Michelangelo, weil sie scheinbar wirkliche Runzeln haben? Sehet Michelangelos Adam, ob das nicht der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes ist, also der wahre Mensch? Man verwechsle doch die Wahrheit nicht mit dem Schein der Wirklichkeit, der bloßen Modellwahrheit. Kann der schöpferische Geist die Kunstwahrheit nicht aus sich gebären, wie Jupiter aus seinem Haupte die ausgestaltete Minerva entsteigen ließ, dann verzichte die Kunst nur von vornherein auf ihre edelsten Gebilde! Ihr Engel und Heiligen und ihr Helden der Vorzeit, ihr seid für uns verloren, denn ihr erscheinet freilich nicht zum stündlichen Gebrauche im wohleingerichteten Atelier mit dem Lichte von oben! — Oder gebricht es an dem Sinne für Anordnung, an Mannichfaltigkeit und Reichtum der Gestalten und Motive? Auch da sind die Werke unsrer Führer Zeugen ihrer Kraft, die von den Eulen der Nacht sich nicht verscheuchen lassen. Von welcher Seite ist neues Leben in die Architektur gedrungen und hat die starren Bollwerke hergebrachter Formen niedergeworfen und neue, lebendigere, unserm innersten Wesen angemessenere zur Geltung gebracht? Wer hat den reichen, mannichfaltigen Schmuck der Räume

Digitized by Google

wieder gefunden, wer der Arabeske neues Leben eingehaucht, den heitern, sprudelnden Witz, die tiefsinnige Glosse der Randzeichnung aus dem Schlafe erweckt? Wo haben selbst die reproduzirenden Künste, die Kupferstecher- und Holzschneidekunst, ihre erfolgreichen Strebungen angeknüpft, als an jenem allgemeinen Mittelpunkt alles Lebens?

Sollte nun aber gar nichts mehr zu thun sein, das sich der Rede und Anstrengung wert fände? Wäre die Kunst erschöpft und der Nachwuchs sollte die Hände entweder in den Schoß legen, oder läge ihm nichts anderes ob, als die Väter anund ihnen nachzubeten? Das zu behaupten, wäre eine Thorheit. Nur heran, ihr jungen Helden, die Waffen geschwungen! Noch giebt es genug zu kämpfen und zu erobern. Leben und Kunst sind reich genug, um immer neue Seiten, neue würdige Aufgaben hervorzukehren, durch deren Lösung man Kränze erringen kann. Aber eines sollen diese Helden bedenken: sie sollen nicht vergessen, was ihre Alten gethan, und was sie diesen zu verdanken haben; sie sollen nicht bloß, weil sie die Nachgebornen sind, nach Hottentotten- und Buschmännerart die ergrauten Führer den Wölfen und Raben des Undanks und des Hohnes preisgeben, um über kurz oder lang dasselbe Schicksal von ihren Nachfolgern zu erfahren; sie sollen nicht, nach einem leeren Scheine jagend, verlieren und daran geben, was sie besitzen, sondern das einmal gewonnene Gebiet nach Kräften behaupten und auf der ererbten Grundlage weiter bauen. Und glücklich dann, wer einst sagen kann: wir haben so viel hinzugethan, als wir empfangen haben, auch unsre Werke sind Zeugen unsrer Ehre!

Wer die Fortschritte mit Unbefangenheit und Gerechtigkeit würdigt, welche in der letzteren Zeit auf dem Gebiete der Malerei im engeren Sinne gemacht worden sind, wer es anerkennen will, wie viel größere Sicherheit in der Behandlung der Farbe gewonnen worden und wie mehr und mehr die Beherrschung dieses Elementes sich vorbereitet, wird nicht bange sein, noch zweifeln, daß unsre, d. h. die gesammte von jenen Führern vor andern ins Dasein gerufene deutsche Malerschule auch diese Krone noch erringt. Sie wird sie erringen, und zwar als eine ihrer Kunstart und dem deutschen Geiste angemessene, weil organisch entwickelte Zierde. Auf der andern Seite kann man aber auch wohl ohne große Prophetengabe voraussagen, daß diejenigen aus unsrer Schule, welche die an andern Schulen mit Recht bewunderte Beherrschung der Farbe gleichsam sprungweise erhaschen wollen, oder alles übrige über Bord werfen und an diesem Schatz genug zu haben vermeinen, nicht nur das verlieren, was sie sich sonst schon angeeignet, sondern auch das nicht organisch von innen und von der Basis aus entwickelte nicht gewinnen werden.

Meine verehrten Freunde, ich kann mich darauf berufen, daß ich bei allem Festhalten an dem unveräußerlichen, edelsten und höchsten Rechte der Kunst, schöpferisch zu gestalten, doch jederzeit auf Wahrheit, auf Natur und auf die unabweisliche Notwendigkeit einer entwickelten Fähigkeit, sie darzustellen, hingewiesen habe. Noch im vorigen Jahre habe ich im Einklang mit den von jeher gehegten Ansichten an dieser nämlichen Stätte als meine Überzeugung es ausgesprochen, daß die höchste Kunst nur in der vollendetsten Form zur Erscheinung kommen könne. Darum durfte ich mich wohl so lebhaft gegen die Gefahren einer Abirrung von dem als richtig erkannten Wege erklären, ohne Besorgnis, bei Ihnen einem Mißverständnis mich auszusetzen. Vor allem aber hoffe ich darauf rechnen zu können, daß Sie überzeugt sind, niemand werde sich herzlicher freuen, niemand es lieber anerkennen als ich, wenn ichs erlebte, daß die Jünger ihren Meistern weit voran eilen. Aber gerade dann, wenn Sie dem erhabenen Ziele noch um so viel näher

Digitized by Google

gerückt sind als jene älteren Führer, dann werden Sie auch gerne bekennen, gut geführt worden zu sein. Dann werden Sie aus eigenem Antriebe jenen Ruf anstimmen, zu welchem heute ich Sie noch auffordere, zu dem Rufe: Hoch leben unsere Altmeister, unsere Führer Cornelius und Overbeck!

München, am 11. April 1844.

2.

Abschied von den Münchnern.

Meine Herren, so oft ich noch diesem Tage entgegensah, beschäftigte mich das eine oder andre, was ich glaubte Ihnen an das Herz legen zu müssen. Es waren aber immer Gedanken, die sich zunächst auf Sie, auf Ihren künstlerischen Beruf oder auf die Kunst im allgemeinen bezogen. Heute zum erstenmal sehe ich mich veranlaßt, von meiner Person allein zu reden.

Wenn ich sonst bei dem mannichfachen Wechsel der Glieder dieses Kreises mein Verhältnis zu demselben für ebenso unveränderlich halten konnte, als meine Gesinnung gegen ihn; wenn die Kette, welche unser Kreis darstellt, in fester Gliederung sonst sich stets ergänzte, so muß heute ich derjenige sein, der Ihnen sagt, daß dieses Fest zum letztenmal gefeiert wird, daß wir heute ein Abschiedsfest, mein Abschiedsfest begehen.

Die Stadt, in der ich nun seit fast zwei Jahrzehnten weile, die ich nie, weder mit dem Kopfe noch mit dem Herzen, anders denn als die Stätte meines Bleibens betrachtete, soll ich verlassen und in jenes Land zurückkehren, da ich geboren bin und die Zeit meiner Jugend verlebte. Glauben Sie mir, meine Freunde, daß ich nur mit schwerem Herzen an den Abschied denke, daß ich aber doch getrost und festen Mutes dem neuen Ziele entgegengehe; denn gewiß: es ist mein Beruf, der mich dahin führt, und eine gute deutsche Stadt ist's, die mich ruft.

Lassen Sie uns heute den Abschiedsgedanken nicht allzu sehr nachhängen, vielmehr die Überzeugung in das Herz fassen, daß es kommen sollte, wie es gekommen ist, und in dieser Überzeugung fröhlich sein. Lassen Sie uns festhalten in der Freundschaft, in treuer Erinnerung an einander. Ich werde nie vergessen, was Sie in dieser letzten Zeit für mich gethan haben, und den Dank treu im Herzen bewahren, den ich auszusprechen nicht vermag. Lassen Sie uns festhalten an dem, was wir in unserm Berufe als recht und wahr erkannten. Bleiben wir auch nicht bei einander in München, so lassen Sie uns doch stets echte Münchner bleiben.

Ich, jetzt und hernach mit Leib und Leben ein Münchner, erhebe das Glas und leere es auf das Wohl der Münchner.

München, den 28. April 1846.

3.

Abschiedswort an die Münchner Kollegen, Freunde und Schüler.

Meine Herren, es ist mir tröstlich und erhebend, eine Vereinigung wie die heutige vor mir zu sehen; denn ich darf in diesem letzten Gruß, den Sie an mich richten, einen Beweis erblicken, daß Sie mit guter Meinung mich ziehen lassen und nicht etwa von mir glauben, daß ich nur einer fetteren Weide, einer reichlicheren Ausbeute nachgehe, nachdem hier eine mühelose Ernte beendigt ist.

Die Zeit ist gemessen, und ich will nicht zu viel Worte machen.

Digitized by Google

Ja, meine Herren, Sie dürfen so von mir denken. Ich habe das Bewußtsein, nach dem Maße der mir verliehenen Kräfte in meinem hiesigen Wirkungskreise gearbeitet zu haben. Und wie gerne hätte ich noch lange in diesem Kreise des Wirkens mich bewegt! Sie dürfen mir glauben, daß es kein leichtes Stück Arbeit für mich ist, von Baiern, von Ihnen mich zu trennen. Nur die feste Überzeugung, daß ich von nun an der Kunst in andern Verhältnissen dienen soll, verleiht mir die Kraft, in guter Fassung zu scheiden.

Es möge mir aber gestattet sein, denjenigen unter Ihnen, zu welchen ich als Lehrer in einer Beziehung gestanden habe, noch ein letztes Wort in jener Eigenschaft zu sagen. Vielleicht könnte es ungeeignet erscheinen, dies in der Gegenwart so vieler zu thun, welchen ein solches Verhältnis ferne steht. Indessen, da Sie mich nicht darum ehren, weil ich etwa mit Verleugnung meiner Ansichten und des mir angewiesenen Berufes Ihnen angehöre, sondern vielmehr darum, weil Sie die gute Meinung von mir haben, daß ich in meinem Berufe ein treuer Arbeiter gewesen sei, so darf ich hoffen, Sie werden nicht mit Abneigung Zeugen sein, daß ich auch noch diese letzte Gelegenheit benutzen wollte, meines Amtes zu warten.

Ich sagte vorhin, ich hätte nach dem Maße meiner Kräfte hier gethan, was ich vermochte. Wenn ich dies in Beziehung auf die als ausübendem Künstler mir übertragenen Aufgaben verstehen durfte, so darf ich wohl auch hinzufügen, daß ich ebenso das Beste zu lehren suchte, was ich wußte.

Manches freilich, das gestehe ich gerne, habe ich nicht lehren können, weil ich es selbst nicht wußte oder auch nicht konnte; gerade das aber, was ich in meinem Gebiete für das wesentlichste halte und wovon ich glaube, daß es auch in Zukunft hier gesucht, ja von der Münchener Schule wird gefordert werden, das habe ich gelehrt. Auf jenes Element der Kunst, wornach sie ihre höhere und höchste Bedeutung erhält, darauf habe ich unausgesetzt hingewiesen. Und ich habe darauf hingewiesen, weil es mein Beruf war und ohne einem andern Gebiete jemals zu nahe zu treten.

Niemand kann von mir sagen, ich hätte je ein tüchtiges Können mit Geringschätzung betrachtet, wo es in einer andern Kunstsphäre als der meinen sich hervorgethan. Auch die geringste Fertigkeit und Meisterhaftigkeit hat in meinen Augen eine Bedeutung, da ich wohl weiß, daß es am Ende doch entscheidend sei, wie man eine Sache mache, nicht was man mache. Und sollte es die Geschicklichkeit sein, einen Schafpelz vortrefflich darzustellen, ich ehre sie. Nur das verdenke man mir nicht, wenn ich in meinem Gebiet meinen Standpunkt behaupte und den Schafpelz nicht anerkenne als das goldne Vließ der Kunst, als jenes höchste Ziel und Kleinod, nach welchem die Argonauten der Kunst, die erwählten Helden, ihr Leben lang steuern sollen; als jenes Kleinod, durch dessen Erreichung und Besitz die erhabenste Aufgabe der Kunst gelöst wird.

Doch, meine Herren, halten Sie mir die Abschweifung zu Gute. Wie gerne komme ich selbst von dem erwähnten Kunstkleinod auf den viel köstlicheren Schatz zurück, von welchem Sie so großmütig auch heute wieder mir mitteilen. Es ist Ihr Wohlwollen, Ihre Liebe. Empfangen Sie meinen Dank für alles, was Sie an mir gethan haben. Ich danke hiermit den anwesenden und auch den abwesenden Gönnern und Freunden, allen denen, welchen ich verpflichtet bin, den hochgestellten Männern, die mich ermunterten und förderten, meinem verehrten ehemaligen Vorstand und meinen lieben Kollegen, den Freunden, den Kunstgenossen; ich danke auch meinen lieben Schülern. Innigen Dank allen! Auf Ihr Wohl dies Glas!

Menterschwaig, den 14. September 1846.

Digitized by Google

4.

An die Dresdner nach der Ankunft von München.

Meine Herren, als ich vor fünf Jahren mein Heimatland begrüßte, empfand ich den Hauch des Frühlingslebens, das sich mächtig unter Ihnen regte, und ich fühlte damals schon zu Ihnen mich hingezogen, ohne auch nur ahnen zu können, daß ich zum Mitarbeiter in diesem schönen Garten der Kunst jemals würde berufen werden. Jenes Frühlingswehen, es hat nicht getäuscht; fort und fort walten schaffende Kräfte, und neue Keime schwellen. Der Arbeit wird aber viel, denn reich will die Ernte werden.

Nun haben Sie auch mich zur Arbeit hergerufen, wohl fühlend, wie nahe schon lange ich Ihnen stehe; denn fürwahr, ich kann Ihnen kein Fremdling sein. Ich stehe Ihnen nahe durch meine Geburt wie durch meine Bestrebungen. Ich stehe Ihnen nahe vor allem durch meine Liebe zu Ihnen.

Und doch, meine Herren, mein letztes Wort an die Münchner war, daß ich Münchner bleiben würde bis an meines Lebens Ende, und mein erstes an Sie lautet ebenso. Ja, ich werde Münchner bleiben; das heißt, ich werde treu bleiben der Richtung, welcher sich alle meine innersten, meine besten Kräfte zugewendet haben; ich werde festhalten an dem Kern der Überzeugungen, wie er sich dort gestaltet hat. Ich werde auch Münchner bleiben durch meine Anhänglichkeit an einen Kreis edler Männer, der mich dort umgab, und wahrlich, ich wäre nicht wert, mit Vertrauen von Ihnen empfangen zu werden, wenn ich mich leicht getrennt hätte, wenn ich fähig wäre, der Treue zu vergessen, die ich dort gefunden habe.

Werde ich Ihnen aber darum weniger gehören, weil ich jenen treu bin, weniger kräftig Hand anlegen an die Arbeit, weil ich sie thun werde nach meiner alten Weise? Gewiß nicht. Gebe Gott, daß wir von Worten bald zu Thaten kommen; ich brenne vor Verlangen, mit Ihnen zu schaffen, zu schaffen zur Ehre des lieben Sachsenlandes, und wie würde ich mich freuen, wenn mein Münchnerisch recht bald zum Dresdnerisch würde, denn ich hoffe, es ist gutes Deutsch.

Noch heute, meine Herren, werde ich es ernstlich bedenken, wie ich am besten meinem Berufe unter Ihnen dienen kann. Nicht auf Namen und auf Personen werde ich sehen, immer nur auf die Sache. Es ist an sich so schwer, etwas zu vollbringen, und so leicht zu reden, daß wir den immer ehren dürfen, der doch etwas gethan hat, und finden wir, er habe es nicht gut gethan, so mögen wir es besser machen; das sei unsre Rezension.

Verkennen wir es nicht, auf Thaten kommt es an, meine Herren. Sehen wir zu, daß das uns anvertraute Pfund reiche Zinsen bringe. Deutschland wird um so strenger uns nachrechnen, als es an seinen Sachsen zweifelt, und glauben Sie mir, wir werden nicht ernten ohne Arbeit, ohne eifrige und treue Arbeit. Sind wir aber treu und eifrig, dann wird unsre Frucht Ruhm und unsre Ernte Sieg sein.

Daß die Arbeit gelinge und die Ernte reich werde, darauf lassen Sie uns ein Glas leeren.

Dresden, den 30. September 1846.

Digitized by Google

Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von Auguſt Niemann (Gotha).

(Fortſetzung.)

Das Recht der Überſetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.

Es iſt mir aufgefallen, fuhr Dr. Stahlhardt ruhig fort, daß neulich, als der Plan vorlag, ein Parlamentshaus zu bauen, die Architekten zu einer Konkurrenz aufgefordert wurden, denn es ſchien mir daraus hervorzugehen, daß man den Bau jemand übertragen will, der ſich gründlich darauf verſteht.

Der Anthropologe ſah ihn verwundert an, Dr. Stahlhardt aber ließ ſich nicht irre machen.

Auch ſcheint es mir bemerkenswert zu ſein, ſagte er, daß man zum Kommando der Kriegsſchiffe Männer nimmt, die den Seedienſt gelernt haben, wie man die Regimenter von Offizieren befehligen läßt, die den Kriegsdienſt gelernt haben, während es allgemeinen Anſtoß erregen und lächerlich erſcheinen würde, wenn etwa ein Profeſſor zum Admiral oder ein Advokat zum Oberſten der Kavallerie ernannt würde.

Wie ſo? fragte der Profeſſor.

O, ſagte der Alte, ich führe das nur deshalb an, weil ich auf der andern Seite ſehe, daß in Angelegenheiten der Verwaltung und Regierung des Staates jedermann, der Luſt hat, im Reichstage auftritt, mag er Profeſſor, Landwirt, Advokat, Handwerker, Dichter oder Arzt ſein, während kein Menſch daran Anſtoß nimmt oder es lächerlich findet, daß Leute, welche die Verwaltung und Regierung des Staates nicht gelernt haben, ſie doch ausüben.

Das klingt ja ſo, als wollten Sie den Parlamentarismus lächerlich machen, warf der Profeſſor ein.

Ei, wo denken Sie hin! ſagte Dr. Stahlhardt. Ich will nur darauf hinweiſen, daß es die allgemeine Anſicht iſt, die Befähigung zur Volksvertretung,

Digitized by Google

also der Charakter eines tüchtigen Staatsbürgers, brauche nicht erlernt zu werden, sondern sei angeboren, so daß ich also durchaus nicht allein stehe mit meiner Meinung. Sogar die größten Männer der Geschichte, nicht nur das Volk, geben mir thatsächlich Recht. Denn ich habe nie gehört, daß sie ihre Söhne in dem hätten unterrichten lassen, worin sie selbst groß waren, nämlich im Charakter. Ja, man ist mit Recht erstaunt, wenn einmal ein Sohn seinem großen Vater an Charaktergröße gleichkommt, denn nur zu häufig findet man, daß die großen Männer unbedeutende Söhne haben. Denken Sie an das alte Sprichwort: Heroum filii noxae. Wie freilich auch oft nichtswürdige Väter Söhne haben, welche musterhafte und großartige Staatsbürger sind.

Mein Bester, sagte der Anthropologe, Sie verwechseln da wohl die Begriffe. Die hervorragenden Genies kann man freilich nicht als Produkte der Erziehung, wenigstens nicht im engern Sinne, betrachten. Von denen habe ich auch nicht gesprochen, sondern nur von jenen Eigenschaften, die einem jeden guten Staatsbürger zukommen: Ehrenhaftigkeit, echte Sittlichkeit, Wahrheitsliebe, Gerechtigkeit und dergleichen; und die lassen sich allerdings lernen, die sind in ihrer Gesammtheit ein Produkt der Erziehung.

Der Professor warf sich bei diesen Worten in die Brust, denn er kam auf sein Lieblingsthema, und hielt einen langen Vortrag, in welchem er entwickelte, daß der Kampf ums Dasein den Menschen zu dem gemacht habe, was er sei. Während die Natur alle Arten der Tiere mit den ihnen eigentümlichen Schutz- und Hilfsmitteln zur Erhaltung und Fortpflanzung ausgerüstet habe, habe sie dem Menschen als Entgelt für so vieles ihm Mangelnde einen kostbaren Ersatz in der Vernunft gegeben, und diese habe er allmählich ausgebildet und sie, fortschreitend in der Erkenntnis, gebraucht, um sich aus anfänglich wilden und gesetzlosen Zuständen, wie noch jetzt entlegene unglückliche Völkerstämme sie zeigten, zu Sitte und Kultur hindurchzuarbeiten.

Wie aber kommt es nun, so schloß er, daß — wie es den Anschein hat — oft ein ausgezeichneter, rechtschaffener Vater einen wahren Taugenichts von Sohn hat, und daß auch der umgekehrte Fall eintritt? Diese Erscheinung beruht gewissermaßen auf einer optischen Täuschung, indem uns der richtige Maßstab der Vergleichung nicht immer zur Hand ist. Deshalb sind Sie auch auf die Idee verfallen, im Reichstage redeten und regierten Leute, welche von den Angelegenheiten des Staates nichts verstünden. Es ist das eine unfreiwillige Selbsttäuschung über die Bedeutung unsrer Kultur.

Glauben Sie mir, lieber Doktor, ein Mensch, der Ihnen jetzt bei uns als unwissend oder gar als ein vollendeter Taugenichts erscheint, hier, wo allgemeine Bildung und Sittlichkeit herrschen, der würde Ihnen wohl, wenn Sie ihm in Afrika unter den Kaffern oder auch in Afghanistan begegneten, als ein wahrer Mustermensch, als der Ausbund aller Tugenden erscheinen. Ich vermute, mein lieber Doktor, Sie würden sich, wenn Sie bei der Gesandtschaft des Majors

Digitized by Google

Cavagnari in Kabul, oder bei der Eskorte des Prinzen Louis Napoleon im Zululande befunden hätten, lebhaft nach einer Umgebung gesehnt haben, die aus den Sittenlosesten der hiesigen Menschen zusammengesetzt gewesen wäre. Aber Sie sind verwöhnt, weil hier im gebildeten Deutschland eben alle sittlich sind, und Sie glauben auch nur deshalb, es gäbe keinen Lehrer der Charaktertüchtigkeit, weil hier eben alle Menschen, insofern sie schon einigermaßen erwachsen und verständig sind, in höherem oder niedrigerem Maße solche Lehrer sind. Sie könnten mit ebendemselben Rechte behaupten, die deutsche Sprache könnte man nicht lernen oder lehren, weil Sie nämlich unter lauter Deutschen leben, die nicht mehr nötig haben, deutsch sprechen zu lernen und gewissermaßen alle selbst Lehrer der deutschen Sprache sind, obwohl sie natürlich wiederum alle noch in ihrer eigenen Muttersprache lernen können. Man muß eben gründlich untersuchen, fein unterscheiden und nicht auf den bloßen Schein hin paradoxe Behauptungen aufstellen und verfechten.

Ich bin wirklich dankbar für die empfangene Belehrung, sagte Dr. Stahlhardt in seiner natürlichen und ruhigen Weise, doch mit einem sarkastischen Zucken um den Mund, denn in der That war ich bis jetzt noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß es menschliche Sorgfalt sei, wodurch die Guten gut werden. Auch sehe ich nun gleich ein Beispiel vor Augen, welche schöne Sache es um unsern Fortschritt ist. Wie weit hat er uns doch in der Einsicht gebracht seit jenen finstern Zeiten, in denen Pindar sang: „Angeborene Geisteskraft nur schafft herrliche Thaten. Wer am Erlernten hängt, der dämmernde Mann, unsichern Schrittes immer schwankt er hin und her," und wo der Dichter Theognis sagte:

> Ließe Vernunft sich machen und sich einpflanzen dem Manne,
> Großen und herrlichen Preis trügen die Lehrer davon.
> Nimmer aus tüchtigem Stamm wüchs' ein verdorbener Sohn,
> Folgt er verständigen Reden. Doch nimmer wirst durch Belehrung
> Einen schlechten du je machen zum tüchtigen Mann.

Aber ich möchte mir doch noch eine kleine Frage, über eine wahre Kleinigkeit, erlauben, deren Beantwortung mich ganz aufhellen wird. Sie meinten, mein verehrtester Herr Professor, ich hätte die Begriffe verwechselt, indem ich vom Genie sprach. Wie ist es denn nur mit dem Genie? Daß die Charaktertüchtigkeit gelernt wird, haben Sie gar trefflich bewiesen, aber woher kommt denn das Genie, von dem Sie sagen, daß es nicht Gegenstand des Unterrichts sein könne?

Ich verstehe recht gut, daß Sie ironisch sprechen wollen, sagte der Professor, indem eine Röte des Ärgers über sein Gesicht zog, aber ich will in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenstandes die Sache ernster nehmen, als Sie zu thun belieben. Gelernt wird das Genie allerdings auch, denn woher sollte ein Mensch es haben, wenn er es nicht gelernt hätte? Nur ist es nicht Gegenstand des Lernens im engern Sinne. Es ist eben nichts andres als das Resultat günstiger

Digitized by Google

äußerer Umstände, welche die menschliche Denkfähigkeit in exceptioneller Weise beeinflußt haben. Schon von der Stunde seiner Geburt an, sobald es an das Licht tritt, ist das Kind den mannichfaltigsten Eindrücken der Außenwelt ausgesetzt. Ein Meer von Schwingungen des Lichtes, des Schalls, von Gerüchen, von Berührungen, umgiebt seine noch ganz frischen und empfänglichen Sinne. Wir können uns keine deutliche Vorstellung von dem Einfluß und der Gewalt dieser Eindrücke machen, da wir selbst längst abgehärtet sind, und da wir am Kinde ja ihre Wirkung mit den bisherigen Hilfsmitteln der Wissenschaft nur wenig beobachten können. Aber wir müssen uns doch bei reiflicher Reflexion gestehen, daß es so ist. Ohne daß das Kind es merkt, während es ruhig schläft, während es trinkt, während seine noch ausdruckslosen Augen in die Welt hineinstarren, wirkt die Welt auf seine Sinne mit einer unberechenbaren Gewalt. Wer könnte ermessen, in welcher Weise diese wundervolle Entwicklung innerer und äußerer Naturkräfte vor sich geht? Vielleicht ist es gerade dieser Sonnenstrahl, der, durch einen Krystall gebrochen, oder auf einem goldenen Gefäß zitternd, durch das Auge des Säuglings in sein Gehirn trifft und dort ein Organ anregt, das, sich nun weiter entfaltend, einen Rafael aus dem Kinde macht. Vielleicht ist es gerade diese Melodie, die, aus der Ferne vom Klavier der Mutter her tönend, einen Beethoven oder Mozart bildet, indem sie das der Kunst der Töne gewidmete Organ im Gehirn zur Entfaltung bringt. Das ist alles so fein, so unberechenbar und entzieht sich bis jetzt noch so vollständig unsrer exakten wissenschaftlichen Beobachtung, daß wir keine speziellen Regeln darüber aufstellen können, aber gewiß ist, daß überhaupt auf diesem Wege, durch die ersten kindlichen Eindrücke, der Charakter sich bildet, und daß deshalb der allerhöchste Wert darauf gelegt werden muß, dem Kinde vom ersten Tage seines Lebens an nur gute und veredelnde Eindrücke zukommen zu lassen und alles Häßliche, Widrige, sowie Ausbrüche der Leidenschaft bei den umgebenden erwachsenen Personen ihm fern zu halten. Und ist nicht das auch eine Erziehung? Ist es nicht gerade der allerwichtigste Teil derselben? Ja ich behaupte: die Erziehung des Kindes in seinen ersten Tagen, Wochen, Monaten und Jahren ist noch einflußreicher als die Erziehung von der schulpflichtigen Zeit an, weil sich der eigentliche Charakter des Kindes schon in dieser ersten Zeit bildet.

Ich sollte fast meinen, wenn ich Sie so reden und Organe im Gehirn erwähnen höre, Sie wären ein verkappter Phrenologe, sagte Dr. Stahlhardt.

Durchaus nicht! Ich nehme natürlich Organe jeder Fähigkeit an; doch hat das nichts mit der Phrenologie zu schaffen.

Merkwürdig! sagte der Alte. Nun denn, wenn ich Sie recht verstanden habe, so sind es also die äußern Eindrücke, die den Charakter bilden. Günstige Umstände lassen dabei ein Genie entstehen, weniger günstige einen mittelmäßigen Mann, ungünstige einen schlechten Mann. Und durch die Sinne teilt sich Ihrer Meinung nach alles mit, was den Menschen bildet.

Digitized by Google

Natürlich, sagte der Anthropologe. Wodurch wollen Sie denn, daß der Mensch in sich aufnimmt, wenn nicht durch die Sinne?

Das Auge ist der schärfste unsrer Sinne, doch wird die Weisheit nicht damit erblickt, sagte Dr. Stahlhard lächelnd.

Was meinen Sie denn, mein wohlweiser Herr? fragte der Professor. Woher hat denn Ihrer überlegenen Meinung nach der Mensch jene Eigenschaften, die ihn zu einem zivilisirten Staatsbürger oder gar zu einem Genie machen? Fliegen sie ihm etwa an, im Augenblick, wo er geboren wird, oder bei welcher Gelegenheit fallen sie vom Himmel auf ihn herunter?

Ja, mein Verehrtester, sagte Dr. Stahlhardt, das ist eine schwere Frage. Sie reden doch von jenen schönen Eigenschaften Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Sittlichkeit, die wir allesammt mit dem einzigen Worte Tugend zusammenfassen können, und die meiner Meinung nach das Genie nur in höherem Maße, nicht aber in andrer Weise besitzt als andre Menschen. Woher nun die Tugend dem Menschen kommt, wenn ich das sagen könnte, da wäre ich allerdings ein wohlweiser Mann. Ich muß gestehen, daß ich es nicht weiß, kann aber auch beteuern, daß es mir nie eingefallen ist, zu behaupten, ich wüßte es. Ich beschränke mich ganz darauf zu sagen, was jeder Unwissende sagen kann, nämlich, daß es die Gnade Gottes ist, die dem Menschen Tugend verleiht, und daß Gott sie giebt, wem er will, nach seinem unerforschlichen Ratschluß. Doch hat er wohl mit diesem seinem köstlichen Geschenk zu keiner Zeit gegen seine Menschen zurückgehalten, sondern es seinen Lieblingen unter den alten Völkern, ja auch unter den uralten Stämmen mit derselben Gnade verliehen wie jetzt. Wenigstens lehrt auch die historische Erfahrung sowohl wie der Denkschluß, daß menschliche Tugend immer dieselbe gewesen ist und zu keiner Zeit und unter keinen Verhältnissen etwas andres gewesen ist als Liebe zu Gott und den Mitmenschen. Freilich ist es auch wohl von Anfang an so gewesen wie jetzt, daß nämlich, wie Sokrates sagt, der Thyrsosträger zwar viele sind, der Bakchen aber nur wenige, oder, wie Christus sagt, viele berufen sind, wenige aber nur auserwählt.

So wäre denn alles, was Menschen je gelernt und gelehrt haben, umsonst? So wäre alle Wissenschaft und Kultur ohne Wert? So gäbe es keinen Fortschritt und wir thäten besser, nichts zu lernen, da ja doch das Gute beliebig von oben herunterfällt? Ohne Wahl verteilt die Gaben, ohne Billigkeit das Glück? fragte der Professor.

Sollte es nicht klüger sein, ehe wir den Mund so voll nehmen, zu untersuchen, worin denn eigentlich das Lernen besteht? fragte jener dagegen. Ich glaube, wenn wir erst das eingesehen haben, werden wir auch sehen, was wir lernen können.

Nun gut, sagte der Professor, so lassen Sie uns hören, was Sie unter Lernen verstehen.

Digitized by Google

Ihre Meinung war doch, sagte Dr. Stahlhardt, daß wir die Begriffe der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Gleichheit und so weiter in unserm Gehirn infolge der Wahrnehmungen konstruirten, welche wir mittels unsrer Sinne machten, indem wir nämlich gerechte Handlungen, schöne oder gleiche Gegenstände beobachteten und uns darnach Ideen bildeten.

Ganz recht, sagte der Professor, auf andre Weise ist es nicht möglich, denn die Sinne sind unsre einzige Vermittlung mit der Außenwelt.

Bleiben wir beispielsweise jetzt bei dem Begriff der Gleichheit stehen, fuhr Dr. Stahlhardt fort. Wir haben also diesen Begriff erhalten, indem wir gleiche Dinge sehen, etwa gleiche Bäume, gleiche Steine, gleiche Tiere und so weiter.

Ganz recht.

Diese gleichen Dinge können nun unter Umständen auch ungleich erscheinen. Selbst solche, die sich in hohem Maße gleich sind, wie etwa zwei Meterstäbe, können sehr ungleich aussehen, wenn der eine auf fünf Schritt, der andre auf fünfzig Schritt Entfernung aufgestellt wird.

Gewiß, sagte der Professor, und es läßt sich sogar, abgesehen von scheinbaren Ungleichheiten, behaupten, daß es absolut gleiche Dinge gar nicht giebt. Ein größerer oder geringerer Unterschied findet sich immer, und selbst die beiden Meterstäbe, nebeneinander beobachtet, werden stets eine minimale Differenz in der Länge ergeben.

Sehr schön, sagte der andre. Wie ist es nun aber mit dem Begriff der Gleichheit? Können wir uns wohl vorstellen, daß es Umstände gäbe, unter welchen sie selbst ungleich sei? Ist unser Gehirn imstande, den Begriff der Gleichheit als Ungleichheit aufzufassen?

Entschieden nicht. Der vollkommene Widerspruch ist undenkbar, für Weise wie für Thoren, wie auch Mephistopheles meinte.

Also ist die Gleichheit an sich wohl etwas andres als die gleichen Gegenstände, obwohl diese uns jenen Begriff zum Bewußtsein gebracht haben.

Sicherlich.

Wie aber kommt es, daß wir doch den Begriff der absoluten Gleichheit gelernt haben, obwohl die Dinge, durch welche wir ihn lernten, selbst nicht absolut gleich sind?

Das kommt dadurch, sagte der Professor, daß wir Schlüsse ziehen können. Sowohl die Ähnlichkeit der Dinge unter sich als auch ihre Unähnlichkeit macht uns aufmerksam auf das, was sie Gleiches, als auch auf das, was sie Ungleiches haben. So können wir sehr wohl eben durch das, was einem Gegenstande abgeht, auf dessen ideale Vollkommenheit gelenkt werden. Ich kann zum Beispiel, wenn ich ein Porträt sehe, dessen Mängel bemerken und doch, wenn es nicht gar zu schlecht ist, die Person erkennen, welche es darstellt; ich kann mir sagen, das ist gleich und das ist ungleich, und aus solcher Vergleichung den Begriff absoluter Gleichheit lernen, indem ich mir sage: so müßte es sein, um vollkommen dem Originale gleich zu sein.

Digitized by Google

Aber wenn Sie die Person nicht gekannt haben, welche das Porträt darstellt, dann können Sie über seine Ähnlichkeit nicht urteilen, sagte Dr. Stahlhardt.

Diese Bemerkung ist wohl überflüssig. Was ich nicht gesehen habe, kann ich nicht wiedererkennen, das versteht sich von selbst.

Wie? fragte der Alte, unter keiner Bedingung können Sie über die Ähnlichkeit eines Bildes urteilen, wenn Sie das Original nicht vorher gesehen haben?

Nein, sicher nicht. Eine bestimmte Erinnerung muß ich haben, sonst tappt jede Vergleichung im Dunkeln.

Ich dachte doch, Sie könnten Schlüsse ziehen. Könnten Sie denn nicht bei genauer und sorgfältiger Betrachtung des Porträts schließen, wie das Original aussieht?

Mein Bester, ich verstehe nicht, warum Sie auf diesem Punkte so sehr beharren. Es ist doch ganz klar, daß die Vergleichung zweier Dinge deren Kenntnis voraussetzt. Von der Ähnlichkeit eines Bildes kann ich doch nur insofern sprechen, als es dessen Übereinstimmung mit den Zügen des Originals betrifft. Folglich muß ich doch das Original vor Augen oder deutlich in der Erinnerung haben, um über die Ähnlichkeit des Bildes urteilen zu können.

Nun, ich bin vollständig Ihrer Meinung, sagte Dr. Stahlhardt lächelnd. Gesetzt also, Sie hätten das Original deutlich in der Erinnerung, urteilten über die Ähnlichkeit des Bildes und fänden, daß es dem Original in hohem Maße gliche, nur mit den kleinen Mängeln, die von menschlichen Schöpfungen einmal unzertrennlich sind, würden Sie da wohl, indem Sie diese Vergleichung anstellten, etwas andres thun, als die Gleichheit zweier Gegenstände mit der absoluten Gleichheit vergleichen?

Wie so? fragte der Professor zögernd.

Wir hatten uns doch darüber verständigt, antwortete der Alte, daß die Gleichheit etwas andres sei als die gleichen Gegenstände, indem letztere nämlich zwar so sein wollten wie erstere, aber doch nicht absolut gleich sein könnten, die Gleichheit selbst aber vollkommen. Wo immer ich also wahrnehme, daß zwei Gegenstände sich relativ gleich sind, kann ich es doch nur dadurch, daß ich ihre Gleichheit mit dem an sich Gleichen vergleiche.

Ganz recht.

Sie sagten aber selbst, daß die Vergleichung zweier Dinge deren Kenntnis voraussetzt. Wenn ich nun irgend eine Gleichheit mit der Gleichheit an sich vergleiche, so muß ich diese selbst vor Augen oder doch eine deutliche Erinnerung von ihr haben. Mit andern Worten: der Begriff der Gleichheit muß notwendig jeder Beobachtung von Gegenständen hinsichtlich ihrer Gleichheit vorausgegangen sein. Keine noch so sorgfältige Betrachtung zweier Gegenstände kann uns zu dem Schlusse führen, sie seien einander durch Gleichheit näher oder ferner stehend, wenn die Kenntnis der Gleichheit nicht vorausgegangen ist.

Digitized by Google

Nun gut, ich muß den Begriff der Gleichheit erfaßt haben, ehe ich Dinge hinsichtlich ihrer Gleichheit prüfe. Ich muß ihn eben auch gelernt haben. Was weiter?

Wann fangen wir nun an, die Dinge hinsichtlich ihrer Gleichheit zu prüfen? fragte Dr. Stahlhardt.

Nun, sehr früh, sobald sich der Verstand entwickelt.

Ich glaube auch, es geschieht schon sehr früh, sagte der Alte. Wenn ich nicht irre, fängt es in dem Augenblicke unsrer Geburt an. Wir müssen also den Begriff der Gleichheit schon vorher bekommen haben.

Vor unsrer Geburt?

Vor unsrer Geburt, sagte der Alte ruhig.

Das ist extravagant, sagte der Professor. Ich werde nie zugeben, daß wir irgendwelche Kenntnisse vor unsrer Geburt hatten.

Sie sagten aber doch, erwiederte Dr. Stahlhardt, daß wir den Begriff der Gleichheit erfaßt haben müßten, ehe wir Vergleichungen anstellten.

Das habe ich zugegeben, aber von der Geburt an werden auch nicht Vergleichungen angestellt. Das erste Schreien, das erste Verlangen nach Nahrung, die erste Unterscheidung von Licht und Dunkel sind animale, instinktive Regungen.

Das ist einerlei, sagte Dr. Stahlhardt. Nennen sie es, wie Sie wollen. Denn Sie selbst sagten vorhin, daß wir von unsrer Geburt an lernten, wiesen auf den Sonnenstrahl und den Ton hin, der in der Seele des Kindes bestimmte Fähigkeiten weckte. Und das ist ja auch gewiß, daß die Sinne der einzige Weg sind, auf dem uns die Begriffe zum Bewußtsein kommen. Aber welchen Zeitpunkt wir auch als denjenigen annehmen wollen, zu welchem wir zuerst etwas Schönes sahen, etwas Gleiches oder Ungleiches beobachteten oder eine gute That bemerkten, einmal muß doch das erste Mal gewesen sein, mag es nun am ersten oder zweiten Tage oder im ersten oder zweiten Jahre des kindlichen Lebens gewesen sein. Notwendig muß aber dieser ersten Wahrnehmung die Kenntnis der Schönheit oder der Gleichheit oder der Gerechtigkeit vorhergegangen sein, sonst könnte das Bewußtwerden nicht eintreten. Darum ist dieses selbst nichts andres als eben eine Erinnerung. Denn so wenig wie Sie die Ähnlichkeit des Bildes beurteilen konnten, ohne sich des Originals zu erinnern, ebensowenig können Sie etwas schön finden, ohne sich der Schönheit, oder etwas gerecht finden, ohne sich der Gerechtigkeit, oder etwas gleich finden, ohne sich der Gleichheit zu erinnern, die Sie vor Ihrer Geburt kennen gelernt haben.

Das heißt, Sie rechnen alle abstrakten Begriffe zu den aprioristischen. Wie aber, wenn ich sage, diese Begriffe bekommen wir im Augenblicke der Geburt?

Dann frage ich Sie: Wann haben wir sie denn verloren?

Wann wir sie verloren haben?

Ja, denn Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß wir sie besäßen. Wenn wir sie besäßen, brauchten wir ja nicht zu lernen. Denn was hätten

Digitized by Google

wir wohl zu lernen, wenn wir die Gerechtigkeit, die Wahrheit, die Weisheit, die Tugend kännten? Nein, wir besitzen diese Kenntnis nicht, sondern wir müssen sie lernen. Dies Lernen aber ist nichts andres als ein Wiedererinnern, weil die Wahrnehmungen durch unsre Sinne uns in die Erinnerung zurückrufen, was wir ehedem wußten, aber durch das Einkleiden in einen Körper vergessen haben. Und die, welche recht gründlich vergessen haben, das sind die klugen, praktischen Leute, die sich von Kindheit an verständig benehmen, es zu Reichtümern und Ehren bringen und in der Wissenschaft schnell berühmt werden. Wenig Erinnerung an die himmlische Heimat stört sie in ihrem irdischen Streben. Die aber noch ein deutliches Bild der göttlichen Schönheit und Weisheit in ihrer Seele tragen und es nicht vergessen können, daß der Himmel ihre Heimat ist, obwohl sie in das schwere Fleisch gekleidet sind, die können sich hier unten nicht gut zurechtfinden, benehmen sich thöricht und werden nicht verstanden. Das sind die Künstler, Dichter und Denker, mit einem Worte: das Genie.

Der Professor dachte bei sich, dieser alte Kahlkopf sei ein unangenehmer Mensch. Mein Bester, sagte er, Sie haben uns die alte platonische Phantasie, daß die Seele von Ewigkeit zu Ewigkeit lebe, zum Besten gegeben, aber ich sollte doch meinen, die wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit hätten derartige Hirngespinnste längst beseitigt.

Als Pantagruel auf seiner Seefahrt im Frühling an das Eismeer gelangte, erwiederte Dr. Stahlhardt, da hörte man in der Luft allerhand Lärm, Rufe und Worte, ohne jemand zu sehen, der sie gesprochen haben könnte. Und der Steuermann erklärte, es sei im vergangenen Winter eine große Schlacht zwischen den Nordlandsvölkern geschlagen worden, die Rufe der Kämpfenden aber und der Lärm der Schlacht seien bei der strengen Kälte gefroren und würden erst jetzt hörbar, wo das warme Wetter sie aufthauen lasse. Da meinte Pantagruel, diese Töne glichen der Lehre Platons, und schon Antiphanes habe gesagt, Platons Lehre sei den Worten ähnlich, welche in gewissen Gegenden, zu strenger Winterszeit gesprochen, von der Kälte erstarrten und gefrören, so daß sie nicht gehört würden. Was Platon den Jungen lehre, werde von diesen erst notdürftig verstanden werden, wenn sie alt geworden seien.

In diesem Augenblicke machte sich eine Stille bemerklich, die den frohen Lärm des Festes jäh unterbrach. Die Tanzmusik hörte auf, es war ein Fragen und Flüstern, das bis in die letzten Zimmer sich fortpflanzte.

Auch der Kreis, welcher das lange Gespräch zwischen dem berühmten Anthropologen und dem Dr. Stahlhardt so geduldig angehört hatte, erhob sich, und man ging in den Tanzsaal, um sich nach der Ursache der Störung zu erkundigen.

Da stürzte Frau Klara Stahlhardt ihrem Manne entgegen und rief mit hochroten Wangen: Amadeus ist mit dem Pferde gestürzt und hat den Hals gebrochen. — Dann raunte sie ihm ins Ohr: Wir und Irrwischs sind die nächsten Erben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Führer ins Reich der Pflanzen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Einel eicht verständliche Anweisung, die im deutschen Reiche, Österreich und der Schweiz wild wachsenden und häufig angebauten Gefäßpflanzen schnell und sicher zu bestimmen von Dr. Moritz Willkomm, Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Gartens der k. k. Universität zu Prag. Zweite umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage des „Führers ins Reich der deutschen Pflanzen." Mit 7 Tafeln und circa 800 Holzschnitten nach Zeichnungen des Verfassers. Leipzig, H. Mendelssohn, 1881.

Es giebt kein größeres „floristisches" Werk, das mehr Anspruch auf Verbreitung unter den für die Pflanzenwelt sich interessirenden Naturfreunden machen könnte, als Willkomms „Führer durch das Reich der Pflanzen," von dessen zweiter Auflage bis jetzt acht Lieferungen erschienen sind. Die wenigen Vorkenntnisse, welche für das Bestimmen der Pflanzen nach der in diesem Werke befolgten Methode erforderlich sind, werden in einer äußerst klar abgefaßten Einleitung vermittelt. Der erste Abschnitt dieser Einleitung behandelt zunächst die Pflanze und ihre Teile: die Wurzel, die Axe (Stamm), die Knospen, die Blätter, die Blüte, die Frucht, den Samen. Der zweite Abschnitt bringt auf 25 Seiten eine alphabetische Aufzählung der erklärungsbedürftigen Kunstausdrücke, der dritte enthält die Systemkunde und die Methode der Pflanzenbeschreibung. Die hier gegebene Übersicht des Linnéschen Systems genügt, um einen Begriff von demselben zu geben, zumal da es in dem Buche beim Bestimmen der Pflanzen nicht in Anwendung kommt. Der vierte Abschnitt giebt eine kurze Anleitung zum Gebrauche des „Führers" beim Bestimmen. Eine sehr dankenswerte Beigabe ist die Anleitung zur Anlegung eines Herbarium.

Nach der von Willkomm befolgten analytischen Bestimmungsmethode werden zuerst nach leicht übersichtlichen Tabellen die Gattungen und sodann die Arten bestimmt. Der Verfasser dieser Anzeige hat schon nach der ersten Auflage des Buches durch vielfache Benutzung die hier angewandte Methode als eine der einfachsten und sichersten kennen und schätzen gelernt und kann daher allen denjenigen, welche den Wunsch hegen, die Pflanzen selbst zu bestimmen, keine bessere Anleitung empfehlen als diesen „Führer." Die Brauchbarkeit desselben wird noch erhöht durch die große Anzahl charakteristischer Abbildungen. Willkomm gebührt unsers Wissens das Verdienst, zum erstenmale in einer Flora Abbildungen zur Erläuterung in Anwendung gebracht zu haben.

Der Verleger giebt dem Werke eine schöne Ausstattung und erleichtert die Anschaffung desselben durch Veranstaltung der vorliegenden Lieferungsausgabe.

Zur Beachtung.

Mit dem 30. März 1882 beginnt diese Zeitschrift das 2. Quartal ihres 41. Jahrgangs, welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.

Preis für das Quartal 9 Mark. Wir bitten um schleunige Aufgabe des neuen Abonnements.

Leipzig, im März 1882.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 045284385

Digitized by Google

Digitized by Google